Preußiſche Jahrbücher.

Begründet von **R. Haym**, fortgeführt von
Heinrich v. Treitſchke und **Hans Delbrück**

Herausgeber: **Dr. Walther Schotte.**

Einhundertfünfundachtzigſter Band.

Juli bis September 1921.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1921.

Inhaltsverzeichnis

des

185. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

(Juli bis September 1921.)

I. Aufsätze.

Seite

Below, Georg von. Die Hemmnisse der politischen Befähigung der Deutschen und ihre Beseitigung 1
Bahr, Hermann. Goethebild 46
Croce, Benedetto Der Aufbau der „Komödie" und die Dichtung 367
Dix, Arthur. Ansätze zu weltwirtschaftlicher Nationalisierung . . 328
Federn, Karl. Das Vermögen und die Geschäfte des Kardinals Mazarin 211
Fischer, Franz. Ziele und Ergebnisse der Kohlenforschung . . 162
Fischel, Oskar. Dante und die Künstler 321
Heimsoeth, Heinz. Gott und Welt, Die Einheit der Gegensätze 73
Hellwig, Albert. Frauen als Strafrichter 91
Kähler, Siegfried. Das preußisch-deutsche Problem seit der Reichsgründung 26
Marbe, Karl. Die Stellung und Behandlung der Psychologie an den Universitäten 202
Padel, Wilhelm. Die türkischen Kapitulationen und Deutschland 353
Pourtalès, Graf Friedrich. Neues über die Entente-Diplomatie vor dem Weltkriege 289
Schnee, Heinrich. Amerika und Europa 145
Schotte, Walther. Sehnsucht und Landschaft 382
Schwendemann, K. Holland unter den Mächten 356
Strecker, Hildegard. Anwendung und Bedeutung des Test-verfahrens 227
Wechßler, Eduard. Das junge Frankreich u. d. junge Deutschland 186

II. Besprechungen und Hinweise.

Seite

Benz, Richard. Ein Kulturprogramm 269
Blüher, Hans. In medias res 114
Bossert, Alt-Kreta 402
Brailsford, H. N. The russian workers republic 268
Brown, W. A. The groping giant 267
Böhm, Otto. Verträge im Filmgewerbe 133
Chledowski, Casimir von. Neapolitanische Kulturbilder . . 123
Dante. Neues Leben. Uebers. von Franz Lambert 398
Dickinson, G. L. The Magic Flute 263
Egelhaaf, Gottlob. Geschichte der neuesten Zeit. 8. Auflage . 129
Ehrenberg, Hermann. Deutsche Malerei und Plastik von 1350–1450 287
Fahlbeck, P. Klasserna och samhället 286
Foerster, Wolfgang. Graf Schlieffen und der Weltkrieg . . 124
Freytagh-Loringhoven. Heerführung im Weltkriege. Bd. 2 . 406
Handbuch der Politik (Verlag Rothschildt). Bd. IV 403
Herrmann, Paul. Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht 118
—„— Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten 118
Heiler, Friedrich. Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen 253
Hoeschel, Hans. Die Kolonialfrage im Frieden zu Versailles . 272
Hönig, Johannes. Ferdinand Gregorovius. Der Geschichtsschreiber der Stadt Rom 259
Kaskel, Walther. Das neue Arbeitsrecht 284
Kahler, Erich von. Das Geschlecht der Habsburg 265
Keyserling, Graf Hermann. Was uns not tut. Was ich will 258
Lade, Karl. Die preußischen Kriegsorden im Weltkriege . . . 144
Lehmann, Max. Freiherr vom Stein 404
Lissauer, Ernst. Der inwendige Weg 260
Meyers Handlexikon. 7. Auflage 284
Moog, Willy. Logik, Psychologie und Psychologismus . . . 113
Müller-Freienfels, Richard. Karl Federn, Dante und seine Zeit. — Karl Federn, Dante Alighieri 402
Natorp, Paul. Sozial-Idealismus 110
Overbeck, Franz. Christentum und Kultur. Her. von C. A. Bernoulli 252
Ransome, Arthur. The crisis in Russia 268
Rachfahl, F. Don Carlos 132
Ringleb, Alexander. Valuta und Staatsbankerott 285
Sauter, J. A. Mein Indien 119
Sachs, Heinrich. Entwurf einer Kunstschule 269
Shakespeare in deutscher Sprache. Her., zum Teil neu übersetzt, von Friedrich Gundolf. Band 10 261

Schmidt, Raymund. Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. I und II 254
Schlachten des Weltkrieges. Bearbeitet und herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Heft 1 und 2 . . . 126
Schlüter, Willy. Deutsches Tat-Denken 287
Schmidkunz, Hans Logik und Pädagogik 114
Schnee, Heinrich. Deutsch-Ostafrika und der Weltkrieg . . . 143
Schwarte, M. Die Technik im Weltkriege 425
Spindler, Karl. Das geheimnisvolle Schiff 131
Stammler, Rudolf. Sozialismus und Christentum 426
Suarès, Andrée. Die Fahrten des Condottiere 262
Tappen. Bis zur Marne 1914 406
Utitz, Emil. Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft, Band I und II 120
Vaihinger, Philosophie des Als-Ob (4. Auflage) 113
Völkerrechtliche Urkunden des Weltkrieges. Her. v. Th. Niemeyer und K. Strupp. Band IV 285
Weltsch, Felix. Gnade und Freiheit 109
Wiener, O. Physik und Kulturentwicklung 143
Wolff, Richard. Studien zu Luthers Weltanschauung . . . 396
Ziehen, Theodor. Lehrbuch der Logik 112
Zwehl, von. Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront 123

III. Politische Korrespondenz und Sonstiges.

Haeger, Albrecht. Die Staffelung des Schulgeldes 393
Knoerzer, Guido. Das Elsaß und Deutschland 408
Kretzer, E. Ein neuer Faustkomponist 240
Schneider, Georg. Die Aufgaben der Bibliographie 248
Schotte, Walther. Preußischer Partikularismus 134
—„— Internationale 273
—„— Caillaux und das Problem der Kontinentalpolitik 412
Toennies, Ferdinand. Das Nationalitätenproblem 386
Tophoff, H. Entgegnung 423
Zeller, Gustav. Okkultismus und deutsche Wissenschaft . . . 104

Die Hemmnisse der politischen Befähigung der Deutschen und ihre Beseitigung

von Georg von Below

Wir begegnen oft der Behauptung, daß das deutsche Volk seiner allgemeinen Art nach politisch unfähig sei. Auf Grund dieser Anschauung von der politischen Unfähigkeit des deutschen Volkes bekennt man sich entweder zu einem Pessimismus, der darauf verzichtet, noch irgend etwas für Deutschland zu erreichen, oder man meint dem deutschen Volk empfehlen zu müssen, sich von der Politik mehr oder weniger vollständig zurückzuziehen und sich sogenannten rein idealen Aufgaben zu widmen.

Ich möchte der Behauptung von der politischen Unfähigkeit der Deutschen die andere entgegenstellen, daß das deutsche Volk in Wahrheit hohe politische Fähigkeiten besitzt, daß es sogar zu denjenigen Völkern gehört, die eine besondere politische Begabung besitzen. Als bezeichnend für die politische Unfähigkeit der Deutschen oder vielmehr als deren stärksten Ausdruck bezeichnet man meistens den deutschen Individualismus, die Abneigung und Unfähigkeit, sich einem großen Ganzen einzugliedern. Man stellt diesen deutschen eigensinnigen Individualismus etwa in Gegensatz zu der slavischen Fügsamkeit, von der man behauptet, daß sie die Staatenbildung und das politische Leben überhaupt leichter möglich mache. Eine bekannte Anwendung dieser Ansicht ist die Theorie, daß der preußische Staat seine Bildung und seine Erfolge wesentlich dem großen Zuschuß slavischen Blutes verdanke, der in der preußischen Bevölkerung enthalten sei. Ich möchte hier sogleich bemerken, daß diese Theorie die Verhältnisse geradezu umkehrt. Nicht wegen der slavischen Beimischung, sondern wegen seines starken deutschen Elements ist Preußen aufgekommen und groß geworden. Preußen ist als eine deutsche, insbesondere als eine niedersächsische Kolonie entstanden und groß geworden. Es wäre doch auch merkwürdig, wenn Preußen seinen staatlichen Charakter und seine politischen Großtaten dem slavischen Element verdanken würde, welches an andern Stellen die Abwesenheit hoher politischer Fähigkeiten erkennen läßt. Es gibt von vornherein zu denken, daß die größten slavischen Reiche der Geschichte, Rußland und Polen, von germanischen Dynastien begründet worden sind (wie Rurik und seine Waräger, so sind auch die Piasten germanischen Ursprungs). Und liefert ferner etwa der polnische Reichstag mit seinem liberum veto aller einzelnen Reichstagsmitglieder ein klassisches Beispiel für eine Fähigkeit der Slaven, sich einem großen Ganzen mit politischem Takt einzugliedern?

Nun ist es ja freilich eine nicht wegzuleugnende, im höchsten Maß zu beklagende Tatsache, daß recht oft in der deutschen Geschichte deutsche Uneinigkeit nicht bloß deutsche Erfolge gehindert, sondern auch das, was politisch erreicht worden war, wieder rückgängig gemacht hat. Allein wir werden, nach dem vorhin Gesagten, doch Bedenken tragen, eine unpolitische Begabung der Deutschen an sich als Ursache dieser ausbleibenden Erfolge und dieser rückläufigen Bewegungen anzusehen. Nur oberflächliche historische Betrachtung wird die deutschen Mißerfolge auf den deutschen Volkscharakter an sich zurückführen. Eine gründlichere Geschichtsbetrachtung wird entdecken, daß die Ursachen an anderer Stelle liegen.

Wir dürfen von äußerst schweren Mißgeschicken und Prüfungen sprechen, die über das deutsche Volk gekommen sind. Man wird vielleicht schnell mit der Bemerkung bei der Hand sein, daß es von der politischen Befähigung abhängig ist, ob ein Volk solche schweren Mißgeschicke überwindet, und daß es daher ein Zeichen für geringere politische Befähigung ist, wenn ein Volk solche Mißgeschicke nicht überwindet. Indessen wird man zugeben müssen, daß solche Mißgeschicke so groß sein können, daß auch ein Volk mit starker politischer Begabung sie nicht ganz zu überwinden vermag.

Im Mittelalter gewährten die deutschen politischen Verhältnisse zunächst einen günstigen Anblick. Im 10. Jahrhundert ist die Zentralgewalt in Deutschland stärker als in Frankreich. Eine unerfreuliche Wendung brachte dann die italienische Politik der mittelalterlichen deutschen Kaiser, ihr Streben, Italien und das Papsttum zu beherrschen. Sie haben damit dem Papsttum gute Dienste geleistet, indem sie es wiederholt aus einer kläglichen Situation, in die es geraten war, befreiten. Aber für die deutsche Verfassungsentwicklung hat sich die italienische Politik der Kaiser als schädlich erwiesen. Um ihr Ziel in Italien zu erreichen, um die militärische Unterstützung der deutschen Fürsten für ihre italienischen Unternehmungen zu gewinnen, haben die deutschen Kaiser den Fürsten Zugeständnisse auf Kosten der Reichsgewalt gemacht, oder vielmehr, sie haben wesentlich durch diese Zugeständnisse ihren Reichsbeamten eine fürstenmäßige Stellung verschafft. Die Wirkung der italienischen Politik der deutschen Kaiser auf die innerdeutschen Verhältnisse liegt eben in einer solchen Stärkung der lokalen Gewalten, in der Begünstigung der Bildung annähernd selbständiger Territorien. Das Aufkommen der Territorien, der Landesherren hat hierin nicht seinen einzigen Grund; es kommt namentlich noch der zufällige Umstand der Kurzlebigkeit der deutschen Dynastien hinzu, die Deutschland im Gegensatz zu Frankreich benachteiligte, welches sich des Vorzugs erfreute, dauernd von derselben Dynastie, den Kapetingern, regiert zu werden. Jedenfalls endigt das deutsche Mittelalter damit,

daß die Zentralgewalt schwach, die lokalen Gewalten, die Landesherren, stark sind, während in Frankreich die Zentralgewalt die landesherrlichen Bildungen schlechthin beseitigt hat.

In dieser Verfassung tritt Deutschland in das Reformationszeitalter ein. Die konfessionelle Spaltung, die über Deutschland gekommen ist, hängt mit der annähernd selbständigen Stellung der Territorien zusammen. Wäre Deutschland damals ein Einheitsstaat gewesen, so wäre es wahrscheinlich entweder ganz katholisch oder ganz protestantisch geworden. So aber fiel es in ein katholisches und in ein protestantisches Deutschland auseinander. Die konfessionelle Spaltung hat politisch auch verhängnisvoll gewirkt. Die Möglichkeit des dreißigjährigen Krieges ergab sich aus der konfessionellen Spaltung und dem Dasein der landesherrlichen Gewalten. Diese politische und kirchliche Spaltung lieferte auswärtigen Mächten die Brücke für die Einmischung in die innern deutschen Verhältnisse.

Der brandenburgisch-preußische Staat, der sich nach dem dreißigjährigen Kriege erhob, schuf allmählich die Grundlage für eine Einigung Deutschlands. In der langen Zeit der Arbeit, die für diesen Zweck zu leisten war, erwiesen sich als die Hindernisse der Einigung jene alten Widerstände der landesherrlichen Gewalt und des konfessionellen Gegensatzes, wobei wir zu beachten haben, daß die Träger der partikularistischen Bestrebungen keineswegs nur die Landesherren sind; in der Bevölkerung erhalten sie, namentlich seit der Ausbildung der Landesverfassungen, eher eine noch stärkere Vertretung.

Das 19. Jahrhundert hat in seiner zweiten Hälfte endlich die Einigung Deutschlands gebracht, wenigstens für seinen größern Teil. Wenn Oesterreich damals in das neue deutsche Reich nicht einbezogen werden konnte, so liegen die Gründe dafür, von der internationalen Politik und dem Verhältnis des nichtdeutschen habsburgischen Besitzes abgesehen, wiederum in jenen zwei Momenten der konfessionellen Spaltung (Abneigung des katholischen Oesterreich gegen das protestantische Preußen) und der selbständigen Stellung der Einzelstaaten, hier des großen österreichischen Staates. Für das geeinigte Deutschland wurde die Form des Bundesstaates gewählt, nicht die des Einheitsstaates. Die Entwicklung der Einzelstaaten war zu weit gediehen, als daß sie sich mit einem Male hätten beseitigen lassen. Ein Versuch der Herstellung eines deutschen Einheitsstaates hätte nur die Widerstände gegen die deutsche Einheit gesteigert.

Wir haben bisher jene zwei Momente als Hindernisse der Herstellung einer starken Zentralgewalt betrachtet. Sie sind aber zugleich Ursachen einer unpolitischen Haltung der Deutschen im allgemeinen. Die konfessionelle Minderheit, der

katholische Volksteil, ist von dem Mißtrauen erfüllt, daß die Katholiken in dem überwiegend protestantischen Deutschland zurückgesetzt würden. Auf diesem Grunde ist die Zentrumspartei erwachsen. Die Angehörigen der deutschen Einzelstaaten sind von dem Mißtrauen erfüllt, daß ihr Staat und seine Angehörigen von der Zentralgewalt oder von Preußen als dem größten deutschen Einzelstaat oder etwa von einer Nachbarschaft (Mißtrauen Württembergs und Badens gegen Bayern!) nicht die gehörige Rücksicht erfahren. Dieses gegenseitige konfessionelle und partikularistische Mißtrauen erfüllt die Gemüter derartig, daß sie für die allgemeinen politischen Fragen entsprechend weniger Sinn übrig haben. Die Zentrumspartei hat seit der Beendigung des Kulturkampfes keine großen Aufgaben mehr; es läßt sich seitdem überwiegend nur von taktischen Gesichtspunkten leiten. Wenn aber eine Partei so steht und nicht selbständige, große, politische Ziele verfolgt, so liegt darin das Gegenteil von Erziehung zu politischer Haltung. Man darf hiernach behaupten, daß den Zentrumspolitikern die eigene politische Haltung fehlt, und wir erhalten damit das Resultat, daß bei etwa einem Viertel der deutschen Bevölkerung — so viel macht wohl die Zentrumsanhängerschaft aus — die politische Befähigung brach liegt. Selbstverständlich spreche ich hier nicht von Katholiken, sondern nur von Zentrumsanhängern; ich scheide zwischen beiden.

Der partikularistische Beisatz ist bei den verschiedenen Parteien verschieden stark. Wo er geradezu die Grundlage der Parteistellung bildet, wie bei den Welfen, da bietet sich uns ein ähnliches Bild wie bei dem Zentrum: eine eigene politische Haltung fehlt bei den Welfen durchaus; sie haben überwiegend nur taktische Gesichtspunkte. Aber auch bei den geringer partikularistisch beeinflußten Kreisen wird ein Teil ihres Dichtens und Trachtens durch den Partikularismus absorbiert, so daß darum eben entsprechend weniger für wahrhaft politische Betätigung übrig bleibt. Eine solche Trübung läßt sich z. B. vielfach bei den süddeutschen Demokraten beobachten.

Die beiden geschilderten Momente, die konfessionelle Spaltung und der Partikularismus, sind altes geschichtliches Erbteil der Deutschen. Schon sie allein belasten Deutschland mehr als irgend einen andern großen Staat. Schon sie allein würden es erklärlich machen, daß die Deutschen trotz angeborener politischer Begabung doch politisch nicht immer das leisten, was andere Völker fertig bringen. Andere Völker haben mit jenen beiden Momenten entweder gar nicht oder doch viel weniger zu ringen. Im Lauf des 19. Jahrhunderts sind aber weitere Momente hinzugetreten, welche die politische Betätigung der Deutschen noch mehr erschweren: die Emanzipation des in Deutschland sehr zahlreich vorhandenen Judentums und die riesige Entwicklung des Lohnarbeiterstandes.

Die Judenfrage würde für Deutschland nicht so viel bedeuten, wenn die Zahl der in Deutschland lebenden Juden nicht so groß wäre. Sie drückt Deutschland viel mehr als England, Frankreich oder Italien, weil es in diesen Ländern unvergleichlich viel weniger Juden gibt. Wenn Polen mit seiner sehr großen Judenzahl sich politisch geschlossen hält, so haben wir zu berücksichtigen, daß Polen nicht oder nur in geringem Maße die konfessionelle Spaltung und den Partikularismus kennt (wenigstens bisher steht es so). In Deutschland dagegen wirkt das Judentum als fermentum decompositionis um so empfindlicher, als es schon in der konfessionellen Spaltung und dem Partikularismus zwei bedeutende fermenta decompositionis besitzt. Diese drei Fermente benutzen und steigern sich gegenseitig dauernd und, neuerdings, fortschreitend. Man kann diese Feststellung machen, ohne auf die besonderen Anlagen und Tendenzen der Juden Wert zu legen. Tatsächlich freilich tragen diese noch zur Verstärkung der Dekomposition bei. Wichtig ist es, festzustellen, daß bei uns, wie erwähnt, die Zahl der Juden sehr groß ist und durch die beständige Einwanderung vom Osten auf ihrer Höhe gehalten und sogar noch fortschreitend vermehrt wird. Gäbe es bei uns weniger Juden, so würden wir eine Judenfrage nicht kennen.

Wenn die riesige Entwicklung des Lohnarbeiterstandes eine allgemeine Erscheinung aller Kulturländer ist, so nimmt doch Deutschland auch in dieser Hinsicht eine Sonderstellung ein. Es besitzt eine viel größere Industrie als Italien und Frankreich, und die seinige kann sich mit der von England und Amerika ungefähr messen. Je größer aber die Industrie ist, desto größer auch die Zahl der Industriearbeiter. In Deutschland hat sich ferner die Industrie in den letzten fünfzig Jahren schneller entwickelt als anderswo. Deutschland besitzt sodann, im Nordosten, einen zahlreicheren ländlichen Lohnarbeiterstand als andere Staaten, wie etwa Frankreich, wo die Landbevölkerung mehr bäuerlichen Charakter hat.

Wir haben weiter zu berücksichtigen, daß der Lohnarbeiterstand sich in den deutschen Parlamenten viel mehr und freier zur Geltung bringen konnte, als in andern großen Staaten. Das deutsche Reichstagswahlrecht war demokratischer als das englische Wahlrecht, und in vielen deutschen Einzelstaaten befand sich das Landtagswahlrecht in Uebereinstimmung mit dem Reichswahlrecht. Wenn manche große Reiche ebenfalls ein demokratisches Wahlrecht besaßen, so war es doch eingeschränkt durch die tatsächliche Herrschaft einer Plutokratie. So hatte der Arbeiterstand im preußischen Abgeordnetenhaus trotz des Dreiklassenwahlrechts eine stärkere Vertretung als im nordamerikanischen Parlament trotz seines demokratischen Wahlrechts. Auf diese Weise konnte der Arbeiterstand in Deutschland das Parlament ungenierter und wirksamer für die ihm

erwünschte Agitation benutzen als anderswo. Er brauchte sich bei der Vertretung der — wie wir sogleich sehen werden — ihm eigenen internationalen Anschauungen weniger zu genieren als anderswo. Es standen ihm bei der Aeußerung seiner Forderungen und Anschauungen mehr parlamentarische Mittel zur Verfügung als anderswo. Wenn das Ventil der parlamentarischen Aussprache gewiß gute Früchte tragen kann, so bleibt doch zu beachten, daß es sich hier auch um Machtmittel handelt. Und wie der Arbeiterstand die äußern Mittel der parlamentarischen Betätigung besaß, so erleichterten ihm die andern Elemente der nationalen und staatlichen Dekomposition die Außerachtlassung der innern Schranken, die sonst der Geltendmachung eines einseitigen Standpunktes entgegenstehen. Wir haben hier des wichtigen Umstandes der Wechselwirkung zu gedenken, die zwischen der Haltung der verschiedenen Parteien besteht. Ein aufsteigender Stand wird sich viel eher und leichter den allgemeinen staatlichen und nationalen Standpunkten anpassen, wenn die schon vorhandenen Parteigruppen in diesen leidlich einig sind. Wenn dagegen den vorhandenen Parteigruppen politische Einheit und nationale Geschlossenheit fehlen, so fehlt ein Hauptmittel der politischen Erziehung des neu aufkommenden Standes. Dürfen wir erwarten, daß dieser mehr politische Einsicht, mehr Blick für die staatlichen und nationalen Notwendigkeiten bekundet als jene? Wir können uns dies Verhältnis an dem Beispiel von England und Deutschland anschaulich machen. In England finden wir bei den beiden großen, das öffentliche Leben im wesentlichen beherrschenden bürgerlichen Parteien eine Uebereinstimmung in den hauptsächlichsten politischen und nationalen Fragen. Wenn der Lohnarbeiterstand sich neben ihnen geltend machen will, so muß er sich den allgemeinen staatlichen und nationalen Gesichtspunkten leidlich zugänglich zeigen, weil er sonst ganz abfallen, die Konkurrenz mit den bürgerlichen Parteien nicht aushalten, sozial geächtet werden würde. In Deutschland bestanden und bestehen solche Nötigungen für den Lohnarbeiterstand nicht oder nur in geringem Grade. Der deutsche Lohnarbeiterstand würde sein Renommee in den Augen der partikularistischen Gruppen, des Zentrums, des Judentums nicht verbessern, wenn er eine nationale Haltung einnimmt; er würde es im Gegenteil dadurch verschlechtern. Das Wort: „Jedes Volk verdient diejenige Sozialdemokratie, die es hat", ist in diesem Sinn Wahrheit. Wie können wir uns über die mangelhafte nationale Haltung der Sozialdemokratie wundern, wenn es damit bei großen bürgerlichen Parteien nicht viel besser steht? Von hier aus erklärt sich der Fehlschlag der Sozialpolitik des Deutschen Reichs. Deutschland hat früher und umfassender als irgend ein anderer Staat dem Arbeiterstand eine sozialpolitische Gesetzgebung geschenkt, und ihr Urheber Bismarck hat sie als

Mittel der Versöhnung des Lohnarbeiterstandes mit dem Staat gedacht. Wenn man aber hiernach erwarten sollte, daß der deutsche Lohnarbeiterstand besonders staatsfreundlich geworden wäre*), so ist bekanntlich eher das Gegenteil eingetreten. Der Grund dafür liegt eben großenteils in der Haltung der geschilderten Parteigruppen. Den Partikularismus ließen solche Dinge wie Versöhnung der Arbeiter mit dem Staat völlig kalt; ihn beschäftigten andere Herzensangelegenheiten. Das Zentrum begrüßte an sich keineswegs eine den staatlichen Einfluß steigernde soziale Gesetzgebung, aus dem gerade hier für uns entscheidenden Gesichtspunkt, daß ihm ein besonderes Freundschaftsverhältnis des Arbeiters zum Staat unsympathisch war. Es wollte nicht eine enge Verknüpfung des Arbeiters mit dem Staat, weil dadurch die kirchlichen Mittel der Gewinnung der Arbeiter beeinträchtigt würden. Wenn es sich trotzdem entschloß, der sozialen Gesetzgebung des deutschen Reiches zuzustimmen, und wenn es, wie wir gern anerkennen, weiterhin positiv an ihrem Ausbau mitgearbeitet hat, so hat es sie doch nie als besonderes Mittel der Versöhnung des Arbeiters mit dem Staat behandelt. Die Fortschrittspartei bekämpfte von ihrem manchesterlichen Standpunkt aus leidenschaftlich die soziale Gesetzgebung. Wenn der Arbeiter die fortschrittliche Presse, die ja die größte Verbreitung besaß, zur Hand nahm, so fand er darin die soziale Gesetzgebung als stärkste Torheit gebrandmarkt, und er gewann auf diesem Wege günstigenfalls die Ueberzeugung, daß der Staat ihm mit der sozialen Gesetzgebung einen wertlosen „Plunder" hingeworfen habe. Spät erst bekannte sich die Fortschrittspartei zur sozialen Gesetzgebung, jedoch hauptsächlich nur aus wahltaktischen Rücksichten, und nun namentlich in der Absicht, um im Verein mit der Sozialdemokratie den nationalen Gedanken wirksam bekämpfen zu können.

Als klassische Partei der nationalen Dekomposition gewann das Judentum Einfluß auf den Lohnarbeiterstand. Vom Bürgertum mehr oder weniger zurückgewiesen, erkannte es, daß es mit Hilfe des Lohnarbeiterstandes, der als neu aufkommender Stand sich gleichfalls im Gegensatz zur vorhandenen bürgerlichen Gesellschaft befand, eine bedeutende Rolle spielen könnte, und machte sich nun zum einseitigen Anwalt der Anklagen des Lohnarbeiterstandes gegen die vorhandene bürgerliche Gesellschaft, gegen den vorhandenen Staat und die Nation. Natürlich steigerte es mit seinem Einfluß auf den Lohnarbeiterstand zugleich dessen Abneigung gegen eine Einordnung in die staatlichen und nationalen Notwendigkeiten. Die Wechsel-

*) Ueber die Aussichten für einen nationalen Aufschwung, die sich damals, etwa seit 1879, eröffneten, und die Hemmnisse dieser erfreulichen Entwicklung siehe meine Schrift „Die neue parteiamtliche Geschichtsauffassung" (Langensalza 1920) S. 33 ff.

wirkung, die die Haltung der verschiedenen Gruppen der staatlichen und nationalen Dekomposition ausübt, tritt hier besonders grell zu Tage. Das über die ganze Welt zerstreute und schon deshalb international gerichtete Judentum hat besonders viel dazu beigetragen, dem Lohnarbeiterstand eine internationale Richtung aufzuprägen, und zwar gerade in Deutschland, weil es in Deutschland viel zahlreicher ist als in England, Frankreich, Italien und Amerika. Das Judentum aber ist in Deutschland wiederum deshalb internationaler gerichtet als anderswo, weil es erstens mit seiner großen Zahl eine kompaktere Masse bildet und zweitens bei uns in der Neigung zur nationalen Dekomposition parallele Parteigruppen findet. Es braucht sich bei uns kaum zu genieren, international zu sein, weil andere Parteien ihm daraus kaum einen Vorwurf machen.

Wenn ich hier von dem Judentum spreche, so meine ich damit nicht alle einzelnen Juden, sondern habe nur eine vorwaltende Richtung im Auge. Ich weiß natürlich, daß es verschiedene Schattierungen innerhalb des Judentums gibt, und bestreite auch nicht, daß Juden sich ehrlich bemühen, deutsch zu empfinden.

Das, was ich bisher dargelegt habe, läßt sich in der Feststellung mehrerer großer Gruppen der nationalen Dekomposition zusammenfassen. Die Existenz dieser Gruppen ist das besondere Unglück Deutschlands; kein anderes Volk ist in gleicher Weise belastet. Man wird vielleicht noch die Erwähnung der deutschen bürgerlichen Demokratie mit ihren internationalen Sympathien vermissen. Ich gebe zu, daß auch sie in gewisser Weise in diesen Zusammenhang gehört; wie ich denn selbst ja von der manchesterlichen Fortschrittspartei mit ihren Bestrebungen der nationalen Dekomposition gesprochen habe. Ich könnte hinzufügen, daß die bürgerliche Gruppe des Judentums ihren Hauptplatz in der Partei der bürgerlichen Demokratie hat und den Zug zum Internationalen hier verstärkt. Indessen, obwohl diese Partei als Partei gewiß in jenen Rahmen gehört, sich manchmal weiter von der nationalen Linie entfernt hat als das Zentrum, so ist doch zwischen vielen ihrer Mitglieder und den Mitgliedern der bewußt nationalen Parteien nicht ein solcher Gegensatz der Willensrichtung vorhanden, wie zwischen diesen und denen des Zentrums, der partikularistischen Gruppen und der Sozialdemokratie. Das zeigt sich ja neuerdings bei den Wahlen: während die nationalen Parteien innerhalb der bürgerlichen Demokratie große Eroberungen machen, kämpfen sie gegen jene in der Hauptsache wie gegen eine Mauer. Wenn wir gewiß nicht die demokratische Partei, die gerade auch seit dem Krieg und der Revolution schwer gesündigt hat, loben wollen, so bleibt es doch ein Lob, das höchste Lob für so viele ihrer Mitglieder, daß sie für eine bessere Ansicht leidlich gewonnen werden können, daß

ihre Partei dezimierbar ist. Zentrum, Partikularisten und Sozialdemokraten sind der Mehrzahl nach unbelehrbar, lassen sich auch durch die stärksten Beweise nicht erschüttern, weil eben der nationale Gedanke bei ihnen keine beträchtliche Macht darstellt. Das oft gesungene Lob von der Unerschütterlichkeit des Zentrums ist doch kein wahres Lob. Wir verkennen nicht, daß eine bemerkenswerte Absplitterung vom Zentrum in der letzten Zeit eingetreten ist. Allein es bleibt doch noch zu unbeweglich.

Die Existenz dieser Parteien in ihrer besonderen Verfassung wird aber niemand aus dem allgemeinen Volkscharakter der Deutschen herleiten können. Es sind eben schwere historische Schicksale, durch die sie uns beschert worden sind. Auch die große Zahl der Juden in Deutschland erklärt sich historisch, nämlich aus der Vielstaaterei: während in den frühern Jahrhunderten aus den Einheitsstaaten Frankreich und England die Juden einheitlich vertrieben wurden, erfolgte in Deutschland die Judenvertreibung nur aus den einzelnen Territorien und Städten und nicht gleichzeitig, so daß sie oft, wenn sie aus dem einen Gebiet vertrieben wurden, in das andere ihren Einzug hielten.

Man darf gut zwei Drittel der deutschen Bevölkerung auf jene Parteien der nationalen Dekomposition aufrechnen. Steht es aber so, verhält es sich so, daß zwei Drittel des deutschen Volkes nicht in der Lage sind, staatliche und nationale Führer, Staatsmänner im weitern oder engern Sinn zu liefern, weil in ihnen eben Momente der nationalen Dekomposition vorwalten, so haben wir nicht Anlaß, uns zu wundern, weshalb Deutschland politisch so wenig leistet, sondern vielmehr unsere Bewunderung darüber auszusprechen, daß es noch immerhin so viel fertig gebracht hat. Darüber kann freilich kein Zweifel bestehen, daß seine politische Leistungsfähigkeit zu gering ist. Wir haben die dringendsten Gründe, deren Steigerung zu wünschen. Welchen Weg für eine Besserung der Verhältnisse sollen wir einschlagen?

Ich schicke hier die Bemerkung voraus, daß meine Kritik der Parteien der nationalen Dekomposition keineswegs etwa die Fehlerlosigkeit der andern Parteien voraussetzt. Wir können ihnen aber das Zeugnis geben, daß sich mit ihnen wenigstens regieren läßt. Deshalb brauchen wir uns mit einer Schilderung ihrer Stellung nicht aufzuhalten.

Ganz unmöglich wäre es, die Parteien der nationalen Dekomposition dadurch für den nationalen Gedanken zu gewinnen, daß man ihre Forderungen schlechthin erfüllt.

Die Wünsche des Zentrums gehen in erster Linie zur Zeit auf Besetzung aller Arten von Aemtern mit Zentrumsanhängern nach dem zahlenmäßigen Anteil der Katholiken an

der deutschen Bevölkerung. Dieser Wunsch ist aus dem einfachen Grund unerfüllbar, weil viele Katholiken sich nicht zum Zentrum bekennen, und weil dieses auffallend wenig brauchbare Kräfte für das Beamtentum, am wenigsten für die wichtigern politischen Aemter stellt. Der Zentrumsführer Hertling gesteht dies selbst im II. Band seiner Erinnerungen ein. Je mehr der Wunsch des Zentrums erfüllt wird, desto mehr würde die politische Unzulänglichkeit des deutschen Staatswesens sich steigern, wie wir dies jetzt an der Besetzung gewisser Reichsämter höchst greifbar wahrgenommen haben.

Die Erfüllung der partikularistischen Wünsche würde die Auflösung von Reich und Staat bedeuten. Die seit der Revolution so heftig geforderte Besetzung der Aemter lediglich mit Angehörigen der engern Landschaft würde die Auswahl der Tüchtigen schwer gefährden; sie wäre ein Rückfall in die Zeit vor dem Großen Kurfürsten, der das „Indigenatrecht" gebrochen hat. Die partikularistische Forderung wirkt aber um so verhängnisvoller, als sie erfahrungsgemäß wesentlich nach dem Gesichtspunkt der Parteizugehörigkeit durchgeführt wird. Ein Irrtum ist es auch zu glauben, daß etwa die Errichtung eines selbständigen welfischen Staats die welfische Partei beseitigen würde. Die einzige Wirkung, die sie in dieser Hinsicht haben könnte, wäre die, daß die jetzige welfische Partei in zwei zerfällt, in eine rechtsstehende und in eine linksstehende.

Die Erfüllung der jüdischen Wünsche ist nicht möglich, weil sie grenzenlos sind. Wenn das Zentrum Aemter nach dem zahlenmäßigen Verhältnis der katholischen Bevölkerung verlangt, so sieht das Judentum die Zulassung der Juden zu den wichtigern Stellen nach dem zahlenmäßigen Verhältnis der jüdischen Bevölkerung als unerlaubten Antisemitismus an. Die vom Judentum geforderte Beseitigung des Antisemitismus als des Bewußtseins von einem maßgebenden Unterschied zwischen Deutschen und Juden ist ferner unmöglich, weil sich auf jüdischer Seite ein starkes Gemeingefühl geltend macht, das auch sehr praktische Auswirkungen mit sich bringt; ihm gegenüber auf deutsches Gemeingefühl zu verzichten, wäre Selbstmord; wir befinden uns in notwendiger Abwehrstellung. Und hatte schon früher das jüdische Gemeingefühl sich bis zum Zionismus gesteigert, so darf man seit der Revolution von einer jüdischen Renaissance sprechen.

Wenn die Forderungen dieser Gruppen glatt abzuweisen sind, so bietet die Forderung der Lohnarbeiter kompliziertere Verhältnisse. Die große Frage der Emanzipation des vierten Standes mag durch einen Rückblick auf die parallele Erscheinung des Mittelalters erläutert werden.

Die gewerblichen Arbeiter des Mittelalters sind die Handwerker. Als Stand begegnen sie uns etwa seit dem 12. Jahr-

hundert. Sie setzen eine bestimmte Organisation der gewerblichen Arbeit durch, die Zunftverfassung. In ihr liegt ein doppeltes. Erstens sind nur diejenigen berechtigt, die Arbeit auszuüben, das Handwerk zu treiben, die dem betreffenden Verband angehören. Zweitens wird das Kapital in den Dienst der Arbeit insofern gestellt, als der Zwischenhandel möglichst eingeschränkt, jede Herrschaft des Handels über das Handwerk verhindert, das Rohmaterial größtenteils von der Handwerkergenossenschaft beschafft wird, gewerbliche Einrichtungen vielfach von ihr errichtet werden. Es soll insbesondere nicht ein Handwerker für den Kaufmann arbeiten, sondern der Handwerker das Privileg haben, die von ihm hergestellten Waren selbst zu verkaufen. Das erste Ziel ist annähernd vollständig erreicht worden; nur geringen Einschränkungen war der Zunftzwang unterworfen. Das zweite Ziel ist in wichtigen Beziehungen, aber doch weniger als das erste, erreicht worden. Bedeutungsvoll ist es auch, daß die Kaufleute selbst Anteil an der Zunftverfassung hatten, diese Form des wirtschaftlichen Kampfes also auch für sich ausnutzen konnten. Immerhin bedeutet, im Ganzen genommen, die Zunftverfassung eine Sicherstellung des Handwerkers gegenüber dem Kaufmann. Eine umfassende Beherrschung des Handwerks durch den Handel ist dem Mittelalter fremd.

Diese Zunftverfassung, die wir als die einfache Zunftverfassung bezeichnen können, hat gute Dienste geleistet: die Sicherung eines gesunden Mittelstandes, eben des mittlern und kleinern Handwerkerstandes, war ihr Werk. Der Produktion zog sie allerdings gewisse Schranken, insofern sie den Großbetrieb ausschloß. Aber die Produktion hat auch bei ihr eine beträchtliche Höhe erreicht. Der Fernabsatz hatte auch damals einen namhaften Umfang.

Seit dem 14. Jahrhundert machen die Handwerker einen Anlauf, ihre Ziele vollständiger zu erreichen, und zwar in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung. Das, was sie jetzt erstreben, können wir die gesteigerte Zunftverfassung nennen. Sie wird, wenigstens in politischer Beziehung, in der Mehrzahl der Städte verwirklicht, mit der Niederwerfung der Patrizier durch die Handwerker. Siegen die Handwerker, dann wird die Stadtverfassung ganz auf der Zunftverfassung aufgebaut, so daß die bürgerlichen Lasten und Rechte ganz auf die Zünfte verteilt werden. Anteil an der städtischen Regierung und Verwaltung haben nur die Zünfte und Zunftmitglieder. Wenn die Patrizier noch Anteil an ihr haben wollen, müssen sie einer Zunft beitreten. In der Konsequenz dieser gesteigerten Zunftverfassung liegt es, daß der, der das Bürgerrecht erwerben will, zuvor Mitglied einer Zunft werden muß. Wir haben hier eine Analogie der Sowjetverfassung vor uns, die ja als Mitglied der Gemeinschaft nur den Arbeiter anerkennt. Jene alte Zunft-

verfassung war freilich insofern weitherziger als die Sowjetverfassung, als sie nicht verlangte, daß jedes Mitglied der Gemeinschaft ausübender Handwerker war, sondern nur, daß es einer Zunft beitrat, mochte es für sich privatim Kaufmann, Ackerbürger oder Rentner sein. Immerhin bedeutet die gesteigerte Zunftverfassung eine Form der extremen Demokratie.

Ihre Wirkungen sind im allgemeinen nicht günstig gewesen. Die Leistungen der Zunftstädte auf dem Gebiet der auswärtigen Politik und der Finanzen sind geringer als die der patrizisch regierten Städte. Es stellen sich auch bald dieselben Klagen ein, die man in der patrizischen Zeit erhoben hatte: daß nämlich nur ein engerer Kreis von Familien die Regierung in der Hand habe. Infolgedessen kommt es zu immer neuen Verfassungsänderungen im demokratischen Sinn, die aber den Gedanken der Demokratie lediglich formell verwirklichen, während das demokratische Ideal sachlich unerfüllt bleibt. Schließlich unterwirft sich die Landesherrschaft die Städte, gerade auch wegen der in ihnen eingerissenen Mißbräuche, die in den Zunftstädten nicht geringer sind als in den patrizischen.

Die Verwirklichung der gesteigerten Zunftverfassung in wirtschaftlicher Hinsicht hatte ein noch größeres Fiasko. Das Ziel war, daß durchaus der Handwerker das wirtschaftliche Leben beherrschen sollte. Nun ist freilich das Mittelalter auch in dieser Hinsicht nicht so einseitig gewesen wie etwa der moderne Sozialismus. Man ließ dem Handel und dem freien Kapital doch noch einen gewissen Raum. Man brachte auch nicht etwa alle Produktionsmittel in den Besitz der Handwerkerzünfte. Soweit man aber solche Wege beschritt, erlebte man einen doppelten Mißerfolg. Teils blieben die betreffenden Bestimmungen auf dem Papier: sie wurden umgangen. Zum andern Teil wurden sie zwar durchgeführt, erwiesen sich aber als schädlich für das Gemeinwesen, indem sie einen Rückgang des städtischen Wirtschaftslebens veranlaßten. Die städtischen Verwaltungen sehen sich selbst genötigt, die Zunftschranken wieder zu lockern.

Bald darauf mußten sich die Handwerker sogar eine Durchbrechung der alten einfachen Zunftverfassung gefallen lassen, zugunsten des Großbetriebs. Von den Gründen, die eine Ausbreitung des Großbetriebs herbeiführten, heben wir nur die Konkurrenz des Auslandes, das den größeren Betrieb hatte, hervor. Wollte Deutschland konkurrenzfähig sein, so mußte es wenigstens einigermaßen den Großbetrieb zulassen. Es ist die Landesherrschaft, welche ihm den Zugang auf Kosten der Zunftverfassung öffnet. Das System, das etwa vom 16. Jahrhundert bis 1800 herrscht, behält noch die Zünfte als allgemeine Grundlage der gewerblichen Organisation bei, durchbricht aber die Zunftverfassung an wichtigen Stellen und erkennt, wenigstens für gewisse Gebiete, den Großbetrieb an.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts erlangt der Großbetrieb allmählich das Uebergewicht über den Handwerksbetrieb. Jener bildet jetzt die allgemeine Grundlage der gewerblichen Organisation, während dieser mehr nur daneben steht. Im Gegensatz zum Mittelalter, in dem der gewerbliche Arbeiter der zunftmäßige Handwerker ist, ist jetzt der wichtigste gewerbliche Arbeiter der Lohnarbeiter der Großindustrie.

Wir verstehen es, daß der Lohnarbeiter der Gegenwart ebenso nach einer seine Stellung sichernden gewerblichen Organisation strebt wie der mittelalterliche Handwerker. Eine solche hat er auch vom Reich in der sozialen Gesetzgebung erhalten. Wir können sie wohl mit der einfachen Zunftverfassung des Mittelalters vergleichen. Wie diese jede mißbräuchliche Ausnutzung der Arbeitskräfte verbietet und dem Handwerker eine wirtschaftliche Existenz sichert, so die soziale Gesetzgebung dem Lohnarbeiter. Lehrreich ist auch der Vergleich des mittelalterlichen Zunftzwangs mit den modernen Versuchen eines Gewerkschaftszwangs. Ein Korrektiv gegen den mittelalterlichen Zwang lag darin, daß die mittelalterliche Staats-, bezw. Gemeindegewalt sich das (übrigens nicht gerade oft angewandte) Recht zusprach, die Zunft aufzulösen, wenn die Zunftmeister etwa zu hohe Preise ansetzten. Auflösungen dieser Art nimmt der moderne Staat bei den modernen Gewerkschaften nicht vor, wenn sie zu hohe Lohnforderungen stellen, weil zu deren Anerkennung ja noch die Zustimmung der Gegenseite, der Arbeitgeber, gehört und weil der Gewerkschaftszwang, d. h. die Beschränkung des Arbeitsrechts auf die Gewerkschaftsmitglieder, nur in beschränktem Maße verwirklicht ist. Der Kampf für den Gewerkschaftszwang ist bisher im wesentlichen nur mit den Mitteln der sozialen Aechtung geführt worden, und überdies wirkt die Verschiedenartigkeit der Gewerkschaften dem Zwang entgegen. So haben wir eine Korrespondenz zwischen Mittelalter und Neuzeit, indem jenes einen stärkern Verbandszwang, aber zugleich die Anerkennung der Aufhebung des Zwangs, dieses geringern Zwang, aber den staatlichen Verzicht auf das Aufhebungsrecht kennt. Wie indessen die mittelalterlichen Handwerker von der einfachen zur gesteigerten Zunftverfassung fortschreiten wollten, so wollen die modernen Lohnarbeiter über die soziale Gesetzgebung hinaus die gesamte Produktion in ihre Hand bringen, und das, was sie verlangen, ist noch weit mehr als das, was die gesteigerte Zunftverfassung bedeutete. Die brennende Frage ist heute: können und dürfen diese weitgehenden Wünsche erfüllt werden?

Schon allein das Fiasko der maßvolleren Bestrebungen des Mittelalters kann uns lehren, daß diese weitgehenden Wünsche unerfüllbar sind. Der politische Gedanke der Sowjetverfassung, der Regierung des Gemeinwesens lediglich durch die Lohnarbeiter, ist von vornherein abzuweisen. Die wirt-

schaftliche Forderung der Sozialisierung der Betriebe beseitigt nicht den Großbetrieb, macht ihn aber so schwerfällig und leistungsunfähig, daß auch sie abgewiesen werden muß. Wir sind nicht Gegner der Staats- und Gemeindebetriebe, halten jedoch an dem vor der Revolution geltenden Grundsatz fest, daß die Verstaatlichung und Kommunalisierung nur da zulässig sind, wo sie technisch leicht durchgeführt werden können. Und die Zahl der in diesem Sinn möglichen Fälle ist nicht groß. Sie verringert sich heute noch, weil die Parlamentarisierung und die Demokratisierung unseres Lebens für alle Staats- und Gemeindebetriebe neue Gefahren heraufgeführt haben. Von Historikern und Nationalökonomen historischer Richtung ist vor der Revolution klar erkannt worden, daß ausgedehnte Staatsbetriebe sich wohl in einer starken Monarchie begründen und aufrechterhalten lassen, nicht aber in einer demokratischen Republik.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß man über die bestehende soziale Gesetzgebung nicht wesentlich wird hinausgehen können. Sie enthält eine zugunsten des Lohnarbeiters durchgeführte Regulierung des freien Spiels der Kräfte, aber eine, die erfolgreiche wirtschaftliche Arbeit noch vollkommen möglich macht. Es mag manches hinzugefügt werden, oder vielmehr, man ist heute mit einer solchen Vervollständigung schon im Gange. Hier kommen in Betracht die Gewinnbeteiligung des Arbeiters, seine Geschäftsbeteiligung, die Einführung der Kleinaktie, der Gedanke der Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die tunlichste Einschaltung des Arbeiters in den Produktionsprozeß als Subjekt, die Verbesserung des Familienlebens der Arbeiter durch Ansiedlung und andere Möglichkeiten, die Weckung des Gemeingefühls bei den Unternehmern. In der angedeuteten Richtung wird das neue Wirtschaftsrecht, das mit der sozialen Gesetzgebung Bismarcks seinen Anfang genommen hat, heute weiter ausgebaut. Im Grunde handelt es sich hierbei nur um eine Anwendung des alten germanischen Rechtsgedankens, der den schrankenlosen Eigentumsbegriff des Römers ablehnt, der ein moralisches Recht, Kapital in souveräne Herrschaft über Wirtschaft und Menschen umzusetzen, nicht anerkennt und der in der geschilderten mittelalterlichen Zunftverfassung eine uns in diesem Zusammenhang besonders lehrreiche Verwirklichung gefunden hat. Indessen alle Einschränkungen der freien Bewegung des Kapitals und seiner Träger müssen ihre Grenze an einem anzuerkennenden Maß der selbständigen Verfügung des Unternehmers und an der Unentbehrlichkeit großer Betriebe finden. Wir würden sonst von vornherein an einer Tatsache scheitern, die schon die alte Zunftverfassung zur Nachgiebigkeit genötigt hat: an der auswärtigen Konkurrenz. Ueber die heute der Industrie gestellten technischen Aufgaben, die nur durch den Großbetrieb gelöst

werden können, braucht kein Wort gesagt zu werden. Grundlos wäre die Hoffnung, durch internationale Verträge überall die gleichen Arbeitsbedingungen zu schaffen. Die gleichen Einrichtungen können unter den verschiedenen Voraussetzungen, unter denen die verschiedenen Völker leben, verschieden wirken.

Kaum braucht dem Irrwahn entgegengetreten zu werden, daß durch die Sozialisierung der Betriebe ein zufriedener, ein mit Staat und Nation versöhnter Arbeiterstand geschaffen wird. Die regelmäßigen Klagen, die die Arbeiter genossenschaftlicher Druckereien sozialistischer Zeitungen erheben, beweisen schon das Gegenteil. Und erfüllt man alle Wünsche der Staatsarbeiter, so bleibt die Staatsmaschine stehen.

Man mag Mitgefühl mit dem Lohnarbeiter haben, der doch mit aller sozialen Gesetzgebung, mit allem Gewinnanteil nicht so viel erreicht wie der mittelalterliche Handwerker mit seiner einfachen Zunftverfassung, der damit noch nicht zur Selbständigkeit aufsteigt; man mag und soll diesem Mitgefühl in gemeinnützigen Bestrebungen Ausdruck geben — es bleibt jedoch dabei, daß wir unser wirtschaftliches Leben zerstören, falls wir die eigentlichen Grundlagen des bestehenden Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer preisgeben.

Leichter läßt sich das Problem des Landarbeiterstandes lösen. Aber auch hier haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß Schwierigkeiten übrig bleiben. Zu warnen ist vor allem vor der Lösung der Landfrage durch ständig fortschreitende Aufteilung des Landes. Die Geschichte des russischen Mir lehrt, daß die Begehrlichkeit damit keineswegs beseitigt wird.

Wir haben bisher gesehen, daß durch die einfache Erfüllung der sozialen Forderungen der Parteien der nationalen Dekomposition der nationale Gedanke nicht zum Sieg geführt werden kann. Man hat uns nun schon seit Jahren eine Formel zur Verfügung gestellt, durch deren Anwendung angeblich alle unzufriedenen Gruppen zur Zufriedenheit gebracht, mit dem Staat versöhnt werden und die Nation in unvergleichlicher Weise zu politischer Leistungsfähigkeit erhoben wird. Diese Formel fordert die fortschreitende Demokratisierung und Parlamentarisierung der Verfassung. Findet sich irgendwo eine Gruppe, die unzufrieden ist, so erweitert man ihre politischen Rechte, und sie ist damit für den Staat gewonnen. Die Parlamentarisierung eines demokratischen Gemeinwesens verbürgt insbesondere die größte politische Leistungsfähigkeit aller Volksteile.

Der geistige Führer der deutschen Demokratie, Max Weber, hat alles Unglück Deutschlands daher abgeleitet, daß wir nicht die parlamentarische Regierung hatten, und Deutschland alles Glück prophezeit, wenn wir die parlamentarische Verfassung erhielten. Sein Ideal war die englische parlamentarische Verfassung, und zwar noch in einer Zeit, in der sie in England schon bergab ging.

Ein berechtigter Kern steckt in jener Formel. Es verhält sich ja in der Tat so, wie Niebuhr es von den römischen Plebejern schildert, daß sie durch die Aufnahme in den politischen Rechtskreis für den Staat gewonnen wurden, und daß damit die politische Leistungsfähigkeit Roms sich erhöhte. An andern Beispielen verwandter Art fehlt es nicht. Allein es erhebt sich die Frage, ob nun das gleiche Verfahren bei unbedingter Fortsetzung stets dasselbe gute Resultat haben wird; mit andern Worten: sollen wir die unbedingte Demokratisierung bis zum letzten Winkel hin empfehlen? Niebuhr machte bei den Bauern Halt, schloß dagegen den gewerblichen Arbeiter von dem Anteil an der politischen Herrschaft aus. Wir schließen ihn nicht aus, sehen aber das atomistische gleiche Wahlrecht mit Bedenken an.

Wir müssen uns in der Tat die verschiedenen Bevölkerungsschichten auf ihre politische Verwendbarkeit hin ansehen und werden ihnen den Anteil zuweisen, bei dem ein Gedeihen des Staats noch vorausgesetzt werden kann. Die Anschauung der Formaldemokratie, daß die bloße Zuweisung politischer Rechte an eine Gruppe ihr politischen Verstand gibt, ist ein Aberglaube. Aberglaube ist nicht weniger das unbedingte Vertrauen zur parlamentarischen Verfassung. Diesem Aberglauben sind wir geradezu zum Opfer gefallen. Wir brauchen kein Wort darüber zu verlieren, daß die parlamentarische Verfassung nur bei gewissen Voraussetzungen, vor allem dem Zweiparteiensystem, anwendbar ist, und daß diese Voraussetzungen am wenigsten in Deutschland erfüllt werden. Es genügt zu sagen, daß die Einführung der parlamentarischen Verfassung bei uns ein verzwicktes System eines Ausschließungsverfahrens hervorgebracht hat, welches verhindert, daß der tüchtige Mann an die tüchtige Stelle kommt. Wir haben einen Reichskanzler, Fehrenbach, der als überflüssig schon beiseite geschoben ist, beiseite geschoben durch einen Minister des Auswärtigen, Simons, der als unbrauchbar auch schon erkannt ist, aber gehalten wird offenbar nur, weil diejenige parlamentarische Partei, die ihn gestellt hat, keinen andern zur Verfügung hat. Max Weber führt in seiner vor der Revolution erschienenen Schrift als schlagenden Beweis für die Unbrauchbarkeit des alten politischen Systems an, daß Hugenberg keine führende Stellung erhalten habe und deshalb in die Industrie gegangen sei. Man braucht nur eben Hugenberg als Reichspräsident oder auch nur als Reichsminister den Koalitionsparteien des Zentrums, der Demokratie und der Sozialdemokratie zu empfehlen, um eine Antwort zu erhalten, die den Irrtum der Weberschen Auffassung in vollem Glanz erscheinen läßt.

Die Formel, daß in der Formaldemokratie und dem Parlamentarismus das Heil liege, ist ein hohles Schlagwort. Diese

Dinge haben uns in einen Sumpf geführt, aus dem wir uns durch Formaldemokratie und Parlamentarismus jedenfalls nicht erheben können.*)

Man streitet heute darüber, ob unsere Entwicklung den Weg nach rechts oder links nehmen werde. Weder das eine noch das andere dürfte eintreten. Das System, dem wir vermöge der Verfassung unseres sogenannten demokratischen Parlamentarismus anheimgefallen sind, ist das Fortwursteln. Unser Bürgertum ist zu stark, um sich von links her ganz übertölpeln zu lassen. Auch im Arbeiterstand sind noch zu viel verständige Elemente, als daß er sich vom russischen Radikalismus in seiner Gesamtheit hinreißen ließe. Anderseits aber hat das Bürgertum nicht die Energie, um den Weg auf die Höhe zu wagen und damit dem Arbeiterstand ein gutes Beispiel zu liefern. Dem Arbeiterstand seinerseits fehlt wiederum der erforderliche nationale Schwung. So stehen und bleiben wir im Fortwursteln. Deutschland hat im Gegensatz zu England und Frankreich, in welchen Ländern die Revolution eine Entwicklung im großen Zug nahm, den bedenklichen Ruhm, daß seine Revolution ihre Krönung im System des Fortwurstelns fand und daß dieses zur Zeit als das spezifisch deutsche System gelten muß. Die genannten Koalitionsparteien aber haben das größte Interesse, das Fortwursteln festzuhalten. Der Wunsch des Zentrums, möglichst viele Aemter mit Zentrumsleuten zu besetzen, läßt sich ja bei keinem System besser erfüllen, als bei dem jetzigen, welches jeder Koalitionspartei gebietet, dem Nachbarn freundlich durch die Finger zu sehen, weil jeder in gleicher Weise sündigt.

Es ist also nicht so, daß die parlamentarische Verfassung politische Weisheit verleiht, daß das Amt den Verstand gibt. Wir machen sogar die Beobachtung, daß Parteien, die unter der Monarchie noch leidlich brauchbar waren, gerade jetzt versagen. Das Zentrum war unter der Monarchie, als man von ihm nicht leitende Staatsmänner und nicht die politische Verantwortung verlangte, leidlich verwendbar. Heute, wo die parlamentarische Republik von den Parteien die Stellung der leitenden Staatsmänner und die politische Verantwortung verlangt, versagt es, weil es keine selbständigen politischen Ideale hat. Wenn man von der Einführung der parlamentarischen Republik die allergünstigste Wirkung auf die Sozialdemokratie erwartet hat, so beschränkt sich die Wirkung darauf, daß die

*) In einen energischen Kampf gegen die „Formaldemokratie“ ist neuerdings Ed. Stadtler eingetreten Vgl. z. B. seine Schriften „Die Diktatur der sozialen Revolution“ und „Die Weltkriegsrevolution“ (Leipzig. C. F. Köhler). Ausgezeichnete Aufsätze, die die gegenwärtige Situation scharf beleuchten, bringt das von ihm geleitete Wochenblatt „Das Gewissen“ (Berlin W. 30).

Mehrheitssozialisten sich heute ungefähr zum System des Fortwurstelns bekennen.

Es ist uns stets versichert worden, das System des Fortwurstelns sei unentbehrlich, weil man die Sozialdemokratie bei der Regierung halten müsse. Das Beispiel Bayerns lehrt, daß diese Voraussetzung nicht zutrifft. Es handelt sich bei jener Versicherung überwiegend nur um einen Vorwand. In Wahrheit bleiben Zentrum und demokratische Partei bei dem System des Fortwurstelns, weil ihre Parteiinteressen dadurch am besten gefördert werden und sie einen Einfluß von rechts her verhindern wollen. Die parlamentarische Verfassung an sich verlangt übrigens keineswegs die Mitwirkung einer bestimmten Partei, sondern nur eine leistungsfähige Mehrheit. Das System des Fortwurstelns muß sogar als eine Fälschung des parlamentarischen Systems bezeichnet werden.

Die Frage der Mitwirkung der Sozialdemokratie bei der Regierung darf nicht bloß nach dem Gesichtspunkt beantwortet werden, daß es darauf ankommt, sie ruhig zu halten; es ist vielmehr die Vorfrage zu lösen, ob bei ihrer Mitwirkung der Staat noch befriedigend regiert werden kann. Wie es Selbstmord gewesen wäre, wenn das deutsche Königtum des 11. Jahrhunderts vor den lokalen Gewalten kapituliert hätte, da deren Herrschaft die Anarchie bedeutet haben würde, so darf heute der Staat sich nicht der Sozialdemokratie ausliefern, da deren politisches Programm Utopie und ihre Führer Utopisten oder, wenn sie die Utopie als Utopie erkennen, Verbrecher sind. Eine Zuziehung der Sozialdemokratie zur Regierung ist nur möglich, wenn sie auf wesentliche Stücke ihrer Forderungen verzichtet.

In den verschiedenen Zeiten drohen verschiedene Bevölkerungsgruppen dem Gemeinwesen die Gefahr der Auflösung und Vernichtung. Machen wir uns doch klar, daß die extremen Forderungen der heutigen Lohnarbeiter, hinter denen noch dazu großenteils selbstsüchtige Bestrebungen internationaler Elemente stehen, ebenso unerfüllbar sind, wie etwa die extremen Wünsche der lokalen Gewalten des Mittelalters. Das politische Ideal kann nicht in der restlosen Befriedigung aller Wünsche der einzelnen Bevölkerungsklassen gesehen werden. Wir müssen uns damit abfinden, daß es im Staatsleben stets eine oder einige ungelöste, nicht vollständig lösbare Fragen im angedeuteten Sinn gibt und daß heute gegenüber den extremen Forderungen der Lohnarbeiter, die, wie bemerkt, mit internationalen Tendenzen vermengt auftreten, einfach Widerstand zu leisten ist. Diese Einstellung darf uns natürlich nicht hindern, Gefahren zu übersehen, die von anderer Seite drohen.

Wir stoßen freilich immer wieder auf die Anschauung, daß die unbedingte formale Demokratie mit parlamentarischer Verfassung unabweisbare Zeitforderung sei, und daß ein auf-

steigender Stand wie der Lohnarbeiterstand mit seiner Forderung der Teilnahme an der Regierung nach dem zahlenmäßigen Bevölkerungsanteil nicht zurückgewiesen werden könne. Demgegenüber haben wir doch zu fragen, ob wir der Formaldemokratie zum Sieg verhelfen sollen, trotzdem wir die Ueberzeugung haben, daß dieser Sieg den Ruin des Staates und der Nation bedeutet. Wir sehen ja in allen demokratischen Staaten, von der Schweiz bis zu England und Amerika, daß man sich gegen die Vertreter der radikalen Demokratie wehrt, gegen sie kämpft auch mit den Waffen in der Hand, wie in der Schweiz.

Bei diesem Stand der Dinge drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Formaldemokratie nicht die höchste Verfassungsform sein kann. Zeichen der Zeit weisen auf einen Ausbau der berufsständischen Vertretung, in der die Tatsache, daß die Volksgemeinschaft ein Organismus ist und nur als solcher gedeihen kann, zur Erscheinung kommt. Zum mindesten wird eine Mehrheit von Vertretungsformen als empfehlenswert anzusehen sein. Gute Dienste kann der Volksentscheid in großen nationalen Fragen leisten, mit dem Zweck der Volksaufklärung und Volksaufrüttelung; er setzt freilich eine aktive Regierung voraus.

Es muß aber vor allem auch die Erkenntnis Boden gewinnen, daß die Verfassungsformen nicht allein das politische Leben bestimmen. Die gleichen Verfassungsformen können verschieden fungieren, je nachdem das Volk von fruchtbaren Ideen geleitet wird oder nicht. Auch bei der jetzigen Verfassung — die freilich von allen ernsten Staatsrechtlern mit mehr oder weniger Ironie behandelt wird — läßt sich noch manches erreichen, wenn man sich zu gesunden Grundsätzen der Politik bekennt, wenn der Aberglaube an die Ideen der Formaldemokratie, die uns ja allerdings ihre Formen aufdrängt, verbannt wird, wenn z. B. der Entschluß, auch ohne die unfruchtbare Sozialdemokratie zu regieren, gefaßt wird, wenn man nicht die schlechten Seiten der parlamentarischen Verfassung auf Kosten der guten bevorzugt. Vor der Republik haben wir mehrere Jahrzehnte hindurch die gleiche Verfassung gehabt und nahmen in dieser Zeit bei Konstanz der Verfassung eine in mancher Hinsicht erfreuliche Fortbildung der Parteien wahr. So hat die soziale Gesetzgebung sich fortdauernd Anhänger erobert; so hat die Kolonial- und Flottenpolitik einen fortschreitend größern Kreis der Nation und der Parteien erfaßt und zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Das Bewußtsein, an einer großen Sache zu arbeiten, hob den Status der Parteien. Gerade die Kolonial- und Flottenfrage schien die freisinnige Partei umzubilden. Es sind allerdings auch schon vor der Revolution und dem Krieg Rückschläge eingetreten. Bethmann als Reichskanzler wußte das politische Leben nicht mit nationalem Schwung zu erfüllen. Parteipolitiker störten die Einigkeit durch inner-

politische Parteirücksichten. Während des Kriegs finden wir zunächst wiederum eine aufsteigende Entwicklung. Das Zentrum scheint für eine aktive Politik einzutreten. Aber bald folgt der Rückschlag. Der demokratischen Partei stehen durchaus innerpolitische Rücksichten im Vordergrund. Innerhalb des Zentrums siegt Erzberger, der zunächst mit dem Erwerb Belgiens das katholische Interesse in Deutschland wirksam fördern zu können geglaubt hatte, nun aber eine andere Kombination findet und die Katastrophe von 1917 herbeiführt, die zugleich eine schlimme Etappe in der Entwicklung seiner Partei bedeutet. Seitdem weisen die Koalitionsparteien ebenso eine, durch die Revolution noch gesteigerte, recht unerfreuliche Entwicklung auf, wie sie vor dem Krieg und in seinem Anfang Ansätze zu einem Aufstieg hatten erkennen lassen.

Der Weg, den wir zu gehen haben, steht gerade nach den Erfahrungen der letzten Jahre klar vor uns. Wir müssen das Volk mit bejahendem Nationalgefühl erfüllen und ihm nationale Ziele geben. Dann werden auch die Staatsmänner nicht ausbleiben, die das Volk zu führen wissen.

Die Verhältnisse nach dem Krieg liefern den Schlüssel zum Verständnis der Verhältnisse vor ihm. Das deutsche Volk, seine Existenz und Blüte nach 1871 erschien den Westmächten als unlogisch; es sollte, soweit es irgendwelche politische und wirtschaftliche Konkurrenz machte, aus dem Völkerleben gestrichen werden. Es ist töricht und verbrecherisch, zu glauben, daß die Westmächte uns wegen unseres Militarismus, unserer Autokratie, unseres Junkertums oder irgendwelcher kriegerischer deutscher Absichten aus der Reihe der selbständigen Länder tilgen wollten. Eben jetzt nach dem Kriege enthüllen sich uns die Ziele der Feinde ganz klar: trotzdem der Militarismus und die andern angeblichen Anstöße gefallen sind, werden wir so gut wie nur jemals gehaßt und als der Vernichtung würdig hingestellt. Es ergeht von Briand und Lloyd Georges an die deutsche Zwietracht die Einladung, nunmehr — wie früher den Militarismus und die Autokratenkaste zu zerstören, so jetzt — die Stinnespartei die Kriegsschulden zahlen zu lassen. Die Verkennung jenes Feindeswillens war unser Verhängnis, in den Irrtümern der Bethmannschen Leitung unserer Politik und der Verblendung großer Parteien bis zur Auffassung des Ministers Simons, der die Stimmung der Westmächte gegen uns auf den Schmerz über die vom Feind erlittenen Kriegsschäden zurückführt. Auf diesem Weg sind wir in das paradoxe Verhältnis eines großen Industrielandes ohne Freiheit, weil ohne Macht, gekommen. Wenn demgegenüber die Wiedererlangung der Freiheit Volksziel werden muß, so ist die Voraussetzung dafür die Weckung des Verständnisses für die Absichten der Feinde, des Sinns für die Macht und des Willens zur eigenen Machtbildung. Es muß der Zustand aufhören, daß unsere aus-

wärtige Politik vornehmlich von dem Gesichtspunkt geleitet wird, die nötige Mehrheit von Parteien (und es sind Parteien nationaler Dekomposition!) für ein Ministerium von innerpolitischen Parteizwecken zu beschaffen.

Betrübende Folge und Symbol dieser Dinge ist die Schuldfrage: das deutsche Schuldbekenntnis, das so unermeßliches Elend über uns gebracht hat, entstammt dem innerpolitischen Klassenhaß: weil innerpolitische Parteien davon leben, daß Deutschland schuldig sei, wurde dem Feind das Verstandesopfer gebracht. Ebenso mag aber auch der Kampf gegen die Geschichtsfälschung von Deutschlands Schuld als Symbol für die Art gelten, wie dem politischen Leben ein tragbarer Grund zu geben ist. Von den furchtbaren Erfahrungen nach dem Krieg, von der Erkenntnis aus, daß die dem Klassenhaß entstammende Beschuldigung des Vaterlands und die Illusionen über die Haltung der auswärtigen Mächte uns nur tiefer ins Elend gebracht haben, sei die nationale Zwietracht verbannt; die Nation erkenne, daß sie nur in geschlossener Haltung sich zu behaupten vermag, und daß sie zur Freiheit nur gelangen kann, wenn sie durch ihre Geschlossenheit wieder eine Macht darstellt; der politische Begriff einer Macht und der halbethische der Freiheit verschmelzen sich heute für uns. Von einer solchen Auffassung aus kann die Behandlung der Schuldfrage zu einem der politisch-nationalen Erziehungsmittel der Deutschen werden.

Machen wir von den gegebenen Andeutungen über die Notwendigkeit der Erfüllung des Volks mit einem bejahenden Nationalgefühl die Nutzanwendung auf die Gruppen der nationalen Dekomposition.

Es ist Tatsache, daß sich unter den führenden Politikern höhern Stils auffallend wenig Katholiken finden. Das Zentrum will dem Uebel abhelfen, indem es zwangsweise, durch die Maschine des Parlamentarismus, seine Mitglieder in die höhern Reichs- und Staatsämter bringt. Dadurch werden indessen nur katholische Statisten geliefert, aber nicht katholische Staatsmänner, das Ansehen des Katholizismus nicht gemehrt, sondern gemindert. Verbreiten wir dagegen lebendigen nationalen Sinn bei unsern katholischen Mitbürgern, so wird sich die Zahl der katholischen Politiker, die das Notwendige erkennen und es durchzuführen wissen, rasch vermehren. Das Zentrum ist keine gute Schule für katholische Staatsmänner, weil es nur taktische Gesichtspunkte, aber nicht selbständige politische und nationale Ziele kennt. Dagegen werden diejenigen katholischen Kreise, die sich mit nationalem Sinn erfüllen, auch die entsprechende Zahl katholischer Staatsmänner liefern. Wir machen ja die Beobachtung, daß außerhalb des Zentrums stehende Katholiken politischen Blick bewahren, wie denn unter Bismarcks Mitarbeitern Katholiken nicht fehlten, und wir dürfen den Satz

anschließen, daß neuerdings mancher Zentrumsmann gerade wegen seines politischen Blicks sich genötigt sah, sich vom Zentrum mehr oder weniger loszulösen. In einer beträchtlichen Literatur, die gerade aus streng katholischen und Zentrumskreisen stammt, werden die Gründe der „geistigen Inferiorität der Katholiken" erörtert und Vorschläge der Abhilfe gemacht; es fehlt aber der Vorschlag, der doch den größten Erfolg verheißt: der Eintritt der Katholiken in das volle nationale Leben, die Abschüttelung der Schranken der Zentrumspartei, die ihre Angehörigen hindert, sich einem großen nationalen Ziel uneingeschränkt hinzugeben. Ob bei solcher Umstellung auf eine Umwandlung des Zentrums zu rechnen ist (was die Erlebnisse zumal der letzten Jahre als recht unwahrscheinlich erscheinen lassen dürften) oder ob unser Zweck sich nur auf Kosten des Zentrums erreichen läßt, die zu leistende Arbeit bleibt jedenfalls dieselbe. Die Nationalisierung der Katholiken ist also hier das Ziel, wofür sich Erfolg versprechende Anfänge in dem Beitritt katholischer Studentenkorporationen zum Hochschulring deutscher Art zeigen. Als überaus lehrreich aber müssen wir es dabei verzeichnen, daß solche Bestrebungen von der Demokratie mit wütendem Haß bekämpft werden. Das Zentrum als Partei der nationalen Dekomposition ist ihr lieber als nationale Katholiken.

Als radikales Heilmittel gegenüber den Elementen der nationalen Dekomposition könnte man auch die Beseitigung der Grundlagen, auf denen sie erwachsen sind, vorschlagen, also die konfessionelle Spaltung durch Vernichtung der Kirche der Minorität, den Partikularismus durch Herstellung des Einheitsstaates, die Judenfrage durch Vertreibung der Juden, die Lohnarbeiterbewegung durch Verwandlung Deutschlands in ein agrarisches Bauernland beseitigen wollen. Allein man braucht nur diese Vorschläge zu nennen, um sie als unmöglich zu erkennen. Ein Kampf gegen die katholische Kirche wäre nicht bloß erfolglos, sondern würde auch von Erscheinungen begleitet sein, die das allgemeine religiöse und sittliche Leben der Nation in Gefahr bringen.

Wenn der Vorschlag des Einheitsstaates noch das erträglichste unter jenen radikalen Mitteln wäre, so zeigt gegenwärtig jeder Versuch, ihn zu verwirklichen, daß er auf unüberwindliche Hindernisse stößt. Während vor der Revolution im deutschen Bundesstaat die Zentralgewalt sich langsam, aber stetig vermehrte und so, daß sie den Einzelstaaten noch Luft und Leben ließ, während infolge dieser glücklichen Entwicklung der Partikularismus sich zweifellos verringerte, hat die Revolution ihn wesentlich verschärft. Die sozialistisch-demokratische Mißwirtschaft in Berlin wurde der Reichshauptstadt und dem preußischen Staat zugeschrieben und belebte so alte und entfachte neue partikularistische Autonomie- und Loslösungsbe-

strebungen, zumal sie unter der Firma des Einheitsstaats segelte. Der aus dem Haß gegen Preußen geborene Unitarismus Erzbergers, der seine Parallele in den Plänen von Hugo Preuß mit seinem Ressentiment des jüdischen Berlin W gegen den preußischen Staat fand, wird dadurch charakterisiert, daß sein Urheber die rheinischen Loslösungsbestrebungen beglückwünscht. Heute haben wir einen Unitarismus, der auf der einen Seite den kommunalen Körperschaften die Finanzen nimmt und auf der andern den Provinzen die Bestellung der Beamten zuschiebt und damit, wie wir schon sagten, eine neue Auflage der Kleinstaaterei aus der Zeit vor dem Großen Kurfürsten bringt. Den Partikularismus bekämpft man heute am besten durch tunlichste Wiederaufnahme des Bismarckschen Bundesstaats und, was den Verfassungsformen erst die rechte Brauchbarkeit verleiht, durch Erfüllung des ganzen Volks mit nationalem Sinn. Ist dieser vorhanden, so werden auch störende partikularistische Formen nicht störend wirken. Unbedingt aber haben wir die Bildung *neuer* partikularistischer Einrichtungen zu bekämpfen, wie sie als Ziele der Ablösungs- und Autonomiebestrebungen hervortreten.

Die Verwandlung Deutschlands in ein agrarisches Bauernland, die merkwürdigerweise heute auch bei ernsthaften Leuten gelegentlich sich einer gewissen Sympathie erfreut, würde eine furchtbare Entvölkerung Deutschlands zur Voraussetzung haben und nur bei dauernder starker Auswanderung zu erhalten sein. Wir aber wollen das Deutschland, wie es vor dem Krieg war, wieder herstellen, welches seine Bevölkerung der Hauptsache nach in seinen eigenen Grenzen beschäftigte und sich neben einer blühenden Landwirtschaft einer blühenden Industrie und eines blühenden Handels erfreute.

Den Schwierigkeiten, die die Haltung des Lohnarbeiters bietet, kann nur durch ausdauernde nationale Arbeit und Festigkeit des staatlichen Standpunkts begegnet werden. Wenn die Zahl der unzufriedenen Elemente innerhalb dieses Stands noch auf lange hinaus groß bleiben wird, so darf uns dieser Umstand weder daran hindern, das festzuhalten, was die Staatsnotwendigkeiten und das Allgemeinwohl fordern, noch daran, die unermüdliche nationale Arbeit für die Gewinnung dieses Volksteils fortzusetzen.

Die Juden aus Deutschland zu vertreiben ist ebensowenig praktisch möglich, wie es in unsern Absichten liegt. Da aber der Hauptgrund der Existenz einer deutschen Judenfrage in der großen Zahl unserer Juden liegt, so bleibt die Fernhaltung der ostjüdischen Einwanderung, zu der sich unsere linksgerichteten Parteien noch immer nicht recht bekennen wollen, unbedingtes Erfordernis. Weiter ist die Pflege des deutschen Gemeingefühls, wie schon angedeutet, als Gegenwehr gegen das sich ständig steigernde jüdische Gemeingefühl

unvermeidlich. Wie einer meiner jüdischen Freunde neulich sagte: „Heute ist jeder Deutsche Antisemit", so kann nur Feigheit oder Blindheit die Existenz einer Judenfrage bestreiten. Die bayerischen Partikularisten, die sich vermöge ihres Partikularismus von Eisner an der Nase führen ließen und damit Gut und Blut verloren und in den Abgrund gestürzt wurden, sind ein Opfer ihres mangelnden deutschen Gemeingefühls gegenüber dem Judentum geworden. Formelle Schranken zur Eindämmung des jüdischen Einflusses werden am besten durch deutsches Gemeingefühl ersetzt. Wenn Fernhaltung der Ostjuden und Pflege des deutschen Gemeingefühls zunächst Mittel der Abwehr, der Verteidigung sind, so kommt ihnen doch auch eine positive Wirkung für die Lösung der Judenfrage zu. Denn je mehr sich das deutsche Gemeingefühl verstärkt und ausbreitet, desto weniger werden die Juden ihre Ziele und ihre Art innerhalb der deutschen Grenzen zur Geltung bringen können; zum mindesten werden sie ihren Einfluß auf deutsche Volkskreise verlieren und auf sich selbst beschränkt werden. So wenig wir uns hier umfassenden Illusionen hingeben wollen, so bedeutet es doch etwas, daß die Zahl der Juden sich mehrt, die von der Erkenntnis der schädlichen Wirkung aus, die das Judentum ausübt, und in Rückwirkung der gesteigerten nationalen deutschen Bewegung der Gegenwart die Berechtigung der Beschwerden über das Judentum offen zugeben und ehrlich Deutsche sein wollen. Diese betrachten wir als unsere Bundesgenossen.

Wir geben uns, wie bemerkt, nach keiner Richtung übertriebenen Hoffnungen über den Erfolg unserer Arbeit hin. Doch wird sie nicht vergeblich sein, wenn wir einstweilen wenigstens etwas von den verschiedenen Elementen der nationalen Dekomposition abbröckeln. Wie wir uns davon überzeugt haben, daß durch die gegenseitige Beeinflussung und das Zusammenwirken jener Elemente die nationale Dekomposition sich steigert, so werden die Abbröckelungen an ihnen und die Vereinigung der großen Mehrheit der bürgerlichen Kreise und beträchtlicher Teile der Lohnarbeiterschaft unter der Fahne der nationalen Bejahung eine entsprechende Minderung der Dekomposition herbeiführen, die politischen Gaben der Nation mehr zur Entfaltung kommen lassen, mehr politische Führer zur Verfügung stellen.

Wir fassen unsere Beobachtungen zusammen. Die üblichen Erörterungen über die Verfassungsfragen sind von der Formel von der notwendigen Verbreiterung der demokratischen Basis beherrscht. Diese Formel, wonach man der Eroberung des Staats durch die Sozialdemokratie nichts entgegensetzen darf, wirkt fatalistisch und wie aller Fatalismus lähmend. Mit dieser fatalistischen Wirkung ist es vereinbar, daß die Formel von gewissen Parteien agitatorisch verwertet wird. Die Aus-

lieferung des deutschen Volks an die Ideen der Formaldemokratie und die durch sie geförderten Gewalten liegt im Interesse der Elemente der nationalen Dekomposition und lähmt unser nationales Leben.

Wir müssen den Mut haben, auch einer sogenannten notwendigen Entwicklung Widerstand zu leisten. Gerade eine gründliche historische Betrachtung führt uns dazu, die Ueberwindung einer sogenannten notwendigen Entwicklung für möglich zu halten. Es steht uns dafür das glänzende Beispiel der Bismarckschen Politik zur Verfügung. Bismarck hat die verfahrenen Verhältnisse, die er Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorfand, zu entwirren gewußt. Wenn er an Vorhandenes anknüpfte, so hielt er es doch nicht für seine Aufgabe, dem zum Siege zu verhelfen, was die damalige öffentliche Meinung als Forderung der Zeit hinstellte, sondern mit scharfem Blick wählte er das wirklich Lebensfähige aus und gab ihm das Uebergewicht. Heute haben wir seinen Kampf noch einmal zu kämpfen, nachdem es den äußern Feinden gelungen ist, im Zusammenwirken mit den innern Elementen der nationalen Dekomposition Bismarcks Werk ins Wanken zu bringen. An dem durch die Revolution hervorgebrachten politischen System stirbt entweder die Nation oder dieses System. Wir glauben aber an eine Lebenskraft der Nation.

Freiburg i. B., den 24. 4. 1921.

***

Das preußisch-deutsche Problem seit der Reichsgründung*)

von Dr. Siegfried Kähler,
Archivrat am Reichsarchiv und Privatdozent an der Universität Marburg.

Das preußisch-deutsche Problem — auch mit der ausgesprochenen Beschränkung: seit der Reichsgründung — in genauer zeitlicher Abfolge, nach seinen Voraussetzungen wie nach seinen Auswirkungen Ihnen darzulegen, zu diesem Unternehmen bietet eine kurze Stunde nicht Raum. Beschränkung in der Auswahl des Stoffes ist von selbst geboten.

Vielgestaltig und wandelbar, in ebensoviel Erscheinungsformen, wie Generationen in verschiedener Stimmung und mit abweichender Zielsetzung durch das letzte Jahrhundert hindurchgingen, so bietet der Gegenstand für die geschichtliche Untersuchung und Darstellung sich dar. Den Versuch möchte ich wagen, das Problem als solches aufzufassen und zur Darstellung zu bringen an den Punkten seiner Entwicklung, wo über diese oder jene mögliche Gestaltung des Verhältnisses Preußens zu Deutschland bedeutungsvoll gestritten und wirkungsvoll entschieden wurde. Es sind dies die Momente seines ersten und seines letzten Auftretens in den beiden Revolutionen von 1848 und 1918. Auf sie in erster Linie möchte ich Ihre Gedanken hinführen.

Einer kurzen Erläuterung bedarf es dazu noch. Wenn man kurzweg von einem preußisch-deutschen Problem zu sprechen pflegt, so ist dies eine technische Abkürzung für eine ganze Reihe von ineinandergreifenden Fragen. Ihr Kern wird gebildet von jener hüben und drüben, im preußischen wie im außerpreußischen Lager sich immer erneuenden Ueberlegung: wie soll, wie wird das Verhältnis sich gestalten zwischen der historischen Individualität des preußischen Staates, seinem geschichtlich gegebenen Eigenleben und jener staatlichen Einigung aller deutschen Stämme, welche das erwachte Selbstbewußtsein der Nation erstrebte? Konnte und würde der werdende Nationalstaat mit dem Fortbestand Preußens sich abfinden; mußte dessen besondere Existenz nicht

*) Die folgenden Ausführungen sind im Januar 1921 als öffentliche Antrittsvorlesung an der Universität Marburg gehalten worden. Der Zweck, vor einer studentischen Hörerschaft das Problem im Rahmen einer kurzen Vorlesung zu entwickeln, hat natürlich seinen Einfluß auf die Auswahl des Stoffes wie auf die Form der Darstellung ausgeübt Ich habe es für richtig gehalten, den Charakter des gesprochenen Wortes, welchen Zweck und Gelegenheit meinen Ausführungen gaben, nicht durch eine nachträgliche Umarbeitung aufzuheben.

vielmehr der höheren Einheit der Nation, der in sich vollendeteren Stufe des nationalen Daseins zum Opfer fallen?

Auf zwei Punkte vor anderen muß Ihr Augenmerk dabei sich richten: auf die Tatsache einmal, daß und inwieweit die Lösung der deutschen Frage eingebettet war in dem nie zur Ruhe gelangenden Kampf um die Macht innerhalb des europäischen Staatensystems. Sodann ist zu fragen, inwieweit diese Tatsache dem allgemeinen Bewußtsein gegenwärtig gewesen, inwiefern die politische Stimmung und das politische Denken der großen Menge ihr Rechnung getragen hat. *)

In der allgemeinen Erinnerung aus den letzten Jahrzehnten lebt Preußen als der vielgeschmähte und gewiß in vielem unerfreuliche Staat des Dreiklassenwahlrechts, des schwarzblauen Blocks, der agrarischen Konservativen, der schwerindustriellen Liberalen, des manchesterlichen Kommunalfreisinns, der verbitterten sozialistischen Massen. Wie die verkörperte Abbreviatur aller Unzulänglichkeiten der deutschen Politik ließ die politische Agitation ihn erscheinen. Darum wäre es wohl am Platze, es uns anschaulich zu machen, wieso dieser Staat dereinst aus seinen *subjektiven* und aus seinen *objektiven* Voraussetzungen heraus zur Führung der nationalen Einheitsbewegung bestimmt war. Allein die Kürze der Zeit nötigt mich, davon Abstand zu nehmen.

Jedoch möchte ich mit wenigen, Ihnen vielleicht als formelhaft erscheinenden Stichworten eine kurze Charakterisierung wagen.

Das wesentlich Unterscheidende von den übrigen deutschen Staaten um die Wende des 18. Jahrhunderts ist, daß sich über Preußens territorialem Unterbau ein besonderes Staatsbewußtsein erhebt, welches in der geistig-sittlichen Atmosphäre der norddeutschen Aufklärung wurzelt, von der deutschen Klassik wesentlich den Impuls von Schillers Pathos in sich aufnahm; im ganzen seiner *geistigen* Haltung den Ersatz für die *landschaftliche* Zusammengehörigkeit bot, auf welcher die kleineren territorialen Gebilde sich gründeten. Es war die Frage, ob diese geistige Haltung in gleicher Weise ausdehnungsfähig sein würde wie das zugehörige Staatsgebiet, oder ob sie auf Grenzen und Widerstände anders gearteter deutscher Stimmung stoßen mußte. Es war weiter die Frage, wie stark diese Widerstände sich erweisen, in welchem Umfang sie sich geltend machen würden.

---

*) Die entscheidenden Anregungen für die Fragestellung meines Vortrags wie für die Versuche zu ihrer Beantwortung gehen auf Friedrich Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" zurück. Der kundige Leser wird auch ohne besonderen Hinweis erkennen, wo ich seiner Führung gefolgt bin, und wo ich glaubte, mich von ihr trennen zu sollen.

Weiter: Preußen ist der Staat, welcher im Westen und Osten des deutschen Siedelungsgebietes gleichermaßen Fuß faßt und damit als erster und in diesem Umfang als einziger der deutschen Staaten die landschaftliche Sonderung der Stämme überwindet, indem er sie als Glied eines höheren Ganzen sich zu betrachten zwingt. Das bedeutete die Erfüllung einer politischen Erzieheraufgabe, wie sie keinem anderen der deutschen Staaten gestellt und darum auch von keinem gelöst worden ist. Zugleich ist dieser Staat, wie er im deutschen Boden wurzelt, das jüngste Glied des europäischen Staatensystems. Seine Souveränität ist nicht wie die der Rheinbundstaaten von Frankreich, sondern im Kampf gegen Frankreich neu gegründet. Preußen ist der einzige der deutschen, gegen das alte Kaisertum emporgekommenen Territorialstaaten, dessen Physiognomie Züge trägt, welche weltgeschichtliches Geschehen geprägt hatte.

Und hier tritt die Belastung zutage, welche dieser Staat in seine Zukunft mit hinübernahm: es ist die europäische Gegnerschaft. In ihr spricht sein unterscheidendes Geschick sich aus. Ranke hat dafür einmal folgende Worte gefunden: „Der preußische Staat gehört nicht zu den nationalen Potenzen uralter Berechtigung. Er ist eine in der Mitte derselben emporgekommene territoriale Macht. Vor den Augen der Geschichte hat sich seine Bildung Schritt für Schritt vollzogen." *) Hier lag der wunde Punkt — ein Staatswesen, dessen Entfaltung von Europa bewußt erlebt, sozusagen „kontrolliert" war: es konnte nur zu leicht als künstlich, für gemacht angesehen werden.

Und als künstliches Gebilde, welches neben den bodenständigen Stammesstaaten sich nicht halten könne, es auch nicht dürfe, — dafür galt Preußen nicht nur einem Metternich hier, einem Görres dort, sondern ganz allgemein der öffentlichen Meinung Süddeutschlands. Und ihr leistete Gefolgschaft zu einem beträchtlichen Teil der Liberalismus in Preußen selbst in dem Augenblick, als die Revolution von 1848 zuerst die Frage der nationalen Einigung zur Entscheidung zu stellen schien.

Bis dahin hatte Preußen auf dem deutschen Boden, dem Träger der deutschen Zukunft, zwei Tendenzen, um mit Ranke zu reden, neben sich hergehen sehen: die andere europäische Großmacht deutschen Ursprungs, den Kaiserstaat Oesterreich, auf der einen Seite, und auf der anderen das Gemenge kleiner Staaten, welche man im 18. Jahrhundert „das Reich" schlechthin nannte, das seit 1803 und 1806 in handlichere Formen gebrachte „Dritte Deutschland".

*) Genesis des preußischen Staates. Vorrede zur zweiten Ausgabe (1874) S. X.

Jenes Deutschland, „das nicht Oesterreich oder Preußen ist", wie Wilhelm von Humboldt es 1815 ausdrückte, und welches eben jetzt zum Bewußtsein seiner selbst, d. h. seines Anspruches auf Teilnahme an der Gestaltung der deutschen Einheit gelangt war.

Gegenseitig sich hemmend und anstoßend zugleich, bewegen sich die Gedanken und Wünsche dieser drei Tendenzen irgendwie um die Gestaltung, um die zu erstrebende Leitung der zukünftigen deutschen Einheit, ohne aus sich heraus eine Lösung zu finden. Im Sommer 1848, infolge der Pariser Revolution vom Februar und der deutschen vom März, war die Lage nun die:

Die nationalistische Bewegung der Slaven und Ungarn schien die Donaumonarchie so geschwächt zu haben, daß die deutsche Bewegung mit Oesterreich als Hemmnis auf dem Wege zum nationalen Einheitsstaat nicht mehr zu rechnen brauchte. In dem Paulsparlament zu Frankfurt, welches das „ganze Deutschland" auf Grund der proklamierten Volkssouveränität vertrat, tritt alles, was nichtpreußisches Deutschland ist, nun im freier gewordenen Raum dem Staate Preußen gegenüber und fordert von ihm, daß er sein Sonderdasein aufgebe um der höheren nationalen Einheit willen. *Das preußisch-deutsche Problem im eigentlichen Sinn ist zum erstenmal akut geworden.*

Die Frage erhebt sich: Welcher der beiden Magnete die stärkere Anziehungskraft ausüben wird auf die in Verwirrung kreisenden Partikel der deutschen Staatenwelt. Wird die junge, noch ungeformte Idee des einheitlichen Nationalstaates die Fugen des stärksten deutschen Einzelstaates lösen und damit alle Bestandteile der Nation *unmittelbar an sich* ziehen und so untereinander verbinden?, oder wird das Gefüge Preußens der ansaugenden Kraft der nationalen Idee Widerstand leisten?

Der geschichtliche Verlauf ist bekannt. Bekannt, wie durch den Widerstreit der kleindeutschen, erbkaiserlichen Partei mit der großdeutschen Richtung die Klärung der Lösungsmöglichkeiten vorbereitet wurde. Für das im Namen der nationalen Einheit geforderte Ausscheiden Deutsch-Oesterreichs aus dem Donau-Staat sollte die Auflösung Preußens den Ausgleich bilden. Das *Machtproblem* des deutschen Dualismus wollte man in einer Mischung von rationellem Calkul und nationalem Idealismus auf vernünftigem, das heißt: friedlichem Wege, durch Abrede und Beschluß beseitigen.

Einen Augenblick schien Preußen selbst sein Sonderdasein aufgeben zu wollen, wenn in der berufenen Proklamation vom 21. März 1848 sein König es aussprach: „Preußen geht fortan in Deutschland auf." Die hier aufrollende Linie der Entwicklung hat nach manchem Knick und Umweg ihr Ende ge-

funden in der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848. Hier vertrat der preußische Staatsgedanke dem König von Preußen gleichermaßen wie der deutschen Nation den Weg zum nationalen Kaisertum, welches um den Preis der Auflösung Preußens erkauft werden sollte. *)

Nun ist die wichtigste Frage für uns die, warum das „Dritte Deutschland" berechtigt, ja gezwungen zu sein glaubte, die Forderung der Selbstaufgabe an Preußen zu stellen. Von verschiedenen Seiten, mit wechselnden Gründen, mit wachsendem Nachdruck wurde sie vertreten.

Sie war in besonders charakteristischer Weise erhoben worden ein halbes Menschenalter zuvor, in dem 1831 von dem Schwaben Paul Pfizer verfaßten „Briefwechsel zweier Deutschen". Pfizer stellt folgendes Programm auf: Um die nationale Einigung zu erreichen, müsse Oesterreich ausscheiden aus dem deutschen Bund; an seiner Stelle habe Preußen die Führung zu übernehmen oder vielmehr: an den Platz der Habsburger solle die Dynastie der Hohenzollern treten. Denn der Preis der nationalen Kaiserwürde sei unumgänglich die Auflösung Preußens in seine Bestandteile. Ein in sich geschlossenes Preußen sei ein Fremdkörper innerhalb der Nation, zumal es ein „künstlicher" Staat sei; einen führenden, einen herrschenden Stamm dürfe es im geeinten Deutschland nicht geben. **)

Seltsamer Widerspruch! Auf der einen Seite die Befürchtung vor der wachstümlichen inneren Kraft dieses Staates; auf der anderen der Glaube, es möchte leicht sein, dem höheren Zweck seinen Bestand zum Opfer zu bringen. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Einmal aus der Irrationalität auch des politischen Wollens und Wünschens überhaupt. Und dann: das Preußen der 20er und 30er Jahre, das Preußen der Demagogenverfolgung, über deren üble Begleiterscheinungen viel Schlimmes im Umlauf war und leider nur zu sehr mit Grund; das reaktionäre Preußen, dessen König das gegebene Verfassungsversprechen nicht einlösen wollte, — es war der Tagesmeinung verhaßt; für innerlich brüchig galt ihr dieser Staat.

Suchte der politische Gedanke nun aber von den Verzerrungen des Tagesgezänkes sich zu lösen, nahm er seine Orientierung dann am Erfahrungsgehalt der Geschichte, so mußte für sein Urteil der Stand der geschichtlichen Erkenntnis maßgebend sein. Um diese stand es etwa so: das Aufblühen der ge-

*) Hierzu zu vergl. das zweite bis vierte Kapitel des zweiten Buches bei Meinecke, a. a. O., und die plastische und prägnante Darlegung dieser Fragen in dem Vortrag „Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert" (gehalten auf dem Historikertag 1906), neuerdings abgedruckt in der Sammlung „Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert", 1918.

**) Meinecke, a. a. O. 5. A. S. 332 ff.

schichtlichen Forschung im Gefolge der Romantik hatte das Augenmerk gelenkt in die zurückliegenden Zeitalter der deutschen Geschichte. In der neueren Zeit tastete man im Ungewissen, lebte man von dürftigen Ergebnissen einer nicht zahlreichen und ebensowenig hochstehenden Memoirenliteratur. Erst 1833, ein Jahr nach dem Erscheinen des Pfizerschen Buches, veröffentlichte Ranke seinen Essay „Die großen Mächte", in welchem er zuerst die „immanente Idee" Preußens zur Anschauung brachte. Stenzels auf die Quellen gegründete preußische Geschichte begann erst zu erscheinen und stand in der Erforschung der Anfänge der preußischen Staatsbildung. Rankes Arbeit fand außerhalb des begrenzten Leserkreises seiner historisch-politischen Zeitschrift kaum Beachtung. Um so näher waren die Verhältnisse des deutschen Mittelalters durch Raumers Hohenstaufen, durch die Monumenta Germaniae dem Bewußtsein gerückt. So dachte man denn in Süddeutschland bei der Erörterung des nationalen Problems in erster Linie an die Hausmachtstellung der Könige und Kaiser des Mittelalters.*) Aehnliches sollte auch vom Oberhaupt des neugeeinten Deutschland gelten. Aber einem Staat wollte man die Vormachtstellung nicht zuweisen. Hier war es das Schreckgespenst des antiken Hegemonie-Gedankens, durch welches die ganz in der klassischen Atmosphäre gebildete Generation in ihren Wünschen sich bestimmen ließ.

Endlich aber läßt auch ein Bodensatz praktischer Erfahrung in dieser Ideologie sich nachweisen. Das staatliche Leben hatte all den Anhängern des Gedankens von der Auflösung Preußens, den Pfizer und Rümelin, den Gagern und Stockmar nur den auf ein Stammesgebiet beschränkten Mittelstaat zur Anschauung gebracht. Und in ihrer Erinnerung lebte klar genug das Bewußtsein davon, wie willkürlich und in der Tat durch künstliche Zusammenlegung seit 1803 diese staatlichen Gebilde zustande gekommen waren. Darum verkannten diese Männer die geschichtliche Aufgabe Preußens:**) daß es den Beweis zu erbringen hatte und hat, wie das Zusammenleben verschiedener Stämme in einem Staatsverband möglich und das einzige Mittel war, das deutsche Volk unter dem Druck der Nachbarstaaten am Leben zu erhalten.

Denn daß ohne die Rücksicht auf die europäischen Nachbarn die Einigung nicht zu Wege zu bringen sei; daß ferner Preußen hierfür noch erhebliche Dienste zu leisten habe, diese Einsicht hatte der Verlauf der Jahre 1848 und 49 doch vielfach geweckt. So hatte im klärenden Kampf der Meinungen am

*) z. B. Pfizer, Briefwechsel, hrg. v. G. Küntzel, S. 166.

**) Für das politisch-kulturelle Zusammenleben der deutschen Stämme wie für den Ausgleich ihrer wirtschaftlichen Interessen „ist Preußen das Experiment" — so hat der Demokrat Theodor Heuß im Herbst 1918 diese geschichtliche Erkenntnis formuliert.

14. März 1849 Gabriel Rießer in der Paulskirche es ausgesprochen: Preußen als „Kunststaat" sei zwar im Vergleich zum erstrebten „Volks- und Naturstaat Deutschland" nur ein niedrigeres Gebilde. Aber, so fuhr er fort, „ich erkläre es offen, sowohl Deutschlands wie Preußens wegen dürfen wir nicht wünschen, daß Preußen im mindesten in seinem Bestand erschüttert werde, bis Deutschland sicher und fest für die Ewigkeit gegründet ist."

Denn von vornherein hat die Form der Beziehung Preußens zu Deutschland im Gemenge gelegen mit den Machtinteressen seiner Nachbarstaaten. Und das hat der deutsche Liberalismus damals verkannt. Er sah in der Einigungsfrage ein innerdeutsches Problem, eine Angelegenheit der Verfassungsregelung, welche zwischen der Nation und ihren Fürsten zu erledigen war. Die Ueberzeugung war die: die Idee der nationalen Einheit, war sie nur einmal vom allgemeinen Bewußtsein ergriffen, hatte sie „sich selbst gesetzt", so mußte sie nach ihren inneren Gesetzen in die Wirklichkeit, die ja minderen Ranges war, gleichsam von selbst sich umsetzen.

Die Wirklichkeit aber sah anders aus als die Idee. Das preußisch-deutsche Problem trat aus dem Stadium der isolierten Zwiesprache zwischen dem Dritten Deutschland und Preußen heraus, als das über den Slavenaufstand siegreiche Oesterreich am 28. Dezember 1848 in Kremsier durch den Mund Felix Schwarzenbergs erklärte: „Oesterreich wird in dem neuzubildenden deutschen Staatskörper seine Stellung zu behaupten wissen." Im Sommer 1848 bereits hatte der russische Staatskanzler Nesselrode die vollkommene Interessensolidarität betont, welche hinsichtlich der deutschen Frage zwischen Rußland und Frankreich bestehe. Das Gleichgewicht Europas werde durch den drohenden Zusammenschluß von 45 Millionen Deutschen im Zentrum Europas verletzt.*) Und England widersetzte sich der Loslösung Schleswig-Holsteins von Dänemark um der seiner Seeherrschaft drohenden Gefahr willen. Die große Koalition, der Druck der großen Mächte, läßt schicksalshaft ihren Schatten warnend fallen auf diese ersten Regungen der deutschen Einheitsbewegung. Belastet mit allen Problemen der europäischen Machtverlagerung, nicht zuletzt mit dem des österreichisch-preußischen Dualismus, welches man so leichter Hand lösen zu können gemeint hatte, trat das preußisch-deutsche Problem, aus dem Stand der innerdeutschen Krise zurück in den Rahmen der europäischen Gesamtentwicklung. Was an Motiven und Möglichkeiten, was an subjektiven und objektiven Momenten bei dieser ersten Betrachtung in unseren

*) Vgl. hierzu Fritz Hartungs ausgezeichneten Vortrag: „Die deutsche Revolution von 1848." Schriften der Deutschen Gesellschaft für Politik an der Universität Halle, I, 1920. S. 71/2.

Gesichtskreis trat, es wird unter veränderter Gestalt, aber immer kenntlich, später wieder Bedeutung gewinnen.

Die Reichsgründung Bismarcks trägt ihr glückhaftes Gepräge davon, daß es ihm gelang, die Isolierung der deutschen Einheitsbewegung, welche der Idealismus von 1848 zu früh als gegeben annahm, zur Tatsache zu machen. Der nationale Stromkreis konnte sich schließen, weil seine meisterhafte Diplomatie den gefährlichen europäischen Contakt fernzuhalten wußte. Die Reichsgründung Bismarcks hat das Verhältnis Preußens zu Deutschland aus dem Stand des Problems, der Alternativen, der möglichen Lösungen herausgehoben in den Stand der endgiltigen Festlegung ihrer Beziehungen. Insofern zwar, als Preußen, nach der Vorhersage Joh. Gustav Droysens vom April 1848, der Kern geworden ist, an welchen sich angeschlossen hat, „was deutsch sein wollte." Und dieser Anbildungsvorgang hat ein Deutschland und eine deutsche Nation geschaffen, die im Vergleich mit den bis und während 1848 lebendigen Vorstellungen etwas durchaus Neues war. Diese neue Staatsschöpfung ist ins Leben gerufen, wie alles wahrhaft Neue, durch den genialen Menschen, nachdem die Summe der politisch-historischen Intelligenz einer sehr hochstehenden Generation zur schaffenden Tat nicht hatte gelangen können.

In der Struktur des Bundesstaates ist von vornherein das Nebeneinander des Reichstages und des preußischen Landtages als erschwerendes und störendes Moment empfunden worden. In Frankfurt hatte die Erbkaiserpartei gerade diese Rivalität gefürchtet und vermeiden wollen. Bemerkt und besprochen wurde sie allerdings mehr von Seiten der Politiker, welche die Dinge eher von außen nach dem Zentrum der Staatsmacht hin betrachteten, als von dem Schöpfer des Staates, der vom Zentrum aus beide Gewichte handhaben zu können vertraute. Bismarck hat in dieser Frage sich umgestellt. Denn 1849 hatte er als preußischer Abgeordneter, und das will sagen: vom Standpunkt der preußischen Staatsidee aus, daran gezweifelt, „ob in Preußen und Deutschland auf die Dauer zwei Verfassungen nebeneinander bestehen könnten."

Jedenfalls ist dieser der Theorie nach unhaltbare Zustand zur Wirklichkeit und zur Selbstverständlichkeit geworden, weil Bismarck mit ihm hat regieren und in ihm die Grundlage für das nationale Leben des letzten Halbjahrhunderts hat schaffen können. Das Regieren mit beiden Parlamenten, wie Bismarck es handhabte, hat man als sein Arcanum imperii bezeichnet.*) Denn das verschiedene Wahlrecht zu beiden Volksvertretungen hat sie zu Mitteln für verschiedene Zwecke voraus-

*) vgl. Meinecke, a. a. O. S. 501 ff.

bestimmt. Bismarck hat die Politik des Reichsausbaues in den 70er Jahren mit den Erwählten des allgemeinen Wahlrechts im Reichstag betrieben. Er hat für seine Wirtschaftspolitik nach 1879 an dem Haus des Dreiklassenwahlrechts eine Stütze gefunden. Aber immer hat er es in der Hand behalten, mit welchem Wind er segeln wollte, und den Augenblick selbst gewählt, in welchem er die Segel umstellte, um die Einheitlichkeit der Politik im Reich und in Preußen zu wahren, wenigstens in den entscheidenden Fragen.

Reibungen, welche aus dem Nebeneinander der beiden Gesetzgebungsmaschinen entstanden, hat es eine ganze Zahl gegeben. Aber sie schienen doch noch so gering, daß auch die Nachfolger Bismarcks in einem nicht ganz gerechtfertigten Selbstvertrauen geglaubt haben, mit dem überkommenen System weiter regieren zu können. Aber dazu besaßen sie nicht das Maß. Zwischen 1890 und 1900 haben Abgeordnetenhaus und Reichstag, dem von jeher in ihnen liegenden divergenten Trieb folgend, zumal er durch die soziale und wirtschaftliche Entwicklung eine Verstärkung erfuhr — sie haben zu zwei Mächten verschiedenen Geistes und verschiedener Willensrichtung sich entwickelt. Die Einheitlichkeit der inneren Politik ging sehr bald verloren, und dieser Zustand wurde fast als etwas Naturgegebenes angesehen. Die Regierung stand nicht *über* den Gegensätzen, um sie auszugleichen und zum Dienst ihrer Zwecke zusammenzuschweißen, sondern *zwischen* ihnen und begnügte sich damit, bald mit dieser, bald mit der anderen Parteigruppierung über die Ziele des Augenblicks handelseinig zu werden.

Die beiden großen Staatskörper konnten mehr und mehr zu einem verschiedenen Rhythmus der Bewegung neigen, weil und insoweit während eines Menschenalters des europäischen Friedens der *außenpolitische* Druck nachzulassen, der anfängliche Anstoß zur konzentrischen Einstellung an innerer Notwendigkeit zu verlieren schien. Da hat es der vierte Kanzler Bülow versucht, eine gewisse Einheitlichkeit der nationalen Lebensbewegung mit den Mitteln einer neuen Zeit zu erreichen. Seine sogenannte Blockpolitik unternahm es, von den Konservativen über die Nationalliberalen bis zu dem demokratisch-radikalen Flügel in einer Front zu vereinigen die Erben derjenigen alten Parteien, welche in der Krise von 1848 irgend wie schon das Ziel der nationalen Einheit erstrebten. Und zwar sie zu vereinigen gegen die beiden Parteien, welche aus dem Widerspruch gegen die Bismarcksche Staatsgründung ihre beste Agitationskraft zogen, mit der Rückenlehnung an internationale Ideale — gegen Zentrum und Sozialdemokratie.

Vielleicht hätte dieser Regenerationsversuch, mit den Parteien des Reichstags unternommen, durch sein Schwergewicht

auch eine fühlbare Rückwirkung auf die Liberalisierung Preußens ausüben können, wenn der parlamentarischen Kombination eine längere Lebensdauer beschieden gewesen wäre.

Sie zerbrach einmal an dem Widerstand der Agrarkonservativen, welche für ihre Herrschaft in Preußen, von der 1848 in diesem Umfang entfernt nicht zu reden war, fürchteten. Die eigentliche Sprengung des Blocks aber ging aus von dem neuen geistigen Wortführer der bürgerlichen Demokratie, von Friedrich Naumann, welcher die demokratische Ideologie von 1848 zu erneuern strebte. Indem er 1908 die Parole der preußischen Wahlrechtsreform als einer deutschen Angelegenheit ausgab, schien damit das alte Problem des innerdeutschen Gegensatzes neues Leben erhalten zu haben.

Aber es schien doch nur so. Stimmungsmäßig allerdings tauchte der alte Gegensatz: hier Preußen, dort das nichtpreußische Deutschland wieder auf. Tatsächlich aber lagen die Dinge doch recht anders: das Problem hatte seine innere Natur durchaus gewandelt.

Zunächst: es steht nicht mehr, wie 1848, die Gestaltung der nationalen Einheit hier, der staatlichen Form dort in Frage. Beide liegen in ihrem Umfang fest. Infolgedessen scheidet ein wesentlicher Koeffizient des Problems aus: der großdeutsche. Das heißt: das Problem ist von der nationalen auf die parteipolitische Basis verschoben, es ist aus dem Bereich der Kombination mit der europäischen Politik wieder in den Bezirk der innerstaatlichen Auseinandersetzung übergegangen. Ausgangspunkt sowohl wie Angriffspunkt der Bewegung haben sich gewandelt. Die demokratische Agitation aller Schattierungen richtet sich gegen eine ganz andere Größe, als es das — aus nationalstaatlichen Gründen — aufzulösende Preußen von 1848 gewesen war. Die neudeutsche Demokratie, auf der Grundlage der das Reich tragenden Macht zu ihrer jetzigen Form erwachsen, griff eine soziale Schichtung an, wenn und indem sie die innerstaatliche Struktur Preußens verändern wollte.

Dabei aber war ein wichtiger ideologischer Irrtum im Spiel: Man hatte die Geschichte der letzten Jahrzehnte sich dahin gedeutet — ich erinnere Sie, m. H., an den Gedankenkreis von Naumanns „Demokratie und Kaisertum" —, daß das Kaisertum sich losgelöst habe von seiner preußischen Machtbasis und hinübergewachsen sei nach Deutschland. Das war insofern zweifellos richtig, als das Kaisertum in Aufgaben hineingewachsen war, die schlechthin deutscher, nicht mehr preußischer Natur waren. Wollte man nun dies Kaisertum, die Staatsspitze, nicht nur nach seinen Zielen, sondern auch nach seiner Grundlage in unmittelbare Verbindung bringen mit den neuentstandenen Massen des industriellen Deutschland, so stand dafür nur das labile Element der Parteien zur Verfügung.

Darum hatte schon 1907 ein Historiker, der diesem Gedankenkreis nahe stand, hatte Friedrich Meinecke vor den Gefahren gewarnt, welche diese Ideologie in sich barg. „Bei einer drohenden politischen Weltkrisis . . . wird alles darauf ankommen, ob das Neue Land des liberalen und industriellen Deutschland die politische und nationale Festigkeit haben wird, um Ersatz für das zugrunde Gehende zu bieten.“ *) Der Irrtum der Naumannschen Ideologie trat nun eklatant zutage, als in den Herbstmonaten 1918, nach der Mediatisierung Preußens und mit dem Eintritt der wesentlich süddeutschen Demokratie in die Reichsleitung, das Kaisertum sofort sich als entwurzelt erwies. — Jedenfalls, wenn und obwohl das Problem in diesem Zusammenhang uns in abgeschwächter Form, als unechter Sproß des Vorfahren von 1848 entgegentritt, seine innere Verbindung mit der staatlichen *Machtfrage* läßt auch hier sich nicht übersehen.

Ehe ich nun zur neuesten Entwicklung des Problems, welche mit dem Weltkrieg einsetzt, übergehe, muß ich Sie, m. H., an einen denkwürdigen Vorfall erinnern. Am 10. Januar 1914, sechs Monate nach den nationalen und dynastischen Feiern des Sommers 1913, sechs Monate vor dem Ausbruch der europäischen Konflagration — wie auf einer Scheide der Zeiten stand diese Stunde —, an diesem 10. Januar verhandelte das preußische Herrenhaus über einen Antrag, welcher lautete: „Das Herrenhaus wolle beschließen — die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, im *Reich* dahin zu wirken, daß der *Stellung Preußens*, auf die es seiner *Geschichte* und seinem *Schwergewicht* nach Anspruch hat, nicht durch eine staatsrechtliche Verschiebung der Verhältnisse zu ungunsten der Einzelstaaten Abbruch geschieht.“ **)

Der Kern und das Wesen der neueren preußischen Geschichte erscheint hier — in historischem Augenblick — zusammengepreßt in eine parlamentarische Formel. Indem der Appell an die *Geschichte* geschah, so kam es doch darauf an, wie man sie auffaßte oder auffassen wollte; und wenn man auf das von Rechts wegen *zustehende Schwergewicht* im Reich sich berief, so war es die Frage, ob von diesem im hergebrachten Sinn noch die Rede sein konnte.

In der Debatte trat dem Antragsteller Graf York von Wartenburg der Ministerpräsident und Reichskanzler Bethmann-Hollweg gegenüber. Beide Männer gehörten von Haus aus nicht zu jenem bodenständigen Junkertum, welches das allgemeine Vorurteil mit dem preußischen Wesen gleichzu-

*) a. a. O., 1. Aufl. S. 492.

**) Der vom Grafen York von Wartenburg am 8. Januar zur Besprechung gestellte Antrag wurde am 10. Januar Gegenstand der Debatte. — Stenogr. Berichte . . . . des Preuß. Herrenhauses. Session 1913, Sp. 10 ff., Sp. 21 ff.

setzen pflegte und pflegt. In der dritten, ja sogar erst in der zweiten Generation hatten sie in Preußen Wurzel gefaßt. Der Degen des undeutschen Ahnen hatte dem Einen das Heimatsrecht erworben, als Preußen die ersten Schritte tat auf der Bahn zur Einigung der Nation. Der Vorfahr des anderen, der Professor und Kultusminister Bethmann Hollweg hatte gleichsam als lebendiger Träger des Versprechens auf gemeinsame Wege und Ziele, welches das Preußen der Neuen Aera dem landschaftlich und politisch bedingten Liberalismus Westdeutschlands gab, sein bedeutsames Amt übernommen in dem Augenblick, welcher die Vollendung der nationalen Einheit heranreifen zu sehen glaubte. So sind diese Männer, diese „Erben" aus beiden Geschlechtern lebendige Zeugen jener Anziehungskraft, welche Preußen immer auf große Begabungen von außerhalb seiner Grenzen ausgeübt hat. Wie ihre persönliche Geschichte, so ist ihr Auftreten in dieser Stunde von geschichtlicher Symbolik: was sie beide, den drängenden Antragsteller wie den behutsam abmahnenden Minister, im Tiefsten eint, das ist die Einsicht, daß der geschichtliche Besitz, auf dem die Gegenwart ruht, prekär ist, — es ist die Sorge um seinen Fortbestand. Die Reden, welche an diesem Tag von ihnen gehalten wurden, reich an politischer und historischer Bildung, sie wirken heut wie ein Monolog, mit dem der eine der Hauptspieler des geschichtlichen Dramas in entscheidender Stunde sich auf sich selbst besinnt. Und sie scheinen, ja leider waren sie ein Epilog auf eine abgeschlossene Epoche. Der Fatalismus, mit dem der leitende Staatsmann zum Schicksal des Epigonentums sich bekannte; die Berufung auf das geschichtlich Gewordene, als sei es unabänderlich; der klare Verzicht darauf, das Ererbte als neuen Besitz zu erwerben, indem man die Führung zu neuen nationalen Lebensformen und Zielen ergriff — denn nur indem und solange Preußen in dieser Weise führte, hatte es seine geschichtliche Sendung ergriffen und erfüllt —, dies alles vereint sich zu dem Eindruck, daß man damals an einem Ende stand, daß man mit der nur historischen Orientierung sich eigentlich selbst schon geschichtlich geworden war. Diese Herrenhaussitzung, m. H., ist das selbstgesetzte Epitaph des alten Preußen.

Der große Krieg wickelte das Knäuel des preußisch-deutschen Problems an eben dem Ende des Fadens auf, mit welchem im Jahr 1848 die abschließende Schlinge geknüpft worden war: mit der europäischen Machtfrage. Indem um den Bestand und die Lebensansprüche Deutschlands gefochten wurde, wurde auch um den Bestand und die Tragkraft des Pfeilers gefochten, auf dem der neue Reichsbau ruhte. Und dies zum erstenmal und in entscheidender Weise: gegen eine Koalition der europäischen Mächte. Hier wurde jene geschichtliche Erbschaft wirksam, gegen deren Uebernahme das „Dritte Deutschland"

1848 sich gesperrt hatte. Wenn nach einem Ausspruch Rankes Deutschland im Jahre 1870 gegen Ludwig XIV. focht, so gilt von diesem Krieg, daß in ihm für und gegen Friedrich II. gefochten wurde. Jetzt zum ersten Male sollte Süddeutschland für die Bejahung des geschichtliches Erbes in diesem Sinne eintreten. In dem kurzen Kriege von 1870 hatte für das weitere Bewußtsein dies Erbe gar nicht zur Diskusition gestanden, denn man hatte ja den freien Auslauf in das neue Gebiet der nationalen Einheit vor Augen gehabt.

Wenn nun auf die Dauer die Demokratie von diesem Erbe sich losmachen wollte, so muß man daran erinnern, daß sie ihrerseits in weitem Umfange das Erbe der partikularistischen Stimmung des Dritten Deutschland in sich aufgenommen hatte. Diese Stimmung erwachte zum neuen Leben und erzeugte in rückläufiger Bewegung den alten Glauben, daß ein demokratisiertes Deutschland, welches das geschichtliche Erbe der in Preußen verkörperten Machtrivalität von sich abstieß, auch den Machttrieb des übrigen Europa, ja der demokratischen Welt entwaffnen würde. Und dies trotz der Warnung, welche ein Historiker wie Meinecke in seiner eindrucksvollen Rede „Ueber die deutsche Freiheit" im Jahre 1917 seinen Weggenossen zurief: „Vergessen wir nicht die Grundforderung aller Freiheit, frei von ausländischem Druck zu leben. Man will uns demokratisieren, um uns zu desorganisieren." *)

So etwa war unter dem Druck der Weltlage der Stimmungshintergrund beschaffen für die erste Etappe der deutschen Revolution, für die sogenannte Demokratisierung des Reiches und Preußens. Betrieben vorwiegend unter Gesichtspunkten der inneren Politik, strahlte sie sofort mit mächtiger Wirkung aus in die große Politik des Staatensystems. Das preußisch-deutsche Problem erwies sich, um mit Jakob Burckhardt zu reden, als wirksames Ferment einer echten Krise.

Nach diesen Vorgängen schien im weiteren Verlauf der Revolution des Winters 1918/19 die Auflösung Preußens, nachdem es von seinen geschichtlichen Wurzeln gelöst war, keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Nicht nur, daß die Lokalsouveränität der A.- und S.-Räte den Staatsgedanken völlig absorbiert zu haben; nicht nur, daß während des allgemeinen Verfassungstaumels, welcher Deutschland befiel, für Preußen keine verfassunggebende Versammlung beabsichtigt zu sein

*) „Die deutsche Freiheit." 5 Vorträge, Gotha, Perthes, 1917, S. 30, 36. — Vgl. dazu P. Rohrbachs Voraussage: „Es ist zu erwarten, daß die harmlosen Leute, die mit der „Demokratisierung" Deutschlands nun schon Friedensluft auf allen Seiten wittern, eines bessern belehrt werden. Die Hoffnung . . . auf Einigkeit . . . in unserm Volk . . . kann kaum auf etwas anderem beruhen, als darauf, daß die Feinde die nötige Erziehungsarbeit an uns besorgen." Deutsche Politik, 20. Juli 1917, Nr. 29.

schien. Sondern überall trat der Separationsgedanke so laut in der Tagesliteratur hervor, daß man wohl glauben konnte, Preußen als Staat sei im Bewußtsein seines Volkes bereits erstorben, der „Kunststaat" zerfalle endlich in seine natürlichen Bestandteile: wie man es 1848 erwartet und vorhergesagt. Am ernstesten aber war die Gefahr, welche dem Bestand Preußens durch den vom schärfsten Unitarismus getragenen Entwurf der Reichsverfassung drohte, den der nunmehrige Staatssekretär Dr. Preuß am 20. Januar 1919 veröffentlichte. Die Gefahr war darum so groß — einmal weil sie an der entscheidenden Stelle, welche die Macht besaß, auftrat; und dann weil hier, anders als bei den sonstigen, durch partikulare Interessen und dumpfe Stimmungen hervorgerufenen Trennungsbestrebungen, dem preußischen Staatsbaum die Axt der haarscharf geschliffenen „Idee" von einem als scharfsinnig berühmten Juristen an die Wurzel gelegt wurde. Diese Idee bediente sich der alten demokratischen Reminiszenzen an das Paulsparlament, und sie erhielt ein gewaltiges Gewicht dadurch, daß sie die Novemberbewegung aus den Niederungen der militärischen Revolten und der wirtschaftlichen Streiks in die großen historischen und ideellen Zusammenhänge hinaufhob.

Diese Idee, keine synthetische Idee der historischen Kräfte, wie sie vor 100 Jahren lebendig waren, sondern eine abstrakt konstruierende Idee, verfolgte mit äußerster Folgerichtigkeit den Gedanken Jellineks von der Souveränität des Bundesstaates als Gebietskörperschaft tief hinein in die Konsequenzen des Unitarismus, unter tatsächlicher Aufhebung des Bundesstaatsgedankens. Das kam in dem § 11 des Entwurfs besonders klar zum Ausdruck, welcher die Loslösung eines Landesteils aus dem bisherigen Staatsverbande zum Zweck der Bildung eines selbständigen Freistaates nicht nur freistellt, sondern geradezu auffordernd nahe legt. Und in der begleitenden Denkschrift erklärte Preuß: „Der Fortbestand einer einheitlichen Republik von 40 Millionen innerhalb einer von ihr organisatorisch getrennten Republik von zusammen etwa 70 Millionen ist eine staatsrechtliche, politische und wirtschaftliche Unmöglichkeit. Ein solcher Einzelstaat ist nur als Hegemoniestaat möglich. Ist aber die preußische Hegemonie in Deutschland unmöglich geworden, so ist damit auch ein einheitliches Preußen in Deutschland unmöglich geworden. Soll der deutsche Volksstaat sich vollenden, so muß ihm der preußische Notbau weichen." *)

Sie sehen es selbst, m. H., mit diesen Argumenten bewegt sich Preuß und wir mit ihm auf dem bekannten Gelände des demokratischen Denkens von 1848. Es ist derselbe Doktrinarismus, der ein unbedingtes Soll der gegebenen und lebendigen Wirk-

*) Angeführt nach F. Giese, Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919, Berlin 1919, S. 34.

lichkeit entgegenstellt; es ist dieselbe unhistorische Auffassung vom Notbau oder Kunststaat, es ist dieselbe irrige Anschauung von dem Hegemoniestaat Preußen. Und endlich, es ist derselbe Einfluß des großdeutschen Gedankens wie 1848. Dem Zutritt Deutschösterreichs durfte, ja mußte Preußens Eigendasein geopfert werden. Dem stimmte Friedrich Meinecke von sich aus zu in einem Ende November 1918 entstandenen Aufsatz. „In einer großen, Deutschösterreich umfassenden deutschen Volksrepublik hat das alte Preußen, das Werk heroischer, aber geschichtlich nun überwundener Kräfte keine Existenzberechtigung mehr. Der preußische Einheitsstaat, seines Lebensprinzipes und seiner Rechtfertigung beraubt, kann sich gar nicht mehr auf die Dauer behaupten. Der Gegensatz ostelbischer und westelbischer, großindustrieller und agrarischer Interessen würde es in sich lähmen. Viel gesunder wäre es, die Gegensätze innerhalb des gesamtdeutschen Rahmens auszutragen." — Ein späterer Gedanke des gleichen Aufsatzes gibt den Schlüssel für die Lösung des Rätsels, welche diese Sätze dem Leser aufgaben: „Ein demokratisches oder gar bolschewistisch angehauchtes Preußen würde durch seine Herrschsucht den übrigen Deutschen ebenso auf die Nerven fallen, wie das konservativ-militaristische Preußen." *)

Und genau denselben Gedanken verfolgt ein anderer Historiker, Rachfahl, der einige Monate später aus denselben Gründen der Auflösung Preußens das Wort redet: einmal um des Zutritts von Deutschösterreich willen, und dann mit dem Hinweis, daß die Revolution in den Kleinstaaten viel harmloser verlaufen sei, als in Preußen. **) Dies Argument war ganz fehlgegriffen. Rachfahl vergaß die bolschewistischen Republiken in Wilhelmshaven, Bremen und Braunschweig. Es ist erstaunlich, aber es ist lehrreich, daß die Gedankengänge dieser zu geschichtlicher Besinnung wie wenig andere berufenen Männer, mit denen sie der Nation den Weg der Zukunft weisen wollten, so deutlich verraten woher sie stammen: aus dem Gesichtskreis der von flüchtiger Welle erregten Stunde.

---

*) „Verfassung und Verwaltung der deutschen Republik": Neue Rundschau, Januar 1919. — Ich benutze die Gelegenheit darauf zu verweisen, daß Herr Professor Meinecke seinen Standpunkt zu dieser Frage nicht unerheblich verändert hat, wie aus seinem Aufsatz „Das preußisch-deutsche Problem" hervorgeht, welcher in der „Deutschen Nation", Februar 1921, erschienen ist. Seine Ausführungen waren mir bei der Ausarbeitung meiner Vorlesung noch nicht bekannt. Ich habe jedoch keinen Anlaß, meine Darstellung zu verändern, da mir für den hier behandelten Zusammenhang Meineckes Ansichten vom Januar 1919 eine wesentlich symptomatische Bedeutung für die damalige politische Zeitstimmung als solche zu besitzen scheinen.

**) F. Rachfahl, Preußen und Deutschland. 1919.

Bei dem über Nacht zum Praktiker gewordenen Preuß wirkte die Lockung, endlich die langvertretene Theorie in die Wirklichkeit überführen zu können, und diese kühl vorgetragene Theorie war doch nicht frei von politischer Leidenschaft und politischem Haß. Die beiden Historiker unterlagen einer optischen Täuschung, indem sie aus der Besorgnis vor den drohenden Schrecken des Bolschewismus heraus den Ruf Deutschlands: „Los von Berlin", welcher geboren war aus der zentralistischen Kriegswirtschaft und ihren Mißbräuchen, verwechselten mit dem Ruf: „Los von Preußen". So etwa wird der Stimmungshintergrund dieser Gedanken zu fassen sein.

Ganz aber versteht man sie erst, wenn man sich erinnert, was damals die letzte Kulisse der politischen Szenerie zu sein schien: man rechnete noch mit den 14 Punkten Wilsons als der Grundlage der künftigen Gestaltung Europas, in erster Linie also mit dem Phantom der „Selbstbestimmung". Daher die Bewertung des großdeutschen Gedankens für die Gestaltung des preußisch-deutschen Verhältnisses; daher das hybride Streben der Theorie, um des abstrakten Guten willen hinein zu schneiden in das lebendige Gewebe des deutsch-preußischen Staatsorganismus. Die Amputationen des Versailler Friedens *) haben diese Theorien ad absurdum geführt, wie im Jahre 1849 die Anmeldung des österreichischen Machtanspruches die theoretischen Verhandlungen über die beste Form des deutschen Staates beendete.

Aber noch ehe die Belehrung, welche das Ausland zu erteilen hatte, zur Geltung kam, hatte doch der Staat Preußen bereits seinen Lebenswillen bewiesen.

Nach dem Vorgang der süddeutschen Staaten, welche sehr deutlich erklärten, daß sie für unitarische Experimente am eigenen Leibe nicht zu haben seien, hatte Preußen in der Weimarer Nationalversammlung seinen Protest gegen die unitarischen Ziele der Reichsverfassung angemeldet.

In der Sitzung der Nationalversammlung vom 3. März hatte der preußische Minister des Innern, der sozialistische Abgeordnete Heine, Einspruch erhoben gegen den Verfassungsentwurf des demokratischen Reichsministers Preuß. Wie machte sich doch die Konstanz der geschichtlichen Faktoren wieder geltend auf jedem Schritt, welchen die als unitarisch gedachte Republik vorwärts tun wollte! Wo 70 Jahre zuvor die verrufenen Reaktionäre Graf Brandenburg und Manteuffel gestanden hatten, um Preußens Eigenleben zu wahren, da stand nun der Sozialist Heine: der Gegner beider Extreme, es war das demokratische unitarische Ideal, damals wie heute.

*) Abgesehen vom „Reichsland" betreffen sie nur preußisches Gebiet; keine der kleineren Staaten ist dem unmittelbaren Eingriff des Feindes unterworfen worden!

Hören wir, was Heine seinem Ministerkollegen entgegenzuhalten hatte: „Man begründet die Einheit des deutschen Volkes und die Stärke des deutschen Reiches nicht damit, daß man die größte Einheit, die es im deutschen Volke gibt, zerreißt.“ Preußen sei bereit, Heer und Eisenbahnen an das Reich übergehen zu lassen, es wolle seine Sonderwünsche um des Einheitsgedankens willen zurückstellen. „Aber phantastische Pläne, die nicht aus dem Bedürfnis des ganzen preußischen Volkes hervorgehen, Preußen zu zerstückeln, weil es ein Teil bequemer findet, seine eignen Wege zu gehen, solche phantastische Pläne sind nicht zu verantworten, weder vor Preußen, noch vor der Idee des einheitlichen deutschen Reiches. — Das Reich, das aufgebaut würde auf dem zerstückelten zerrissenen und geschwächten Preußen, wäre selbst geschwächt nicht nur an materiellen, sondern an moralischen Kräften. Wollte man Preußen zerreißen, es wäre das schlechteste Beispiel für die Einheit Deutschlands und — für die Einheit der Welt, für die Verbrüderung der Nationen über die Staaten hinaus.“*)

Abgesehen von dem letzten Satz, der als eine Konzession an die spezielle sozialistische Ideologie Ihnen in diesem Zusammenhang wahrscheinlich etwas verwunderlich erscheint — abgesehen von diesem Satz unterscheidet sich die Rede des sozialistischen Ministers erstaunlich wenig von dem, was ein Vertreter der alten Zeit über diesen Gegenstand zu sagen gehabt hätte! Vielleicht nur durch die um ein oder zwei Noten stärkere Pathetik der Beredsamkeit; gewiß durch ein volleres Gewicht der Ueberzeugung und des Willens, wenn Sie zum Vergleich etwa an die Resignation Bethmanns denken. Es ist nicht jener Apell an den toten Besitz der Geschichte, den wir aus des Kanzlers Munde vernahmen, aber die Berufung geschieht auf die geschichtlich bedingte Tatsache, daß hinter und in dem preußischen Staat ein preußisches Volk, ein Gemeinschaftswille lebendig und darum wirksam ist.

Was hatte Preuß dieser Berufung auf die Wirklichkeit entgegenzuhalten? Wieder eine auf den ersten Blick hin geistvolle Konstruktion, eine „Idee“, die doch kaum mehr als ein Einfall war. Kulturgebiete seien zu schaffen, wie Rheinland, Hessen, Hannover, und diesen Kulturgebieten sollte in dem Staatenhaus, welches nach dem Muster von 1849 an die Stelle des Bundesrats zu treten hatte, ihre Vertretung gesichert sein. Damit wäre dann die Staatseinheit Preußens durchschnitten, diese Länder in unmittelbare Verbindung mit der Reichsspitze gebracht worden.

Nun, m. H., was sind „Kulturgebiete“? Die Einheit des Rheinlandes, welches hier von Preuß als gleichsam aprioriſches

*) Nationalversammlung, 19. Sitzung. 3. März 1919. Stenogr. Bericht, S. 45718. 481.

Kulturgebiet angesprochen wird, sie ist eine politische, eine verwaltungstechnische Schöpfung Preußens. „Rheinlande" gibt es erst seit 1815, und es gibt sie nur als preußische Provinz, weil das Preußen von 1815 — der einzige deutsche Staat, welcher schon aus dem 18. Jahrhundert eine erprobte Praxis der konfessionellen Toleranz als Erbschaft mitbrachte, — es wagen konnte, die alten Krummstabslande der Pfaffengasse zusammenzufassen zu einer Einheit mit den protestantischen Territorien am Niederrhein, ihnen so das Bewußtsein ihrer bis dahin nicht so sehr empfundenen „gemeinsamen Kultur" zu geben. Und worauf Preuß weiter sich bezieht, die Kulturgebiete Hessen und Hannover — auch ihre Formung ist auf politischem Wege, dem der dynastischen Politik zustande gekommen. Und so wie sie entstanden waren, ihrer Eigentümlichkeit entsprechend, hat Preußen sie seinem Organismus einverleibt und ihr Sonderleben toleriert.

Jedoch, das Gegeneinander der beiden Minister an sich, die Tatsache dieses Gegensatzes gewährt der geschichtlichen Betrachtung einen sehr wichtigen Aufschluß. Einen Augenblick noch müssen wir hier verweilen. Der Gegensatz zwischen dem Demokraten und dem Sozialisten in dieser Frage rückt das ganze Problem in eine neue, und wie mich dünkt, entscheidende Beleuchtung. Es wird deutlich, wie das Streben nach der Auflösung der preußischen Staatseinheit, wie die ganze Fragestellung: Preußen oder Deutschland — wie dies ein Problem ausschließlich des 19. Jahrhunderts, daß es wesentlich das politische Problem der bürgerlichen Demokratie gewesen ist, welche die Macht an sich perhorresziert. Es regt sich hier wieder jener bürgerliche Individualismus, in der instinktiven Abwehr gegen das Eindringen der großen geschichtlichen Gewalten in den eigensten Bereich, dessen Mißtrauen gegen die verkörperte Macht wir von 1848 her kennen.

Wie charakteristisch in seiner Verschiedenheit ist doch das Verhalten der beiden Minister. Wie anders bedienen sie sich der Macht, in deren Besitz sie gelangt sind! Preuß will sie um der Idee willen in ihre Bestandteile auflösen, um aus der Summe der Teile dann additionell eine neue Individualität entstehen zu sehen — „wie die Idee es befahl." Jene Idee von 1848, der jetzt die Bahn frei gegeben scheint, nachdem die beiden Mächte, welche damals den Weg sperrten, Oesterreich und Preußen zerbrochen waren oder schienen. Die Demokratie wollte nicht zögern, der alten Tendenz — seit 1789 ist sie lebendig — zur Konstruktion der besten Staatsform an sich nun Raum zu geben.

Instinktiv aber stellt sich mit ihrem Vertreter, hinter dem die Gestalt Lassalles auftaucht, die Sozialdemokratie auf den Boden der gegebenen Tatsachen, ergreift sie, was von Resten der Macht noch übrig ist. Hier hindert sie, homines

novissimi die sie sind, kein geschichtliches Erbe. Die so völlig anders gearteten Voraussetzungen ihrer Entwicklung drängen sich auf. Das sozialistische Denken an sich stand im unversöhnlichen Gegensatz zum bürgerlichen liberalen Denken, es bot keinen Boden für dessen wesenseigene Problemkeime. Nach der praktischen Seite stand es so: die Sozialdemokratie, die Arbeiterschaft als Träger ihrer Ideen kam empor, nachdem das alte Problem im kleindeutschen Reich seine Lösung gefunden hatte. Auf der Tatsache dieser Lösung hatte sie sich entwickelt, das Verhältnis Preußen-Deutschland als Problem lag außerhalb des Gesichtskreises der sozialistischen Massen.

Gewiß war die Sozialdemokratie in taktischer Gemeinschaft, aus Gegnerschaft gegen den bestehenden Staat, aus Feindschaft gegen die vorherrschenden Klassen die ganze letzte Wegstrecke, namentlich in der Frage der Wahlrechtsreform, gemeinsam mit der Demokratie gegangen. Aber sie, welche neben dem Staat sich die größte Machtorganisation geschaffen hatte, die bewußt und zäh den Kampf um die Macht geführt, die tief durchdrungen war und ist vom Wesen und der Bedeutung der Macht, sie zögert nicht das leergewordene Gefäß beim Henkel zu fassen, in das sie ihren Wein füllen will. Sie hütet sich, die Form zu zerschlagen, ehe sie weiß, ob eine bessere zur Hand ist. So setzt sie sich ein für den Bestand der preußischen Staatseinheit, aus bewußtem Drang zur Macht, aus klarer Einsicht in den für die Partei zu erwartenden Nutzen. Zugleich aber wird sie eben damit dienstbar dem Lebenstrieb der großen geschichtlichen Individualität. Freiheit und Notwendigkeit kreuzen und verschlingen sich, die Machtschöpfung des 18. Jahrhunderts wird aufgenommen in den Lebenstrieb der aufsteigenden Kräfte des 20. Jahrhunderts: die List der Idee, um mit Hegel zu reden, hatte sich durchzusetzen gewußt.

Inzwischen ist von den hier geschilderten Voraussetzungen aus das preußisch-deutsche Problem aus dem Zustand der akuten Krise wiederum zu einer vorläufig abschließenden Lösung gelangt.

Trotz der Opposition der Einzelstaaten trägt die Reichsverfassung vom 11. August 1919, wie Sie alle wissen, einen durchaus unitarischen Charakter. Im jugendlichen Ungestüm geberdet die Republik sich als ein eifriger Gott, der keine Götter duldet neben sich. So war es die Absicht der Reichsverfassung, dem Reich als solchen allein den Staatscharakter zu vindizieren, indem sie nach Art. 18 RV. nur noch „Länder", aber keine Bundesstaaten kennen will. Jedoch es scheint, als ob dieser oktroyierte Ländercharakter der neuen Republik sich erweisen wird als das Gegenspiel der vorbehaltenen Souveränität der Bundesstaaten im alten Reich: er wird formal juristisch gelten wie diese, und wird wie sie in der politischen Wirklichkeit bedeutungslos sein. Und wenn auch politisch und juristisch

Streit darüber bleiben mag, ob nach dem Grundsatz „Reichsrecht bricht Landrecht“ und gemäß Artikel 18 das Reich befugt sein soll, Preußen auch ohne seine Einwilligung zu Gebietsveränderungen zu nötigen, so steht doch fest, m. H., daß die Tatsachen bereits entschieden haben. Die Novemberverfassung von 1920, welche die verfassunggebende Landesversammlung kraft des demokratischen Grundsatzes der Volkssouveränität dem Staate Preußen gegeben hat, wirkt im genauen Widerspiel der oktroyierten Verfassung vom Dezember 1848. Trotzdem sie Selbstverwaltung der Provinzen bis an die Grenzen der möglichen Ausdehnung vorsieht, wahrt sie, im Bewußtsein des geschichtlich begründeten Gemeinschaftswillens des preußischen Volkes, dem preußischen Ländergebiet seinen Staatscharakter. In seinem Besitzstand, soweit ihn nicht der Feind durch Diktat der Macht beschnitten hat, unverändert, ist Preußen der Kern der deutschen Republik, wie es die Kugelachse des Kaiserreiches gewesen ist. Die „permanente Identität des Staates“, von welcher Bismarck in einer seiner noch unbekannten Denkschriften spricht, — diese permanente Identität des Staates, indem sie jedes möglichen Mittels sich bedient, hat sich erneut behauptet.

Meine Herren, ich stehe am Schluß meiner Ausführungen. Und ich muß fürchten, daß Ihre Erwartungen, welche Sie dem Gegenstand entgegenbrachten, durch das Gehörte enttäuscht sein mögen. Die Schilderung der großen Momente, ja das einfach Tatsächliche mag mit Recht von Ihnen vermißt werden. Und doch: mit Absicht heftete meine Untersuchung sich an die Augenblicke unentschiedenen Werdens, an die problematischen Momente. Denn sie gewähren den besten Einblick in die vielfachen Möglichkeiten des geschichtlichen Verlaufs, sie bringen am deutlichsten ans Licht die Herrschaft der konstanten Kräfte über die wechselnden Geschlechter. Bringen solche Untersuchungen nicht große Bilder zu erhebender Anschauung, so bleibt doch ihr Bestreben, und wenn es gelingt, ihr Nutzen, um mit einem Wort meines Lehrers Friedrich Meinecke zu schließen, der: die Energie des geschichtlichen Geschehens umzusetzen in die Energie geschichtlicher Betrachtung.

***

Goethebild

von Hermann Bahr

Im Jahre 1885 starb Goethes letzter Enkel, Walther Wolfgang, zwei Jahre nach seinem jüngeren Bruder, Wolfgang Maximilian. Erbe des Hauses am Frauenplan mit allen Sammlungen war der weimarische Staat, des Archivs die Großherzogin Sophie von Sachsen. Die Leitung übernahm zunächst Erich Schmidt, dann Bernhard Suphan; die Goethegesellschaft entstand im selben Jahre, das Goethejahrbuch fortführend, das schon seit 1880 erschien. Damit begann ein neuer Beruf; eine neue Laufbahn tat sich auf: wie man bisher Philosoph, Arzt oder Jurist geworden war, wurde man jetzt Goethephilolog, es ließ sich auf Goethe fortan eine Existenz gründen. Und eigentlich begann damit noch mehr: eine neue Menschenart. Diese jungen Germanisten saßen im Archiv zu Weimar über Goethes Schriften, Frühling kam und ging, es ward wieder Herbst, Nietzsche sank in Geistesnacht, der alte Kaiser starb, ihm folgte der Sohn, folgte der Enkel auf den Thron, Bismarck ging, Bismarck starb, Deutschland schwoll, stark und reich und neu, dem Deutschen ward enge, Volk zog aus, übers Meer, in die Welt, Deutschland wurde kühn und laut, ein neues Geschlecht wuchs auf, Krieg brach aus, aber jene saßen noch immer tagaus, tagein dort im Archiv zu Weimar über Goethes Schriften. Sie lasen Goethe, darin bestand ihr Leben: es hat etwas Heroisches, und es hat etwas Mönchisches, und es hat auch etwas Monomanisches zugleich. Einen eigenen Menschenschlag ergab es. Ehrfurcht gebietet sein alles hingebender Selbstverzicht, Kundrys „Dienen, dienen!“ so rein erfüllend, höchster Bewunderung wert, zugleich aber fast unheimlich und ebenso wieder leise, ganz leise doch auch ein bißchen komisch. Ein fast erhabenes, rührendes, leicht ans Lächerliche streifendes Geschöpf mit faustischen Zügen, aber auch einigen vom Famulus, gewissermaßen: Eckermann als Generation ist der Goethephilolog. Doch er mag, was man auch von ihm sage, wie man über ihn spotte, dies alles läßlich lächelnd leiden: ihn rühmt die Tat genug, es rühmt ihn das jetzt vollendete Werk. Denn ihm verdanken wir's, wenn jetzt Goethes Dasein, wenn jeder Tag Goethes offen vor unseren Augen liegt, wie noch niemals irgend eines Menschen ganzes Leben aufgetan ward. Wir wissen jetzt von Tag zu Tag, wann er aufstand, was er in der befruchtenden Stille morgendlicher Einsamkeit halb nachtwandlerisch auf bereite Zettel schrieb, was er dann, wenn der Sekretär erschien, amtlich oder brieflich oder dichtend diktierte, gemach auf und ab schreitend, die Hände auf dem Rücken, wel-

ches Wetter, wie der Wind war, wie die Wolken an diesem Tage standen, wen er empfing und was er mit ihm sprach, ob er ausging, oder im Garten saß, oder zu Hause blieb, wen er bei Tisch zu Gast hatte, was er aß und trank und ob ihm die geliebten Teltower Rübchen mundeten, ob er abends ins Theater oder zu Hofe ging, daheim vorlas oder sich vom kleinen Mendelssohn vorspielen ließ oder bald gesprächig mit dem heiteren Zelter, bald wieder moros und taciturn mit dem weltklugen Kanzler von Müller saß, wir kennen jeden derben Spaß von ihm, wir kennen die erhabenen Stunden, wenn er, gleichsam schon sich selber entrückt, sein eigener Mythos und selber Merlin im leuchtenden Grabe schien, wir kennen die furchtbaren Stunden völliger innerer Desperation, ja wir kennen ihn besser als eigentlich irgendwer unter uns sich selber kennt, wir wissen von ihm viel mehr als von uns selbst, weil wir doch, was wir erleben, Gott sei Dank meistens gleich wieder vergessen, aber jeder Atemzug seines Lebens ist uns unvergeßlich. Das ganze Leben eines Mannes, und ein so langes Leben, Tag um Tag belauscht, Zug um Zug enthüllt, Jahr für Jahr aufbewahrt, vom Jüngling zum Greise, müßte etwas Ueberwältigendes haben, und wenn es selbst nur das des Nächstbesten von der Straße wäre. Nun aber ist es gar das Leben eines Dichters, eines Künstlers, eines Forschers, des Vorgängers Darwins, des Entdeckers der Farbenlehre, eines Staatsmannes, den Napoleon ausgezeichnet, eines Mannes von Welt, der mit allen Großen seiner Zeit verkehrt hat, eines Lieblings der Frauen, so jungen Herzens noch in greisen Tagen, daß er mit vierundsiebenzig Jahren seinen alten Großherzog, die Brust mit sämtlichen Orden geschmückt, um die Hand eines neunzehnjährigen Edelfräuleins für ihn anhalten schickt, das Leben eines weltberühmten weltweisen Weltbürgers, unsers größten Dichters, des höchsten Deutschen, es ist das Leben Goethes! Der gleichgültigste Taglöhner müßte, so bis auf den Seelengrund entblößt, in die tiefsten Verschwiegenheiten seiner heimlichen inneren Feiertage hinein verfolgt, aber auch in Kläglichkeiten, die kein Mensch auch nur sich selber einzugestehen wagt, belauscht, uns den Sinn unserer menschlichen Existenz und worauf es denn damit eigentlich abgesehen sein mag, verraten und nun ist aber, den wir so splitternackt in allen Höhen und Tiefen seines Daseins, aber auch selbst in jener mittleren Zone der grauen Alltäglichkeit, wo das Eigenlicht in jedem Antlitz verlischt, belauschen, noch Goethe! Dieses unermeßliche Geschenk verdankt der Deutsche, verdankt die Menschheit dem Goethephilologen.

Es wirkte zunächst aber sonderbar: der Goethe, den der gebildete Deutsche bisher besaß, ging ihm verloren; der Goethe, der jetzt erschien, stimmte mit dem überlieferten Goethebild nicht und ließ sich auch auf die Werke Goethes, auf diejenigen

gerade, die dem gebildeten Deutschen als die wichtigsten galten, nicht mehr stimmen. Man fragte sich, ob es denn überhaupt noch möglich sei, diesen Zudrang, diesen Massenaufmarsch von Gestalten, der unter dem Namen Goethe da tausendköpfig, tausendstimmig, tausendfaltig an unseren geblendeten Augen vorüberzog, in einem einzigen Menschen, einem sterblichen Menschen, unterzubringen. Dieses Wesen glich eher einem Symbol, in dem die Geistesgeschichte der sämtlichen deutschen Stämme mit grandioser Verkürzung epitomiert wäre, doch Goethe selber, Goethe in Person kam abhanden. Damit wiederholt sich nun freilich, auch im Tode noch, nur wieder sein typisches Erlebnis: denn sein ganzes Leben, wo wir immer es aufschlagen, bestand im Grunde nur darin, daß er fortwährend den anderen, Freunden oder Feinden, wie sich selber, sogleich wieder abhanden kam, er hat zu sich selbst nur durch einen unablässigen Selbstverlust gefunden. Grimmig hat er einmal selber geschildert, wie schwer es selbst seinen Getreuesten wurde, den immer wieder „veränderten Freund" nicht ganz zu verlieren. Sie blieben dieselben, er veränderte sich stets: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt." Er hätte noch mehr sagen müssen: denn auch in Erfurt war er dann doch eigentlich immer wieder schon in Erfurt nicht mehr. Er war nirgends, denn überall war er nur auf dem Wege wohin: sein Leben bestand darin, auf dem Wege zu sein. „Wir müssen nichts sein, sondern alles werden wollen", schrieb er als Jüngling schon, und jenes: „Stirb und werde!" war kein Rat, keine Forderung, es war ihm der Ausspruch seines eigenen Lebens selbst. „Der Mensch hat viele Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird." Und so hat er seine Werke „Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände" genannt und die Welt „an der Schlangenhaut, die jüngst ich abgelegt, zerren" lassen, während er indessen immer schon wieder bereit war, „ist die nächste reif genung", auch sie „sogleich abzustreifen". Man muß sich beklommen zuweilen fragen, was denn eigentlich, die Schlangenhäute sämtlich abgestreift, von ihm noch und ob überhaupt noch etwas übrig blieb. Keines ist unter seinen Werken, das ihn ganz enthält, und auch alle zusammen enthalten ihn nicht. Er selber ist mehr als seine sämtlichen Werke, die Dichtungen, kritischen, biographischen oder naturwissenschaftlichen Schriften, die Gespräche, die Briefe, die Tagebücher und auch noch die Handzeichnungen zusammen; er ist selber noch unendlich viel mehr. An der Magie seines gewaltigen Blicks, am Wunder seines Lebens, an der Zauberkraft seiner Erscheinung gemessen, kommen seine Werke zu kurz; sein persönliches Maß erreichen auch die höchsten nicht. Wo denn aber, wenn nicht an seinen Werken, sollen wir ihn fassen, ihn selber?

Und nun ist der Deutsche noch dazu gewohnt, doch Kunstwerke ja niemals an sich, als eigene Wesen in ihrer abgesonderten und abgeschlossenen Existenz, sondern immer nur als Ausdrücke, Zeichen und Urkunden ihres Schöpfers, den darzustellen und mitzuteilen allein ihr Sinn und Zweck wäre, zu betrachten: den Menschen, der im Kunstwerk steckt, will er sehen, und wenn dieser Mensch, den er sich aus einem Kunstwerk holt, dann nicht auch im täglichen Leben des Künstlers ganz ebenso zu finden ist, das verzeiht der Deutsche nie. Diese deutsche Forderung einer persönlichen Echtheit des Kunstwerks, anderen Völkern unbekannt, eine Forderung, die uns dazu verführt, oft Kunstwerke schon eigentlich nur noch so weit gelten zu lassen, als sie von biographischer Bedeutung sind (an welchem Mißverständnis übrigens gerade Goethe selber mitschuldig wurde, dadurch, daß er einmal seine Werke „Lebensspuren" nannte), ergab ein zuweilen fast burleskes, immer Grauen erregendes Mißverständnis der Werke Goethes wie seines Lebens, indem abwechselnd einmal durch dieses der Zugang zu jenen verstellt, bald wieder durch die Macht ihrer Wirkung der Anblick seiner Erscheinung verfälscht worden ist, zeitlebens schon und noch bis auf den heutigen Tag.

Durch den Werther war er über Nacht weltberühmt geworden. Seiner Person blieb der Weltruhm treu, nicht seinen Werken. Den öffentlichen Erfolg hat er nach Götz und Werther eigentlich erst wieder mit Hermann und Dorothea erreicht. Und es ist charakteristisch, daß das einzige Werk, mit dem er dann noch die Zustimmung der ganzen Nation erlebte: Dichtung und Wahrheit, dies nicht seiner Kunst, sondern dem biographischen Reiz verdankt, der allein auch dem Wilhelm Meister wie der Italienischen Reise mit ihrem Anklang von Konfession immerhin zu einer gewissen, wenn auch begrenzten Wirkung verhalf. Mit allen anderen Werken hat Goethe zeitlebens nur in einem engen Kreise Verständnis, Anerkennung und Teilnahme gefunden. Er hatte seine „Gemeinde", sein „Cénacle". Deutschland aber, sehr stolz, einen so berühmten Mann zu haben, sah sich, seit dem Tasso schon, von seinen Werken immer wieder enttäuscht, und wenn Caroline Herder einmal über ihn schrieb: „Er ist nicht mehr ernst zu nehmen, er treibt es zu arg", und fast wörtlich ebenso Frau von Stein: „Dem Goethe scheint's gar nicht mehr Ernst ums Schreiben", so sprechen sie beide damit nur aus, was im Stillen das Publikum längst bei sich dachte. Längst wurden seine Bücher nicht mehr gelesen, wenn er auch immer noch der berühmteste Deutsche blieb. An Ehren hat es ihm niemals gefehlt, aber „den zart antwortenden Nachklang und den reinen Reflex aus der begegnenden Brust" fand er nur bei sorgsam erlesenen, dankbar festgehaltenen Getreuen, aus denen er sich mit der Zeit klug „selbst ein kleines gedrängtes Königreich patriarchalisch erzeugt" hatte, nie fand er ihn bei

der Nation. Wenn er in der Campagne bekennt: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", oder zum Kanzler von Müller sagt: „Der Meister belegt, in welcher Einsamkeit er verfaßt worden", so klingt das im Munde des so gastlichen, geselligen, von Bewunderung umschwärmten Mannes, dem huldigen zu dürfen sich jeder in Europa Reisende gern den Umweg über das entlegene Weimar kosten ließ, seltsam und ist dennoch wahr, weil, so sehr der Glanz seiner Erscheinung, die Macht seiner Persönlichkeit, das Fürstliche seines Daseins den Zudrang aller Gaffer anzogen, doch Sinn und Gehalt seiner ganzen inneren Existenz unerkannt, ja völlig unbemerkt und „seine Zeit stumm gegen ihn" blieb. Es ist ergreifend, wie er auf jede junge Generation wieder von neuem leise hofft, leise bei ihr anklopfend, wie jede wieder ihn doch nur für sich gebrauchen, für sich mißbrauchen will, und wie er am Ende schon froh sein muß, auch nur für einen Ausschnitt seines Wirkens, seines Wesens dort und da bei Einzelnen zuweilen Mitgefühl und Teilnahme zu finden. Es ist beschämend, wie seine Sehnsucht nach Anerkennung ins Ausland flüchten muß und er alle Zeichen seines Ruhmes bei fremden Völkern emsig sammelt, um den eigenen Landsleuten durch ein Testimonium darzutun (wie er einmal an Cotta schreibt), „daß sie nicht, wie man der Nation gern möchte glauben machen, einem wertlosen Mann unvernünftig Beifall zollten". Es ist zu Tränen rührend, wie die paar Freunde, die das ganz Einzige dieser ungeheuren Existenz ahnten, in ihrer Verzweiflung, es rings durchaus verkannt zu sehen, in der Hoffnung auf eine gerechtere Nachwelt, um dieser eine Spur seines lebendigen Hauchs aufzubewahren, in aller Stille 1822, während er in Böhmen zur Kur ist, jene „Repositur" anlegen, aus der dann, mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tod, das Goethearchiv entstand und durch die doch der rettende Goethephilolog überhaupt erst möglich wurde.

Denn auch die Nachwelt war ihm zunächst keineswegs gerechter. Das „junge Deutschland", der Ausdruck des ungeduldig emporstrebenden, nach Macht und Gewinn verlangenden, ganz im Irdischen, im Tagessinn befangenen neuen Bürgertums, hatte für diesen „Fürstenknecht", den kalten, den „marmorenen" Goethe, bei dem der Kommersredner, der Agitator, der liberale Journalist nirgends ein brauchbares Zitat fand, nur allenfalls ein literarhistorisches, unwillig eingeräumtes Verständnis. Den hundertsten Geburtstag Schillers beging jauchzend die ganze Nation, den Goethes in aller Stille nur ein paar abseits von ihrer Zeit lebende nachdenkliche, meist schon betagte Leute. Mir selber, als ich ein Kind war, aufwachsend unter der gewaltigen Nachwirkung jenes Schillerzentenars, sagte mein guter Vater, ein redlicher Liberaler, der an Feiertagen immer in seinem Schiller las, oft, der andere große deutsche Dichter, Goethe, sei

für die Jugend nichts, man müsse wohl erst ganz alt geworden und eigentlich schon mit dem Leben fertig sein, um seine kalte Weisheit verstehen zu können, die kaum mehr etwas Menschliches hätte. Und er hatte doch im Grunde ja recht! Denn was bei jenen Stillen im Lande, die damals allein noch sein Andenken hegten, aus Goethe geworden war, dieser künstlich aus einem Mißverständnis seiner italienischen Zeit abstrahierte blutleere, leblose Goethe war ja nicht einmal der „marmorkalte, marmorglatte" mehr, er war nur noch aus Gips. Hat schon Goethes eigenes Griechentum zuweilen eine Blässe des mehr sehnsüchtig Erträumten als leibhaftig Gewachsenen, so war es nun in der zweiten, fünften, siebenten Hand von nicht einmal Nachempfindern ein müßiges Geistesspiel geworden, nur noch Attrappe für den Schöngeist, in einer Zeit, wo, da jede gesunde Lebenskraft vom tätigen Leben angezogen und aufgesogen wurde, der Schöngeist sich bloß noch aus Schwächlingen, Unmännern oder Mannweibern rekrutierte. Dieser schmachtende Schöngeist bemächtigte sich nun des von der Nation liegen gelassenen Goethe und ihn, der von sich einmal gesagt hat: „Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht so weit gebracht, mich an die Seite der epikuräischen Götter zu setzen", ernannte der Schöngeist jetzt zum epikuräischen Götzen epigonischer Hausandachten. Der wirkliche Goethe verlosch, sein Andenken glomm nur noch insgeheim in einem Berliner Kreise, von der Rahel her auf Hermann Grimm zu, dann in ein paar vereinsamten Oesterreichern: Grillparzer, Feuchtersleben, Stifter und ihren dünnen Stecklingen, endlich auch in der von den Grimms und Uhland geschaffenen Tradition einer deutschen Sprachwissenschaft als der Wissenschaft vom deutschen Leben — die reinste Gestalt dieser Tradition war damals Rudolf Hildebrand, jetzt ist's Conrad Burdach — ängstlich bewahrt fort, ja so gut verwahrt, daß eigentlich nichts mehr davon in die Menge der „Gebildeten" drang, die denn auch niemals ein Zweifel an der Goetheähnlichkeit Paul Heyses überkam, oder auch nur die Vermutung, es könnte zwischen diesen beiden doch noch mehr als allenfalls ein Gradunterschied sein. Werther und Götz waren nun fast vergessen, der zweite Faust, die Wahlverwandtschaften, der westöstliche Diwan wurden kaum gelesen, die Wanderjahre, die natürliche Tochter, Pandora, gar die Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderter kennt doch auch heute noch der „Gebildete" nur flüchtig, er hielt sich damals, er hält sich heute noch an Egmont, Iphigenien, Tasso, die Geschwister und den ersten Faust, an die Balladen und was an Gedichten etwa sonst noch durch Schubert, Löwe oder Hugo Wolf den Weg zum deutschen Ohr fand, an die Lehrjahre und Hermann und Dorothea. Was der gebildete Deutsche von Goethes Werken am besten kennt, sind die, worin er am meisten von Goethes Person zu finden hofft: Dichtung und Wahrheit, Italienische Reise,

Campagne in Frankreich, und kaum irgend ein Werk Goethes ist ihm so vertraut, so geläufig wie Eckermanns Gespräche. Dem gebildeten Deutschen geht es nämlich weniger darum, Goethe zu lesen, als über Goethe. Der Mann, der Mensch ist es, den er kennen lernen will, nicht der Dichter oder der Denker, sondern das sinnverwirrende, herzbetörende Phänomen dieses unerschöpflichen Lebens. Goethe hat selbst einmal, in einem Brief an Reinhard, „eines schmeichelnden Vorwurfs" gedacht, den ihm „einst ein Jugendfreund machte, indem er sagte: „Das, was Du lebst, ist besser als was Du schreibst", und selber, damals doch schon über Sechzig, tapfer entsagend hinzugefügt: „und es sollte mir lieb sein, wenn es noch so wäre". Man darf annehmen, daß er es also dem gebildeten Deutschen keineswegs verdächte, wenn der sich noch immer für das, was er lebte, weit mehr als für das, was er schrieb, interessiert.

Auch die paar alten Herren, aus denen die Goethegesellschaft bei Beginn zunächst hauptsächlich bestand, bewunderten an Goethe vor allem sein Leben, das ihnen freilich in jener seltsamen Vergipsung auf Paul Heyse, wenn auch einen immerhin noch beträchtlich gesteigerten, doch nur im Ausmaß, kaum wesentlich verschieden, erschien. Bald aber bekamen sie Zuzug aus der Jugend, und gerade der jüngsten Jugend, die sich ja kurz darauf, in den ersten Neunziger Jahren, öffentlich so gewaltig erdreisten sollte. Darunter war ein junger Referendar, der an den Goethetagen Aufsehen, Verwirrung und Entsetzen bei den meist schon an die Siebzig jährigen Stammgästen Weimars erregte durch die zynische Verwegenheit, mit der er dem überlieferten Goethe den Gips abschlug. Sie merkten gar nicht, daß es diesem feuchtfröhlichen Otto Erich Hartleben dabei doch im Grunde um ganz eben dasselbe ging wie ihnen: auch wieder nicht um die Kunst, nicht um das Werk, sondern auch wieder nur um den persönlichen Goethe, freilich aber um ein jüngeres Stück von ihm, um jenen, der noch nicht Herr über sich geworden, nicht um den mit dem Stern an der Brust und den Händen auf dem Rücken, sondern um den mit dem brennenden Durst im Busen, mit dem Feuermeer im schäumenden Aug, mit dem von der Liebe süßem Glück zu schwellen gewohnten Munde, sozusagen um den Rohstoff also, aus dem Goethe dann erst die Gestalt geformt hatte, die schließlich von ängstlicher Bewunderung allmählich ganz mit Gips zugedeckt worden war. Aus Goethes Werken den Goethe wieder herzustellen, den er selbst durch eben diese Werke überwunden hatte, versuchte Hartleben durch sein „Goethebrevier", das er selber als „ein tagebuchartiges Bild von dem Leben eines großen Dichters, von dem Wesen einer großen Persönlichkeit" ankündigte. Dieses „Goethebrevier" erschien im Herbst 1894, um dieselbe Zeit wie Richard M. Meyers, der sich eben an der Berliner Universität als Privatdozent habilitiert hatte, preis-

gekröntes Goethebuch, das eigentlich das erste Goethebuch eines Deutschen fürs deutsche Haus war, denn bisher hatte sich, fast ein halbes Jahrhundert lang, unser höheres Bürgertum ja seine Kenntnis Goethes von einem Engländer geholt: aus G. H. Lewes' „Leben Goethes". Für das neue Deutschland ist Goethe durch jene beiden Bücher, Hartlebens und Meyers, erst wieder entdeckt worden. In ihrem Schatten begann auch ich, der damals das Vertrauen der Jugend in Oesterreich hatte, in der von mir 1894 begründeten Wiener Wochenschrift „Die Zeit" unablässig auf Goethe zu dringen und unsere jungen Leute zu Goethe zu drängen, für die dann, für Dichter wie Maler, ein Jahrzehnt lang bei uns Goethe die bestimmende Lebensmacht wurde, aber doch auch wieder nicht so sehr durch sein Werk, als durch ein mächtig antreibendes Gefühl für das unfaßliche Wunder seiner ihnen freilich zunächst nur ahnungsvoll aufdämmernden Existenz, durch ein noch dunkles Vorgefühl, das ihnen viel später erst von emsigen Goethephilologen allmählich erhellt worden ist, durch das Gefühl, an diesem höchsten Exemplar erkennen oder sozusagen ertasten zu lernen, was mit der Menschheit eigentlich gemeint ist.

Als Deutschland 1899 Goethes hundertfünfzigsten Geburtstag beging, ward mit einem Schlage dieses ganz neue Verhältnis offenbar, in dem die Nation jetzt zu ihm steht. Das einzelne Werk tritt dabei ganz zurück; ja fast scheinen wir unfähig geworden, irgend ein Werk Goethes an sich zu betrachten, abgelöst von den anderen, abgelöst von ihm selbst, als ein fortan aus eigener Kraft sein eigenes Leben führendes Geschöpf, das selbst nach seinem Vater nicht mehr fragt und eigentlich ein Recht hätte, wenn wir es um ihn fragen, dies ungeduldig abzulehnen, weil im Grunde doch ein Kunstwerk nur genau so viel wert ist, als es selbst an eigener Kraft enthält, unbezogen auf seine Herkunft und unbezogen auf seine Wirkung: es gibt sich selbst sein Gesetz, es spricht sich selbst sein Urteil. Aber so rein künstlerisch ein Werk Goethes zu messen haben wir fast verlernt, ja wir können uns kaum auch nur der Möglichkeit noch entsinnen, seine Werke von seiner Person und dann jedes noch von den anderen für sich abzusondern: sie sind uns sämtlich eine einzige große Selbstbiographie geworden. Mir ward das selber erst recht bewußt, als ich eines unbefangenen Ausländers, des verehrten Benedetto Croce, Goethebuch las (Goethe, con una scelta delle liriche nuovamente tradotte. Bari, Gius, Laterza & Figli 1919; deutsche Uebersetzung von Julius Schlosser, Amalthea-Verlag, Wien 1920), anfangs leise befremdet, ja fast erschreckt, aber, daß ich es nur gestehe, gleich doch auch wieder tief entzückt, hier nun einmal einzelne Werke Goethes, jedes von den anderen und von ihm selber getrennt, bloß auf ihren eigenen Sinn, ihre eigene Kraft, ihren eigenen Gehalt, bloß auf ihren rein künstlerischen Wert hin geprüft und uner-

bittlich, ja mit einer zuweilen leise komischen Angst, nur ja nicht auch dem gefürchteten „biografismo“ oder „psicologismo“ zu verfallen, al sublime rigore della legge poetica gemessen zu sehen, ohne das Ergebnis zu scheuen, das deutschen Ohren freilich fast sakrilegisch klingt, che in lui la vita, in certa misura, divorava l'arte, ossia le impediva sovente di crescere e farsi adulta. Wer sich vom ersten Entsetzen über diesen empörenden Satz aber nur erst ein wenig erholt hat, ist nicht abgeneigt, zögernd schließlich nicht bloß seine Wahrheit zuzugeben, sondern fast wird er ihn dann noch erweitern wollen, dahin nämlich, daß, wie durch Goethes Leben nicht bloß der Dichter, der Zeichner, der Denker, der Forscher, sondern auch der Mensch verschlungen wurde, zuletzt doch eigentlich auch noch dieses Leben selbst wieder verschlungen worden ist: durch eine tief in seinem Grunde lauernde dämonische Kraft, die dies alles auffressen und sich mit allem anmästen mußte, doch nur, um daraus, nachdem es zerstört worden, etwas Ungeheures aufzubauen: jenes Bild, das vor unserem inneren Auge emporsteigt, wenn wir den Namen Goethes aussprechen, und an dem wir irgend ein letztes Geheimnis, das kein Menschenmund sagen, keine Menschenhand fassen kann, ganz unmittelbar zu berühren und uns dadurch des Wahren, Guten, Schönen selbst wenn auch nicht zu bemächtigen, aber doch, daß ein Wahres, Gutes, Schönes ist, zu versichern meinen. Für Croces lateinischen, überall Klarheit fordernden Geist muß derlei freilich trastullo academico e confusione bleiben und uns, die wir immer in Gefahr sind, im Unermeßlichen das Ermeßliche zu verlieren, kann der ehrliche Warner nur gut tun. Auch läßt er uns dankbar staunend gewahren, wie viel von Goethe, den er für unser Gefühl so sehr verengt, selbst dann an Macht, Schönheit und Würde noch übrig bleibt. Wir sind ja jetzt schon fast eher zuweilen geneigt, über den Geheimnissen, die, wie von den Müttern herauf, seine Gestalt umwittern, den Dichter Goethe zu vergessen.

Denn dies war, nachdem der Goethephilolog seinen treugesinnten Dienst erfüllt hatte, die nächste Folge: Goethes Gestalt erschien, und sie wuchs vor unseren staunenden Augen so gewaltig empor, daß ihnen, tief unter ihr, sein Werk fast entschwand. Aber nicht bloß sein Werk verschwand vor der überwältigenden Erscheinung seiner Gestalt, sondern vor ihrem vernichtenden Anblick wich auch sein Leben selbst zurück: auch sein Leben war wie sein Werk da nur noch Akzidenz, gemessen an dem Ungeheuren hinter ihnen, dem Wirkenden, das sie, wie Dämpfe davon, uns eher verbargen, bloß zuweilen, einen beseligenden Atemzug lang, von seinem Strahl durchblitzt. Sein Werk, das der Goethephilolog vor uns ausbreitete, sein Leben, das er uns entfaltete, ließ uns die Gestalt eines Geistes von einer Schöpferkraft ahnen, daß wir darüber gegen das Werk

und gegen das Leben gleichgültig wurden vor Ungeduld, das wirkende Wesen selber zu sehen, nicht bloß seinen Widerschein, nicht bloß den empirischen Goethe, sondern seine Idee. Wie Goethe die Urpflanze gesucht hat, so sehnsuchtsvoll suchen wir den Urgoethe.

Goethe selber hat auch zeitlebens schon den Urgoethe gesucht: all sein Denken und Dichten, sein Schaffen und Wirken, sein Sinnen und Trachten und Tun zielt auf ihn. In seiner „ideellen Denkweise" lag es, „das Ewige im Vorübergehenden zu schauen", Kunst und Wissenschaft beruhen ihm darauf, und so hat er durch seine Werke wie durch sein Leben niemals sich selbst ausdrücken wollen, sondern „das Ewige", das mit ihm „vorüberging". Wenn er einmal sagt, daß „die besten Meister in ihren glücklichsten Augenblicken sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird", so wendet er dies auch auf den Forscher an, der ganz ebenso, um dem, was durchaus wahr ist, nahe zu kommen, seine Individualität hinter sich lassen muß. „Ich bin wieder einmal", schreibt er an Jacobi, „dahin vom Genius geführt worden, wo ich nicht hinwollte" (zur Farbenlehre nämlich), und fast mit den nämlichen Worten schreibt er an Carl August: „Ich habe mir durch das Optische Studium eine große Last aufgeladen oder vielmehr der Genius hats getan." Dieses merkwürdige Verhältnis zum Genius, mit dem er ungefähr wie der Katholik mit seinem Schutzengel steht, die gewohnten Anrufungen des Creator spiritus, sein Begriff vom Genie, das er sich, nach Rudolf Hildebrands Wort, „als schaffenden Geist für sich, auch außer und über dem Menschengeiste" denkt, der über uns kommen muß, auf uns herab, als Kraft von oben, als Gnade, sein wiederholtes Eingeständnis, daß „die wahre Produktionskraft doch am Ende immer im Bewußtlosen liegt", zusammen mit einer daraus folgenden Geringschätzung oder doch Gleichgültigkeit für das eigene bewußte willkürliche Tun, das er „immer nur symbolisch genommen", einerlei, ob er „Töpfe machte oder Schüsseln", der wunderliche Leichtsinn sich selbst, ja seinem Schicksal gegenüber bei doch so tiefem Lebensernst geben uns zu verstehen, wie wenig ihm selber doch eigentlich um diesen „vorübergehenden" Goethe zu tun, wie sein innerer Blick immer auf den „ewigen", auf das Bild, das er vom Urgoethe in seinem Herzen trug, auf das Bild, dem er entgegengelebt hat, magisch gebannt blieb.

Den Urgoethe zu zeichnen hat zum erstenmal Chamberlain unternommen. Sein Buch (1912 bei Bruckmann in München erschienen) fragt nach dem Sichtbaren seiner Existenz und seiner Werke so wenig als das Simmels (1913 bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienen). Beide fragen nach dem Sinn dieser unerhörten Art von Dasein, nach seiner

inneren Gestalt, nach dem Urphänomen Goethe. Beide versuchen eigentlich, ob ihnen nicht gelingen möchte, was Goethen selber immer mißlang: sein Geheimnis auszusprechen. Sie wissen natürlich, daß es auch ihnen mißlingen muß. Aber sie wissen auch, daß Goethe nur dann unter uns fortleben, auf uns fortwirken, uns fortbilden kann, wenn immer wieder dies immer wieder Mißlingende von neuem versucht wird. Ein Leibnizsches Gleichnis zu gebrauchen: Goethes Leben war ein Spiegelbild seines Urphänomens, jedes seiner Werke, der Bürgergeneral so gut wie der Faust oder Pandora, war ein solches Spiegelbild, jeder Vers, den er nachtwandlerisch quer auf einen Zettel warf, jeder Brief, den er gravitätisch diktiert hat, war's, der Bienenfleiß der Goethephilologen hat, jedes Wort von ihm sammelnd, eine ganze Flucht von solchen Spiegeln aufgestellt, von ihn und dann aber auch noch einander spiegelnden Spiegeln, und alle diese Spiegelbilder spiegeln sich nun in Chamberlains kantisch gesichertem, von Musik beschwingtem heroischem Sinn, in Simmels bewegtem, bis an die Grenzen, ja zuweilen schon auch ins Grenzenlose verwegen neugierigem Geist, einem geborenen Spiegelgeist, noch einmal und von ihnen aus dann erst noch in eines jeden Lesers Auge wider: solche lebendig fortwährende, fortzeugende Spiegelexistenz eines niemals unmittelbar Erscheinenden, Spiegelexistenz zunächst im Gemüt der Freunde, dann eines ganzen Volkes, vielleicht dereinst der Menschheit ist es, wodurch allein ja den Gesegneten das faustische Glück zuteil wird: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!" Erkannt ist auf Erden noch keiner von keinem worden, doch den Erwählten wird gewährt, daß ein Hauch, ein Glanz, ein Dunst von ihnen bleibt, etwas Wirkendes, Belebendes, Entflammendes, niemals zu Fassendes, oft nur ein Mißverständnis, ein fruchtbarer Irrtum. Was wir Geschichte nennen, besteht aus nichts als solchem Spiegelschein. Mehr läßt keiner jemals hier von sich zurück.

Auch das dritte Goethebuch, das nach getaner Arbeit des Goethephilologen erschien, das Gundolfs (1916 bei Georg Bondi in Berlin), geht „auf die Darstellung von Goethes gesamter Gestalt" aus. „Ein ursprünglicher Mensch in einer abgeleiteten, einer Bildungswelt", sein „Ringen zwischen Urerlebnis und Bildung", der „immer wiederholte Versuch, einen urtümlichen Gehalt auszudrücken, zu symbolisieren im Stoff einer Bildungswelt", wodurch sich in seiner Existenz „Urerlebnis und Bildungserlebnis wie Zettel und Einschlag verwebt", das ist hier das Thema. Dieser Gegensatz von Urerlebnis und Bildung erweist sich als ein methodisch für die Darstellung höchst ergiebiges Aperçu, ja noch mehr: Goethe wächst dadurch zum Symbol alles deutschen Geisteslebens überhaupt empor, dessen tragische Schuld, vielleicht aber auch fast

frevelhaft übermenschlich gewaltige Schönheit eben dies ist, jenen Gegensatz niemals rein überwinden, weder auf den Reiz seiner ungeheuren Spannung verzichten noch ihre Qual gelassen stolz ertragen zu können und so, wie immer es sich von Fall zu Fall entscheiden mag, immer unbefriedigt zu bleiben und immer ein schlechtes Gewissen, immer das Gefühl irgend einer Untreue gegen sich zu haben. Sein eingeborenes Verlangen nach einer Coincidentia dieser oppositorum empfindet jeder Deutsche, der nur irgend über ein dumpfes Vegetieren empor ins Helle strebt, als Fluch und vergißt dabei nur, daß eben darin doch auch unser höchster Segen steckt: denn gerade dieser über ihn verhängte Widerspruch bewirkt, daß der Deutsche niemals fertig werden kann, in keinem Sinn, der Einzelne so wenig als sein Volk. Aber indem Gundolf, selbst der Kunst innig nahe lebend, einem Vorurteil für das „Urerlebnis" und der natürlichen Furcht des Künstlers vor dem ja nur höchsten Begabungen ungefährlichen „Bildungserlebnis" (Bernini ist ein Beispiel, wie doch, bei zureichender Eigenkraft, auch das „Bildungserlebnis" selber wieder zum „Urerlebnis" werden kann) nachgibt, das Urerlebnis zum Wertmesser nimmt und ein Werk desto mehr gelten läßt, je näher es, rohen Stoff formend, nicht schon einmal Geformtes, dem unmittelbaren persönlichen Leben bleibt, gerät er nicht bloß zuweilen in Widerspruch mit Goethes eigener Rangordnung seiner Werke, ja in ein Unverhältnis gerade zu jenen Werken, in denen Goethe für sein eigenes Gefühl erst die Vollendung dessen, worauf es ihm in der Kunst eigentlich ankam, erreicht hat: zu Pandora, der natürlichen Tochter, der Novelle, Paläophron, den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und dem Schluß des zweiten Faust, überhaupt zum ganzen barocken Goethe, der die Kraft fand, unsere Dichtung vom Isolierschemel eitler Eigentümelei wieder zur großen abendländischen Tradition zurückzuführen (was damals unter allen nur Napoleon zwar nicht begriff, aber ihm anroch, auf den ersten Blick ihre gemeinsame Seelensituation fühlend: zur vollen Wirkung den ökumenischen Hintergrund nicht entbehren, es einfach nicht billiger geben zu können), nicht bloß in eine Art Schulmeistern Goethes also gerät er zuweilen fast, sondern jene verblendete Vorliebe fürs Urerlebnis um jeden Preis verführt ihn, selbst ihn, schließlich doch auch wieder die Werke Goethes im Grunde nur nach ihrem biographischen Gehalt zu schätzen, wenn auch im höchsten, in einem fast grandiosen Sinne. Daß „die besten Meister in ihren glücklichsten Augenblicken sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird", daß, um das, was durchaus recht ist, hervorzubringen, also vorerst die Individualität verschwunden, „Urerlebnis" wie „Bildungserlebnis" an ein Höheres, eben an das über allem Erleben waltende „durchaus Rechte" verloren

sein muß, daß ein solches durchaus rechtes Werk also nicht mehr Aeußerung seines Schöpfers sein kann, sondern umgekehrt durchaus Entäußerung ist, völlige Selbstentäußerung, ja Selbstvernichtung des Schöpfers, an dessen Stelle in dieser höchsten Kunst eben das ihn in sich auflösende Werk, für dessen Person hier die Sache selbst eintritt, die Ur-Sache, das „durchaus Rechte", daran scheint unter uns die letzte Spur von Erinnerung erloschen zu sein. Nietzsche hatte sie noch. Er zitiert (in „Menschliches, Allzumenschliches") einmal zustimmend den Satz Byrons: „Wir sind allesamt auf dem falschen Wege, wir folgen alle einem innerlich falschen revolutionären System", und bekräftigt ihn durch den Hinweis auf „Goethes gereifte künstlerische Einsicht aus der zweiten Hälfte seines Lebens", die „genau das Selbe sagt" und deren „Forderungen" er nun so zusammenfaßt: „Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken; keine Wirklichkeit, sondern eine allegorische Allgemeinheit; Zeitcharaktere, Lokalfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht; das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet, in jedem andern als dem artistischen Sinne wirkungslos gemacht, keine neuen Stoffe und Charaktere, sondern die alten, längst gewohnten in immerfort währender Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten." Nietzsche hat ja damals nicht mehr an die Kunst geglaubt, er glaubte den Künstler schon vom „wissenschaftlichen Menschen" abgelöst, aber er wußte doch noch von ihr. Wer unter uns ahnt sie noch, wer ahnt noch die Kunst, so wie sie der reife Goethe verstand? George, Hofmannsthal, und zuweilen in Anfällen, vor denen er aber selbst zurückzuschrecken scheint, immer wieder Hauptmann, der nur doch vom Naturalismus unserer Jugendzeit, eben jenem „innerlich falschen revolutionären System" Byrons, das seitdem in immer wechselnden Verkleidungen unter neuen Namen wiederkehrt, niemals ganz los kann. Als mein Schicksal, das solche Späße liebt, mich neulich einmal ein paar Wochen das Wiener Burgtheater leiten ließ, begann ich mit Antigone, der natürlichen Tochter und Phädra: kein Mensch verstand das Zeichen, das ich gab.

Aus dem Plotin notiert einmal Goethe den Satz: „Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte". Dieser Meinung scheinen auch wir, wenn wir ungeduldig von den Werken Goethes, ja von seinem Leben weg, vom „Gewirkten" emporstreben, nach dem unmittelbaren Anblick des „Wirkenden" selber verlangend, uns vermessend, die Gestalt seines Geistes zu berühren. Doch Goethe selbst war jener Plotinischen Meinung durchaus nicht, er widerspricht ihr nicht bloß, er kehrt

den Satz um: „Eine geistige Form wird keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer, als das Zeugende, ja es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.“ Daß wir das Leben nur „vom farbigen Abglanz“ haben und uns bestimmt ist, „Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht“, hat im Munde des weisen Goethe keinen entsagenden Akzent, sondern den zur Tat entschlossener Freude; ja wir berühren da die letzte, tiefste, geheimste seiner Ahnungen, als ob nämlich das Licht selber sich erst am Erleuchteten, das Leben selber erst am farbigen Abglanz, das Wirkende selber immer erst am Gewirkten vollende, so sehr, daß es gleichsam zu seiner eigenen Ueberraschung nun erst ganz die Fülle seiner Herrlichkeit beglückt inne wird. Goethe selbst ist es, der uns immer an sein Werk weist. Den uns sein ungeheures Leben, wie gierig wir es durchsuchen, immer wieder fast eher verbirgt und den es ihm selber verbarg, am flüchtigsten seiner Gedichte können wir ihn haben, an seinen Werken nur ward er sich selber gewahr.

Auch dem flüchtigsten seiner Gedichte noch hören wir jene Zuversicht an, „daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann, als der Zeugende“. Ja diese Zuversicht zur Kraft „lebendiger Zeugung“ kündigt sich, je mehr wir einmal unbefangen nur die Werke selber sprechen lassen, überall als Motiv und Motor an: nicht der Wunsch, Zeugnis von sich zu geben, sondern ein leidenschaftliches Verlangen, durch Zeugung noch über sich hinaus, im Gezeugten höher zu kommen, als ihm selber möglich wäre, sich selber aufzugeben für ein „Vortreffliches“, ja in diesem „Vortrefflicheren“ allein den Sinn, die Rechtfertigung seines Lebens, die Vergeltung und Entschädigung für all den sonst unerträglichen Druck der Erdenpein zu finden; und wenn Croce meint, Goethes Werk sei von seinem Leben verschlungen worden, so hat Goethe sicherlich umgekehrt eher sein ganzes Leben immer nur als Fraß für den ungeheuren Hunger seines Werkes empfunden, dem, wenn zu seiner Sättigung das „Urerlebnis“ nicht reichte, dann auch noch jederlei „Bildungserlebnis“, ja was nur irgend sonst noch in der weiten Welt als Lebensstoff seit tausend Jahren aufzutreiben war, in den gierigen Rachen zu stopfen er sich keine Mühe verdrießen ließ: von allem Leben, seinem eigenen wie dem der anderen, nah und fern, in Gegenwart und Vergangenheit, galt ihm überhaupt nur, was davon Klang oder Bild ward. Eben darum ist er ja, neben Napoleon, der letzte barocke Mensch, als welcher ja niemals aus sich her, sondern schon von vornherein gleich auf sein Bild hin lebt: in der Begegnung Berninis mit Ludwig dem Vierzehnten wie Goethes mit Napoleon stehen einander gar nicht Menschen gegenüber, sondern Zeichen, Symbole, Bilder; aller Zufall ist

weg, nur der Ausdruck der Idee noch übrig. Da man nun so lange Goethes Werke nur noch biographisch angesehen hat, als Abfälle seines Lebens, sollte man jetzt auch einmal umgekehrt untersuchen, inwieweit Goethes Leben selber zu seinen Werken gehört. Wenn wir nämlich empfinden, daß er doch selber noch unendlich viel mehr war als seine sämtlichen Werke, so vergessen wir, wie viel von dem, was uns er selber scheint, doch eigentlich auch schon sein Werk war. Ihm ist ja sein eigenes Ewiges im Vorübergehen auf Schritt und Tritt immer gleich Bild worden, er hat sein Leben Stück für Stück immer zunächst als Bild schon vorerlebt, und indem er es dann an sich selber nacherlebt, wird es Stück für Stück schon wieder zum Bilde, sein Leben ist Stück für Stück immer wieder das Nacherlebnis eines vorschwebenden Bildes: dieses Bild taucht dann einen Moment in die Wirklichkeit unter, schöpft aus ihrem Bade noch irgend einen besonderen Glanz und kehrt sogleich aber wieder zu sich zurück. Chrysaliden innerer Bilder sind alle Tage seines Lebens. Er selber ruht darin aus und sammelt die Kraft, beflügelt emporzubrechen: als Werk. Und da sein eigenes Leben nur diesen Sinn hat: Werk zu werden, Bild zu werden, sieht er darin allein auch Sinn, Werk und Ruf alles menschlichen Lebens überhaupt: Pandora spricht's aus.

„Bildungserlebnis", im höchsten Sinn, nicht wie Gundolf das Wort nimmt, war Goethes Werk durchaus. Er hat alle Bildung, die er vorfand, mit solcher Eigenkraft erlebt, daß dieses Erlebnis, aber damit zugleich auch wieder die von ihm belebte Bildung selbst, unsere deutsche wie die des ganzen Abendlandes und auch noch ein Hauch von der des Morgenlandes dazu, durch ihn als neues Bild auferstand, wodurch er in Person dann die Sendung unseres deutschen Volkes erfüllt hat, das in der Welt ist, damit ihre Bildung an ihm unablässig immer von neuem wieder Bild wird. Conrad Burdach, der vor einem Menschenalter schon damit begann, der bildenden Kraft in der Sprache des jungen Goethe zu lauschen, hat 1912 in einem Aufsatz über „Faust und Moses" (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften) gezeigt, welche drängende Fülle von Motiven, aus allen Wissenschaften und Künsten aller Völker aller Zeiten, aber auch aus jeder persönlichen Begegnung ihm zuströmend, ihn überströmend, immer dann in Goethe sogleich zur Gestalt wird: was er berührt, sobald er's ergreift, formt er, seinen „Händen ballt sich die bewegte Welle herrlich zu kristallener Kugel", der gewaltige Fluß unserer ganzen geistigen Vergangenheit steht vor ihm still und Bild um Bild entsteigt daraus. Wenn er in jenem ersten Gespräch mit Schiller ausruft, verwundert halb und halb erzürnt: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe!", so

spricht er den Kern seiner Geistesart nicht nur, sondern das Geheimnis des irdischen Lebens selbst aus, wie er's empfand: Ideen sind für ihn etwas, von dem der Menschengeist gar nichts wissen kann, das er nur mit Augen sieht, und Ideen antwortet der Mensch durch den Blick, er antwortet im Bilde darauf. Denn für Goethes Gefühl ist es der tiefste Sinn der Schöpfung, daß das Wort Fleisch wird, und die Bestimmung des Menschen ist es ihm, daran teilzunehmen. Nicht irgendwo dort „oben in des Lichtes Fluren" ruht ihm, uns entrückt, das Reich der Ideen, sondern es tritt hervor, es tritt auf uns, in uns herab, es erscheint unter uns, und daß es an uns erscheine, dazu sind wir da! Mitten unter uns wandelt das Ewige, wir fühlens gleich, aber wir erkennen es lange nicht, wir alle sind immer gleichsam auf dem Gang nach Emmaus. Ein eucharistischer Klang bricht aus den Tiefen von Goethes Werk zuweilen sehnsüchtig klagend hervor. Diesen „völlig eigenartigen und individuell geprägten Platonismus" Goethes, einen plotinisch katholischen, hat Ernst Cassirer in seinem Aufsatz über „Goethes Pandora" (1918 in Dessoirs Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft erschienen, wieder abgedruckt in Ernst Cassirers „Idee und Gestalt", bei Bruno Cassirer in Berlin 1921) mit solcher Meisterschaft dargestellt, daß wir hier das Herz Goethes, seiner Kunst, seiner Weisheit, seiner Wahrheit, schlagen hören. Daß ein ewiges Gesetz ist, daß dieses ewige Gesetz, um die Herrlichkeit seines eigenen Anblicks zu genießen, sich Gestalt gibt „in Erdentiefen, in des Himmels Sphären und in der Menschenbrust", und daß wir, der „Abglanz jenes Urlichts droben", unseres Lebens „eigenes, reines, unverwüstliches Bestreben" nur erfüllen, wenn wir das Urlicht nun wirklich abglänzen in unserer Tat, wenn wir, selber auch wieder „Schöpfer", wie das Gesetz sich ein Bild schuf an uns, nun uns Gestalt geben durch unser Werk, wenn wir das Ewige im Vorübergehen anhalten, aufhalten, aufnehmen als täglichen Gast unseres wirkenden Lebens, dies als den letzten Sinn seines ganzen Daseins hat Goethe in Pandora mit höchster Geistesmacht, Sprachkraft und Bildgewalt ausgedrückt. Eigentlich ist's ein brausender Nachgesang, es ist der Epilog des Barocks. Und wenn Cassirer an der tiefsten Stelle seiner Ausführungen zum erstenmal die geheimste Bedeutung der Goethischen „Entsagung" rein ausspricht, nämlich, daß sie „nicht nur den Verzicht auf individuelle Güter, sondern auch den Verzicht auf den höchsten ideellen Gehalt" meint, weil wir hier auf Erden dabei doch eben immer nur „Abglanz" bleiben und das Licht selber nur als Gast unter uns haben, so ist auch dieser schmerzlichste Zug Goethischer Weisheit ja durchaus barock. Als die Menschheit vergaß, nur Abglanz zu sein, und sich vermaß, selber Licht zu werden, damit war das Barock weg und 1789 war da, Pandora ist die

Ueberwindung der Revolution. Wieder empfinden wir auch da Goethes Gestalt so geheimnisvoll nahe der Napoleons.

Goethe selber, dem Alten in seiner „einsamsten Schmiede", kommt, was von eigenen früheren Arbeiten ihm bei Gelegenheit in die Hand gerät, „wie ein Märchen" vor, das er sich kaum mehr recht zu deuten weiß, weshalb er stets lieber gleich wieder ein neues anfängt. Ganz fremd steht er vor ihnen da. Sie sind Mythen seines Lebens, deren Sinn er vergessen hat, ja noch mehr: auch das Leben selbst, dessen Mythen sie sind, hat er vergessen. Und fast scheint's als bestehe sein ganzes Leben nur darin allein, daß er abwechselnd vor dem Leben, um es zu vergessen, ins Märchen, aber aus diesem, um auch das Märchen wieder zu vergessen, von neuem ins Leben flieht, das er weder unmittelbar noch auch im Bilde selbst, sondern nur allenfalls, wenn es nicht mehr rohes Leben und noch nicht Bild, nur in den Augenblicken der Bildwerdung ertragen kann. Denn Sinn, wie heiß er das Leben darum befragte, gab es ihm keinen, als den er in einem Distichon der Anthologie fand, auf das er sich bei jeder Gelegenheit berief:

Πάντα γέλως καὶ πάντα κόνις καὶ πάντα τὸ μηδέν,
Πάντα γὰρ ἐξ ἀλόγων ἔστι τὰ γεινόμενα.

Alles nur Spaß und alles nur Dreck und alles ein Garnichts,
Alles aus Unvernunft nur stammt allein, was sich begibt.

Vor diesem Weltallspaß, aus diesem Weltalldreck flüchtet er immer wieder zum Bilde, indem er hofft, bildend Gold daraus zu machen. Er hat im Alter Stunden der letzten „Desperation", da scheint er aber auch ans Bild nicht mehr zu glauben. Es ist die furchtbarste seiner Resignationen, daß er nun nur noch an das Bilden selber glaubt: weder an sein Leben noch an sein Werk, nur noch an das Wirken selbst. Das Wirken war das einzige Glück, das ihm treu blieb. Es ließ uns an ihm die unvergängliche Gestalt eines hoffnunglos getreu Tätigen, niemals Gelingendes immer wieder Beginnenden, aus tragischer Verzweiflung zur Dankbarkeit eines grundlosen Optimismus Entschlossenen zurück.

Aber wo fassen wir ihn? An seinem Leben nicht und an keinem Werke ganz. Wir erhaschen einen Schatten seiner Gestalt nur dort, wo das Leben ihm zum Bilde, sogleich aber dann dieses Bild davon schon selber auch wieder bildend, nämlich nun gleich immer sein eigenes Leben umbildend wird. „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, umschwebt von Bildern aller Kreatur": wenn Mephisto so das Reich der Mütter schildert, scheint Goethes eigenes Leben nur ein Mikrokosmos davon. Und wenn die Paralipomena zum Faust sagen: „Gehalt bringt die Form mit, Form ist nie ohne Gehalt; diese Widersprüche, statt sie zu vereinigen, disparater zu machen", klingt's, als spräche

Goethe das Motto seines inneren Daseins aus, dessen Gehalt ihm stets eine Form aufdrängt, die nun selber aber auch schon ihren eigenen Gehalt hat, der sich wieder in sein Leben eindrängt, so daß, vom Leben immer zum Werk, aber durch das Werk gleich wieder ins Leben gedrängt, er eigentlich nur an diesem Drange, nur an diesem ewigen Austausch der Beiden sich selber hat. Das war's, was er in den beflügelten Stunden als den „Schöpfungsgenuß von innen" empfand; in müden Zeiten aber nennt er's „das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte". Wenn wir ihn unablässig den Stein vom Leben zum Werk, sogleich aber aus dem Werke dann wieder in sein Leben wälzen sehen, ahnen wir das geheime Leid, die selige Lust, das unaussprechliche Wunder dieses Daseins, zu dem es doch im Grunde ja gar niemals kommt, weil alles nur ein ewiges Dawerden bleibt, das grandiose Schauspiel eines in unablässiger Vollendung jedes Augenblicks doch selber ewig Unvollendeten, dessen ewiger Fluß überfließend Bild um Bild von sich ans Ufer wirft. Ihn selber können wir nirgends fassen, er steht nicht still, aber Bild um Bild von sich läßt er enteilend am Ufer zurück, nur an ihnen berühren wir ihn: tausend Gestalten haben wir von ihm, ihn selber nie!

Aber wenn sein Leben, selber unaufhaltsam ihm und uns entfließend, Bild um Bild jeder Welle zurückläßt, erfüllt es damit nur angestammtes Schicksal: Goethes Leben ist das höchste Symbol fränkischer Stammesart. Josef Nadler, dessen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" uns zum erstenmal das Werden unserer Dichtung organisch sehen ließ, nicht als ein loses Ungefähr von Glücksfällen, sondern als den notwendigen Ausdruck der Eigenkraft, mit der jeder einzelne deutsche Stamm unseren geschichtlichen Auftrag: uns des antiken Erbes zu bemächtigen übernimmt, hat im dritten Bande (1918 bei Josef Habbel in Regensburg erschienen) Klassizismus und Romantik als unsere beiden Vollendungen, jenen als Vollendung unserer südlichen „Lebenseinheit", der römisch-germanischen, diese als Vollendung unserer nördlichen „Lebenseinheit", der deutschslawischen, und die Begegnung Goethes mit Schiller als das alamannisch-fränkische Bündnis dargetan: der alamannische Stamm, in Bergtälern zusammengedrängt, daher mit starkem Gefühl fürs Gemeinwesen, beschränkt, stammesbewußt, nationalpolitisch; der rheinfränkische, mit der offenen Rheinebene, freien Blicks ins Weite, beweglich, individualistisch, weltbürgerlich; daher auch jene nach innen gewendet, in sich versenkt, Sinnierer, „Alamannen das Volk deutscher Gedankenarbeiter"; diese dagegen nach außen gewiesen, zum Schauen bestellt, Augenmenschen, Bildner, „die Franken der Stamm der deutschen Former". Und wenn Goethe bisher so beklemmend unbegreiflich erratisch

in unserer Literatur lag, lernen wir hier ihn jetzt als das höchste Sinnbild des gestaltenden Stamms verstehen. Der Frankenstamm ist am deutschen Leibe gleichsam das Auge, wie Goethe selber wieder das Auge des Frankenstamms. Aber der Frankenstamm blieb mit all seiner Bildkraft unfähig, ein ganzes Bild von sich zu geben: einen geschlossenen Staat; Franken waren immer Rebellen, sich in keiner festen Gemeinschaft jemals beruhigend. So gab sich Goethe Bild um Bild, aber keins, in dem er sich jemals beruhigt hätte, keins, bei dem wir uns beruhigen könnten. Denn nicht ein Bild von sich, sondern das Bilden selbst, unerschöpfliche Bildwerdung war Goethes wie seines Stamms geheimster Trieb.

Goethes Leben wird ihm unablässig immer gleich zum Bilde, das Bild aber vergilt dies, indem es nun selber wieder seinem Leben neuen Atem gibt: der Dämon des Bildens ist hier wie dort am Werk, im Bildner selbst und in allen seinen Gebilden, er will entwerden wie sie, er ins Gebilde, das Gebilde wieder ins Leben zurück. Fast möchte man zuweilen fragen, ob im gemeinen Sinne Goethe denn überhaupt gelebt hat, wie man ja fragen muß, ob, wer an der atmenden Geliebten skandieren kann, überhaupt geliebt hat. Man darf aber ebenso fragen, ob er eigentlich je gedichtet hat: so sehr ist sein Gedicht oft entweder noch Leben Gebliebenes oder aber auch schon wieder Leben Gewordenes. Im Grunde war Goethes Leben niemals bloß Leben, sein Dichten niemals bloß Dichten, sondern beides ein ewiger Transit: Transit vom Leben gleich ins Gedicht, Transit vom Gedicht wieder ins Leben. „Dichtung und Wahrheit" hat er seinen Lebensbericht genannt, denn sein Leben war, indem er es erlebte, gleich immer schon mehr als Wahrheit, wie hinwieder seine Dichtung immer noch einen unmittelbar realen Bodensatz behält oder sich ihn geheimnisvoll selbst wieder beschafft. Aber vielleicht ist gerade dieser Transit etwas Urdeutsches, am Ende so sehr, daß mancher Deutsche, der dies liest, etwa gar nicht ganz verstehen wird, was damit gemeint ist, weil er sich ja Kunst anders als solchen Transit, Kunst vom Leben des Künstlers völlig abgelöst zur eigenen Existenz, Kunst als Kristall, gar nicht vorstellen kann, immer wissen will, wie denn eigentlich Dantes Flirt mit Beatrice „wirklich" verlief, und nicht aufhört, im Hamlet und Sturm oder gar in den Sonetten Privatangelegenheiten Shakespeares zu sehen, was ungefähr ist, als wollte man dem Isenheimer Altar Näheres über Grünewalds üble Heirat oder der Neunten Symphonie die Streiche des Neffen abfragen.

Im Transit nur von Leben in Kunst und von Kunst gleich wieder in Leben können wir Goethen selber belauschen, hier ist seine geheimste Kraft am Werk und an der Wurzel berühren wir sie beim Eintritt, wenn Erlebnis zum Bilde, und dann wieder beim Austritt, wenn dieses Bild nun selber

immer gleich wieder bildend, sich ins Leben, von dem es abgebildet ist, zurückbildend und aus sich das Leben umbildend wird: er scheidet niemals ein Werk so von sich aus, daß es nun abgeschieden wäre, sondern es ist alles nur gleichsam ein Atemholen des Lebens selbst, das im Wechsel von Diastolen durch Systolen zu neuen Diastolen regelmäßig pulst, und er selber entsteht immer erst dort, wo Dichtung und Wahrheit eins wird, wo das Eine wird, was allein ihn zuweilen, einen Atemzug lang, empfinden läßt, daß er lebt. Diesen Goethe, den uns die ruhmwürdige Vorarbeit des Goethephilologen, von Chamberlain, Simmel, Gundolf, Burdach, Nadler und Cassirer gedeutet, ahnen läßt, ihn als einen Schöpfer, der aber dann selber zuletzt immer mehr zum Geschöpf seiner eigenen Geschöpfe wird, sähen wir jetzt gern einmal von Angesicht. Das wäre das Goethebuch, für das unsere Zeit reif ist.

Auf dem Wege dazu sind das letzte englische und das jüngste deutsche Werk über Goethe, jenes von P. Hume Brown verfaßt („Life of Goethe", in zwei Bänden, illustriert, John Murray, Albemarle Street, W. London 1920), dieses von Emil Ludwig („Goethe. Geschichte eines Menschen", in drei Bänden, illustriert, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1920). Brown starb 1918, an die Siebzig. Er war Schotte, Historiker an der Universität Edinburg, Verfasser von Schriften über John Knox und das Zeitalter der Königin Maria. Sein Goethebuch ist die Frucht eines ganzen Lebens in Goethe. Ein Kapitel darin blieb unvollendet, das über den zweiten Faust, Lord Haldane hat es ausgeführt, der Gefährte seiner Goethestudien, der seit Jahren immer wieder mit ihm nach Weimar, Ilmenau, Jena, Wetzlar und Göttingen ging, ihm „Material" suchen half und die Arbeit aufwachsen sah. Er rühmt im Vorwort dem Freunde nach: Goethe was his favourite teacher as well as his favourite poet, and his ambition was to try to make the greatness of the man clear to the Anglo-Saxon world. Dieses Gefühl, eine Mission zu haben, hört man dem Buch an: Goethe scheint ihm auch heute noch weder von Engländern und Franzosen noch von seinem eigenen Volke ganz erkannt. Bald sei's sein Heidentum, das abschreckt, sein profoundly un-Christian spirit, bald das Mißverständnis, in seiner Jugend einen Apoll, in seinem Alter einen Jupiter zu sehen, dann wieder der Proteus, der er scheint, das Chamäleon, wie er sich selber nennt, die elusiveness seines Wesens wie seines Geistes, dies alles trübe den Anblick eines of the safest and sagest guides of life. Wenn John Sterling, der durch kein eigenes Werk, sondern nur als Anlaß seiner von Carlyle verfaßten Biographie noch fortlebt, Goethen schon 1837 the most splendid of anachronisms nennt, so glaubt Brown dagegen seinen Platz unter den wenigen Dichtern, die zur ganzen Menschheit sprechen, gesichert, nicht

eigentlich durch seine Werke, aber durch den „großen Schatz von die Wege der Menschen erhellenden Wahrheiten", den die Welt ihm verdankt. Nicht so sehr im Dichter nämlich, dem er, bei allem Respekt, manchen most glaring fault aufmutzt, auch nicht im Forscher, den er, nur der Farbenlehre doch nicht ganz gerecht, bewundernd anerkennt, sieht er Goethes Bedeutung, sondern als den großen Weisen, als einen Lebenslehrer der Menschheit verehrt er ihn. Indem er uns diese Weisheit Goethes zu fühlen, seine Lehren zu verstehen geben will, muß er uns sein Leben und von seinen Werken erzählen, dies geschieht höchst genau, doch ganz einfach: der Hintergrund der Zeit fehlt, auch jeder Versuch, seine Geistesgestalt oder auch nur irgendeine Formel für sie zu finden, die großen Linien seiner Entwicklung zu ziehen oder gar den Urgoethe zu schauen, ins Innerste seiner Natur zu dringen; nein, dies scheint eher absichtlich vermieden, mit einer gewissen Scheu vor jeder Indiskretion, so daß Goethe selber, bei jenem „realistischen Tic", durch den er, nach seinem eigenen Geständnis an Schiller, seine „Existenz", seine „Handlungen", selbst seine „Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich" fand, vielleicht allen anderen Biographien gerade diese vorgezogen hätte, weil da, bei schönster Entfaltung seines Daseins und seiner Werke mit dem ganzen Gehalt beider, dennoch sein Geheimnis gewahrt bleibt. Nach keiner Erklärung, Deutung oder gar Enthüllung Goethes wird hier gestrebt, sondern nur von allen Seiten her so nahe als nur irgend möglich an das Phänomen Goethe heranzukommen, das Phänomen seines Lebens und das Phänomen seiner Werke, um daraus dann alle Lehren zu ziehen, die der Menschheit helfen können. Die ganze Darstellung zielt auf jenen Schatz von Lebensweisheit. Der wird in den Werken aufgesucht. Aber da every book he wrote was a response to the immediate influences to which he happened to be subject, müssen dazu noch auch diese influences aufgezeigt werden, es muß das Leben, auf dessen Fragen gerade dieses Werk antwortet, gefunden werden, und ganz ungesucht ergibt sich so die fortwährende Bildwerdung seines Lebens, aus der dann immer neue Kraft wieder ins Leben umbildend zurückströmt: das Geheimnis, das unausgesprochen bleibt, haben wir ehrfürchtig in Händen. Meistens bringt, wer über Goethe schreibt, schon seinen Goethe fertig mit und den drängt er uns auf: Brown führt uns ganz sachte an die sämtlichen Erscheinungen Goethes heran, um sie herum und überläßt's dem Leser, welche davon er sich aussuchen will. Nicht bloß ein Mensch mit seinem Widerspruch steht da vor uns, sondern in den sämtlichen Widersprüchen des Lebens selbst. Wir erstaunen dankbar vor ihrer Fülle so, daß wir gar nicht bemerken, wie sie doch ungestalt bleibt. Aber merkwürdig: jedes deutsche Goethebuch sagt unendlich viel mehr über Goethe, dennoch

muß ich gestehen, daß ich, der selbst seit vierzig Jahren mit seiner Erscheinung ringt, den Lebenshauch ihrer Schönheit vielleicht noch niemals reiner empfand als in diesen drei stillen Tagen, an welchen ich es mir von diesem Chronisten traulich erzählen ließ. Wirklich einer alten Chronik gleicht ja dies Buch, die gerade weil sie gar nicht daran denkt, was sich begab, zu deuten, ihm Sinn zu geben, sein inneres Gesetz zu zeigen, gerade weil sie sich damit begnügt, es einfach unter unseren Augen noch einmal kunterbunt geschehen zu lassen, den Atem des Geschehens lebendiger bewahrt als das kunstgemäße Werk des sinnvoll ordnenden Historiographen, der uns in dem vermeinten Geist der Geschichte doch im Grund immre nur seinen eigenen bringt. Das Wesen einer Zeit oder eines Einzelnen vergegenwärtigt uns noch am ehesten, wer zunächst den äußeren Verlauf in seiner ganzen Unordnung erzählt und uns dann auch noch den Mythos davon ahnen läßt. Das ist diesem braven Schotten so wunderschön gelungen, daß wir ihm dafür sogar die Neigung vergeben, sich zuweilen doch allzu dreist als Merker aufzuspielen. (Angemerkt sei noch, daß mir, wo hier Goethestellen in englischer Uebersetzung angeführt werden, immer wieder auffiel, wie die englische Sprache sich zuweilen deutscher Gedichte völlig bemächtigen kann, ohne den Blumenstaub abzustreifen, während Croces Uebersetzungen zeigen, daß ein deutsches Gedicht italienisch immer zerrinnt.)

Wenn Browns Goethebuch einer lieben alten Chronik gleicht, ist das Ludwigs sozusagen ein lebendiges Interview: Goethe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt interviewt; es ist biographischer Journalismus von der höchsten Art.

Emil Ludwig begann im Schatten Hofmannsthals, wie Vollmöller, Ernst Hardt, Greiner. Doch brach aus dem Wortgoldschmied alter Abenteuer bald ein resolut zum Augenschein der eigenen Zeit bekehrter Journalist hervor. Er schrieb ein kluges Buch über Bismarck und ein unverzeihliches über Wagner, eine jener Absagen, worin schwache Menschen meinen, einer Liebesleidenschaft, für die sie sich zu klein fühlen, mit Fußtritten entkommen zu können; und noch dazu vom Ressentiment einer ganzen Generation vergiftet. Als Korrespondent von Tageszeitungen hat er sich dann in einem uns bisher ungewohnten Journalismus versucht, dem Weltjournalismus der großen englischen Blätter, der Times und der Morningpost etwa, doch beweglicher, anekdotischer, farbiger, ungefähr wie jener englische Stil zuerst vom Mailänder Corriere della Sera für Leser von südlicher Ungeduld zubereitet worden ist, die sich Belehrung, nur wenn sie zugleich sehr amüsant ist, gefallen lassen: der Politiker, Diplomat, Historiker, Soziolog, Philosoph wird da noch mit einem Erzähler, Dichter, Rapsoden, aber auch einem Weltmann, Causeur, Flaneur versetzt und die Mischung von globetrottendem Reporter mit einem lyrischen

Feuilletonisten kann doch den tiefen Ernst einer fast feierlichen, von unseren sämtlichen Problemen geschwängerten Erudition nicht ganz verhehlen.

Dem bösen Blick, den wir Journalisten sozusagen von Amts wegen haben, gesellt sich in Ludwigs Interview die Liebeskraft des Dichters, der auch aus dem Täglichen, Allzutäglichen noch den Widerklang des Ewigen hört: er schreckt vor keiner Indiskretion zurück und bewahrt aber in jeder doch Ehrfurcht, so bringt er uns Goethe ganz, den sublimen wie den oft fast vulgären, vom Leipziger Rokoko Naseweis über den Straßburger Spatzen zum weltentrückten unterirdisch überirdischen Erdulin, den dämonischesten aller Philister. In „wagerechten Schnitten" von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zeigt er den ungeheuren Kampf, „den der Genius mit einer höchst gefährdeten Seele führt, um nach gewaltigem Opfer zu siegen", das Absurde dieses monströsen Lebens erscheint, das an Abgründen, aus Abstürzen immer wieder wie durch ein Wunder gerettet wird, aber wir sehen auch, daß es immer wieder er selbst ist, der das Wunder tut, nicht bloß indem er sich dem Genius willig anvertraut, nein, indem er ihn tätig herbeizwingt, heraufzwingt, in seinen Dienst und ans Werk zwingt, wir sehen diesem größten deutschen Pedanten sich den Genius von Tag zu Tag erarbeiten zu.

Im ersten Band ist das sechste Kapitel das beste, die Schilderung des ministeriellen Abenteuers und der Leidenschaft, mit der Goethe den Dichter an das Amt verrät, ja fast schon verliert; nur das Unverständnis der anderen, Undank und der Schmerz, seine besten Absichten verkannt, unbelohnt, gehemmt zu finden, so sehr, daß dadurch zuletzt sogar die Freundschaft des Fürsten bedroht scheint, zwingen ihn zur Kunst zurück. Auch das Verhältnis zur Stein, der „melancholisch alternden", dieser „ganz unproduktiven Natur" (die freilich dagegen einwenden könnte, wer denn eigentlich, als sie, die Iphigenie „produziert" hat, und ob nicht dies eben, im Manne produktiv zu werden, die höchste Form weiblicher Produktivität sei) wird mit einem Takt dargestellt, der selbst in Anfällen einer schonungslosen Aufrichtigkeit unversehrt bleibt. Den zweiten Band beherrscht ein entzückendes Pastell Christianens. Wie recht Frau Knebel, beide doch aus nächster Nähe kennend, mit ihrer Versicherung behielt, Goethe hätte gar keine passendere Frau finden können, wie vor lauter Eheglück, unbekümmert, daß es zunächst nicht „legitimiert" ist und selbst Schiller, der, gesellschaftlich ein Snob, zu den Weimarer „Damen" hält, die Kleine „schneidet", nun Goethe dick wird, der Kopf ins Quadratische geht, lastend das in seiner Jugend so weiche willenlose Kinn anschwillt und überhaupt die „bürgerlichen Antitoxine" seiner Natur jetzt überwiegen, der „Küchenfreund", der behagliche

Zecher, der „breite Geldverdiener“ hervortritt, zugleich mit wachsender Majestät des Gehabens („Was der Mensch feierlich geworden ist!“, schreibt der Herzog), und wie nun gerade zur Zeit dieser Abrundung ins Bürgerliche die Beziehung zu Schiller sich anspinnt, nicht ganz ehrlich begonnen, aus Lebensklugheit bloß, die beiden ihr instinktives Unbehagen aneinander beschwichtigen rät, aber, indem sie sich unwillkürlich gegenseitig steigern, doch allmählich eine solche Höhe, Freiheit und Würde gewinnend, daß Goethe sie schließlich doch eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens nennen kann, dieser ganze Roman Weimars, komisch bald, bald wieder altväterisch rührend, immer ach! so menschlich, kleinmenschlich noch dazu, nicht bloß kleinstädtisch, wird uns hier so verständig als herzlich erzählt, und wieder ist daran vor allem der Takt zu rühmen, der Takt, mit dem er sich nicht bloß der üblichen Monumentalisierung gerade dieser Epoche, sondern auch alles Ironisierens enthält und der lockenden Versuchung eines Weimars von Bernard Shaw widersteht, was einem ja Schiller, der Freiheitssänger in der Hofuniform mit Epauletten, so schwärmerisch als zynisch, der Urliterat Deutschlands, ein erstaunlich geschäftstüchtiger Idealist, abwechselnd betriebsam und sentimental um die Wette, nicht leicht macht. Im dritten Bande befremdet es, nun auch Ludwig in Chamberlains Verwünschungen der armen Bettina, des lieben Irrlichts, einstimmen zu hören, und fast scheint's, daß er sich von ihr auch Frau Aja verleiden läßt. Eher versteht man, daß er kein Organ für Zacharias Werner hat, den immer verkannten, nur von E. T. A. Hoffmann kongenial erahnten, den uns erst Josef Nadler jetzt („Die Berliner Romantik 1800—1814“, verlegt bei Erich Reiß, Berlin 1921) in der ganzen Gewalt seiner ungeheuren inneren Spannung als die typische Gestalt, ja den leibhaftigen Inbegriff der gesamten ostdeutschen Bewegung auferstehen ließ. Aber die Begegnung mit Napoleon, die „lionardeske Heiterkeit“ des westöstlichen und die furchtbare, drohend abgewendete, von Geheimnissen erschauernde Größe des letzten Goethe, des immer noch rastlosen, ewig unbefriedigten, ohnmächtig an den Stäben seiner Desperation rüttelnden und doch immer wieder vorwärts, „und so, wie er einmal an Zelter schreibt, über Gräber vorwärts“, auch über sich selbst noch vorwärts, auch über sich selbst noch hinüber, hinaus, hinauf drängenden, dies alles ist wieder meisterhaft. Und dann steht da noch in einer Ecke ganz bescheiden ein solches Kabinettsstück wie der unerwartete Besuch der alten verwitweten Hofrätin Kestner, in vierzehn Zeilen erzählt: Goethe kriegt, als sie gemeldet wird, Gicht und läßt sich verleugnen, aber als Lotte nicht nachgibt, macht sie, nach ihren eigenen Worten, „eine neue Bekanntschaft mit einem alten Manne, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß er Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich

gemacht hat". Dieses „und auch dennoch", mit dem sie, vor Aerger auf einmal wieder ganz jung, den Satz umwirft, zeigt uns den Olympier einmal von der anderen Seite.

Bei Brown wie bei Ludwig kommt mir der bildende Künstler in Goethe zu kurz. Es gehört zu meinen Marotten, daß mich immer wieder die Frage verfolgt, ob nicht Goethe vielleicht doch seinen Beruf verfehlt hat, ob aus ihm nicht der größte deutsche Zeichner hätte werden können. Einige seiner Landschaften, in der Inselausgabe der Italienischen Reise, bürgen dafür; der Ehrenschuld, uns die sämtlichen Handzeichnungen Goethes zu bringen, möge sich der Inselverlag endlich erinnern! Aber auch, was ich an Goethe den Magier nennen möchte, fehlt bei Brown wie bei Ludwig: hoffentlich erscheint Ernst Wagners höchst bedeutsamer Aufsatz über den Rosenkreuzer Goethe bald. Er nähert uns auch der Religion Goethes, über die jene beiden so wenig Zureichendes zu sagen haben als Karl Justus Obenauers sich redlich, aber doch immer nur obenhin bemühende Schrift über „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion" (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1921). Es gibt kaum eine Konfession und kaum irgendeine Häresie, die sich nicht auf Goethe berufen könnte, und wenn man es verwegen fand, daß ich einst von einem katholischen Goethe sprach, so war mein Recht dazu kein schlechteres als mit dem ihn der Protestant, mit dem ihn der Monist für sich anspricht: mit Goethezitaten läßt sich jeder Glaube belegen, jeder aber auch mit Goethezitaten widerlegen, bald pocht er auf seinen „protestantischen Diogenismus, in dem er alt geworden", bald lockt ihn der Katholiken „ganz reicher und voller Himmel", und wenn er einmal, pathetischer als es sonst in seiner Art lag, ausruft: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!", sein Leben ist doch jahrelang praktisches Heidentum geblieben. Es ging ihm wie Matthew Prior, von dem ich neulich im Macaulay las. Das war ein englischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, der, in diplomatischen Diensten, einst auf seine Rechtgläubigkeit verhört wurde. „Ich weiß", sagte sein Vorgesetzter, „Sie sind ein Dichter, die glauben alle nicht recht an Gott!" Da schlug Prior die Hände zusammen, wehklagend: „Welches Unrecht, mein Lord, tun Sie den Dichtern, da gerade wir Dichter doch unter allen Menschen am weitesten vom Unglauben entfernt sind, wir, die ja nicht bloß an den wahren Gott glauben, sondern, um ganz sicher zu sein, für alle Fälle gleich auch noch an alle falschen Götter dazu, die wir an jedem Gott glauben, welchen immer es in der weiten Welt nur irgend geben mag!" Goethe hätte sich diesen Scherz in vollem Ernst aneignen können: es gab keinen ärgeren Latitudiarier, er war für jeden Glauben gelegentlich zu haben, aber auch für jede Häresie, und hätte, der Viel-

gläubigste, der Allabergläubische, dabei doch kaum selber zu sagen gewußt, woran er denn eigentlich glaubte, und ob überhaupt. Von seinem römischen Morgengebet zum Jupiter über das, auch in den dezidiert nichtchristlichen Zeiten, zwischen widerchristlichen Blasphemien, doch immer wieder mit dem getreuen Zelter zusammen herzhaft angestimmte Veni Creator Spiritus bis zur innigen Marienandacht am Schluß des zweiten Faust, das ist ein weiter Weg. Auch wird man auf die Frage nach Goethes Religion ja nicht antworten können, ohne zuvor gründlich entschieden zu haben, zu welchem Zeugen man mehr Zutrauen hat: zu seinen persönlichen Bekenntnissen oder zur Offenbarung seiner Werke. In Person ist er ein doppelter Ueberwinder von Unglauben, er überwindet den Unglauben des Rokoko wie den der Revolution, und bei diesen Ueberwindungen ist ihm die Hilfe jeder Art von Gläubigkeit willkommen, so findet er fühlend ins Reich des Wahren Guten Schönen, ins Gesetz, zur Anerkennung Gottes zurück, Gott zu fühlen so beglückt, daß er gar keine Gestalt braucht: er gibt sich da dann rasch mit einer gereinigten Essenz des ihm nächsten Pietismus zufrieden, in ihrer Anwendung aufs eigene Tun strenge, doch nicht eben wählerisch im Ausdruck, selber gewissenhaft bis zur Härte gegen sich, mit anderen läßlich, übrigens vor Rückfällen in eine bequeme, gar im Freien so genußreiche Naturreligion, in eine Art Panfetischismus nie ganz sicher. Ich meine nun freilich, daß, wer, um sich auszusprechen, nicht von Natur auf die direkte Rede beschränkt ist, sondern dazu noch über die höhere Wahrheit irgend einer Kunst verfügt, daß der, ob er Maler, Dichter oder Musiker sei, das gerade, worauf allein es ihm eigentlich ankommt, niemals direkt, sondern immer nur in der Sprache seiner Kunst sagen wird, schon auch deshalb, weil er aus ihr ja viel mehr über sich erfährt, als er selbst weiß, und auch weil er in ihr nicht lügen kann. An Goethes Kunst aber scheint es mir unerkennbar, wie sie, reifend, immer mehr aus dem Nebulösen vager frommer Empfindung durch die Klarheit frommer Gesinnung zur lebendigen Wirklichkeit der frommen Tat will. „Des überirdischen Vergnügens, sich zu einer Gottheit aufschwellen lassen", des bloßen „Ahnungsdrangs" ist sie bald satt, aber auch die „Hausfrömmigkeit" innerer Betrachtung genügt ihr nicht lange, „Weltfrömmigkeit" sittlicher Aeußerung wird nun gefordert, „Gottes Gegenwart" soll nicht bloß überall empfunden, sie will von uns bezeugt sein durch unser eigenes Leben selbst: bis in jeden Atemzug irdischen Wirkens hinein „glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern". Selbst wenn man den Schluß des zweiten Faust bloß für eine schöne Dekoration hält und darin nicht das letzte Wort Goethescher Weisheit, den geistigen Reinertrag seines Lebens vernimmt, sondern im Grunde nichts als einen Theatercoup, so kann man doch das Ergebnis der

„Wanderjahre“ kaum, um dem verdächtigen Wort „katholisch“ auszuweichen, anders nennen als barock.

Nimmt man als Stationen Goethes etwa die Mitschuldigen, Werther, Iphigenien, die natürliche Tochter, Pandora und Faust, so hat man: Rokoko, Revolution, Ueberwindung beider durch einen seiner selbst nicht ganz sicheren Klassizismus, der sich aber dann unvermutet in ein Barock öffnet, ein neues freilich, das das überwundene Rokoko, die überwundene Revolution und den überwundenen Klassizismus im Leibe hat und fragend in die Zukunft schaut, von ihr seiner Vollendung gewärtig. Erinnert man sich dazu dann noch, daß auch die Gotik schon Züge hat, die man ihr „heimliches Barock“ nennt, und daß aber ebenso das Barock wieder zuweilen ein zweites Gesicht zeigt, das noch nach „heimlicher Gotik“ glänzt, so wächst Goethes Werk zum Sinnbild jener ungeheuren Spannung empor, die der abendländische Geist braucht, um die Kraft zu seinem Schicksal, zu seinem geschichtlichen Amt, zur fortwährenden Bewältigung, Erneuerung und Gestaltung des griechisch-römisch-christlichen Erbes aufzubringen. Als solches Sinnbild wird aber Goethes Werk in uns erst tätig werden, wenn wir uns darauf besinnen lernen, daß es ja doch nicht bloß biographisch von Bedeutung ist, wenn wir es nicht mehr bloß als Zeugen seines Lebens, sondern eher umgekehrt hinfort ihn selber als den Mythos seines Werkes, wenn wir jedes Stück davon endlich wieder einmal an sich betrachten, als ein Geschöpf für sich, nicht bloß eine Nachricht von ihm, als ein nun selber aus eigener Kraft Lebendes und nun selber aus eigener Kraft wieder Leben Zeugendes, Zukunft Zeugendes, die Zukunft des Abendlands Zeugendes: denn jedes Werk, zu dem ein Mensch geworden ist, verlangt, selber dann wieder Mensch zu werden, es verlangt ins fließende Leben zurück, dann erst ist es erfüllt.

***

Gott und Welt; die Einheit der Gegensätze

von Dr. Heinz Heimsoeth,
Privatdozent der Philosophie an der Universität Marburg.

Die nächstliegende ursprünglichste unter allen philosophischen Fragen*), die dem menschlichen Geiste früh sich auftun, um nie wieder zu verstummen: die nach der verborgenen Einheit des ganzen Seins, das immer doch nur in Vielheit und Spaltung, im Mannigfaltig-Bunten der Erfahrungen uns sich zeigt — dies Urproblem aller Metaphysik erhält sein ganzes Gewicht erst durch die Wahrnehmung der Gegensätze in der Wirklichkeit und durch die besondere Heftigkeit, mit der diese sich als letzte Bestimmtheiten des geistigen Daseins uns aufdrängen.

Immer hat auch die schlichteste Naturbetrachtung die Polarität von warm und kalt, von hell und dunkel herausgehoben aus der bunten Masse des Wahrnehmbaren, hat das reifende Denken das gleiche Gegensatzgesetz in die tieferen Schichten hinein verfolgt. So fragte gleich in den Anfängen der griechischen Naturphilosophie Anaximander nach dem einen Ursprung und Prinzip nicht des vielen Mannigfaltigen nur, sondern der Gegensätze. Aber alles Denken von Gegensätzen kommt zur Vollendung, zu äußerster Zuspitzung immer erst, sobald die Lebensfrage gestellt und mit der Weltansicht vereinigt wird. In schön und häßlich, heilig und sündenvoll, in gut und böse spaltet sich das Leben. Da scheint sich eine letzte Zweiheit aufzutun, unüberwindlich-schroff und alle Einheit des Daseins schlechterdings zerreißend. Feuer und Wasser einigen sich eher, gesetzt im Nebeneinander des gleichen Raumes, als diese Mächte: von denen immer die eine Vernichtung der anderen bedeutet und bedeuten will, die eine Gegenstand begeisterten Bejahens, die andere leidenschaftlicher Verneinung ist. Sind beide wohl auch gleich real und nebeneinander wirkend in der Welt — sie sollten es nicht sein. . . So tritt zur Gegensätzlichkeit der Weltinhalte diese absolute Spaltung und Gespanntheit von Wert und Unwert.

Mit aller Weltbetrachtung daher, die in Werten denkt, ist unausweichlich die Tendenz gegeben zum Dualismus, zum Ausmünden in eine letzte unversöhnte Zweiheit. Was man sonst Dualismus nennen mag, wo etwa unaufhebliche Verschiedenheit von zwei gegen einander selbständigen Seinsarten gelehrt wird (so bei Descartes: Raum = Körpersein und Sein bewußter Wesen) oder die Polarität aller letzten Kräfte

*) Vgl. den Aufsatz des Verfassers im Maiheft 1921: „Der Beginn der Neuzeit in der Geschichte der Philosophie."

der Natur — das ist nur blasses Gegenbild zu der eigentlich abgründigen Zerspaltung, die in der Feindschaft von Wert und Unwert angelegt ist, ausgeht vor allem von Erfahrungen des sittlichen und religiösen Lebens! Wenn jene Gegensätze der Natur, die man wahrnimmt oder entdeckt, zu einem strengen Dualismus führen, so ist es meist, weil sie, offen oder versteckt, bezogen wurden irgendwie auf jene Urdualität, die nur im Leben des Geistes sich erschließt; weil man das Finstre etwa und das Kalte mit dem Bösen, die negativen Pole mit dem Unwert verschwisterte. Je tiefer also eine Philosophie aus den Erfahrungen solchen Werterlebens ihre Weisungen schöpft, um so kräftiger wird in ihr der Keim, die Neigung sein zum Dualismus.

Aber zugleich fordert die Vernunft die Einheit, den Zusammenhang in allem, was ist. Letztere Zweiheit läßt die allerletzte Frage offen. Nie kommt der forschende Geist zur Ruhe, wenn die Einheit der Gegensätze nicht gefunden wird. Und nicht bloß die Vernunft, auch das Gemüt drängt auf Versöhnung und ein letztes Lösendes: denn daß das Schlechte in sich unüberwindlich sei und ganz im gleichen Sinne ursprunghaft Gesetz in allem Sein wie sein Gegenpol das Gute — dem sucht gerade das sittlich und religiös bestimmte Denken immer zu entgehen. Und so kommt es, daß absoluter Dualismus, mit dem entschlossenen Verzicht auf jede umfassende versöhnende Einheit — daß der durch keine letzte Wendung abgeschwächte Triumph des Gegensatzes über die Einheit nur äußerst selten gedacht worden ist, daß er zum philosophischen System aber im Grunde nie sich ausgewachsen hat. Die religiösen Lehren des Zoroaster, die mythologischen Spekulationen der Manichäer und anderer Gnostiker zu ihrer Zeit liefen auf solchen radikalen Dualismus des Guten und Bösen, des Gottes und Teufels hinaus; aber immer blieb das vereinzelt, als Erlebnis wie Gedanke, und nie erhob sich ein metaphysischer Bau auf so zwiegespaltenem Grunde. Immer und überall verschlingen sich mit den dualistischen Motiven die Fäden, die der Einheitswille aufdeckt und weiterspinnt. Aber es scheiden sich die Systeme der Metaphysik, die Weltgedanken und Daseinsbegriffe danach, was schließlich Struktur und Farbe des Gewebes im Ganzen bestimmt, was da die Oberhand behält: Einheit oder Gegensatz. Und wie die einzelnen Systeme, so scheiden sich hiernach die Zeitalter in ihrer Geschichte. —

Die griechische Philosophie, einheitsgerichtet seit ihrem Ursprung wie nur eine, hat von dem Augenblick an, wo die Pythagoräer den Lebensgegensatz in den Mittelpunkt des metaphysischen Denkens hineinzogen, wo sie in ihrer Tafel der Gegensätze einen ersten Versuch unternahmen, die Weltprinzipien in einer grundsätzlichen Dualität und Wertgeschieden-

heit zu fassen, den Dualismus nie wieder preisgegeben. Zwar wollte Heraklit es anders; der „Dunkle" von Ephesus faßte den großen Gedanken einer Einheit, die nicht über den Gegensätzen, sie ausgleichend und den Kampf verlöschend, schwebe —, sondern die in jener Gegensätze Spannung selbst lebt und sich auswirkt. So wie beim Bogen und der Leier sei gegenstrebige Vereinigung Gesetz der Dinge, Einheit der Welt. Einheit nicht über oder unter Gegensätzen, sondern der Gegensätze selbst. Doch blieb das unverstanden und ohne rechte Folge auf lange hin; den metaphysischen Weltgedanken der klassischen Systeme hat dieser Ansatz nicht bestimmt. — Als aber andererseits Parmenides durch einen Machtspruch der Vernunft aufräumen wollte mit allen Gegensätzen und selbst mit aller Mannigfaltigkeit und Vielheit, die absolute unbetrübte stille Einheit verkündend des vollkommen gerundeten und und unverstückten Seins: da sprang gerade die Dualität wieder hervor in erneuter Schärfe. Denn ist der Dinge Vielheit nur Schein, so gibt es dies beides doch: Wesen und Schein, eines verneinend, was das andere bejaht. Es konnte nicht gelingen, in Vielheit und Trennung lebende Menschen davon zu überzeugen, daß dieser Schein nicht sei, ein οὐκ ὄν, ein Garnichts.

So entstand aus dem nie verstummten Grundmotiv, das Anaximander und die Pythagoräer angeschlagen, und aus der Forderung der Eleaten der Dualismus der großen griechischen Systeme, der nie sich in den Hintergrund drängen ließ durch den Einheitsgedanken, nach dem doch alle strebten. Dem Schein wurde sein Recht bei Plato: er wird Erscheinung. Eine Mitte zwischen zwei Polen: was da in der Erscheinung durchleuchtet und anklingt als wahrhaftes Sein, ist die Idee; worin aber diese sich zeigt und was sie ins Scheinhafte zieht, das ist der Raum, Stoff für alles materielle, sinnlich-zufällige Dasein. Aus Spaltungen religiösen Ursprungs genährt, wächst eine tiefe Spannung in dem Weltbegriff sich aus. Sie leuchten hinein in unser Dasein, die ewigen Gestalten; doch furchtbar getrübt entstellt, umkleidet mit Sinnlichkeit, verhaftet in Wandel und Tod. Das Gute ist die Sonne alles Seins, der Vater der Ideen — aber es ringt das Licht dieser Sonne in unsrer Wirklichkeit mit der finstern Macht der Raummaterie, als dem ὑπεναντίον τι τῷ ἀγαθῷ, von dem alles Haltlos-Unbestimmte, alles Sinnlos-Mechanische und Un-gebildete uns und den Wesen allen zuwächst; aller Verfall und Anreiz zum Bösen. Nach Reinigung verlangt dies Leben, das ist nach Lösung von der ewig-niederziehenden, nie ganz der Form sich fügenden Materie. Flucht aus der Sinnenwelt, dem Leben in der Zeit, und Uebergang zu dem, was ewig ist und gilt — den Dualismus, der in solcher Lebenslehre gipfelt, hat alle große dialektische Arbeit des späten Plato nicht mehr beseitigt. Und Platos Einwirkung auf spätere Zeiten ist bis ins letzte Mittelalter und

die Neuzeit noch hinein ganz überwiegend immer bestimmt gewesen durch diese Lehre vom Weltgegensatz.

Es untergräbt den Dualismus nicht, wenn jenem Urprinzip des Ungestalt-Materiellen das eigentliche Sein von Plato abgesprochen wird. Denn wenn es auch μὴ ὄν nur sein soll, so ist dies Nichtsein doch kein Nichts (οὐκ ὄν). Und wenn die Ideen zum Unterschied von unsrer Wirklichkeit das seiende Sein heißen, so zeigt auch diese Steigerung, daß nur ein Weg gesucht wird, das Gute und Vollkommne tiefer und inniger dem Sein zu verweben, als das Schlechte und Unreine. Selbst daß am Ende die Idee des Guten über alles Sein hinaus und Jenseits zu liegen kommt, bringt nicht die Folgerung für Plato mit, daß auch die Quelle in ihr liege für das Negative und doch im Widerstande Wirksame der Raummaterie. Das schlechte Sinnliche stammt aus dem μὴ ὄν: das gibt wieder Hoffnung auf die Ueberwindung im sittlichen Kampfe, im religiösen Sehnen; aber diese Welt und dieses Leben wären nicht, wie sie doch sind, gemischt und unrein, vom Tod beherrscht und von der Not des Sinnlichen — wäre das Nichtsein ein Nichts, wäre das Gute allein. —

Aristoteles, in der sittlichen Frage weit weniger schroff auf den Gegensatz gestellt, viel stärker haltend am Diesseits, prägt doch die metaphysische Zweiheit nicht weniger scharf aus als Plato. Kein Wirkliches, das nicht gemischt wäre aus diesen Beiden: Form und Stoff. Ihr Gegensatz ist absolut. Keines geht auf das Andere zurück: die Form schafft nicht Materie, Materie gebiert aus sich nicht Form. Erst wo die beiden zueinander treten, wird Wirkliches.

Auch hier zeigt sich wohl der Vorzug des Guten. Nur die Form hat, in ihrer höchsten Ausprägung dem göttlichen Nous (dem einen Sein des Parmenides vergleichbar, oder der Idee des Guten), in sich selbst schon auch das volle selbstgenugsame Sein. Zwar im Gewöhnlichen des Daseins kann nur Mischung aus den beiden Prinzipien bestehn; für sich ist reiner Stoff wie reine Form Gebild der Abstraktion. Und so hat wirklich auch reine Materie kein eigentliches Sein, keine konkrete Wirklichkeit — ist bloße unbestimmte Möglichkeit ohne Ziel und Kraft, vor aller Wirklichkeit μὴ ὄν. Aber es ist doch anders mit der Form: an der oberen Grenze gleichsam des Seienden (dessen untere die Materie darstellt) ist sie, ist volles absolutes Sein, enthoben aller Stoffvermischtheit, Form ihrer selbst — der eine allem Weltlichen entrückte Gott. Nach ihm, dem Nous, der nur sich selbst denkt, aber nicht die Welt, der in sich selbst verbleibt und von Materie nichts weiß, auch ihrer nicht bedarf, strebt alles als zum höchsten Sein. — Wieder soll der Gegensatz ein Letztes sein und doch das eine Glied bevorzugt, überragend an „Sein"; der eine Nous ist Sein in vollerem Sinne als alles sonst; Materie dagegen

ist nicht Sein, ist noch nicht Wirklichkeit, schwebt nur als unbestimmte Möglichkeit jenem voraus, geht ein in seine formgebundene Substanz. Und doch ist jener göttliche Nous nicht das ganze Sein für sich und aller Dinge einiger Ursprung — sondern in ihnen ist Materie stets neben dem Formhaften; wie einem passiv Widerstrebenden und der Gestaltung doch im Letzten sich Entziehenden prägt Form sich der Materie auf. Alles, was entsteht und lebt, trägt die Zeichen des zwiefachen Ursprungs.

Womit Aristoteles den großen Zusammenhang des Weltgebäudes in der Dualität der Grundprinzipien doch zeigen wollte, das ist seine Stufenordnung, der Gedanke der aufsteigenden Entwicklung. Plato fragte nicht weiter, wie Idee und Sinnlich-Räumliches zusammengehn. Sein großer Schüler stiftet nun Zusammenhang, indem er die Form zugleich faßt als den Zweck. Das Niedere hat nicht nur Teil am Höheren, es strebt selbst darauf hin: darin besteht sein Leben, alles Weltgeschehen. Ein Zug Hinauf durchwaltet alle Wirklichkeit. — Das aber war ein altes und immer neu gebliebenes Motiv schon von den ersten Tagen der griechischen Naturphilosophie her: die Welteinheit mit der Vielheit und den Gegensätzen zu einen im Gedanken der Entwicklung. Sie dachte das zeitlich: wie die Welt entsprang aus ihrem Anfang, will sie lehren. Wie immer schon in allen mythischen Gedichten aus einem Chaos sich die im Schmuck der reichen Mannigfaltigkeit geordnete Welt der Dinge und Wesen herausgebildet. Aber in solchem einheitlichen Werden liegt ja immer schon das Gegensatzprinzip beschlossen: der Seinsprozeß, das Seinssystem steigt an vom Dunkel-Ungestalten, hinauf ins Höhere und Reinere, der Form und ewigen Ordnung zu. Es macht für diese Frage nicht so großen Unterschied, ob solche Aufwärtsentwicklung als ein Werden in der Zeit gedacht wird oder als ewig bleibende Schichtung, ob sie spontan erfolgt, aus den eignen Kräften und Geburten des Chaos, oder gleichsam angelockt heraufgezogen durch ein höchstes Zweckprinzip, das über allem Wirklichen als das Urbild aller Vollendung schwebt (wie in dem Nous des Aristoteles) — ob also gleichsam die Wirkung mehr enthalten soll, als die Ursache, daraus sie sich erhebt, oder ob in einer höchsten „Zweckursache" aller Wert, alle Formvollkommenheit vorweg gegründet ist, zu der die „Wirkungen" hinaufzulangen streben. Der Dualismus steckt in jener wie in dieser Fassung.

Dieser Dualismus ist, trotz aller Reaktion Epikurs etwa und der Stoiker, beherrschendes Motiv geblieben in der Philosophie der alten Welt. Nur daß in ihrem Ausgang jenem Lösungsbegriff der Evolution nun ein anderes Motiv der Einheitserklärung sich zur Seite stellte — auch dieses tief verknüpft mit dem Dualismus und nicht geeignet, ihn zu verwischen: Emanation. Uralt auch dies Motiv und in dem

Mythos und jeder Weltspekulation des Orients verwurzelt. Wenn aus dem Ungespalten-Ungeordneten der Kosmos werden soll, muß dann nicht alles angelegt sein irgendwie schon in dem Ursein, die ungeschiedne Einheit also mehr an Macht und Wert, als wohl das Bild vom Chaos meint? Auch in der alten griechischen Entwicklung hatte gleich Anaximander vom „Ausscheiden" der Gegensätze aus dem Grenzenlos-Unbestimmten gesprochen — liegen sie also schon in diesem, nur verborgen? Und wenn er gar gesagt, daß die geschiedenen Wesen Buße zahlen müssen für ihren Frevel durch ihr Wiedervergehen: barg das nicht den Gedanken, daß jenes Ungetrennte doch das Höhere sei, trotz aller Unbestimmtheit und fehlenden Ordnung, das Einzeln-Gegensätzliche aber Abfall und Ablösung vom Ursein in kecke Nichtigkeit? Hinab geht dann der Weg des Weltwerdens, nicht hinauf!

Dies wurde Plotins und seiner Jünger Lehre. Das Urmotiv des Orients und die klassischen Begriffe der griechischen Systeme wachsen ihm zusammen. Die ungeschiedne Einheit ist das Erste und Tiefste alles Seins, oberste Vollkommenheit, die Gottheit selbst. Aller Mannigfaltigkeit ist sie entrückt. Die mystische Ekstase einzig, der alles ganz in Eins zusammenfließt (wie schon Xenophanes gesagt, von dem man meint, er habe dem Parmenides zu seinem Einen Sein gebracht) — sie allein berührt, erfaßt, durchdringt sie. Aus ihr aber strahlt die reiche bunte Welt hervor, wie aus der Sonne Licht und Farben; der Nous zuerst, wie die Vielheit der Ideen und Formen, und dann die Seelen und die Dinge alle. Ein Ausfluß aus der Ueberfülle, der das Höchste nicht schwächt; es bleibt in sich und reines Licht. Von dem Urglanz des Einen ist alles Wirkliche durchstrahlt, das ja aus ihm nur stammt; was immer lebt in dieser Vielheitswelt, ist vorgebildet in der vielheitslosen Einheit, tritt aus der Einheit aus zuerst als ideelles Wesen, dann von da als Wirklichkeit. — Ein großer Anlauf scheint damit gemacht zur Einheitsfassung alles Seins, und breite Züge weisen wirklich diesen Weg. Und dennoch durchzieht die Gegensätzlichkeit diese ganze Ausstrahlungswelt. Der Dualismus des Orients, mit seiner tiefen Angst vor Befleckung durch Materie, Sinnlichkeit und Leib, mit seiner heftigen Tendenz zu Weltflucht und Askese — verbindet sich mit jenen Gegensätzen des klassischen Weltbegriffs der Griechen. Das Bild vom Ausstrahlen selber zeigt es: je ferner man weggeht von der Lichtquelle, um so blasser werden die Strahlen, matter die Farben, um so bedrohlicher wächst Finsternis herauf. Nicht der bunte Reichtum der Farben nur entsteht im ewigen Hervorgang, sondern auch der ewige Kampf mit dem Dunkel ist damit gesetzt. Das Finstere ist, — wenn es auch für sich allein nie bestehen kann; und es schwächt sich ab in ihm das ausgestrahlte Licht. So stuft bei diesen Alexandrinern und

Neuplatonikern das Sein sich ab bis zur Materie, und zu allem Sinnlichen, Bösen mit ihr; von Grad zu Grad stürzt es herab von jener Ureinheit, fällt ab von jener reinen Kraft, die unberührt bleibt und so wenig um das Abgefallne, Ausgeflossne weiß, wie jener Nous des Aristoteles, um die aus Materie und Form gemischte Welt. Je weiter der Abstand vom Licht, um so lichtärmer, ja lichtfremder schließlich wird das Wirkliche, bis zum vollendeten Gegensatz! So daß der sündige Mensch der absoluten Umkehr, der „Rückwendung" bedarf, will er nicht ganz verderben, der Flucht aus der Materie, der überschwenglichen, weltabgelösten Hingebung an das weltentrückte Eine! — Alles, was Pythagoras und Plato bergen an weltflüchtigen Motiven, kehrt hier gesteigert wieder in der Welt der Emanation — die eben eine Welt des Abfalls ist. Auch hier bleibt schließlich keine positive Eigenschaft für die Materie und dieses ganze Gegenpol-Prinzip, nicht kommt dem wahre Existenz zu. Und doch ist es und wirkt, bringt das Verhängnis; dies μὴ ὄν ist kein Nichts. Allem Einheitswillen des mystischen Beginns und Ausganges zum Trotz dringt siegreich der Dualismus durch; nie ist in dieser Welt als ganzem Sein der Gegensatz versöhnt. Nur die vereinzelte Seele in der heiligen Ekstase schwingt sich empor, hinaus über dies Dasein, das nur eine Mischung ist aus schlechter sinnlicher Materie und reinen Formen — ganz wie bei Aristoteles und Plato. Zwischen den Ebenen des absolut Vollkommnen und der vollen Finsternis vollziehn sich dort wie hier die irdischen Geschicke und der Weltlauf; hinauf geht der Weg oder hinab zwischen Wert und Unwert, Materie und Form, Einheit und Zerspaltung.

* * *

Evolution und Emanation entgegen tritt nun mit dem Christentum die Lehre von der Schöpfung, als der creatio ex nihilo. In ihr liegt eine bedeutsame Tendenz zur Aufhebung des Dualismus; Einheit will siegen über den Gegensatz. — Gewöhnlich wird mehr dies am Schöpfungsbegriff betont: daß nicht spontan und durch immanente Notwendigkeiten hier die Welt entsteht aus Einheit oder Chaos, sondern durch Absichtstätigkeit eines geistig-bewußten Gottes geschaffen wird. Das ist gewiß ein wichtiges Motiv; so suchte Plato zwischen ewigen Ideen und veränderlicher Welt Vermittlung in dem Demiurg, der nach dem Vorbild jener die Welt im Raum erbaut. Von den Kirchenvätern an haben sich die Theologen und Philosophen der Christenheit immer gern auf diesen Vorgang des platonischen Systems berufen. Was aber jetzt für uns in Frage steht, ist mehr jenes andere Moment, in dem gerade Platos Demiurg vom Schöpfer aller Dinge scharf geschieden bleibt: Schöpfung aus Nichts! Weltbaumeister und Weltschöp-

fer — das sind (wie das z. B. Kant in Frühwerk wie in der späteren Kritik der Gottesbeweise unablässig ausführt) grundverschiedene Begriffe. Denn das will doch creatio ex nihilo besagen: daß hier nicht Form sich aufprägt auf gegebene Materie (heiße diese auch Nichtsein und sei noch so unselbständig), sondern Nichts, im absoluten Sinne, ist da außer Gott, aus dem als Vorgegebenem er schüfe! Materie der Welt hat hier ihren Ursprung rein in Gott, so gut wie alle Form. Fragt man nun doch noch nach dem Stoff, aus dem des Schöpfers Wille die Welt gebildet —, so muß die Antwort auf Gottes eignes Wesen weisen; es sind Inhalte des göttlichen Geistes, die mit der Schöpfung sich in Wirklichkeit unmittelbar umsetzen. So wird mit der Idee zugleich die Materie gesetzt, die beide aus demselben Grunde stammen. Es darf nicht mehr der menschliche, an äußerem Stoffe formende Künstler, auch nicht der auf die ewigen Gegebenheiten angewiesene Demiurg dem Weltschöpfungsbegriff zum Muster dienen. Gott schafft aus Nichts, setzt aus dem bloßen eigenen Vermögen die ganze Wirklichkeit, verwirklicht seine Zwecke ohne Kampf mit sprödem Stoff, mit träger Unbestimmtheit. Seine Lichtkraft verliert sich nicht nach „unten" zu ins Dunkel. Es gibt kein Unten mehr, nicht mehr die zwei Ebenen, zwischen denen das Wirkliche schwankt in Aufstieg oder Abstieg. Die Welt ist nur des Einen Gottes Werk und Offenbarung: so wie sie Gott gewollt, ist sie geworden, ganz so; denn außer seiner absoluten Kraft ist nichts, auch nicht die Dunkelheit. Woher sollte da Zweiheit kommen, unaufhebliche Spannung, woher das Niederziehende entgegen dem Erhabnen? Werteinheit ist die Welt; in voller Uebereinstimmung mit dem Prinzip des Guten, dem sie entsprang. Die Welt läßt (was der griechischen Anschauung als undenkbar galt) selbst das Vollkommne zu! Wie immer wir Menschen den Gegensatz in ihr erleben und erleiden mögen, wie sehr die Sünde uns aus Gottes Nähe bannen, unser Leben auseinanderreißen will — als Gottes Schöpfung muß die Welt vollkommne Einheit sein über aller Spaltung in Gut und Böse, Geist und Fleisch. Irgendwie muß (so paradox es klingt), da doch die untere Ebene, die der Materie, weggefallen ist, der Weltbegriff hinaufgerückt werden ganz auf die Ebene des Vollkommenen..; in einer Ebene spielt dann sich ab, was Gott zur Welt, die Welt zu Gott hintreibt. Ein letztes Ja umfaßt das ganze Sein in allen Teilen und Stufen (soweit solche dann noch bestehen) mit einer einzigen ungeteilten Liebe.

Es soll hier abgesehen werden davon, welche innern Schwierigkeiten einer unbedingten Durchführung solcher Weltbejahung vom religiösen Leben selbst her sich entgegenstellen müssen. Unsere These ist nicht etwa, daß aus der christlichen Lehre als philosophische Konsequenz die vollkommene Vernichtung des Gegensatzes durch die Einheit sich ergibt. Sondern

es soll jetzt nur dies eine Motiv, das mit dem Schöpfungsgedanken angeschlagen war, in seine geschichtlichen Auswirkungen hinein verfolgt werden. Die Lehren von der Sünde und vom Abfall des Menschen, als nicht im Wesen der Schöpfung selbst gelegen, sondern aus der Tat seines freien Willens entsprungen — und dieser freie Wille wieder als in den Schöpfungsplan mit eingestellt —, das alles soll jetzt beiseite bleiben. Die Wege des Geistes sind nicht so gerade, wie man es gern vereinfachend sich denkt; das unvergleichlich reiche Werk seines Gewebes kann nur zu verstehen hoffen, wer den einzelnen Fäden vorerst in ihren Sonderbahnen folgt. —

Es ist längst anerkannt, wie sehr Stimmung und Lebensform der ausgehenden Antike (zumal auch durch das Orientalische in ihr) das Werden der christlichen Kirche und ihrer Lehren beeinflußt hat im Sinne der Weltflucht, der Askese, der Angst vor der Befleckung durch Materie und Sinnlichkeit. So geht der Kampf jenes weltbejahenden, Werteinheit alles Wirklichen verkündenden Prinzips mit den alten Gegensatzlehren durch die Frühzeit nicht nur, sondern durch das ganze Mittelalter und darüber hinaus. Die Daseinsspaltung des alten Dualismus vererbt sich hinein in die Lehren der Kirchenväter und die Gebäude der scholastischen Philosophie — immerfort auch sich Nahrung ziehend aus den Gegensätzen der religiösen Erlebnisse. Und doch tönt überall jener starke tiefe Klang des neuen Weltgedankens durch und läßt sich nicht verdrängen. Daß gleich in den ersten Jahrhunderten die Gnostiker mit solcher Heftigkeit ihren Dualismus auch in christliches Weltdenken zu verweben suchten und dabei bis zur äußersten Konsequenz etwa der Manichäer sich verstiegen — das hat dem Einheitsmotiv mehr geholfen als geschadet. Denn es zwang die Kirchenväter zu Einspruch und Kampf, ließ sie stärker vielleicht aufmerksam werden auf jene weltbejahende Tendenz im Schöpfungsgedanken, als sie es ohne dies gewesen wären. Clemens von Alexandrien, Origenes, Gregor von Nyssa, Augustin sind in diesem Kampfe zu Fassungen des Einheitsgedankens gekommen, die sie weit erheben über die sonst in der Zeit gegebene Gebundenheit im Dualismus. — In dieser Richtung gehen auch die Diskussionen über die Ewigkeit des Bösen und der Höllenstrafen; an solchen Fragen wird der Weltbegriff der Schöpfungslehre geklärt, die Nicht-Gebundenheit des Schöpfers durch irgend vorgegebene Materie, die Freiheit seines Werks von jeder Emanationsnotwendigkeit des Abstiegs sichergestellt. Die Religion der Versöhnung sucht zu jenem Anfang der creatio ex nihilo den Endgedanken der Apokatastasis, die Lehre von der schließlichen Rückkehr und Wiedereinung aller Dinge, auch der Teufel, zu Gott in der Allerlösung.

Und dennoch dringt der Dualismus immer wieder vor.

Die Ueberzeugung vom notwendigen Abstieg alles dessen, was nicht das Ursprungs-Eine selbst ist, wirkt in den Kämpfen um das Dogma der Dreieinigkeit: denn schon der Sohn, wenn auch Erzeugnis des Vaters in der Ewigkeit und der Zeitwirklichkeit enthoben, scheint nach der alten Denkgewohnheit als Ausstrahlung des erstes Lichtes minder vollkommen sein zu müssen („Subordinatianismus"). So schließen Clemens und Origenes, die in der geistigen Luft des Emanationsgedankens aufgewachsenen Griechen, und so auch Tertullianus der Lateiner. Erst mit dem Kampf des Athanasius gegen die Arianer wird diese Nachwirkung fremder Gedankenbahnen aus der Trinitätslehre entfernt.

Der Weltbegriff aber bleibt durchsetzt mit dualistischen Motiven! Bei Augustin wird auch die Lehre von der Allerlösung wieder aufgegeben; sein tiefes Ringen mit dem Problem des Bösen geht ein Bündnis ein mit dem antiken Dualismus. Zwei Reiche klaffen auseinander; das Reich des Teufels ist auch ewig, wie der Gottesstaat. Die Weltentwicklung läuft hinaus auf eine unlösbar-unwiderrufliche Abscheidung beider Reiche von einander. Das „Nichts", aus dem der Schöpfer seine Welt entstehen ließ, ist doch dem alten Nichtsein der Materie geheim verwandt: ausdrücklich wird es abgelehnt von Augustin, für die Frage nach dem Stoff, aus dem die Welt geworden sei, die positive Antwort zu suchen in dem Hinweis auf das Gotteswesen selbst; nicht aus dem eignen Wesen habe Gott die Welt gezeugt, — sie würde dann ja doch ihm gleich sein! Es muß eben doch die Welt das Nichtsein an sich tragen, da sie, in alle Ewigkeit, das Böse, das Gottabgewandte in sich trägt. —

Wie sehr das Mittelalter in der Lebensform wie in den Lehren stets durchsetzt war vom Dualismus, das ist zu oft betont worden als daß darauf noch besonders hingewiesen werden müßte. Ob nun von Augustin her oder von Aristoteles die stärkste Einwirkung jedesmal ausging auf die Systeme der Scholastik — in beiden Fällen ist der Gegensatz im Vordergrund; und auch wo (wie in der Mystik besonders) Plotin an Einfluß überwiegt, ist es der dualistische Zug der Lehre, der entscheidet. Und immer kam Bestärkung dafür aus dem sittlichen Erleben, aus der religiösen Spannung zwischen böser Tat und Reinigung, Sünde und Gnade. —

Den ersten Schritt zur vollen Wendung in das Weltbejahende des Schöpfungsgedankens bringt die Mystik Meister Eckeharts. Auch er lebt in der Tradition antiker Gedanken, in der des Plotinismus und seiner christlichen Nachfahren. Aber er scheidet nur vom Einheitsgedanken der gottentstrahlten Welt das Gegensatzmotiv von Licht und schwächendem Dunkel ab und bereitet damit den Boden für eine neue Entwicklung, die in die Neuzeit führt.

Die Lehre vom Einen Sein in den lateinischen Schriften des Meisters schon lautet völlig anders als die Bestimmungen der klassischen Scholastik. Nichts kann gemein sein Gott und den Geschöpfen, lehrten Albertus Magnus und Thomas; da herrscht vollkommene Unvergleichbarkeit. Der Unterschied, der Gegensatz ist absolut. — Aber Duns Scotus führte dann aus (was schon im frühen Mittelalter Scotus Erigena oder im 13. Jahrhundert selber ketzerische Sekten auszusprechen wagten): der Seinsbegriff gilt für Gott und Welt, übersteigt ihren Gegensatz. Dies eine Prädikat des Seins kommt beidem ganz in gleichem Sinne zu. So kämpft dann Duns auch gegen die im Emanationsgedanken tief verwurzelte Ueberzeugung der klassischen Scholastik, daß die göttliche Wirksamkeit in der Weltbildung nur in absteigender Art erfolgen könne — weil eben doch ganz allgemein jede Wirkung zurückbleiben müsse hinter der Ursache! Dagegen Duns: nur von den weltlichen Dingen gelte dies alte Axiom; Gott aber könne Vollkommenes erschaffen. — In diesem Sinne lehren nun die Schriften, in denen der Scholastiker Eckehart schulmäßig das System entwickelt, entgegen allem, was die Häupter der Scholastik vom bloßen esse participatum der Geschöpfe sagten, daß jenes Sein, welches in der Schöpfung Gott den Dingen gibt, schlechthin kein anderes sei als das, welches er selber ist. Gott und Sein, das ist identisch. Was also Gott erschafft, das schafft er *in sich selbst*; es ist sein eigen Sein, das in den Dingen sich ausbreitet. Ens und Esse, das seiende Ding und das Gottessein sind nicht durch Gegensatz getrennt, vielmehr ist „nichts so eins und ungeschieden als Gott und alles Geschaffene". Die geschaffenen Wesen stehn zu Gott nur in demselben Verhältnis „wie das gestaltete (constitutum) zu dem Prinzip, aus welchem und durch welches und in welchem es aufgebaut (konstituiert) ist".

Die Predigten und Schriften des deutschen Mystikers nun führen den Gedanken aus und geben ihm anschauliche Bedeutung. — Sein Grunderlebnis ist (wie ja das aller Mystik) letzte Einheit und Identität, Preisgabe aller Trennung. Im „Seelengrund" fühlt er sich gottgeeint; von allem Außereinander, dem „fremd und ferne" der Welt in Raum und Zeit ist da nichts mehr. Tod aller Ungleichheit nicht nur, sondern selbst aller Gleichheit: weil diese eben nicht Identität, sondern nur Uebereinstimmung ist im sonst Verschiedenen. So muß denn wohl auch alles Sein in seinem Grunde Ungeschiedenheit, muß absolute unterschiedsentrückte Einheit des Göttlichen bedeuten. Das Eine des Plotin; — aber deutlicher als bei diesem, der in so manchem dem Orient und seiner Flucht ins Nichts verhaftet bleibt, kommt es bei Eckehart heraus: daß diese eine Gottheit nicht bloß allem Gegensatz enthoben, sondern daß alle Spaltung in ihr „aufgehoben", aufbewahrt, in ihrer Kraft und ungeteilten Fülle geeint ist. Nicht treibt die Not und Un-

ruhe des vielspältigen Daseins diesen Mystiker in Vielheitsflucht zum grundlosen Meer, der stillen Wüste der Gottheit; sondern sein Sehnen, seine Liebe zu allem was ist, bleibt ungestillt, solange Vielheit herrscht und Gegensatz. „Wo zwei sind, da ist Gebreste. Warum? Eines ist das andre nicht; das Nicht, das da macht Unterschied, das ist Bitterkeit." So soll das „nicht" vergehn, nicht aber die Fülle, der Reichtum in aller Mannigfaltigkeit. Die Welt des weiten Raumes wird verlassen um dessentwillen, was an ihr „Enge" ist und hemmendes Abschließen; in der Gotteinheit und ihrer „innersten Inwendigkeit" ist Weite ohne Weite, sie ist „weiter dann die Weite, unbegriffener Weite ein Umbering". Ebenso ist im ewigen Jetzt dieser Einheit die „Fülle der Zeit" beschlossen, ein ewig Grünen und Blühen, wo nie etwas „müde und alt", nie Vergangenheit wird. „Tut das Nicht von allen Kreaturen, so sind alle Kreaturen eins" — „in Gott ist nicht Nicht", in ihm sind „alle Ding in all und all geeinigt". Das Eine also ist nicht abstrakte Leere des Nichts, sondern in der Vernichtung aller Unterschiede gerade die konkrete Fülle. Gott ist nicht Gegensatz zur Welt, sondern die Einheit ihrer Gegensätze; in ihm sind alle Kreaturen alle Dinge zumal und ungeteilt. Die „widersatzunge, lieb unde leit, wiz und swarz" durchdringen einander, verlieren die Fremdheit, zerschmelzen in der einen Wesensfülle. Vor allem Vielheitssein liegt diese allbeschließende Einheit als das Absolute.

Wie aber wird daraus die Welt? Ist Vielheit Abfall, Spaltung, die ins Dunkel führt, dem Licht den Kampf aufzwingt? Treibt das Geschiedne, treibt die Kreatur nach ihrem Wesen ab vom Gottesstrom, der Ungeschiedenheit ist und bleibt? So daß nun doch ein Gegensatz wieder entsteht, der unaufhebbar bleibt: Gott und die gottentfremdete Welt? — Eckehart knüpft an die alten Lehren von der Trinität, die den Gedanken vom Abfall zuerst überwunden hatten, an. Da ist schon, in gewissem Sinne, Vielheit — vor der Welt, vor aller Schöpfung; das Miteinander der Personen, die doch eins sind. Hier ist es offenbar, daß solcher „Ausfluß" aus der Ureinheit nicht Gottentfremdung ist, Hinuntersteigen in eine andere Ebene. Vielmehr (und darauf hatten viele Denker seit den Kirchenvätern hingewiesen): in dieser Trennung — die doch keine Trennung wirklich ist — kommt erst die Eine Gottheit zu sich selbst, erkennt im Sohn den Vater, offenbart sich! So ist für Eckehart dies jetzt ein innergöttlicher Prozeß, ein ewiger Fluß, der in sich selbst zurückfließt. „Gottes Gewerden ist sein Wesen." Daß die eine Gottheit, die in ihrer stillen Wüste noch „sich selber Unbekannte", zu sich selbst kommt, sich erkennt und „ausleuchtet mit Offenbarunge" im Sohn, der das Bild des Vaters ist — das ist der hohe Sinn dieses ewigen Geschehens der Trinität, dieser Dreiheit, die nicht Verlust bedeutet, Abfall, Abschwächung,

sondern die erst das Wesen Gottes ganz zum Austrag bringt. Evolution und Emanation fallen hier gleichsam zusammen: ein Werden und doch kein Aufstieg aus dem Niederen; ein Ausstrahlen aus der Einheitsfülle und doch kein Absteigen. —

Und nun ist dies die große Wendung in der Fassung des Weltbegriffes: daß der Gedanke unverkürzt sich überträgt auch auf die „Kreaturen", auf die Welt. Evolution und Emanation schließen nun noch sich zusammen mit der Schöpfung. — An keinem Punkte ist das Ringen Eckeharts um Begriff und Wort so schwer, die Auseinandersetzung mit der Tradition, von der er doch nicht losgerissen sich fühlen mochte, so mühevoll und also seine Aussprüche so vieldeutig wie hier in dieser folgeschwersten Wendung. Die pantheistische Gefahr: daß zwischen Gott und Welt der Unterschied sich gar verwischt, umdroht den neuen Weg. Und dennoch kommt es zuweilen klar und scharf heraus: „Der Vater sprach sich und alle Kreaturen in dem Sohn"; „Sohn und heiliger Geist und alle Kreaturen, das ist nur *ein* Spruch in Gott". — Danach ist also auch das Sein der Dinge sinnvoll für das Leben Gottes, in seinem Selbst-sich-offenbaren mitgegeben: „Der Vater sieht auf sich selber, da sieht er gebildet alle Kreaturen." „Gott könnte sich nimmer erkennen, er erkennte denn alle Kreaturen." Zu dem sich offenbarenden Gewerden Gottes selbst gehört die Welt und jede Kreatur! Bekannt ist jener Spruch des Angelus Silesius (des letzten großen Ausläufers dieser mystischen Spekulation im 17. Jahrhundert): „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu mag leben; bin ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben"; derselbe Sinn ist schon ganz klar bei Eckehart: „Gott mag nicht gewerden ohne die Seele", „Gott kann sich nicht verstehen ohne die Seele"; ganz schroff: „Daß Gott ist, dessen bin ich ein Ursach". Es bliebe eben ohne die Kreatur, die Welt, die eins sind mit dem Sohn, die „*Gottheit*" ungewortet in der stillen Wüste, würde nicht „*Gott*" der Offenbarte, sich in sich selbst durchleuchtend!

So ist nicht nur die Gotteskraft in allen Kreaturen — das lehrte auch Plotin, selbst Aristoteles. Sondern ganz ist sie darin und sie ausschließlich, denn ihr Durchleuchten selbst schafft ja und ist das Dasein. Das Bild, das auch Plotin gebraucht: vom Einen, das in seiner *Ueberfülle* überfließt, wird hier erst völlig ausgewertet nach dem weltverklärenden Motiv darin: die aus dem Ueberfluß entquollene Welt muß doch von gleicher Wesensart sein wie ihr Ursprung, aus vollkommenem Stoff. Dabei verliert dann die Schöpfung wohl das Moment der Willkür und wird wie ein notwendiges Geschehen und Hervorgehen — das bringt die Emanation hinein. Aber da ist nun eben nicht mehr Abstieg, auch nicht Aufstieg; sondern Entfaltung verborgener Fülle zur Selbsterkenntnis dieses Einen. Die im Schöpfungsbegriff angelegte Werteinheit ist

hier ganz gefaßt, in einem neuen Weltbegriff. Als ewig-notwendiges Bild des Göttlichen erfließt die Welt aus der Einheit — wie also könnte sie teilhaben an Gottfeindlichem, Gottwiderstehendem, wo sollte das herkommen! Der Spiegel, aus dem einen Wesen fließend, kann kein getrübter Spiegel sein. — Es bedarf nicht großer Ueberlegung, die tiefen Schwierigkeiten auch zu sehen, die mit solchem Weltgedanken sich ergeben mußten. Wenn jenes Andere des Schöpfungsgedankens, das Moment der freien Tat, zurücktritt — was scheidet diese innige Verbindung von Gott- und Weltsein dann noch vom Pantheismus? Die Welt ewig wie Gott, die Seelen Momente der Gottheit selbst . . wo bleiben da die Gegensätze des Lebens, wo die Sünde? Was läßt die Menschen denn dann nur vergessen, daß sie nicht reine Einzelwesen und selbständig sind, sondern Gottesbilder — was ist es dann, das sie der Selbstsucht fröhnen, sich als Mittelpunkte fühlen läßt? Wenn diese Spaltung, metaphysisch angesehen, nur ihre Blindheit, nur ein Schein ist — so ist doch dieses Blendwerk real im Leben wirkend, bestimmt das sittlich-religiöse Leben tief . . . ist Quelle aller letzten Not? Leuchtet denn wirklich auch in allem Bösen gleichermaßen Gottes Ruhm wie in dem Heiligsten? Und wiederum: die Gottheit selbst, über allen Gegensätzen: darf man sie nicht „gut" mehr nennen und die Güte selbst — so wenig als weiß oder schwarz?

Mit allen diesen Fragen hat Eckehart gerungen. Um so schwerer, als die Kirche sie ihm dröhnend entgegenrief als ebensoviel Anklagepunkte. (Auch weiterhin ist ja die Annäherung zum Pantheismus vielen von denen zum Verhängnis geworden, die diese neue Allbejahung durchzuführen suchten. Diejenigen Denker in der Philosophie der Neuzeit, die am heißesten von religiösem Wissen um die Größe des Göttlichen sich getrieben fühlten zur Verkündigung der Gotteswelt — mußten unter der Anklage der Glaubenseifrigen Schweres leiden; wie Eckehart, so Bruno, Spinoza, Fichte). Es wird wohl nie gelingen, die Lehre dieser Predigten und Schriften auf eine scharf bestimmte Systematik festzulegen. Kein Zweifel ist, daß Eckehart, die schroffen Folgen zu vermeiden, dem Widerspruch zwischen gottverklärter Welt und sittlich-religiöser Lebensspannung (die er so stark empfand, wie nur je ein großer Religiöser) auszuweichen suchte. Es gibt Aussprüche genug, in denen er jenen Weltgedanken einzuschränken, ja zu widerrufen sich anschickt. Unausgeglichen ist diese große Natur wie das Zeitalter, dem sie angehört — der verfallenden und wieder auch zu ganz Neuem sich wendenden Scholastik. —

Wenn die Wirkung dieser neuen Lehre auch in der Geschichte der scholastischen Systeme nicht verzeichnet, nicht von den späteren Wortführern der neuen Zeit gepriesen wird, so ist sie doch, in vielfach gleichsam unterirdischem Verlauf, von

außerordentlicher Bedeutung für die Geschichte der Metaphysik gewesen. Bis hinauf zu Fichte, Schelling, Hegel und dem „entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus" ihrer Systeme reicht die Schwungkraft des Gedankens, hier an der Schwelle des 19. Jahrhunderts findet er die letzte Krönung. Viel zu wenig ist noch bisher geschehen, um den oft tief verborgenen Zusammenhang, den schon Dilthey mit aller Klarheit sah, die Einheit dieser großen Tradition (die vor allem eine solche deutschen Geisteslebens ist) ans Licht zu heben.

* * *

In ihrem Zeitalter traf die weltverklärende Tendenz auf wohlbereiteten Boden. Eine neue Stellung zur Natur war aufgekommen und begann herrschend zu werden in allen Ländern. Die neue Daseinsinnigkeit des heiligen Franz von Assisi, der die Erde Mutter und Schwester, den Wind seinen Bruder genannt, war nicht mehr verloren gegangen; bei Franziskanern zumeist begann das Interesse für die äußere Natur, das mit dem 13. Jahrhundert durch das Einströmen der aristotelisch-arabischen Naturphilosophie und Wissenschaft neu geweckt war, zu einem Wiedererstehen wirklicher Naturforschung zu führen. Das Wort vom „Buch der Natur", in dem der Schöpfer sich nicht weniger offenbart, als in den Büchern der Heiligen Schrift, kam jetzt zu einer neuen Geltung. Alle sprachen davon, seit Paulus das alte Motiv in die Lehren des Christentums verwoben hatte; die Kirchenväter, Irenäus etwa oder Tertullian, besonders Gregor von Nyssa, wiesen mit Nachdruck darauf. Und doch blieb es bei jenem unbedingten Vorherrschen des Interesses für Seele und Gott, bei der Abwendung von der äußeren Natur, die noch für das ganze Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert bezeichnend ist. Wenn man auch viel von der Natur und den Wundern ihrer Schönheit spricht, immer auch Gottesbeweise zu ziehen sucht aus der Weisheit ihrer Ordnungen — so wird doch die Naturerkenntnis nie in großem Stile Ausdruck und Mittel des religiösen Suchens. Wo ein Programm von dieser Art gegeben wird (wie z. B. bei Gregor von Nyssa), ist mehr ein allegorisches Ausdeuten der Erscheinungen nach ihrem Zeichenwert für Gut und Böse, Zwecke und Wege sittlichen Erlebens gefordert, als unbefangene Hingabe an Naturvorgänge selbst, als solchen, darin sich der Schöpfer auf besondere Weise spiegelt. Eigentümlich ist die Zwiespältigkeit Augustins in dieser Sache. So angelegentlich er auch betont, daß uns das Weltliche von Gott nicht scheidet, wenn es nur recht verstanden und gebraucht wird, daß Gott in dieser Welt sich offenbart, daß sie von seiner Größe und Vollkommenheit ein Abbild ist in ihrer Ordnung nach „Maß, Zahl und Gewicht" (wie das alte Wort schon sagt) — so gilt doch andererseits, und dies besonders in Augustins späterer

Zeit, das Forschen im Einzelnen der äußeren Natur für eitle Neugier, nicht unnütz nur, sondern schädlich, selbst für unser Seelenheil. In uns haben wir Gott zu suchen, nicht durch Physik. — Das Mittelalter ist der Weisung dann gefolgt.

Der Franziskaner Roger Baco (der für die Entstehungsgeschichte der modernen Naturwissenschaft so viel bedeutsamer ist, als sein in der Neuzeit dann so berühmt gewordener Namensvetter Bacon von Verulam zur Zeit der „englischen Renaissance", der so gut das große Wort zu führen verstand) hat wieder dann vom Buche der Natur in einem neuen, volleren Sinn gesprochen. Die neu erwachte Hingabe der Forscher an die äußere Erfahrungswelt, die nun nicht mehr bloß Zeichen und Symbole für ganz Andersartiges in ihr sucht, sondern nach ihrer eigenen Struktur und den Gesetzen fragt, wächst mit Roger schon sich aus zu einem großen wissenschaftlichen Programm. Darin ist als entscheidendes Motiv die neue Methode schon gefordert (die dem Kanzler Bacon, drei Jahrhunderte danach, noch fremd blieb!): dieselbe, welche Galilei später in die Formel faßt, das Buch der Natur sei geschrieben in mathematischen Lettern. Die Selbständigkeit der Wissenschaft von der Natur, darin man immer ein unterscheidendes Moment der Neuzeit gesehen hat — hier bei Roger Baco liegt ihr Beginn; und doch steht immer hinter dem Erkenntnistrieb das religiöse Suchen. Die Reform der Theologie ist Rogers Ziel, ihm soll die neue Einsicht in das allzuwenig beachtete und genutzte Buch der Natur zum Mittel dienen. Und das ist dann die tiefste Triebkraft in all denen, die nach ihm zur Natur sich wenden, in ihr zu forschen; — den Spuren Gottes nachzugehen in der äußeren Welt und ihrer Ordnung, in den verborgenen Gesetzen des Geschehens und in der Fülle der Gestalten die göttliche Idee zu fassen, in diesem großen Buch das Wort des Ewigen zu lesen: dies ist das Begehren nicht nur jener mystischen Naturphilosophen in der Zeit des Uebergangs, sondern ganz ebenso der großen Führer der neuen Wissenschaft, bis hinauf zu Leibniz, Newton, Kant. Eine religiös indifferent gestimmte Zeit ist später gern bereit gewesen, in den unzähligen und unzweideutigen Aussagen jener Forscher bloße Redeweisen zu sehen, Anpassungen an den Stil der Zeit, Nachklänge ungeklärten Uebergangs und theologischer Gebundenheit. Bacon von Verulam, an dem die eigentliche sachliche Entwicklung der neuen Wissenschaft vorbeigegangen ist, hat dieser späteren Zeit mehr als Prophet und Bahnbrecher gegolten, als der Mönch des 13. Jahrhunderts — von dem doch, wie wir heute wissen, die Fäden der neuen Forschungsweise stetig weiter laufen, über die Pariser Occamisten zu Lionardo und zu Galilei. Die Frage ist eben falsch gestellt, wenn man die Freiheit der Wissenschaft von theologischer Bevormundung in eins setzt mit der Abgelöstheit des

Naturinteresses von religiösen Antrieben. Vielmehr ist es gerade dies, was damals Naturforschung zum Selbstzweck werden läßt: die Ueberzeugung vom eignen Offenbarungswert alles Natürlichen — dem Schöpfungsgedanken gemäß! Nun kann nicht mehr genügen, was Aristoteles über die Welt gesagt. Wer in den Tiefen der Seele allein oder den Büchern der Schrift nach Gottes Wesen suchte, bedurfte nicht eigener Forschung und Erfahrung im äußeren Sein; jetzt aber galt es, eine neue Offenbarungsquelle zu erschließen. —

Eckehart selbst, der Seelenmystiker, blieb solcher neuen Wendung des gottsuchenden Blickes fern, obgleich er wie kein anderer zu seiner Zeit den spekulativen Ausdruck für die neue Weltbedeutung fand. Darin war ihm sein Lehrer Dietrich von Freiberg (der auch für die Vereinigung des Emanationsgedankens mit dem der Schöpfung von bedeutsamem Einfluß auf Eckehart gewesen ist) voraus gewesen. — Wenn aber dann der Dichter unter Eckeharts Schülern, Heinrich Seuse, davon singt, wie alle Kreaturen um ihn her, „die Gott je schuf im Himmelreich, im Erdreich und in allen Elementen . . Vögel der Luft, Tiere des Waldes, Fische des Wassers, Laub und Gras des Erdreichs, und der unzählige Sand in dem Meer und dazu all das kleine Gestäube, das in der Sonne Glanz scheint, und all die Wassertröpflein, die von Tau oder Schnee oder Regen je fielen oder immer fallen . .“ — wie diese alle, die unsägliche Zahl aller Kreaturen, ihr Saitenspiel ein Jegliches anstimmen und Gottes Lob erklingen lassen, Jedes auf seine Art . . : so spürt man schon voraus, wie auch diese Seelenmystik ihre Stimmung übertragen wird auf alles Leben der Natur, auf alle Kreatur bis hinab zum Staub der Materie, bis in das Kleinste und Unscheinbarste hinein. Man glaubt es fast vorauszusehen, wie Paracelsus und die ganze reiche Welle der Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts hervorgeht aus dem Strom der Mystik, der in Eckehart entsprang. Und es ist schon ein voller Vorklang auch der Leibnizschen Naturanschauung und Monadenlehre in jener Dichtung — wo ja dann wirklich jedes Kleinste im Kleinen, die Kreaturen alle bis hinab ins Unendlichkleine der Materie, den Reichtum Gottes in sich widerspiegeln, aus sich erkennen lassen!

Aus religiösen Quellen stammt die neue Naturliebe und der Forschungseifer, der zur Naturphilosophie des Uebergangs und zur Naturwissenschaft der Neuzeit führt. Auch die ästhetische Naturbegeisterung der Renaissance, die man so gern in den Mittelpunkt der Frage nach dem Ursprung der modernen Wissenschaft und Weltansicht stellt, ist nur eine besondere Phase in jenem großen Werden. Bei Niemand ist das leichter zu spüren als bei Kepler, bei dem in greifbarer Deutlichkeit die neue mathematische Naturerkenntnis herauswächst aus der mystisch-ästhetischen Naturphilosophie der deutschen Tradition.

Das Wort vom Buche der Natur wird immerfort neu variiert, von Roger Baco ab bis hin zu der Natur-Theologie des Raymond de Sabonde (die den Gedanken so ausführlich auseinanderlegt), zu Campanella dann, zu Galilei — dessen berühmter Brief an die Großherzogin-Mutter Christine so herrlich die eigene Forschungsfreiheit gegen kirchlich-theologische Beschränktheit zu verteidigen weiß in eben diesem Zeichen! Und wieder auch von jenen deutschen Naturphilosophen, von Agrippa und Paracelsus bis zum jüngeren van Helmont: sie alle vermissen dies bei den Gottsuchern und Gottesgelehrten der vorangegangenen Zeit, daß sie nicht viel gewußt von der Gottesoffenbarung in den Werken der Natur; dies sei auch durch die heiligsten Bücher sonst nicht zu ersetzen. Bekannt ist auch die schöne Stelle aus den Tischreden Luthers (der ja sonst weltlicher Wissenschaft so fremd und ablehnend gegenübersteht wie kein Scholastiker): „Wir sind jetzt an der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen die Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben . . jetzt sehen wir die Kreatur gar recht an, mehr denn im Papsttum etwan. — Wir beginnen von Gottes Gnade seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümelein zu erkennen . . in seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei." Seuses Stimme klingt in solchen Worten.

Eine eigentümliche Doppelstellung nimmt in dieser Entwicklung der Nominalismus des 14. Jahrhunderts ein. Tiefe Skepsis gegen die Zulänglichkeit alles weltlichen Wissens ist ein Grundzug im Wesen Wilhelms von Occam — aus der dann um so strahlender die Glorie des Glaubens, der übernatürlichen Gnade und Offenbarung leuchtet. Vom Nominalismus kann sich Luther seine Feindschaft gegen die „Bestie Vernunft" bestärken lassen. — Und doch ist wiederum mit Recht immer der Zusammenhang der neuen Wissenschaft mit der nominalistisch-empirischen Tendenz des ausgehenden Mittelalters betont worden; hier wurde die antik-scholastische Schematik, das System der „substantiellen Formen", zuerst durchbrochen, der Realitätsanspruch festgegebener Begriffe geleugnet zugunsten des unmittelbaren Zeichenwertes der sinnlichen Erfahrung. So haben sich, im Kampfruf der Erfahrung gegen überlebte Begriffswissenschaft, die Führer der neuzeitlichen Wissenschaft den Nominalisten immer verwandt gefühlt. Und wirklich ist denn ja auch im Kreis der Schüler Wilhelms von Occam der Grund zu dem gelegt worden, was von Galilei und Descartes ab das Naturbild der Neuzeit wesentlich bestimmt hat.*) —

*) Aus Raumrücksichten müssen wir es uns leider versagen, auch die zweite Hälfte dieses Kapitels noch an dieser Stelle zu veröffentlichen. Sie bleibt wie die ganze Arbeit des Verfassers, die unter dem Titel „Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters" demnächst erscheint, in der „Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher" Band 5 nachzulesen. Die Schriftleitung.

***

Frauen als Strafrichter*)

Forensisch-psychologische Bemerkungen

von Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig

Nach Artikel 109 der Reichsverfassung haben Männer und Frauen grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nun unbedingt jedes Amt, das dem Manne offen stehe, künftig auch von Frauen solle ausgeübt werden können. Es soll vielmehr nur zum Ausdruck gebracht werden, daß grundsätzlich, d. h., soweit die physische oder psychische Eignung der Frau dies nicht verbietet, anzustreben sei, daß die Frau in bezug auf ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten nicht schlechter gestellt sei als der Mann. Es wird wohl auch niemand aus dem Artikel 109 die Folgerung ableiten wollen, daß Frauen, auch wenn sie im Einzelfall noch so männlichen Typus aufweisen sollten, Anspruch darauf erheben könnten, in die Reichswehr oder in die Schutzpolizei einzutreten. Wohl bemerkt: Diese Folgerung wird nicht gezogen, trotzdem es vereinzelt zweifellos auch sehr mutige, entschlossene und tatkräftige Frauen gibt, die in hohem Maße über diejenigen Charakterzüge verfügen, die man für Soldaten und Polizeibeamte als unerläßlich bezeichnen muß. Da dies aber nur ein verschwindend kleiner Teil des weiblichen Geschlechtes ist, pflegt man zutreffenderweise aus dem Artikel 109 eine Forderung auf Zulassung der Frauen zu diesen Berufen nicht herzuleiten.

Anders scheint die Frage bezüglich der Eignung der Frau zum Richterberuf zu liegen. Hierzu hält man die Frau für fähig, insbesondere auch zum Strafrichter, zum Laienrichter sowohl als auch zum Berufsrichter. Es ist eben zum politischen Schlagwort geworden, daß die Frau Schöffin und Geschworene und Berufsrichter werden müsse. Keiner will es mit den Frauen seiner Partei verderben, insbesondere nicht mit den weiblichen Abgeordneten, die in seltener Einmütigkeit — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — sich für diese Forderung einsetzen. Es gehört schon — na, sagen wir: ein wenig Dickfelligkeit — dazu, um sich dieser „modernen" Forderung, die so schön zu den phantastischen Phrasen von der „Gleichheit" der Menschen paßt, zu widersetzen. Es ist anzuerkennen, daß nicht nur Männer — so kürzlich noch der Richtertag in Leipzig —, sondern auch Frauen das Odium auf sich genommen haben, dieser Forderung entschieden zu wider-

*) Der Aufsatz wurde bereits vor längerer Zeit verfaßt, nur die Einleitung ist kürzlich umgearbeitet worden.

sprechen und dadurch in den Ruf rückständiger, ganz und gar unmoderner, vielleicht sogar reaktionärer Männer und Frauen zu kommen.

Unsere Regierung freilich vermag diesen Mut nicht aufzubringen. Mit dem Herzen wird wohl gar mancher von denen, welche die vom Reichstag oder dem Landtag verlangten Gesetzentwürfe ausarbeiten und einbringen müßte, nicht dabei sein. Es wäre wenigstens zu verwundern, wenn es anders wäre.

Die Nationalversammlung spricht den Wunsch aus, daß die Zurücksetzung der Frauen in ihren staatsbürgerlichen Rechten dadurch, daß sie nach dem Gerichtsverfassungsgesetz — wenn auch nicht unbedingt nach seinem Wortlaut, so doch nach seiner Entstehungsgeschichte und nach seinem Sinn — weder Schöffe und Geschworener noch Berufsrichter werden können, als eines modernen „Volksstaats" unwürdig, sobald als möglich beseitigt werde. Der Reichsjustizminister bemüht sich sofort, diesen Wunsch wenigstens bezüglich der weiblichen Laienrichter zu erfüllen. Nach den dem Reichsrat schon seit länger als einem Jahre vorliegenden Gesetzentwürfen zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und eines Jugendgerichtsgesetzes sollen künftig auch Frauen sowohl Schöffen als auch Geschworene werden können.

Und es besteht wohl leider kaum begründete Aussicht, daß das Unheil, das schon auf dem Marsche ist, in letzter Minute noch abgewendet werden kann. Ging doch dem Reichstag das Tempo der Justizreform noch nicht schnell genug. Bei der Beratung des Gesetzes zur Entlastung der Gerichte flickte er nach einer heute sehr beliebten Manier, die man ehemals, als man es noch nicht so weit wie heute gebracht hatte, als Pfuscherei bezeichnet hätte, eine in diesen Gesetzentwurf gar nicht hineingehörige Bestimmung hinein, durch die großzügig einfach das Hindernis für die so dringend nötige Betätigung der Frau als Schöffin und Geschworene beseitigt wurde. Großzügig, wie eben nur Volksvertretungen sein können, welche sich über die Durchführbarkeit und die praktische Tragweite der von ihnen beschlossenen Gesetze nicht ihre Köpfe zu zerbrechen brauchen — derartige „subalterne" Tätigkeit kann man ja getrost der Justizverwaltung und den Richtern überlassen —, wurden keinerlei Sonderbestimmungen über das Ablehnungsrecht der Frau und dergleichen für erforderlich gehalten. Nur mit Mühe und Not gelang es dem Reichsjustizminister bei der dritten Lesung, die Streichung der Bestimmung zu erreichen. Fast möchte man das bedauern, da die Blamage des Reichstages unsterblich gewesen wäre. Der Reichsjustizminister mußte aber die feierliche Erklärung abgeben, daß er binnen kurzem eine besondere Gesetzesvorlage einbringen werde, durch die endlich den Frauen der Zugang zum Schöffen- und Geschworenenamt eröffnet werde.

Während ich diese Zeilen schreibe, sind die Vorbereitungen zu dieser Gesetzesvorlage schon weit vorgeschritten. Es ist wohl mit Sicherheit damit zu rechnen, daß uns noch zum Herbst dieser Gesetzentwurf vorgelegt werden wird und daß ihn der Reichstag mit überwältigender Mehrheit annehmen wird. Ob freilich auch die Mehrheit des Volkes, ja auch nur die Mehrheit oder auch nur ein erheblicher Teil der Frauen hinter dieser Forderung steht, das möchte ich sehr bezweifeln.

Jedenfalls sind die Bedenken der Praktiker, welche die Schwierigkeiten gewissenhafter richterlicher Tätigkeit aus eigener Erfahrung kennen, gegen diese Errungenschaft der neuen Zeit schwer, und ich bin nicht im Zweifel darüber, daß die Erfahrungen, die man mit den Frauenrichtern machen wird, nicht befriedigen werden. Gerade aber in unserer Zeit, wo die Kriminalität an Stärke und Umfang eine Höhe erreicht hat, die wir kaum für möglich gehalten hätten, sollte die Regierung bemüht sein, die Verbrechensbekämpfung, auch soweit sie durch die Strafverfolgung geschieht, zu vervollkommnen, zum mindesten aber ängstlich alles zu vermeiden, was geeignet sein könnte, die entschiedene Strafverfolgung zu hemmen oder zu schwächen.

Man könnte meinen, es sei unnütz, gegen die Heranziehung der Frau zu der richterlichen Tätigkeit noch irgend etwas zu sagen, da das Gesetz ja doch komme und mit Vernunftgründen die vom Gefühl diktierte Forderung doch wirksam nicht bekämpft werden könne. Gewiß, das ist ein Standpunkt. Ich bin aber nicht der Meinung, daß er der richtige ist. Bei Fragen von geringerer Bedeutung freilich mag man sich bescheiden und den Kampf aufgeben, wenn ein praktisches Ergebnis nicht mehr zu erhoffen ist. In grundsätzlichen Fragen aber muß man bis zuletzt aushalten. Geht dann die Entwicklung über uns hinweg, so haben wir wenigstens unsere Pflicht getan.

Maßgebend für mich ist ferner die Erwägung, daß über die Grundfrage des Problems im Zusammenhang bisher noch keine eingehendere Untersuchung veröffentlicht worden ist. Das Grundproblem — mit dessen Lösung in diesem oder jenem Sinne das letzte Wort über die Frage allerdings noch nicht gesprochen ist — ist das: Eignet sich die typische Frau besser oder doch wenigstens ebenso gut wie der typische Mann zum Schöffen, Geschworenen oder Berufsrichter? Für die Beantwortung dieser Frage, die in das Arbeitsgebiet der forensischen Psychologie gehört, und zwar in denjenigen Teil der forensischen Psychologie, der sich mit der Psychologie des Richters befaßt, wären allerdings praktische Erfahrungen aus denjenigen Ländern, in denen Frauen in mehr oder minder großem Umfange an der Strafrechtspflege teilhaben, recht wertvoll. Ob sie bei unseren, vielfach andersartigen Kulturverhältnissen unmittelbar verwertbar wären, ist

eine andere Frage. Da mir glaubhafte Berichte dieser Art aber nicht zugänglich sind, muß ich mich damit begnügen, von dem auszugehen, was uns die theoretische und die praktische Psychologie, insbesondere die vergleichende Psychologie der Geschlechter, bietet.

Ich habe mich mit dieser Frage, die ich schon in meinem 1914 veröffentlichten Vortrage „Zur Psychologie der richterlichen Urteilsfindung" (Stuttgart, F. Enke) gestreift habe, schon seit Jahren befaßt und zahlreiche psychologische und psychiatrische Arbeiten daraufhin durchgearbeitet. Raummangel verbietet es mir, hier das Ergebnis der Untersuchungen im Einzelnen darzulegen und die Quellen anzugeben. Ich möchte deshalb nicht verfehlen, auf das ganz ausgezeichnete Buch des Holländer Psychologen Heymans über „Die Psychologie der Frauen" (Heidelberg 1910, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) hinzuweisen, das jeder gelesen haben muß, der sich einigermaßen ernsthaft mit dieser Frage befassen will. Seine Untersuchungen sind durch Bumm, durch William Stern und andere Forscher bestätigt worden, und auch das bei Urban & Schwarzenberg in Berlin und Wien im vorigen Jahre erschienene Buch des Berliner Frauenarztes W. Liepmann fußt in seinen einschlägigen Ausführungen durchaus auf diesem Buch von Heymans, das also den Standpunkt der psychologischen Wissenschaft von heute wiedergibt.

Unter Benutzung dieser Literatur soll in Folgendem nun der Versuch gemacht werden, kurz zu skizzieren, was die forensische Psychologie zu dem uns hier interessierenden Problem zu sagen hat.

Erstes Erfordernis einer guten Strafrechtspflege, die ihre Aufgabe, den Schuldigen gerecht zu bestrafen, die Unschuldigen aber vor ungerechter Verurteilung zu schützen, in befriedigender Weise lösen soll, ist es, daß nur solchen Richtern das schwierige und verantwortungsvolle Amt eines Strafrichters anvertraut wird, die ihrer Persönlichkeit nach imstande sind, dieser Aufgabe wenigstens annähernd gerecht zu werden. Ist schon der Laienrichter als solcher dem geschulten Berufsrichter an sich zweifellos unterlegen — wenngleich er im Zusammenwirken mit ihm im Schöffengericht vielleicht hier und da Gutes leisten kann — so gilt dies infolge ihrer besonderen seelischen Eigenart in ganz besonderem Maße von der Frau.

Kurz andeuten will ich nur, daß schon rein körperlich die Frau im allgemeinen sich nicht so gut wie der Mann zum Richter eignet. Nur wer es aus eigener Erfahrung kennt, weiß, welche Anforderungen an Ausdauer und Spannkraft längere Verhandlungen vor den Strafgerichten an den Richter stellen. Schon dem Mann, selbst dem in jahrelanger Uebung geschulten Berufsrichter, fällt es vielfach sehr schwer, die nötige Spannkraft aufzubringen. Die Frau, die im allgemeinen für der-

artige angespannte, längere Zeit dauernde geistige Arbeit, die auch an den Körper große Anforderungen stellt, weniger geeignet ist, wird oft beim besten Willen nicht imstande sein, geistig frisch zu bleiben.

Hinzu kommt noch, daß die Frau während der Menstruation und in den Tagen vorher und nachher, sowie während der Schwangerschaft und in den Wechseljahren durch ihren anormalen körperlichen Zustand bekanntlich auch geistig stark beeinflußt wird, vielfach in einem solchen Maße, daß die Grenze des Pathologischen gestreift oder gar überschritten wird. Jedes Lehrbuch der gerichtlichen Psychiatrie gibt darüber erschöpfende Auskunft. Wenn auch eine verständige Frau in diesen Zeiten von ihrem Ablehnungsrecht Gebrauch machen wird, so muß doch beachtet werden, daß namentlich in den Tagen vor und nach der Menstruation nicht jede Frau sich ihres anormalen Zustandes und seiner Gefahr für die Ausübung richterlicher Tätigkeit bewußt sein wird.

Schon diese körperliche Mindereignung der Frau, die natürlich auch auf das Seelische hinüberspielt, sollte eigentlich genügen, um hier die Prinzipienreiterei aufzugeben und das Streben nach einer öden Gleichmacherei auch des Ungleichartigen zu lassen. Bisher hat noch keine Frauenrechtlerin meines Wissens vorgeschlagen, die Wehrpflicht auch auf die Frauen zu erstrecken und Amazonenheere aufzustellen. Zum Richter ist die Frau schon körperlich, vor allem aber seelisch ebenso wenig geeignet wie zum Soldaten. Daß das Leben anders ist als die schönsten Theoreme, das zeigt auch die bekannte Tatsache, daß selbst Frauen, welche sich sonst sehr gern der Hilfe einer Aerztin bedienen, da ihr natürliches Empfinden der Behandlung durch einen Arzt, soweit es irgend vermeidbar ist, widerstrebt, doch dann, wenn es sich um eine ernste Erkrankung handelt, bei der es um Tod und Leben geht, fast ausnahmslos ihre Scheu überwinden und sich männlichen Beistandes bedienen, in dem durchaus richtigen Gefühl, daß die Aerztin, wenn es sich um schnelle Entschlußfähigkeit handelt, im allgemeinen leichter die gerade dann unbedingt erforderliche Ruhe und kühle Abwägung alles Für und Wider verlieren wird als ihr männlicher Kollege! Bei der Strafrechtspflege handelt es sich aber um nicht minder wichtige Entscheidungen, hängt doch von dem richtigen Urteil Vermögen nicht nur, sondern auch Ehre und Freiheit des Beschuldigten ab, andererseits die Wahrung der öffentlichen Sicherheit, soweit sie durch die Strafrechtspflege zu erfolgen hat. Wer selbst Richter ist, der weiß aus eigenem seelischen Erlebnis, mit welcher Anspannung der Richter allen den verschiedenen Phasen der Verhandlung zu folgen hat, wie er danach ringen muß, die Wahrheit zu erkennen, wie er bei aller berechtigten menschlichen Anteilnahme an dem Geschick des Angeklagten doch sich ängstlich

davor hüten muß, seinen Gefühlen der Zuneigung oder Abneigung einen ausschlaggebenden Einfluß auf seine Entscheidung einzuräumen, um nicht ein ungerechtes Urteil zu fällen, indem er den Unschuldigen verurteilt oder den Schuldigen freispricht, indem er den Schuldigen schwerer oder milder bestraft, als er es verdient hätte. Es gibt Männer, die nicht imstande sind, diese Verantwortung zu tragen und die daher schlechte Strafrichter sind, mögen sie auch noch so gute Juristen und noch so vortreffliche Menschen sein. Bei der Frau wird das, was bei dem Mann doch immerhin die Ausnahme bildet, die Regel werden. Wir werden eine Gefühlsjurisprudenz bekommen, welche letzten Endes zum völligen Bankerott der Strafrechtspflege führen muß. Gerade unsere Zeit ist so wenig wie kaum eine andere zu so außerordentlich gefährlichen Experimenten auf dem Gebiete der Strafrechtspflege geeignet. Wir sollten alles tun, um auch nach dieser Richtung hin ernstlich den Versuch zu machen, endlich wieder aufzubauen, was Krieg und Revolution und die von ihnen fast unzertrennliche Verwilderung der Sitten und die erlahmende gesellschaftliche und staatliche Abwehr des Verbrechens zerstört haben. Erkennen wir dies als richtig an, so werden wir uns aber auch hüten, lediglich einem politischen Schlagwort zu Liebe so törichte Experimente zu machen, deren Fehlschlagen sich unschwer voraussagen läßt.

Ein kurzer Ueberblick wird genügen, um darzutun, daß in der Tat die typische Frau — und von Durchschnittstypen und nicht von den mehr der männlichen Eigenart sich annähernden Ausnahmeerscheinungen müssen wir doch ausgehen — auch ihrer seelischen Eigenart wegen sich nicht zum Richter eignet, am allerwenigsten zum Strafrichter.

Die mangelnde Befähigung der Frau zum Richterberuf möchte ich allerdings nicht aus einer durchschnittlich geringeren geistigen Begabung schließen. Die Feststellung, daß die Frau ein geringeres Hirngewicht hat, kann schon deshalb nicht entscheidend sein, weil nicht nur die Masse des Gehirns, sondern auch der feinere Bau der Zellen und Fasern für die geistige Leistungsfähigkeit von Bedeutung ist, und auch die vergleichenden experimentellen Untersuchungen über die geistige Leistungsfähigkeit des männlichen und des weiblichen Gehirns haben noch nicht zu irgendwelchen sicheren Ergebnissen geführt. Selbst diejenigen, welche der Ansicht sind, daß die Frau in der Gesamtheit ihrer geistigen Leistungen unter dem Mann stehe, stellen doch nicht in Abrede, daß die Fähigkeit der Frau, Vorstellungen zu bilden, aufzufassen und zu logischen Urteilen zu verknüpfen und im Gedächtnis festzuhalten, den männlichen Fähigkeiten gleichkommen. In einer gedankenreichen Rede, welche Geheimrat Bumm im August 1917 in der Berliner Universität über das Frauenstudium gehalten hat, hob er auch sehr treffend

hervor, daß der Krieg den Frauen die langersehnte Gelegenheit gebracht habe, den praktischen Nachweis ihrer Intelligenz und Brauchbarkeit in allen möglichen Stellungen zu liefern. Wer gesehen habe, was Frauen in einfachen Berufen leisten und wie sich ihre auserwählten Vertreterinnen bei schwierigen ehrenamtlichen Aufgaben durch rasche Auffassung, scharfe Beurteilung, Schlagfertigkeit in aufreibender Arbeit auszeichnen und dabei nie Geduld und Entgegenkommen verlieren, der müsse zugeben, daß dieser Beweis glänzend erbracht sei.

Gewiß lassen sich auch einige Einwendungen gegen die intellektuelle Befähigung der Frau, jedenfalls, wenn man es auf die heutige Durchschnittsfrau abstellt, erheben, doch liegt hier zweifellos nicht der Kern des Problems. Die mindere Eignung der Frau zu höheren geistigen Leistungen liegt auf einem ganz anderen Gebiete, sie liegt in der besonderen Veranlagung der Frau, auf die ein so erfahrener und sachkundiger Fachmann wie Bumm hinweist. Mit Nachdruck betont er, daß die Frau, je vollkommener bei ihr die weibliche Veranlagung ausgeprägt sei, je weiblicher die Frau sei, desto mehr die Aufzucht der Nachkommenschaft ihr die Quelle hoher innerer Befriedigung sei, während umgekehrt alles, was außerhalb dieser natürlichen Veranlagung liege oder ihr zuwider sei, als Beschwernis gefühlt und entweder ganz abgelehnt oder, wenn es unter äußerem Zwange geschehe, nur mit unverhältnismäßigem Kraftaufwand, und auch dann noch unvollkommen, geschehe. Er stellt fest, daß, je ausgesprochen weiblicher die Veranlagung sei, desto oberflächlicherr und weniger innerlich verarbeitet das Erlernte bleibe: „Die weibliche Anlage und ihre Funktionen bewirken eine stärkere Erregbarkeit und deshalb bei allen geistigen Vorgängen ein stärkeres Mitklingen der Gefühlssphäre. Frauen sind im allgemeinen mehr als Männer Stimmungen und unbewußten Gefühlserregungen unterworfen, welche die Arbeit ungleichmäßig machen, die rein verstandesmäßige Ueberlegung einschränken und das Urteil trüben können. Die Stimmungen greifen auch auf die Willenskraft über, die Schwankungen unterworfen ist und leichter beeinflußt wird.“ Wer unbefangen ins Leben schaut, wird zugeben müssen, daß Bumm die Frauen so sieht, wie sie tatsächlich sind, und nicht, wie sie sich weltfremde Phantasten oder Leute, die aus der Ausnahme die Regel ableiten wollen, sie sich vorstellen. Ein Minderwert der Frau ist damit natürlich in keiner Weise behauptet, nur eine besondere geistige Eigenart, eine Eigenart, welche die Frau in gar mancher Hinsicht dem Manne überlegen macht, die allerdings ein unbefangenes und gerechtes Urteilen zum mindesten sehr erschweren, wenn nicht gar gänzlich unmöglich machen muß.

Auch von anderen erfahrenen Menschenkennern wird diese besondere weibliche Eigenart übereinstimmend festgestellt. So

stellt Hans Groß, der Schöpfer der modernen Kriminalistik, in seiner Kriminalpsychologie fest, daß die Frau leichter erregbar sei als der Mann, psychisch beweglicher; beim Mann herrsche die Geistesseite vor, bei der Frau das Gemüt; der Mann denke mehr, die Frau empfinde. Und der Psychiater Birnbaum gibt in seinem wertvollen Buche über die psychopathischen Verbrecher folgende Uebersicht über die hauptsächlichsten spezifisch weiblichen Züge: Erhöhte Affektivität im allgemeinen, vor allem erhöhte Gefühls- und Affekterregbarkeit und verstärkte Gefühlsentäußerungen, gesteigerte Gefühlslabilität, abnorme Unbeständigkeit, leichter Wechsel und Umschlag der Emotionen, sodann Uebergewicht des Gefühls im seelischen Leben, Neigung zu gefühlsmäßiger Auffassung, Beurteilung und Bewertung der Dinge, zu gefühlsmäßiger Stellungnahme zu ihnen, Tendenz zu instinktiven, impulsiven Handlungen, des weiteren mangelnde Vernunft- und Verstandesherrschaft, fehlende Objektivität des Urteils und der Kritik, Hervortreten der Phantasie im Vorstellungsleben und schließlich innere Haltlosigkeit gegenüber auftauchenden Regungen, insbesondere auch gefühlsmäßigen (Stimmungen, Launen und dergleichen), erhöhte Beeinflußbarkeit von außen her und herabgesetzte Widerstandsfähigkeit gegen äußere Anreize, Verlockungen, Verführung.

Diese besondere seelische Eigenart ist es, welche es im Wesentlichen bewirkt, daß die Frau im allgemeinen einen brauchbaren Richter nicht abgeben wird.

Wer richten will, muß vor allem die Fähigkeit haben, den Sachverhalt, über den er urteilen soll, objektiv aufzufassen und ihn unparteiisch zu beurteilen. Gewiß ist es zu einem guten Teil Sache der Erziehung und der Selbsterziehung, sich die erforderliche Objektivität zu erwerben. Die Erfahrungen der Schöffenrichter haben zur genüge gezeigt, daß aus diesem Grunde der Laienrichter vielfach in weit höherem Maße als der Berufsrichter der Gefahr unterliegt, zugunsten oder zuungunsten des Angeklagten parteiisch zu sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die hierdurch herbeigeführte Gefahr eines Justizirrtums zugunsten oder zuungunsten des Angeklagten weit größer noch werden wird in denjenigen Fällen, in denen Frauen als Schöffen oder Geschworene mitzuwirken berufen sind. Denn die tägliche Erfahrung, wie man sie mit Männern und Frauen als Zeugen und als Parteien vor Gericht machen kann, zeigt auch das zur Genüge, daß die Frau weit weniger imstande ist, objektiv zu denken als der Mann, insbesondere dann, wenn sie gefühlsmäßig nach der einen oder anderen Seite interessiert ist. Ein Richter aber, der nicht objektiv ist, das ist ein schlechter Richter, mag er auch sonst mit allen anderen Tugenden ausgestattet sein.

Die mangelnde Objektivität der Frau würde sich meistens in der unberechtigten Milde, mitunter auch in einer unbegründeten Strenge ihres Richterspruches bemerkbar machen.

Auch wer keineswegs das Strafrecht für ein Allheilmittel zur Bekämpfung sozialer Schäden hält, auch wer meint, daß man den Kampf hauptsächlich durch möglichste Beseitigung der Verbrechensursachen zu führen habe, auch wer der Auffassung ist, daß zu strenge Strafgesetze und zu harte Urteile weit mehr schaden als nützen, wird, wenn anders er an den Tatsachen nicht blind vorübergehen will, doch zugeben müssen, daß sich bei unseren Gerichten schon heute mitunter eine übertriebene Milde bemerkbar macht, eine Milde, die von dem Angeklagten, gegen den der milde Urteilsspruch ergeht, zwar sicherlich wohltuend empfunden wird, eine Milde, die der Allgemeinheit aber unendlich größeren Schaden bringt, da sie die Hemmungen gegen die Versuchung und Verfügung niederreißt oder doch schwächt. Der Strafrichter soll, auch wenn er alles versteht, doch nicht alles verzeihen! Ein rechter Strafrichter muß, wenn es angebracht ist, imstande sein, auch ein strenges Urteil zu fällen, wenn auch mit blutendem Herzen! Wer das nicht über sich bringt — und wahrlich, leicht ist es nicht! —, der eignet sich nicht zum Strafrichter. Falsches Mitleid schadet im Leben oft noch mehr als unbegründete Strenge.

Da die Frau infolge ihrer mehr gefühlsmäßigen Veranlagung im allgemeinen Regungen des Mitleids leichter zugänglich ist als der Mann, und da sie sich impulsiv von ihnen leichter beeinflussen läßt bei ihren Entscheidungen, so läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß diese sehr gefährliche Gefühlsjurisprudenz durch die Heranziehung von Frauen als Schöffen und Geschworene eine sehr unerfreuliche Stärkung erfahren wird. Das würde aber gerade in unserer Zeit, wo die außerordentlich angeschwollene Kriminalität eine unnachsichtige und entschiedene Zurückdämmung mehr als je erforderlich macht, von unheilvollen Folgen sein.

Andererseits liegt auch die Gefahr nahe, daß die Frau als Richter, namentlich, soweit sie über Geschlechtsgenossinnen zu urteilen hat, mitunter auch zu ungunsten des Angeklagten sich in einem hohen Grade von ihren subjektiven gefühlsmäßigen Regungen bei der Urteilsfindung wird leiten lassen. Auch das wäre mit den Interessen der Gerechtigkeit durchaus unvereinbar.

Diese Erwägungen treffen auch auf das Jugendgericht zu. Denn auch der Jugendrichter ist Strafrichter und soll es auch in der Zukunft bleiben, mag man ihm auch mit Recht eine größere Freiheit bei der Beurteilung der Frage einräumen, ob eine Bestrafung des Jugendlichen erforderlich ist oder nicht, ob erziehende Maßnahmen genügen. Man ist heute schon längst davon abgekommen, bei Jugendlichen schematisch auf einen

Verweis zu erkennen, da man eingesehen hat, daß auch bei der ersten Straftat eines Jugendlichen eine strenge Strafe oft heilsamer und erziehlicher wirkt als sonstige Maßnahmen. Wenn Frauen als Schöffen hinzugezogen würden, so wäre zu besorgen, daß wieder größere Milde gegenüber den Jugendlichen gezeigt würde, als ihnen und im Interesse der Allgemeinheit dienlich wäre. Die Furcht vor der ersten Bestrafung, welche durch die fast regelmäßig eintretende bedingte Begnadigung sowieso schon sehr geschwächt ist, würde dann sicherlich noch mehr schwinden. Da die Kriminalität gerade auch der Jugendlichen durch die bedauerlichen Begleiterscheinungen des Krieges sowieso schon außerordentlich gestiegen ist, und da jede sachgemäße zielbewußte Bekämpfung der Kriminalität, auch soweit sie mit den Mitteln des Strafrechts erfolgt, gerade bei der Kriminalität der Jugendlichen einsetzen muß, würde eine solche Entwicklung außerordentlich schädlich sein. Die Frauen haben ganz Hervorragendes und Vorbildliches geleistet in liebevoller Versenkung in die Individualität des kriminell gewordenen Jugendlichen und in helfender Tätigkeit; sie sind unentbehrlich in der Jugendgerichtshilfe und in der Führung der Schutzaufsicht; sie würden aber als Richter über die Straftaten Jugendlicher Ersprießliches nicht leisten können, da die hierzu erforderliche seelische Einstellung aber trotz aller Berührungspunkte doch im Grunde eine ganz andersartige ist. Da man bei die Heranziehung von Frauen als Schöffen zu den Jugendgerichten in erster Linie natürlich an solche Frauen denken wird, die besondere Sachkenntnisse nach dieser Richtung hin mitbringen, also an Frauen, die in der Jugendfürsorge im weitesten Sinne tätig sind, so wäre zu befürchten, daß letzten Endes die Ausübung ihrer richterlichen Tätigkeit ihrer fürsorgenden Tätigkeit Abbruch tun würde. Die Frau wird den Jugendlichen nicht mehr als rettender Engel erscheinen, wenn sie das Schwert der Gerechtigkeit in den Händen trägt. Es ist dies derselbe Gedankengang, aus dem heraus bei größeren Polizeiverwaltungen tätige Fürsorgedamen, die sich der Prostituierten und anderer Verwahrloster weiblicher Personen anzunehmen haben, sich ganz entschieden dagegen sträuben, auch rein polizeiliche Befugnisse ihren Schutzbefohlenen gegenüber sich übertragen zu lassen. Wahre Fürsorge ist eben nur möglich, wenn zwischen Fürsorger und Schützling ein aufrichtiges uneingeschränktes Vertrauensverhältnis besteht. Dieses Vertrauensverhältnis würde durch die richterliche Tätigkeit der Frau aber in unliebsamer Weise gestört werden.

Ein in der Jugendhilfe und Jugendgerichtsbarkeit so erfahrener Mann wie der Amtsgerichtspräsident Becker in Dresden hat schon vor Jahren anläßlich des damaligen Entwurfes eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche mit Recht darauf hingewiesen, daß infolge der Herauf-

setzung des strafmündigen Alters auf das 14. Lebensjahr und insbesondere infolge der beabsichtigten starken Durchbrechung des bisherigen Anklagezwangs die Jugendgerichte mehr oder weniger Sondergerichte für die großstädtische Jugend werden würden. Vorgesehen war in dem Entwurf — und dies wird sicherlich jetzt übernommen werden —, daß ein Strafverfahren gegen Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr ausgeschlossen sei, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßnahmen einer Bestrafung vorzuziehen seien; auch soll von der Erhebung der öffentlichen Anklage abgesehen werden, wenn die Verschuldung und die Folgen der Tat geringfügig sind. Uebrig bleiben dann für die Hauptverhandlung vor dem Jugendgericht aber im wesentlichen nur diejenigen Fälle, in denen eine der Schwere der Schuld und der Gefährlichkeit des Täters entsprechende Bestrafung der Tat durchaus am Platze ist. Es ist bekannt, daß gerade unter den jugendlichen Verbrechern sich nicht wenige zielbewußte energische Berufsverbrecher befinden, denn man mit Güte nicht beikommen kann. Hier ist es weniger das Strafverfahren, in welchem der erzieherische Gedanke zum Durchbruch kommen muß als vielmehr der Strafvollzug, welcher mehr als bisher durch pädagogische Rücksichten beeinflußt werden muß.

Wer strafrichterliche Tätigkeit ausüben will, muß entschlußfähig sein. Die Verantwortung, die auf dem Strafrichter lastet, ist so gewaltig, daß es viele Männer gibt — und nicht die schlechtesten —, welche es nicht über sich gewinnen, diese Verantwortung zu übernehmen. Gerade wer über die Aufgabe, die uns Strafrichtern gestellt wird, etwas mehr nachgedacht hat, wer insbesondere dem großen Problem des Justizirrtums nicht aus dem Wege gegangen ist, der muß sich vollkommen klar darüber sein, daß wir, so sehr wir uns auch nach Kräften bemühen, die Wahrheit zu finden und einen gerechten Urteilsspruch zu fällen, doch nur allzuoft im Dunkeln tappen und dabei nicht selten fehlgreifen. Wenn man die furchtbaren Folgen einer ungerechten Verurteilung für den von ihr Betroffenen und seine Angehörigen, aber auch für die Allgemeinheit, bedenkt und auch nicht übersieht — was man häufig tut —, daß auch ein ungerechter Freispruch oder unangebrachte Milde von schwerwiegenden Folgen für das Allgemeinwohl und selbst für denjenigen, dessen Missetat ungesühnt geblieben ist, begleitet sind, so versteht man es vollkommen, daß es gerade gewissenhaften und fein empfindenden Männern außerordentlich schwer fallen muß, diese gewaltige, fast über Menschenkraft gehende Verantwortung zu übernehmen. Und doch ist es nötig, daß sich Richter finden, die bewußterweise diese ständige Gefahr, Justizirrtümer zugunsten oder zuungunsten der Beschuldigten zu begehen, mit in den Kauf nehmen, um so gut es schwachen Menschenkräften möglich ist, die Strafrechtspflege, deren wir nicht entraten können, auszuüben. Wer nicht im-

stande ist, diese Verantwortung zu tragen, der hüte sich aber ängstlich, sich zu dem Amte des Strafrichters zu drängen: Er wird, wenn er gewissenhaft ist, unter der schweren Bürde zusammenbrechen und auf jeden Fall statt Segen nur Unheil stiften! Der Frau als solcher fällt es aber — das ist unbestreitbar— im allgemeinen weit schwerer als dem Mann, weittragende Entschlüsse zu fassen und Verantwortungen zu übernehmen.

Die Zeitschrift „Die Jugendhilfe" hat im Januar 1914 das Ergebnis einer Umfrage über Frau als Schöffen im Jugendgericht veröffentlicht. Die Meinungen waren geteilt. Es will mir aber erscheinen, as seien die Gründe, welche ein so erfahrener und so sorgsam abwägender Jugendrichter wie der Berliner Jugendrichter Köhne dort gegen die Hinzuziehung von Frauen als Schöffen angeführt hat, unwiderleglich. Weil gerade der Gedanke der Heranziehung von Frauen als Schöffen zu den Jugendgerichten auf alle diejenigen, welche mit der Frage sich nicht eingehender befaßt haben, geeignet sein dürfte, besonderen Eindruck zu machen, möchte ich den entscheidenden Teil der Ausführungen Köhnes hier wörtlich wiedergeben. Er führt dort aus, man meine, die Frau sei besser geeignet, sich in die Seele jugendlicher Angeklagter, ganz besonders weiblicher, hineinzuversetzen und sie gerechter zu beurteilen, auch vermöge sie dem Erziehungsgedanken, der für die Jugendgerichte doch ausschlaggebend sein sollte, mehr als der Mann Rechnung zu tragen. Diese Auffassung halte aber vor den Erfahrungen der Praxis und vor einer nüchternen Beurteilung nicht stand: „Der Erziehungsgedanke soll allerdings die Tätigkeit des Jugendgerichts in weitem Umfange erfüllen; er ist aber nicht der allein herrschende. Er kommt zum Ausdruck im Vorverfahren, wo der Richter die seelischen Fäden des Beschuldigten bloßlegen, mit Hilfe amtlicher nicht nur, sondern auch freiwilliger Kräfte erforschen soll, welche inneren und äußeren Ursachen die Straftat hatte. Damit wird dem Staatsanwalt das Material zur Beurteilung geliefert, ob die Anklage zu unterbleiben hat, weil Erziehungs- und Besserungsmaßnahmen einer Bestrafung vorzuziehen sind. Der Erziehungsgedanke kommt dann ferner zum Ausdruck, wenn Anklage nicht erhoben, das Verfahren eingestellt oder Aburteilung erfolgt ist, indem der Richter nun fürsorgerische Maßnahmen anordnet, die eine neue Entgleisung des Jugendlichen verhindern sollen. Bei allen diesen Verrichtungen aber steht der Jugendrichter auch nach dem Gesetzentwurfe allein und hat ohne Zuziehung von Schöffen seine Entscheidungen zu treffen. In der Hauptverhandlung, in der die Schöffen mitwirken, tritt hingegen der Erziehungsgedanke gegen den Vergeltungsgedanken und die Notwendigkeit, die verletzte Rechtsordnung wiederherzustellen, durchaus zurück. Hier kommt er eigentlich nur in den prozeß-

leitenden Anordnungen, die wiederum dem Vorsitzenden allein obliegen, zum Ausdruck. Die Frage, ob ein bestimmter Angeklagter eine bestimmte Straftat begangen hat, und wie sie im Verhältnis zu anderen Straftaten zu sühnen ist, das ist keine Erziehungsfrage und wird von Frauen sicherlich nicht besser beantwortet werden als von Männern. Allerdings kann auch das erkennende Gericht nach dem Entwurf das Verfahren einstellen, wenn es annimmt, daß Erziehungsmaßnahmen der Bestrafung vorzuziehen seien. Allein zu einer solchen Annahme kann es mit einiger Zuverlässigkeit in der Hauptverhandlung nur dann kommen, wenn das Material dazu von dem Richter im Vorverfahren sorgfältig gesammelt worden ist. Dann aber wird der Richter auch männliche Schöffen unschwer von der Notwendigkeit der Einstellung überzeugen können." Köhne macht dann mit Recht darauf aufmerksam, daß die Heranziehung weiblicher Schöffen das unerwünschte Ergebnis haben würde, daß die verhältnismäßig wenigen sozial tätigen Frauen ihrer eigentlichen Aufgabe, in der sie Vorzügliches leisteten, mehr als erwünscht entzogen würden und daß andere Frauen ihre häuslichen Pflichten vernachlässigen müßten, um der Schöffenpflicht zu genügen.

Diese von Köhne angeführten Gesichtspunkte sind meines Erachtens so beweiskräftig, daß sie allein genügen müßten, den Gedanken der Heranziehung von Frauen als Richter, auch nur zu den Jugendgerichten, als durchaus verfehlt zu erkennen. Leider wird an die Beurteilung derartiger Fragen aber vielfach nicht mit der erforderlichen Nüchternheit herangegangen. Es handelt sich hier um Schlagworte, die man mit den Mitteln der Logik nicht bekämpfen kann. Die Psychologie der Massen ist eben eine ganz andere als die Psychologie des Einzelmenschen. Deshalb muß damit gerechnet werden, daß allen Bedenken zum Trotz die Frau doch auf dem Richterstuhle Platz nehmen wird, zum Schaden der Rechtspflege, zum Schaden der Angeklagten, aber auch zu ihrem eigenen Schaden. Die traurigen Folgen werden schon in wenigen Jahren erkennbar sein.

***

Die Psychologische Gesellschaft zu Berlin beabsichtigt jetzt in eine Untersuchung der hauptsächlichsten okkulten Erscheinungen wie des Hellsehens, der Telekinesie, der Materialisationen usw. einzutreten. Trotzdem halten wir die nachfolgenden Ausführungen für keineswegs überflüssig und stellen sie daher hiermit zur Diskussion.
Die Schriftleitung.

Es gibt in der ganzen Geschichte der Wissenschaft keinen Fall, wo, wie dies in der Frage des Okkultismus Tatsache ist, ein riesiges Gebiet völlig gesicherter, durch viele Tausende unverdächtiger, wissenschaftlicher Beobachter beglaubigter Tatsachen fortgesetzt trotz immer wiederholter Hinweise totgeschwiegen, bestritten, mitleidig belächelt, blutig verhöhnt worden wäre. Und zwar gilt dieser Vorwurf speziell der deutschen Wissenschaft. Schon längst hat sich die französische, englische, italienische, amerikanische Wissenschaft auf die neue Tatsachenwelt eingestellt und sucht in sorgfältiger Weise das vorliegende Material an Phänomenen okkulter Art zu sichten, zu beschreiben, mit unseren neuesten physikalischen und physiologischen Anschauungen in Verbindung zu bringen, wobei die Geisterhypothese teilweise anerkannt, meist jedoch abgelehnt oder in dubio gelassen wird. Und die deutsche Wissenschaft? Abgesehen von verhältnismäßig wenigen Forschern, unter denen Hans Driesch und Konstantin Oesterreich genannt sein mögen, beharrt sie in ihrer hyperkritischen Ablehnung nicht von Theorien, über die man immerhin streiten mag, nein von absolut gesicherten, von keinem kompetenten Forscher dieses Gebietes mehr bestrittenen Tatsachen, obwohl die moderne Physik und Physiologie sich von selbst immer mehr den okkulten Anschauungen von der Umwandlung der Materie in Energie und der Gestaltung des organischen Lebens durch organisierende Kräfte (Entelechie oder Dominanten) nähert. Solange man noch die Atome und Elemente als etwas absolut Festes und Starres ansah und eine Umwandlungsfähigkeit völlig ablehnte, solange man noch an einen absoluten Raum und eine absolute Zeit, wodurch z. B. ein Früher oder Später objektiv festgelegt schien, glaubte, solange man noch nichts von Hypnotismus, von Radioaktivität, von der Wünschelrute wußte, war es verständlich, daß z. B. die Zöllnerschen Versuche als Ausgeburten eines kranken Hirns abgelehnt wurden, obwohl sich Physiker wie Wilhelm Weber und Theodor Fechner für die Zuverlässigkeit der Experimente Zöllners einsetzten, daß die vierjährigen Versuche von William Crookes in seinem Privatlaboratorium (1870—74), wo er zwei Privatmedien unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, auch unter Anwendung der Photographie, aufs sorgfältigste untersuchte, von Wissenschaft und Oeffentlichkeit zurückgewiesen oder ignoriert wurden. Mag dies in den 70er Jahren, der Hochblüte des Materialismus, in der Schriften wie „der alte und der neue Glaube“ von David Friedrich Strauß erschienen, möglich gewesen sein. Unverständlich bleibt es, daß noch 50 Jahre darauf, wo der Materialismus bis auf wenige Reste in Trümmern liegt, die Wahrheit immer noch verkannt wird, so viel erdrückendes Material an unzweifelhaft bestehenden Tatsachen auch gesammelt sein mag. Die deutsche Wissenschaft bildet schon längst eine Art Insel, die sich von der gesamten übrigen Welt ängstlich abschließt und wo systematisch jede ausländische Forschung auf diesem Gebiet ignoriert, um

nicht zu sagen unterschlagen wird. Es handelt sich um exakt feststellbare Tatsachen, wie z. B. Schrenck-Notzings „Physikalische Phänomene des Mediumismus“ und Fritz Grunewalds „Physikalisch-mediumistische Untersuchungen“, beide von 1920, beweisen. Beide Forscher gehen durch ausgedehnteste Anwendung der Photographie, durch selbstregistrierende Apparate (namentlich Grunewald, der das erste physikalisch-mediumistische Laboratorium eingerichtet hat), ferner durch Führung sorgfältiger Sitzungsberichte weit über Crookes und Zöllner hinaus. Beide berufen sich auf die neueste ausländische Literatur des wissenschaftlichen Okkultismus, die im einzelnen in anderer Weise vorgehend, vollständig mit ihren eigenen Forschungen übereinstimmt. Und immer noch bringt es unsere Fachwissenschaft fertig, nach Art des Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken und leichtfertig von bloßem Schwindel zu reden, wo machtvolle, ihr wankendes materialistisches Gebäude vollends umstürzende Tatsachen vorliegen.

Neuerdings hat es ein Vertreter der Philosophie, Konstantin Oesterreich, gewagt, in seinem „Okkultismus im modernen Weltbild“ (Sibyllen-Verlag, Dresden 1921) für die Tatsächlichkeit der okkulten Erscheinungen einzutreten, freilich unter scharfer Ablehnung der Geisterhypothese, die auch von Schrenck-Notzing und Grunewald abgelehnt wird, und unter noch weit schärferer Bekämpfung der Steinerschen Anthroposophie. Desgleichen hat ein Münchener Arzt Dr. med. Rudolf Tischner in seinem Werk „Telepathie und Hellsehen“ 1920 ein reiches Material zur Beurteilung der Frage des Hellsehens zusammengestellt (vergl. auch den Aufsatz von K. Oesterreich „Parapsychisches“ im „Tag“ vom 30. 4. 20, wo das Tischnersche Werk kurz besprochen wird). Bei der unglaublichen Schwerfälligkeit, die die deutsche Wissenschaft bisher allen okkulten Problemen gegenüber bewiesen hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß derartige aus ihrer eigenen Mitte hervorgehende Werke eine sofortige, tiefergehende Wirkung üben werden. Unsere Wissenschaft hat sich eben zu sehr auf den Wahn, daß es sich hier um nichts anderes als Schwindel oder Täuschung handelt, festgelegt. Zu lange hat man hochmütig lächelnd ignoriert, und jetzt sollte man plötzlich das häßliche Entlein das Okkultismus als schönen Schwan anerkennen, sollte sich zu einem Pater peccavi bekennen, nachdem man Jahrzehnte lang nach Art mittelalterlicher Ketzergerichte ohne weitere Untersuchung jeden, der das heilige materialistische Dogma in diesem Punkt antastete, in Acht und Bann getan hatte? Schon 1850 schreibt Schopenhauer in seinem „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt“, sämtliche Werke (Reclam) Bd. 4, S. 261 f.: „Wer heutzutage die Tatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen“. Aber noch Ende der 70er Jahre wurde Zöllner wegen seiner mediumistischen Versuche mit Henry Slade von Wundt und Helmholtz als geistig Gestörter behandelt und ist unter den furchtbaren Aufregungen dieser Kämpfe wenige Jahre darauf seelisch und körperlich zusammengebrochen. Selbst Tatsachen, wie die von Reichenbach schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts festgestellten „Oderscheinungen“, die neuerdings von Wiener Forschern wie Benedikt und Scheminzky, auch Wendler in Erlangen vollauf anerkannt worden sind, Tatsachen vorwiegend physikalischer Art, die durch weit über 100 Versuchspersonen festgestellt wurden, werden trotz

vielfacher Hinweise noch immer dauernd ignoriert, so sehr auch die radioaktiven Erscheinungen eine Anerkennung und Nachprüfung der Reichenbachschen Versuche nahe legen würden. In einer Reihe von eingehenden Abhandlungen z. B. in den „Psychischen Studien“ (Oswald Mutze, Leipzig) wurde die Richtigkeit der Reichenbachschen Forschungen von den genannten Forschern durchaus bestätigt, unter Hinzufügung einer großen Anzahl eigener, von jedem Fachmann leicht zu wiederholender Experimente. Die Strahlenlehre Reichenbachs, auf die auch der Nürnberger Amtstierarzt Dr. Joseph Böhm, der Begründer der Gesellschaft für wissenschaftliche Erforschung okkulter Erscheinungen in Nürnberg, in einer Reihe von Veröffentlichungen hingewiesen hat, bildet die Grundlage zum wissenschaftlichen Verständnis aller übersinnlichen Phänomene. In gleicher Weise auch die sowohl vom Okkultismus wie von der modernen Physik und Chemie vertretene Anschauung, daß Materie in Energie und Energie in Materie umgewandelt werden kann. Ist dies der Fall, so sind die mediumistischen Erscheinungen mit ihren spukartigen Vorgängen, ihren „Apporten“, ihren „Levitationen“ nicht mehr unverständlich. Der Mediumismus wäre dann dasjenige Gebiet physikalischen Geschehens, wo sich mehr als irgendwo sonst dieser Wechsel zwischen Materie und Energie vollziehen würde. Ein Medium, das einen Teil seines Körpergewichts in Energie verwandelt, würde leichter werden, schließlich sogar in der Luft schweben können, wenn diese Theorie der Umwandlungsfähigkeit von Materie in Energie richtig wäre. Ferner müßte das an das Phantom abgegebene Körpergewicht des Mediums sich sowohl bei Medium wie Phantom als sich genau entsprechend feststellen lassen. Das Medium müßte um ebensoviel leichter werden als das Phantom wiegt. Beide Annahmen sind durch eine große Anzahl von Versuchen Schrenck-Notzings und Grunewalds (Medium- und Phantomwage) einwandfrei festgestellt worden.

Von größter Bedeutung sind auch die Forschungen von Henri Durville über den „Fluidalkörper“ (der Fluidalkörper, Leipzig 1912, übersetzt von Friedrich Feerhow). Durch eine große Anzahl von Experimenten hat Durville festgestellt, daß dasjenige, was er Fluidal nennt, nämlich die Vereinigung des sogenannten Aetherkörpers, des Astralkörpers und des unserem Selbstbewußtsein entsprechenden, als feiner Körper geschauten Mentalkörpers, wirklich existiert. Er versetzte Versuchspersonen in Hypnose und ließ sie sich „dedublieren“, photographierte sogar das auf diese Weise entstehende Phantom und ließ es durch eine Reihe von hellsehenden Versuchspersonen nach Farbe und Gestalt genau beschreiben. So wunderbar diese Dinge sind, dürfen wir sie doch nicht a limine ablehnen, zumal sie durch eine Reihe anderer Forscher, wie z. B. Scheminzky, großenteils bestätigt werden. Es sind dieselben Lichterscheinungen, die schon Reichenbach beschreiben konnte, obwohl sich dieser strengstens von dem ganzen Gebiet des Spiritismus ferngehalten hatte. Auch die schon von Mesmer entdeckten magnetischen Erscheinungen hängen mit diesem Gebiet zusammen. Immer wieder muß man staunen, wie es unsere Wissenschaft, deren Hauptaufgabe doch die Registrierung und Beschreibung von Tatsachen (mit daran sich anschließenden Theorien) sein sollte, fertig gebracht hat, all dies als reine Luft zu behandeln, so oft und so dringend man sie auch auf die Untersuchung dieser physikalisch feststellbaren Tatsachen hingewiesen hat. Es er-

innert an die Gegner Galileis, die sich weigerten, durch dessen Fernrohr zu sehen, um seine Theorie nicht anerkennen zu müssen, oder an den französischen Forscher de Luc, der über die von Chladni zuerst nachgewiesenen meteorischen Stein- und Eisenmassen äußerte, „auch wenn eine solche Masse zu seinen Füßen niederfiele, würde er sagen: ich habe es gesehen, glaube es aber doch nicht!“ (Brief Wilhelm Webers an Institutsdirektor J. Kupsch in Rostock vom 10. Dez. 1884, siehe Karl Kiesewetter, Gesch. des neueren Okkultismus, 2. Aufl. 1909, S. 784).

Eine ungeheure Umwandlung unseres ganzen Weltbildes, unserer ganzen wissenschaftlichen und religiösen Anschauungsweise muß sich aus der Annahme der Tatsachen des wissenschaftlichen Okkultismus ergeben. Das Jenseits, das viel belächelte, tritt wieder in sein Recht ein, mag die Geisterhypothese richtig sein oder nicht; denn schon die Tatsachen des Hellsehens und Fernwirkens beweisen die Selbständigkeit der Seele dem Körper gegenüber. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, diese Denkweise, also eine spiritualistische Auffassung der Welt, wird den Materialismus ablösen und die künftige Weltanschauung jedes wissenschaftlich Gebildeten sein. Dieser Erscheinungswelt tritt eine höhere, geistige Welt, die der Materialismus bisher unter Spott und Hohn abgeleugnet hatte, gegenüber, sie ist erst die wirkliche, die ewig dauernde Welt, während diese irdische Welt mit ihren kleinen Sorgen und Interessen wie ein Traum vergeht. Damit muß das einseitige Diesseitsgefühl, das unser ganzes Denken, unsere Wissenschaft, unsere Politik, unser Wirtschaftsleben beherrschte, zurücktreten und einem Gleichgewicht von Diesseits- und Jenseitsstimmung, wie wir es z. B. bei dem älteren Goethe finden, Platz machen. Alle einzelnen Zweige der Wissenschaft werden bis in ihre Grundlagen umgestaltet werden, wie dies schon durch die Einsteinsche Theorie angebahnt ist. Die Naturwissenschaft, die bisher das Vorhandensein des Geistes als selbständigen, gestaltenden Faktors bestritt, wird diesen als die Spitze der Pyramide des Weltgeschehens anerkennen müssen. Die Anschauung von der Starrheit von Atom und Element muß fallen und an ihre Stelle die Theorie der Umwandlung von Materie in Energie, ja von Geist (Gedanken) in Materie und Energie treten. Die Medizin wird mit der Lebenskraft und mit dem menschlichen Geist als den Körper gestaltenden Faktoren rechnen müssen und diesen nicht mehr bloß, wie bisher vielfach, als physikalisch-chemische Maschine ansehen dürfen. Völlig neue Heilmethoden, vor allem die vermutlich auch von Jesus geübte Anwendung des Magnetismus, werden die Medizin, die bisher vielfach ein Tappen im Dunkeln war, erst wirklich zu einer Wissenschaft, zu einer Heilkunst, die diesen Namen verdient, machen. Die Theologie wird die Bibel und das Mittelalter in ganz neuer Weise verstehen lernen, z. B. die von Paulus 1. Kor. 15 berichteten Erscheinungen Jesu als einfache okkulte Tatsachen beurteilen, ebenso die Heilungen, die Jesus gelungen sind, sein Wandeln auf dem Meer, ja vielleicht sogar das Speisungswunder (Apport), obwohl letzteres sowie die Sturmstillung auch als bloße Sagen verstanden werden können. Das bisher so viel belächelte Mittelalter wird in ganz anderer Weise als seither ernst genommen werden. Stigmatisierungen, Levitationserscheinungen, weiße und schwarze Magie werden in völlig anderem Lichte erscheinen. Dadurch wird auch die Kirche, die evange-

lische wie die katholische, die bisher vielfach im Widerspruch mit der Wissenschaft, eine jenseitige, wunderbare Welt geglaubt hatten, ganz gewaltig in der Achtung der gebildeten Kreise, die sich bis jetzt vielfach von ihr fernhielten, steigen, während der Materialismus mit seinen Häckel, Strauß und anderen Führern (zu denen leider auch Nietzsche gehört, obwohl er im Grund seines Wesens Prophet und Mystiker ist, wie uns dies neuerdings besonders Bertram in seinem Nietzschewerk zeigt), in entsprechender Weise niedriger eingeschätzt werden wird.

Die Philosophie wird die Summe der neuen Erkenntnisse ziehen und Diesseits- und Jenseitswerte in richtiger Weise gegeneinander abzuwägen suchen, so wie schon vor 100 Jahren Goethe und Kant und nach ihnen Schopenhauer beiden Seiten der Wirklichkeit gerecht geworden sind. Es handelt sich ja überhaupt nicht um neue, sondern um uralte, nur durch die neuere Wissenschaft seit der Aufklärung verschüttete Erkenntnisse, die jetzt wieder nach allzulanger Verkennung in ihr Recht eingesetzt werden müssen.

Daß auch unser ethisch-religiöses Denken und Empfinden aufs tiefste von der neuen Anschauungsweise berührt werden muß, sei hier nur kurz angedeutet. Eine neue auf Wissen statt auf Autorität aufgebaute Religion und Sittenlehre ergibt sich aus dieser das Jenseits wieder anerkennenden Weltanschauung. Materialismus und Orthodoxie, beides Gegner und doch sich, ohne es zu wollen, gegenseitig in die Hände arbeitend, werden durch die neue spiritualistische Denkweise abgelöst werden. Dann mag wohl das Huttensche Wort, das die Renaissancestimmung so schön zum Ausdruck bringt, erst volle Geltung gewinnen: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben!“

Hamburg. Gustav Zeller.

Besprechungen

Philosophie

Felix Weltsch, Gnade und Freiheit. Kurt Wolff, Verlag, München 1920.

Es ist ein eigentümliches Symptom unserer geistigen und kulturellen Lage, daß das Problem der Willensbildung wieder in den Vordergrund des Interesses tritt. Vielleicht weil die Welt heute an wahrhaft schöpferischem Willen so bettelarm ist! Vielleicht weil der moderne Mensch so geschoben und gedrängt, so besonders zwangsläufig in seinen Entscheidungen scheint. Aber während das kürzlich hier besprochene viel verbreitete Werk des katholischen Theologen Faßbender mehr eine allgemeine Hygiene des Willens und einen Willen zu geistiger Hygiene darstellt, hat das Buch von Felix Weltsch nicht so sehr den alltäglichen, den kleinen Willen, als vielmehr den großen schöpferischen zum Gegenstand. „Freiheit strengt an" in diesem paradoxen Wort ist eigentlich der Grundgedanke dieses Werkes beschlossen. Daneben einige andere Zitate: „Die Welt ist um der Wahl der Wählenden willen erschaffen worden" S. 136. „Aus einer Zisterne, die nur Behältnis fremden Wassers ist, soll er (der Mensch) ein Quell werden, der selbst Wasser hervorsprudeln läßt" S. 90. „Schöpferische Freiheit ist die Möglichkeit, sein eigenes Gesetz zu überwinden, oder besser, sein eigenes Gesetz immer neu schaffen zu können" S. 84. „Das umwälzende Wollen ist das Wollen aus dem Ganzen, aus geeinter Kraft, aus der zum Geiste verwandelten Natur, „mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen" S. 66. So mündet bei Weltsch das Problem der Freiheit in dem der Ganzheit. Nur aus der Ganzheit entspringt die Freiheit.

Jene zwei Arten des Willens, die Weltsch im Auge hat, und die er den kleinen und den großen Willen nennt, entsprechen in weitgehendem Maße der von Tönnies eingeführten Unterscheidung zwischen dem Wesenwillen und dem Kürwillen. Der Kürwille ist der kleine Wille, der bewußt und berechnend nach außen greifende, das, was der Alltag gemeinhin unter Wollen versteht. Darunter aber schlummert, den Kürwillen tragend, und aus sich hervortreibend, der instinktive, organische, immer zu sich selbst zurückführende, der große, der Wesenwille. Aber während bei Tönnies der Wesenwille noch durchaus naturhaft und als sein allgemeiner Inhalt die Selbsterhaltung erscheint, bedeutet bei Weltsch der große Wille den Zusammenschluß der an sich gegensätzlichen sittlichen und natürlichen Sphäre im Menschen zur Einheit eines wieder zur Natur gewordenen Geistes. Der große Wille ist bei Weltsch durch und durch sittlich determiniert, er will nicht seine eigene Naturgegebenheit, sondern das Gute. Diesen großen und guten Willen zu erzeugen und ganz in ihm aufzugehen, ist das dem Menschen gesetzte Ziel, seine Bestimmung, seine Freiheit.

Die Idee der Freiheit trägt bei Weltsch religiöse Farbe und konkurriert mit der Religion der Gnade. Aber, so läßt sich wohl seine Deutung dieser beiden religiösen Begriffe am kürzesten resu-

mieren, die Freiheit und die Gnade meinen dasselbe Phänomen des schöpferischen, des göttlichen Willens, nur identifiziert in einem Falle der Mensch seinen Wesensgrund mit Gott, dann stellt er sich als Freiheit dar, im anderen Falle erscheint dieser Quellpunkt seines Wesens so hoch über seiner empirischen Persönlichkeit stehend, daß er ihn als Gnade empfindet. Was vom Menschen aus gesehen Gnade ist, ist von Gott aus gesehen Freiheit. Wie viele sich scheinbar widersprechende Ansichten vertragen sich doch in dem Augenblick, wo wir uns bewußt werden, daß sie aus verschiedenen Schichten unseres Wesens stammen!

Das interessanteste Kapitel dieses tiefen und durch und durch lebendigen, man könnte sagen, in einem hohen und sehr exklusiven Sinne dilettantischen Bekenntnisbuches scheint mir jenes, welches die Ueberschrift „Vitalität und Geist" trägt. Hier gilt es die Brücke zu finden, die von dem gewöhnlichen kleinen zu dem Wunder des großen schöpferischen Willens führt. „Wenn der tiefe Wille nicht da ist, was vermag der flache? Antwort: „zu laden". „Die Verbindung von unermüdlichem Willensansatz, wenn auch des flachen Willens — mit Glauben und Hoffnung — und doch mit bohrender Verzweiflung – bedeutet: sein Leben laden; hier springt — nein auch diese Hilfe gibt es nicht — hier kann der Funke springen." „Tugend und Pflicht sind nichts Endgültiges. Sie können nur laden. Und das nur dann, wenn sie mit dem durchbohrenden Bewußtsein ihres Nichts ausgeübt werden. Gerade in dieser Engführung der Notwendigkeit und der Wertlosigkeit der Pflicht liegt die Verzweiflung, der Keim des tiefen Willens" S. 74.

Glücklich der Mensch, der etwas von dieser täglichen Kleinarbeit und von dieser Verzweiflung weiß und um so glücklicher, je mehr er davon weiß!

Philosophisch ist das Werk von Weltsch vorwiegend an Bergson orientiert. Aber unwillkürlich denkt man bei der Tiefe und dem persönlichen Ernst dieses religiösen Impulses auch an Kierkegaard.

Eine Fülle schöner Zitate aus der deutschen und jüdischen Mystik geben dem Buche eine historische und künstlerische Tönung, welche die klare Unbefangenheit seiner modernen Sprache um so deutlicher und dankbarer empfinden läßt.

Paul Natorp, Sozial-Idealismus. Julius Springer, Berlin 1920.

Gerade den Leserkreis der „Preußischen Jahrbücher" dürfte die Bekanntschaft mit einem Buch interessieren, das aus der Feder des bekannten Marburger Philosophen unter dem leider etwas verbraucht klingenden Titel „Sozial-Idealismus" (Neue Richtlinien sozialer Erziehung) erschienen ist. Der Titel scheint deswegen nicht glücklich gewählt, weil sowohl Sozialismus wie Idealismus in unseren Tagen recht abgegriffene Worte geworden sind, voll der Spuren menschlicher Hände, und weil für den etwas anspruchsvolleren Leser von diesen Worten keine rechte Werbekraft mehr ausgeht. Um so freudiger wird er überrascht sein, wenn er die Bekanntschaft mit dieser sehr zeitgemäßen, ungewöhnlich tiefen und lebendigen Schrift macht. Dieses Buch ist zeitgemäß, denn es rückt das pädagogische Problem dahin, wo es hingehört, nämlich in das Zentrum unseres Interesses.

Der etwa seit 1750 sich vollziehende Aufstieg des deutschen Volkes, der nunmehr durch den Ausgang des Weltkrieges einen jähen Rückschlag erfahren hat, war im Grunde die Frucht einer aus mannigfaltigen Quellen sich speisenden, sehr umfassenden und intensiven Pädagogik, und nur von einer ähnlichen Bewegung ist ein Wiederaufstieg zu erhoffen. Vielleicht wird Natorp dieser großen Vergangenheit nicht ganz gerecht. Die fast weibliche Zartheit seiner pädagogischen Haltung will es nicht so recht Wort haben, daß die Tugend das Kind der Not ist und daß gerade einige der größten Führer unseres Volkes, man denke an Luther und Friedrich den Großen, nur durch die unerbittliche Härte der pädagogischen Einwirkungen, denen ihre Jugend unterlag, zu dem geworden sind, was sie ihrer Zeit und uns heute noch bedeuten. Man kann es auch als einen Mangel vermissen, daß Natorp das wundervolle pädagogische Phänomen der preußisch-deutschen Armee nur flüchtig streift, wie es denn überhaupt eine offene Frage ist, ob die Völker nicht gerade aus sittlich-pädagogischem Gesichtspunkt Volksheere brauchen. Auch die in aller Arbeit unvermeidlich liegende Härte, das aller starken Menschlichkeit wesentliche Element der Tragik und des Opfers scheint mir in Natorps Sozial-Idealismus zu sehr vor der schönen Wärme seines menschlichen Gefühls zurückzutreten. Im ganzen eine etwas zu optimistische Einschätzung der menschlichen Natur und ihres Selbständigkeitsdranges und eine Unterschätzung der für die Kontinuität sittlicher Bewertungen unumgänglichen Autorität! — Aber das alles bleibt doch sekundär gegenüber der tiefen Lebendigkeit, mit welcher der pädagogische Gedanke hier als ein letzter, als ewiger Ausdruck menschlichen Wesens gefaßt wird. Hier kann unser Lehrstand in allen Schichten das Verständnis für die unvergleichliche Höhe und Würde seines Berufs wieder schöpfen. Aber auch die viel weiteren, das ganze Volk umfassenden Kreise, die in Haus und Familie, in Geschäft und Beruf, in Wirtschaft und Politik in Wahrheit vor pädagogische Aufgaben gestellt sind, können aus Natorps Buch die Einsicht gewinnen, daß es sich eben um pädagogische Aufgaben handelt, und in welchem Geist an dieselben heranzutreten ist. Für diesen Geist diene folgende schöne Stelle des Buches als Belag (S. 117 ff.):

„Das Leben empfindet sich erst ganz als Selbstschöpfung, indem es sich dem Tode entwindet, wie der Jubel der Freiheit sich am heißesten empfindet im Zerreißen der Ketten. — Nichts Schwächlicheres heiße uns „Schule“; so ist damit gesagt, daß sie begriffen sein will als *Durchgang* vom ursprünglich ungebrochenen Einklang, als den man die „Natur“ sich dachte, durch die unendlichfachen Spaltungen mitten hindurch zu einem *Wiedereinklang*, der nie als letzter angesehen sein will und nie letzter sein wird, sondern in unablässiger Selbstvertiefung immer neuen Widerklang hervorgehen läßt zu neuen Ueberwindungen. Denn stärker, dem Gegenkämpfer, eben dem Widerklang, gewachsener ist, nach dem Wort des Heraklit, der verborgene, immer wieder sich verbergende Einklang, als der offenbare, das heißt oberflächliche, der den Widerklang endgültig bezwungen zu haben wähnt.“ Diese methodische Unendlichkeit der *Selbstvertiefung der Harmonie durch die immer tiefer entwickelte Dissonanz* gibt erst den vollen Begriff der Schule. Sie darf also gar nicht den Vermittlungen, die sie dem Frieden der

„Natur“ freilich entreißen, ausweichen wollen, sie muß nur ganz entschlossen sein, der Vermittlungen stets wieder Herr zu werden, nie ihnen zum Raube zu fallen. Sie muß streben, durch alle Vermittlungen hindurch bis zum letzten Unmittelbaren zu dringen.“

Man braucht an dieser Stelle nur „Leben“ für „Schule“ einzusetzen, und aus der Pädagogik Natorps wird eine tiefe und fruchtbare Philosophie. — G. v. Mutius.

Bemerkungen zur jüngsten Logik-Literatur.

Schon heute darf gesagt werden, daß Theodor Ziehens mit lebhaftem Interesse erwartetes „Lehrbuch der Logik auf positivistischer Grundlage“ (A. Marcus & E. Weber, Bonn, 1920) als Ganzes genommen enttäuschend gewirkt hat. Am wertvollsten an diesem umfänglichen Werk ist der I. Teil, in dem Ziehen eine zumeist auf eigenem Quellenstudium gegründete „allgemeine Geschichte der Logik“ zu geben sucht, in der freilich die großen Linien und die inneren Zusammenhänge der Problementwicklung deutlicher hervorgetreten wären, wenn Ziehen die Darstellung nicht mit einer Ueberfülle bibliographischen Materials überlastet hätte, das besser gesondert hätte gegeben werden können. Immerhin stellt diese Geschichte der Logik gegenüber den Darstellungen von Rabus und Harms sowie der in Ueberwegs „System der Logik“ enthaltenen Uebersicht einen unverkennbaren Fortschritt dar und kann — nach dem leider unvollendeten Werk von Prantl — als das z. Zt. Beste über die geschichtliche Entwicklung der Logik gelten. Der II. Teil bringt eine erkenntnistheoretische und psychologische, sowie eine sprachliche und mathematische, der III. Teil die „autochthone“ Grundlegung der Logik und der IV. Teil endlich die Darstellung der „einzelnen logischen Gebilde und ihrer Gesetze“. Daß die Logik, die Ziehen als die „Lehre von der formalen Gesetzmäßigkeit des Denkens mit Bezug auf seine Richtigkeit und Falschheit“ definiert, einer so vielfachen Grundlegung überhaupt bedarf, muß wundernehmen, um so mehr als die eigentliche Darstellung der Logik im IV. Teil sich in wesentlichen Punkten an die überlieferte formale Logik anlehnt. Begriffe faßt Ziehen logisch als „Normalvorstellungen“; er gibt von ihnen eine Einteilung, die von psychologischen Gesichtspunkten nicht frei ist, und die durch die hochgesteigerte, auch sonst hervortretende Neigung Ziehens, neue Termini zu bilden, in manchen Einzelheiten höchst befremdend wirkt (ich erwähne von terminologischen Neubildungen etwa: integral; exzerniert; Isolations-, Komplexions-, Syllektionsbegriff; frustral; isolat; ultimal; frustrokognat; frustropropinqual). Die Erörterung der Umfangsverhältnisse in der Lehre von den Begriffen enthält sicher vieles Entbehrliche; dasselbe gilt für die sehr stark in den Vordergrund gerückten analogen Ausführungen in der Lehre von den Urteilen, deren Definition (S. 603) in ihrer schillernden Unbestimmtheit wohl nur wenig Zustimmung finden dürfte. Die Logik der Frage ist nahezu gar nicht berücksichtigt. Die Lehren von den Schlüssen und den Beweisen, die manche guten Bemerkungen enthalten, knüpfen wieder in ihren Grundlagen an die Tradition an; die Lehre von den Wissenschaften, die anscheinend an die Stelle der leider ganz fehlenden Methodenlehre tritt (11 Seiten umfassend!), bleibt völlig unzulänglich. Alles in allem: vieles Wertvolle im einzelnen, das seine

befruchtende Wirkung nicht verfehlen wird; aber kein „κτῆμα ἐς ἀεί“ als Ganzes.

Ganz das gleiche Urteil: „vieles Wertvolle im einzelnen; kein „κτῆμα ἐς ἀεί“ als Ganzes“ scheint mir auch das zutreffende Urteil über Vaihingers Philosophie des Als Ob zu sein, die 1920 in 4. Aufl. erschienen ist (Fel. Meiner, Leipzig). Künftige Generationen werden vielleicht kaum verstehen, wie es möglich war, daß dieses ungleich und unsystematisch geschriebene Werk in unseren Tagen ein solches Aufsehen erregen konnte. Einmal ist es wohl der extrem positivistische oder, wie Vaihinger selbst sagt, irrationalistische Standpunkt in letzter Konsequenz, der überraschend wirkte, zum andern, so darf man gern zugestehen, ist es der Blick in neue Probleme, der Vaihinger zuerst gelang. Mit dem erkenntnistheoretisch-metaphysischen Standpunkt soll hier nicht gerechtet werden. Seine Haltbarkeit oder Nichthaltbarkeit wird von dem Urteil abhängen, das sich vielleicht einmal als letztes Ergebnis der Kritik über alle positivistische Erkenntnistheorie herauskristallisieren mag. Ein solches Urteil wird auch Vaihingers pragmatistisch-biologistische Auffassung vom Wesen und Wert des Denkens nicht verschonen; und die ethischen, ästhetischen und religionsphilosophischen Konsequenzen stehen und fallen ja zugleich mit der erkenntnistheoretischen Grundvoraussetzung. Eines aber ist sicher: für die Entwicklung der logischen Methodenlehre des 20. Jahrhunderts wird Vaihinger prinzipielle Bedeutung haben. Das Kapitel der fiktiven Elemente im wissenschaftlichen Denken bildete vor Vaihinger in der überlieferten Logik nahezu eine „tabula rasa“. Künftig wird keine Logik mehr an dem Problem der Fiktion vorüberkönnen, und nächste Aufgabe der Logik wird es sein, das zu begründen, was man in Vaihingers unausgeglichenen und schwankenden Festlegungen am stärksten vermißt: eine befriedigende logische Theorie der Fiktion, unter Einschränkung dieses Begriffes auf das wirklich Fiktive im menschlichen Denken, in Verbindung mit einer exakten Definition und Klassifikation der Fiktion und einer strengen begrifflichen Abgrenzung der Fiktion von der Hypothese und verwandten Gebilden des wissenschaftlichen Denkens. Ueber die etwas gewaltsame Kant-Interpretation Vaihingers werden künftige Philosophie-Historiker zu Gericht sitzen, wenn es eines solchen Prozesses überhaupt noch bedürfen sollte.

Anregende Untersuchungen über das Verhältnis der Logik zur Psychologie, im Zusammenhang mit allgemeinen Erörterungen über die systematische Gliederung der Wissenschaften und kritischen Auseinandersetzungen mit den wichtigsten logischen Richtungen der Gegenwart, hat Willy Moog unter dem Titel „Logik, Psychologie und Psychologismus“ (M. Niemeyer, Halle, 1920) veröffentlicht, ein Werk, zu dem eine kleine Schrift desselben Verf.: „Das Verhältnis der Philosophie zu den Einzelwissenschaften“ (Niemeyer, Halle, 1919) einige Ergänzungen bietet. Eine an Husserl anknüpfende, kritisch weiterführende, strenge Ablehnung des Psychologismus leitet den Verfasser zu der Frage nach der Wesensverschiedenheit zwischen Logik und Psychologie über, und diese wiederum führt ihn auf die Frage nach der Einteilung der Wissenschaften. Hält er hier in berechtigtem Gegensatz zu Rickert an der Scheidung nach gegenständlichem Gesichtspunkt in Natur- und Geisteswissenschaften fest, so wird er doch andererseits den Aufgaben einer die methodischen Differen-

zierungen berücksichtigenden Gliederung nicht gerecht, und die Abschnitte über die Einteilung der Wissenschaften als Ganzes befriedigen nicht, weil Moog diese nicht bis zu den einzelnen Zweigen der Forschung selbst herabführt. Die Logik bestimmt er als reine, allgemeinste, theoretische Wissenschaft von „überexistentialen Geltungsbeziehungen“ und lehnt einen formalen wie normativen Charakter der Logik scharf ab. Die Psychologie ist ihm eine Wissenschaft, die „Philosophisches, Geisteswissenschaftliches und Naturwissenschaftliches in sich enthält und zu einer besonderen Verbindung bringt“; sie nimmt mithin „eine ganz andersartige Stellung im System der Wissenschaften“ ein als die Logik. Exakte Definitionen von Logik und Psychologie habe ich bei der Lektüre des Moogschen Buches leider umsonst erwartet.

Viel zu weit — als „Wissenschaft von der Einsicht“ — gefaßt ist die Logik in Hans Schmidkunz' pädagogischer Monographie: „Logik und Pädagogik“ (Otto Nemnich, München und Leipzig, 1920), welche allgemein die Bedeutung der Logik für die Pädagogik zum Gegenstand hat. Wenn Schmidkunz deduziert (S. 17 u. ö.): Pädagogik als Theorie wie als Praxis braucht methodisches Denken; die Logik lehrt methodisches Denken; also braucht die Pädagogik die Logik, so gilt diese Deduktion ja offenbar für alle — selbständige oder angewandte — Wissenschaften, deren keine ohne methodisches Denken auskommt, und man müßte konsequenterweise folgern, daß alle wissenschaftlich (sei es theoretisch oder praktisch) arbeitenden Menschen Logik zu studieren hätten. Wieso aber ein Studium der Logik für den Pädagogen besondere Bedeutung hat, oder: wieso die Pädagogik in besonderem Maße bewußt-logische Schulung ihres Vertreters verlangt, dafür habe ich bei Schmidkunz keine befriedigende Begründung gefunden. Es hängt das wohl damit zusammen, daß Schmidkunz der Frage nach der Stellung der Pädagogik im System der Wissenschaften, insbesondere der Frage nach ihrem Charakter als angewandter Wissenschaft nicht weit genug nachgeht. Dankbar zu begrüßen ist die von Schmidkunz dem Buche angehängte „Bibliographie der neueren logisch-pädagogischen Literatur“.

Berlin. Kurt Joachim Grau.

Pädagogik

„Aristokratisches Heidentum.“ Ein Manifest zur Sezession der Menschheit.

Man hat Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ „ein Bekenntnis zur konservativen Idee“ genannt. Man könnte versucht sein, dasselbe auch von Hans Blühers eben erschienener Schrift (In medias res. Grundbemerkungen zum Menschen. E. Diederichs, Jena 1919. 62 Seiten) zu sagen — vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist, zwei Werke von so verschiedenem Umfang und Inhalt miteinander zu vergleichen —, wenn eben nicht der beiden Autoren ganze Bewußtseinslage und persönliche Einstellung gegenüber dem Begriff „konservativ“ grundverschieden wäre. Nicht so sehr in der Definition selbst kommt dies bei beiden zum Ausdruck, als wie sich jeder von ihnen von seinem „konservativen“

Standpunkt aus dem geistigen Menschen, zum Geist selbst (und im Zusammenhang damit natürlich auch zum Leben) stellt. Man höre z. B. Thomas Mann: „Der geistige Mensch hat die Wahl entweder Ironiker oder Radikalist zu sein; ein Drittes ist anständigerweise nicht möglich.“*) Wenn man dann wenig Zeilen weiter liest: „Der Ironiker ist konservativ“, so ist kein Zweifel; für Mann gibt es nur zwei Möglichkeiten: konservativ *oder* radikal zu sein. Bei Blüher aber lesen wir: „Geist ist immer zugleich konservativ *und* revolutionär.“**) Hier liegt der Gegensatz, klafft die Lücke! Bei Mann ein „Entweder—Oder“, bei Blüher ein „Und“ und „zugleich“. Thomas Mann ist konservativ im Sinne jenes heute zusammengebrochenen Konservativismus, dessen einziger Glaubenssatz war: Aufrechterhalten der Institutionen! Für Blüher aber heißt konservativ sein: „das Wesen bewahren“; allerdings — so müssen wir einschränkend dazusetzen — dieses „bewahren“ ist ganz anders konservativ gemeint und verstanden, als man zunächst annehmen könnte; es ist, wie immer bei Blüher, radikale, revolutionierende Forderung; konservativ-revolutionäre Lebensgestaltung will er und ist überzeugt, damit keineswegs ein Paradoxon aufzustellen. Das menschliche Wesen, den Menschengeist, das Menschsein, die Menschheit überhaupt neu zu werten, neu zu erfassen, und richtiger, wahrer und edler als zuvor den Einzelnen wie die Gesamtheit aus dem Wirrwar und dem Wust der in Jahrhunderten entstandenen Begriffe, Religionen und Weltanschauungen herauszuführen einem festen Ziel zu nach dem Nietzscheschen Satz: „ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein Ziel...“ — kurz, um das Höchste und Edelste, was Menschengeist in sich begreifen kann, geht dies Büchlein „In medias res.“ Blüher unterscheidet zwei gänzlich verschiedene Begriffe von Menschheit: Einmal die Menschheit als Summe *aller* Erdbewohner betrachtet; die Menschheit also, der zu dienen Ziel des konsequenten Sozialismus ist, wenn er über Völker und Staaten sich hinwegsetzen zu können glaubt; und zum zweiten jene Menschheit (und nur von dieser Begriffsform glaubt Blüher im Grunde, daß sie richtig), von der die wahren Humanisten — nicht etwa die nur Humanitären — sprechen, nämlich die Menschheit in ihren obersten und gelungensten (also seltensten) Exemplaren, die Auslese der Menschen. Wo immer auch unsere großen Männer Dichter und Denker von der „Menschheit“ sprachen, hatten sie nur diese letzte im Auge und der andere Begriff „Menschheit“, der heute aber allein herrscht, war ihnen vollkommen gleichgültig. „Um diese Menschheit zu bangen, das heißt um ihre stärksten und leuchtendsten Eigenschaften zu werben, ist eine Aufgabe, vor der niemand ausweichen kann, der zu einem bestimmten heute noch namenlosen Stande gehört.“ Es ist sicherlich merkwürdig und auch ein Umstand, der zu denken geben könnte, daß Blüher in dem Augenblick, da er diese Gedanken uns entwickelt, auch schon so etwas wie einen Konkurrenten oder auch Jünger — wie man es nennen will — bekommen hat in — es soll kein Scherz sein — Rud. Hans Bartschs Ulrich Tusch, der Haupt-

*) s. Betrachtungen eines Unpolitischen. S. 587.

**) s. Hans Blüher: „Deutsches Reich, Judentum und Sozialismus.“ S. 23.

figur seines eben erschienenen Romans „Heidentum“*), der da sagt: „Was hat man aus den alten Wahrheiten gemacht? Nun wimmelt ein entsetzliches Geschmeiß über diese grüne Erde hin, bloß weil der Pfaffe das längst schädlich gewordene Wort weitertrug: werdet zahlreich wie Sand am Meere! Ich will der Erste sein, der die neue Lehre ausruft: Intensität des Menschen; nicht mehr Extensität! Qualität! nicht mehr Quantum!“ Hätte dieser moderne Heide Ularich nicht ebensogut jenen Satz von Blüher gesagt haben können: „Die Menschheit hat nur Sinn in ihren obersten Exemplaren“? Es sind dies Gedanken, wie sie ähnlich Kurt Hiller und sein Mitarbeiterkreis (Ludw. Rubiner z. B.) seit ein paar Jahren im „Ziel“, den Jahrbüchern für geistige Bewegung, entwickeln, allerdings im Sinne des sozialistischen Bekenntnisses von der „Gleichheit aller Menschen“, und nicht, wie Blüher und dieser Ularich, im Sinne der „Verantwortlichkeit“ aller. Nicht erneuern, nicht verbessern will Blüher letzten Endes die Welt und die Menschen, sondern „ändern“, von Grund aus „verändern“; er verneint jede Möglichkeit des Fortschritts der Menschheit, da es immer nur Fortschritte in den manifesten Teilgebieten des menschlichen Wesens gäbe, die menschliche Gattung als solche aber in sich abgeschlossen sei und nur das hervorbringe, was in ihr liegt. „Es ist völlig hoffnungslos, an ein allmähliges Aufsteigen des ganzen Typus zu glauben und es gibt nicht den geringsten Anhalt dafür in der Geschichte. Sondern alles ist nur ein ewiges Auf und Ab“. Blüher sieht nämlich in der Geschichte nicht den regelrechten und fortschreitenden Gang des Geistes, nicht die geringste Entwicklungstendenz, wenn man sie als Ganzes betrachtet, sondern für ihn ist sie nur der Abglanz und Widerschein sich ewig gleichbleibenden Menschenwesens, „das sich, wie alle komplizierten und unsicheren Charaktere, in immer neuen Spiegelungen über sich selbst hinweglügt.“ Er glaubt mit dem bewundernswerten Glauben, den jeder Idealist besitzen muß, will er nicht an sich selber irre werden, an die Möglichkeit eines plötzlichen neuen Schöpfungsaktes der Natur, der ohne jede Berücksichtigung des Fortgeschrittenseins der bisherigen Menschheit niederkunftsartig eintritt. In den Phänomen des genialen Menschen und des herrscherischen Geburtsadels sieht er ein Vorspiel und Andeutung hierfür; in der Erscheinung Christi dieses Vorgangs Symbol. Mir scheint doch: Blüher überschätzt die Menschheit; hier, wie überhaupt. Es tut nicht gut, gar zu sehr in Extreme zu fallen. Bis eben noch „Sozialismus von unten“: „Gleichheit aller Menschen“, und nun umgekehrter Standpunkt: „Sozialismus von oben“; „radikaler Aristokratismus“. Wie sagt doch Blüher; „Ablehnung aller Bestrebungen zur Besserung des Loses der Menschheit und lediglich noch größere Steigerung des schon von Natur Gesteigerten“. „Die Gegensätze können nie scharf genug werden.“ Blüher versteht es ausgezeichnet, in seinem knappen blendenden Stil, Gegensätze herauszuheben, das Wesentliche zu betonen; unleugbar bleibt vieles gerade darum auch in dem seinen Gedankengängen skeptisch gegenüberstehenden Leser haften: man lese z. B. den Epilog dieser Schrift die „Kritik der Erlösungslehre“; es dürfte wenig Schriftsteller geben, die ihre Gedanken derartig präzis und gedrängt, aber verständlich,

*) L. Staakmann, Verlag.

gerade bei der Ueberfülle dessen, was zu diesem Thema zu sagen ist, zum Ausdruck gebracht hätten; (ich muß hier an Rathenau denken, dessen Stil doch manchmal recht schwülstig und dabei allzu langatmig wirkt). Ueber diesen Epilog sowohl, wie eigentlich über die ganze Schrift muß man sich diesen Satz aus der Kritik der Erlösungslehre gesetzt denken: „Es gibt keine Erlösung *nach* dem Tode, da es keinen Gott gibt und da die Seele sterblich ist". Man mag diesem Glaubensdogma — denn ein solches ist es unbedingt — gegenüberstehen, wie man will, in dem andern Satze von Blüher: Erlösung ist kein historischer Vorgang und ihr wird immer eine völlige Neugeburt (der Seele natürlich) vorangehen müssen (es fragt sich nur ob vor oder nach dem Tode) — diesem Satz wird wohl jeder unbedenklich zustimmen können. Interessant ist es aber, was Blüher über die Schaffung der Welt sagt; er, der die Existenz des vom Christentum vorausgesetzten Gottes leugnet, gibt doch zu, daß sie, wenn auch nicht von diesem Gott, so doch von einem Geist geschaffen sei, den die Gnosis Demiurgos nannte — (Anatole France läßt z. B. in seinem Roman „Aufruhr der Engel" diese sich gegen den Weltschöpfer, den Demiurgos, empören) — und der nichts als ein Dilettant war, der mit den letzten Dingen spielte und natürlich auch nur ein Dilettantenwerk geschaffen hat. Bei dieser Auffassung kann es auch nicht wundernehmen, daß Blüher resigniert feststellt, wie wenig wirklich echte Heiden es noch in Europa gäbe. „Wie armselig ist doch die Erde geworden, seit man den einigen Jahwe darübergelegt hat", sagt — nicht Blüher, sondern Alarich, der moderne Heide. Nichts Schöneres könnte ich mir denken, als wenn, was Blüher heute als höchste Ziele aufzeigt, zur Wirklichkeit geworden sein wird, doch: dieses bei lebendigem Leibe ins Paradieswollen, es scheint mir reichlich utopisch, ebenso phantastisch wie jenes Alarich emphatischer Ausruf: „Oh, wenn einmal die Erde zur Gartengemeinschaft weniger Millionen seelenvoll erzogener Wesen geworden sein wird; sie würde zum Paradies! Vielleicht haben jene Menschen doch nicht den schlechtesten Teil erwählt, die sich, wie Romain Rollands "Johann Christof" von der Stimme ihres Gottes oder ihres Gewissens leiten lassen, die spricht: „Gehet hin und sterbet, die ihr sterben müßt! Gehet hin und leidet, die ihr leiden müßt! Man lebt nicht, um glücklich zu sein. Man lebt, um Mein Gesetz zu erfüllen. Leide. Stirb. Doch sei, was du sein sollst: — *ein Mensch!*" Sicherlich bleiben, wenn ihnen das letzte Stündlein schlägt, nur wenige Aufrechte, die dann sprechen können, wie Talbot bei Schiller:

„Der Erde gebe ich, der ewigen Sonne die Atome wieder
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt!".

Breslau. Wilh. Meridies.

Paul Herrmann: Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen. Otto Salle, Berlin 1919.

Derselbe: Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten. Otto Salle, Berlin 1919.

Zu den Forderungen, welche die preußische Unterrichtsbehörde an die höheren Lehranstalten stellt, gehört auch die Bekanntschaft mit der germanischen Sagenwelt, während sie von den Lehrern diejenige mit der deutschen Altertumskunde verlangt. Dazu ist naturgemäß auch Glaube und Brauch unserer Vorfahren zu rechnen, ohne daß bisher eine klare Vorstellung darüber bestand, in welcher Weise das hierher gehörige Material den Lehrern und den Schülern übermittelt werden sollte. Paul Herrmann, dem wir eine Anzahl ausgezeichneter Werke über Island sowie vorzügliche Darstellungen der deutschen und der nordischen Mythologie verdanken, unternimmt es, in der ersten der oben genannten Schriften, sich mit dieser Frage auseinanderzusetzen. Obwohl von höchster Begeisterung für den Gegenstand erfüllt, verschließt er sich doch nicht den Gefahren, die einer Behandlung der deutschen Mythologie in der Schule entgegenstehen. Sie bestehen vor allem in dem unkritischen Zusammenwerfen deutscher und nordischer Ueberlieferung, in der falschen Verwertung der Sagen und Märchen sowie in der Vereinigung beider Irrtümer. Um so notwendiger ist es, auf diese Gefahren aufmerksam zu machen und Lehrern wie Schülern einen Leitfaden an die Hand zu geben, um eine richtige und fruchtbare Verwertung des Stoffes zu ermöglichen.

In diesem Sinne legt Herrmann dar, wie er selbst den Gegenstand auf dem Gymnasium behandelt hat, und wie man es machen kann, ohne damit behaupten zu wollen, daß man es nicht auch vielleicht anders machen und damit ebenso gute Ergebnisse erzielen könne. Eine zusammenhängende Behandlung der Mythologie ist auf der Schule ausgeschlossen. Also muß man versuchen, deren Behandlung an das Lesen von Prosastücken, Gedichten und Dramen anzuschließen, die der Verfasser in stattlicher Reihe namhaft macht.

Eine Einführung in die deutsche Glaubenswelt an der Hand deutscher Gedichte und deutscher Kunst liefert der erste Teil der „Einführung in die deutsche Mythologie“. Germanischer Seelenglaube und Naturverehrung werden uns hier in anmutiger Weise auf Grund von Gedichten sowohl wie von Werken der übrigen Künste, der Malerei, Bildhauerkunst und Tonkunst vorgeführt, während im zweiten Teile die deutsche Glaubenswelt durch die sonstigen Unterrichtsfächer veranschaulicht wird. Es ist ebenso anziehend wie überraschend, zu gewahren, welche Fülle von mythologischem Stoff in den Werken unserer Dichter steckt und wie mannigfache Gelegenheit sich einem geschickten Lehrer darbietet, aus sämtlichen Unterrichtsfächern der Schule Material für die Kenntnis des deutschen Glaubens zu gewinnen. Was Herrmann in dieser Beziehung bietet, will nichts anderes als eine Anregung sein und muß als solche dankbar hingenommen werden. Seine Beispiele sind durchweg gut und treffend gewählt; seiner Kritik, die er an der bisherigen Behandlung der deutschen Mythologie übt, wird man die Zustimmung nicht versagen können. Ob aber nicht Barbarossa im Kyffhäuser mit Wodan und dem Walhallglauben doch näher zu-

sammenhängt, als Herrmann in Uebereinstimmung mit Mogk und anderen überkritischen Mythologen unserer Gegenwart dies zugestehen möchte? Die thrakische Sage von Zalmoxis, wie Herodot sie mitteilt, und die spätgriechische Sage von Kronos, der, von seinem Sohne Zeus entthront, in einer Höhle des fernen Nordens schläft, um dereinst wieder zu erwachen und mit den Toten, die inzwischen in sein Reich eingegangen sind, das goldene Zeitalter auf Erden heraufzuführen, scheint doch darauf hinzudeuten, daß wir es hier mit einem uralten Mythos zu tun haben, der im nordischen Walhallglauben und der deutschen Kyffhäusersage nur eine verschiedenartige Ausgestaltung erfahren hat.

Karlsruhe. Prof. Dr. Arthur Drews.

Literatur

J. A. Sauter: Mein Indien. K. F. Koehler, Leipzig 1921.

Es war in Wakefield. Ueber zwei Jahre saßen wir schon in englischer Gefangenschaft. Da kam zu uns ein neuer Gast, ein deutscher Professor der Universität Kalkutta. Schnell gewann er unsere Herzen. Er wußte von Land und Leuten, Freunden und Fahrten jenes geheimnisvollen Landes zu plaudern. Er erzählte $1^1/_2$ Stunden ohne Unterbrechung. Wir saßen still wie die Kinder, denen die Mutter Märchen erzählt. Die Tropennacht spannte ihr Sammetzelt über uns, die Palmenbäume und die gewaltigen Banganen schauerten auf in der unendlichen Stille, Lichter glommen in der Ferne und aus dem Dunkel klagte ein einsames Weib um den toten Gatten. Bild folgte auf Bild. Wir traten in die streng verschlossenen Heiligtümer der heiligen Stadt. Blutgeruch umdunstete uns, Hitze und namenloses Gedränge quälte, seltsame Gestalten übten uralten Ritus. Wir traten in die Häuser und Hütten, lebten mit den Bettlern auf den unendlichen Straßen, standen am heiligen Flusse, badeten in seinen gelben Wassern. Und stets aufs neue führte uns seine leise, eindringliche Stimme hinaus in den Dschungel, durch Dörfer voll ausgelassener nächtlicher Hochzeitsfreude, durch Dörfer, in denen Elend und Aberglaube ihr tristes Werk trieben, durch Dörfer, die Hunger und Pest verödet hatten. Andere Stunden nahmen uns zu indischen Fürstenhöfen, zur herrlichen Palmenküste von Malabar, hinauf in die Schneeeinsamkeit des ungeheuren Gebirges.

Wir bestürmten ihn, diese Plaudereien aufzuschreiben und später für uns drucken zu lassen. Doch er meinte, geschrieben und gedruckt sei ein ander Ding wie erzählt. Er fühle sich im deutschen Schriftausdruck nicht sicher genug, denn vom Buch erwarte männiglich mehr als ‚ein armer Mann, wie Hamlet sei', zu geben vermöge. Nun liegen diese Plaudereien aus englischem Gefangenlager doch in einem schönen Druckbande vor mir. Und für sich gelesen oder vorgelesen in engerem Kreise bewähren sie aufs neue ihre Zauberkraft lebendig schlichten Wortes. Was diese 260 Seiten geben, ist gewiß auch nur ein Stück Indien, Indien, das mehr als ein Land, das ein Erdteil ist, aber durch sie schwingt vernehmlich eine Liebe, die das Ganze, Land und Volk, Gestalt und Schicksal umfaßt und uns mitempfinden läßt. Dr. Kurt Busse.

Emil Utitz, Professor an der Universität Rostock, Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. 1. Band mit 12 Bildtafeln 1914. VIII und 308 Seiten. 2. Band mit 12 Bildtafeln 1920. VIII u. 438 Seiten. Verlag Ferdinand Enke in Stuttgart.

Wohl kein Zusammenhang in der geistiggeschichtlichen Welt zeigt eine größere Geschlossenheit und einen folgerichtigeren Aufbau als derjenige der Wissenschaften. Und es ist ein gültiger Ausweis über den Wert einer wissenschaftlichen Leistung, daß sie in diesem Zusammenhang eine innerlich notwendige und sachlich gebotene Stellung einnimmt, daß sie sich der Einheit der wissenschaftlichen Arbeit einordnet, und daß ihre eigene Bedeutung nicht ohne die Beziehung zu dieser Einheit gedacht werden kann. Das vorliegende große Werk von Utitz steht in einleuchtender Weise innerhalb der historischen und systematischen Entwicklung der in ihm behandelten Disziplin, und es muß, um das gleich zu Beginn dieses Berichtes zu betonen, als ein außerordentlich gediegener, formal wie inhaltlich gleich vortrefflicher Ausbau derselben anerkannt werden.

Das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft, das zunächst dem an Kant geschulten Konrad Fiedler aufgegangen war, dann durch Spitzer, vor allem aber durch Max Dessoir die bedeutungsvollste Behandlung erfahren hatte, ergibt sich, wie Utitz in ausgezeichneten Aufklärungen darlegt, aus folgender Ueberlegung. Je mehr sich unser Blick für die gewaltige Verwickeltheit sowohl in den Voraussetzungen als in der Struktur des Kunstwerkes geschärft hatte, je größer die Fülle von Bestimmungen und Kategorien wurde, die für eine wirklich umfassende Durchdringung und Erkenntnis desselben erforderlich ist, um so klarer ward die Einsicht, daß diejenige Disziplin, der bis dahin die begriffliche Erfassung der Kunst anvertraut gewesen war, außerstande sei, von sich aus der neuen Einstellung zur Welt der Kunst zu genügen. Denn diese „Aesthetik“ war durch Gewohnheit und Tradition und durch die von ihr fast ausschließlich berücksichtigte klassische Kunst in der Hauptsache auf den Begriff des „Schönen“ festgelegt; dieser gab den nahezu uneingeschränkt herrschenden Gesichtspunkt für alle „ästhetischen“ Betrachtungen und Forschungen ab, und sein Vorwiegen bedingte es, daß man an dem Kunstwerk vor allem nur die eine Seite der Schönheit beachtete und hervorhob. So ward im Laufe der Zeit die Aesthetik geradezu zur Lehre vom Schönen, genauer gesprochen: zur Wissenschaft von den für die Gestaltung des Schönen maßgebenden Prinzipien. Mag diese Identifikation zu Recht bestehen oder nicht: man muß jedenfalls mit ihr rechnen. Man muß im Auge behalten, daß, wenn und wann und wo von Aesthetik die Rede ist, dann die Kunst nur von dem Gesichtspunkt aus, daß sie „Schönes“ verkörpere, verstanden und gewürdigt zu werden pflegt. Wo jedoch bleibt die Berücksichtigung aller jener zahlreichen Faktoren und Bildungsgesetzlichkeiten, die, ohne sich unter den Begriff des Schönen zusammenfassen zu lassen, dennoch für das „Sein“ des Kunstwerkes unerläßlich sind? Z. B. die kulturgeschichtlichen und individuellen, die intellektuellen, moralischen und religiösen, ferner die einfach erlebnismäßigen, noch jeder bestimmten Qualität entbehrenden seelischen Bedingungen. Da müssen

die allgemeinen geistigen Tendenzen einer Zeit, die auf ihre Kunstgestaltung einwirken, es müssen die menschlichen und persönlichen Begabungen und Verhaltungsweisen, es muß das künstlerische Wollen und die einer Generation oder einer einzelnen Persönlichkeit eigentümliche Stimmung und Gesinnung, es müssen die Besonderheiten des Materials studiert und für das Gesamtverständnis der Kunst fruchtbar gemacht werden, und was an derartigen Faktoren noch sonst in Betracht kommen mag.

Damit ist in allgemeinsten Zügen der Aufgabenkreis einer Wissenschaft, eben der allgemeinen Kunstwissenschaft, umschrieben, die, was für eine Wissenschaft unentbehrlich ist, in einheitlicher Methode sämtliche Bedingungen, die ästhetischen sowohl als die „außerästhetischen", für die Gesamtheit der künstlerischen Wirklichkeit zu entwickeln und genauer zu kennzeichnen hat. Wenn nun aber von dieser verhältnismäßig recht jungen Wissenschaft alle „unerläßlichen Voraussetzungen künstlerischer Gegenständlichkeit" erfaßt und dargestellt werden sollen, so ist ein klares und gesichertes Vorgehen nur möglich, wenn man an die Spitze aller Einzeluntersuchungen eine Besinnung stellt, die sich unmittelbar auf das Wesen der Kunst bezieht. Denn man muß doch aus dem unermeßlichen Bestand und Gewimmel von Gesetzen, Tendenzen, Kräften, Intentionen eben diejenigen herausheben, die in ihrem Zusammenwirken gerade die künstlerische Welt ermöglichen. Und das ist nur erreichbar, wenn man eine Begriffsbestimmung der Kunst zugrunde legt. In eingehenden Darlegungen, die einen Hauptteil seines Werkes ausmachen, entwickelt und begründet Utitz den Gedanken, daß Kunst diejenige Formung und Gestaltung bedeute, deren Zweck die Erzeugung eines Gefühlserlebens sei. Mit sicherem Griff fragt also der Verfasser nicht etwa, wodurch die Güte eines Kunstwerkes gegeben sei, oder worauf die Wichtigkeit der Kunst für die Entwicklung der geschichtlich-gesellschaftlichen Kultur beruht, sondern: was macht das Kunstsein überhaupt möglich? Und er antwortet: „Kunst ist Gestaltung auf ein Gefühlserleben, derart daß der Sinn der Gestaltung im Gefühlserleben sich erschließt" (II, 4).

Diese Begriffsbestimmung weist mindestens zwei Vorzüge auf. Erstens den, daß sie den Forderungen der Klarheit und begrifflichen Strenge gerecht wird, denen sonst in kunstwissenschaftlichen Büchern nicht immer in dem erforderlichen Ausmaße entsprochen wird. Logische Durchbildung scheint nicht zu den regelmäßigen Ausstattungen unserer Kunstwissenschaftler zu gehören. Daß aber in dem Werk von Utitz ein philosophischer Fachmann bei der Arbeit ist, spürt man in jeder Zeile in der erfreulichsten Weise. Der zweite Vorzug besteht darin, daß jene Definition nicht etwa auf die Kunstgestaltung einer bestimmten Zeit oder einer bestimmten künstlerischen Richtung und Schule zugeschnitten oder beschränkt ist, sondern trotz aller ihrer Prägung der ungeheueren Vielheit und Bewegtheit der künstlerischen Absichten und Betätigungen, d. h. dem Gesamtbestande der Kunst gerecht wird. Sie kennzeichnet und bemeistert in umfassender Form das weitgespannte, über das „Schöne" weit hinausreichende Gebiet der Kunst, so daß auch sie die innige Beziehung zum Ausdruck bringt, die Utitz zum Reich der Kunst hat. Sie macht es ohne weiteres ersichtlich, „warum Denkmale, patriotische Lyrik, soziale Romane, Architektur usw. zur Kunst gehören, sie tun dies insoweit und da-

durch, daß infolge der Art ihrer Darstellung uns ein Gefühlserleben zuteil wird, in dem eingebettet wir die verschiedenen Werte erfassen" (I, 65). Damit entscheidet sich auch die oft aufgeworfene und in dem verschiedensten Sinne behandelte Frage, ob die sogenannte „Tendenzkunst" noch als Kunst gelten könne, oder ob ihr dieser Wertcharakter nicht darum abzusprechen sei, weil sie „außerkünstlerische" Absichten in die Sphäre der Kunst hineintrage. Das Moment der Tendenz liefert aber gar nicht die Entscheidung, sondern nur die Gestaltung der Tendenz, d. h. die Leistung. „Nicht die Tendenz vernichtet den Kunstcharakter, sondern lediglich die ungestaltete, die nicht in Darstellung umgesetzte Tendenz" (I, 65). Allerdings ist nun, was auch unser Verfasser ohne weiteres zugeben wird, die Eigentümlichkeit dieses „Gefühls" noch genauer zu untersuchen. Wertvolle Beiträge dafür bieten vor allem im 1. Band das 3. Kapitel: „Das ästhetische Erleben" und das 4. Kapitel „Naturgenuß und Kunstgenuß", ferner im 2. Bande das durch Benutzung zahlreicher psychologischer, psychographischer, biographischer und pathologischer Auskünfte bereicherte 2. Kapitel: „Der Künstler". Sehr beachtenswert ist dabei die umsichtige Ausschaltung aller jener anthropologischen und subjektiven Züge, die wohl in dem Künstler, sofern er ein naturwissenschaftlich-biologisches Wesen ist, wirksam sind, die aber für seine im besonderen Sinne künstlerische Arbeit ohne schöpferischen Belang sind. Denn was vor allem bei einer Untersuchung des Wesens des Künstlers in Betracht zu ziehen ist, das ist nicht das Physiologische und Psychologische, was er in größerem oder geringerem Umfange mit Vielen aus der Gattung Mensch gemeinsam hat, sondern das, was ihn nun gerade zu seiner künstlerischen Leistung befähigt. Und das ist stets die Kraft zum gefühlswirksamen und objektivierenden Gestalten (II, 255).

Ueberblickt man den Umfang und die Struktur derjenigen Probleme, die Utitz als charakteristisch für die allgemeine Kunstwissenschaft aufstellt, dann leuchtet die Notwendigkeit einer solchen Wissenschaft dem, der sehen will und sehen kann, zwingend ein. Viel bleibt auf diesem Felde noch zu tun. Sehr viel aber hat nach dem Vorgang des mit Recht und Dankbarkeit oft erwähnten Konrad Fiedler, dann Spitzers und Dessoirs für diese erst in der Bildung begriffene Wissenschaft, zu deren eigentlichen Begründern kein Anderer als Kant gehört, nun eben Emil Utitz getan. Was die Wissenschaft ihm verdankt, das ist — in allgemeinster Formulierung gesprochen — eine bedeutungsvolle Erweiterung des Systems der Erkenntnis. Vorgenommen aber hat er diese Erweiterung ganz im kantisch-kritischen Geiste, d. h. in jener sauberen Methodik und Technik, die die „Grundlegung" eines Erkenntnisgebietes dadurch bewerkstelligt, daß sie die dieses Gebiet bedingenden Voraussetzungen und Gesetzlichkeiten ans Licht rückt. Denn das heißt ja kritisch denken, daß man die philosophische Begründung einer bestimmten Tatsachengruppe durch die Aufweisung derjenigen Formen leistet, durch die jene Tatsachengruppe, in unserem Falle diejenige der Kunst, ihre objektive und gesetzliche Konstituierung findet.

Berlin. Professor Dr. Arthur Liebert.

Casimir von Chledowski, Neapolitanische Kulturbilder. XIV. bis XVIII. Jahrhundert. 2. Auflage mit 43 Abbildungen. Bruno Cassirer, Berlin 1920.

Wenn man bedenkt, wieviel ungezählte Bücher über Italien, das Land, seine Kultur und Kunst geschrieben worden sind, nimmt es fast Wunder, wie rar die Literatur über Neapel ist. Noch vor fünfzehn Jahren besaßen wir außer der Geschichte der Carafa von Neumont fast nichts Ernsthaftes über dies Gebiet. Schreiber dieser Zeilen hatte dies sehr zu fühlen, als er 1909 in den „Stätten der Kultur" (Leipzig bei Klinckhardt und Biermann) den Band „Neapel" veröffentlichte. Sogar die Kunstgeschichte versagte. Wenige Jahre später kam endlich Rolfs „Geschichte der neapolitanischen Malerei" heraus und führte in eine fast unbekannte Welt. Dies sei vorausgeschickt, um schon dadurch allein zu ermessen, wie wertvoll der neue Band von Chledowski ist, der sich würdig seinen so bekannten Werken über die Kultur Ferraras, Sienas, Roms anschließt. Ganz so geschlossen als abgerundetes Kulturbild ist zwar der neapolitanische Band nicht. Das liegt aber in der Materie, in der Geschichte dieses immer neuer Fremdherrschaft sprunghaft ausgelieferten Landes. Chledowski trägt hier mit größter Sachkenntnis eine Fülle fast unbekannten und außerordentlich fesselnden Materials zusammen. Das Buch liest sich fast wie ein spannender Roman, besser gesagt, wie eine hochinteressante Memoirensammlung aus den mannigfaltigsten Epochen von den mittelalterlichen Zeiten der Anjous, über die Glanzepoche der Aragonier und der Renaissance bis in die Herrschaft der Bourbonen. Nirgendwo in der aus- und inländischen Literatur ist eine derartige Stoffülle über dies vernachlässigte Gebiet zu finden. Das Buch ist jedem Italienkenner, jedem, der die Historie besonders des Mittelalters studiert, ganz unentbehrlich, zumal ein starkes Literaturverzeichnis die einzelnen Quellen nennt. Der Name des Verfassers bürgt für einen glänzenden Stil und eine geistvolle Durchdringung seines Themas. Auch die Uebersetzung von Stefanie Strizek liest sich glatt und gut. — Notwendig ist durchaus ein Wort über das Aeußere der Publikation. Der Verlag hat das Werk nicht nur für heutige Verhältnisse wahrhaft prachtvoll ausgestattet. Die 43 Vollillustrationen sind wundervoll. Druck, Papier, Einband geschmackvoll, das Ganze ein pompöses Werk, das eine wirkliche und sehr notwendige Bereicherung unserer kulturgeschichtlichen Literatur bedeutet.

München. Dr. Thassilo von Scheffer.

Strategie

Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront. Von General der Infanterie a. D. von Zwehl. Mit 2 Skizzen im Text. Mittler & Sohn, Berlin 1921.

Der Verlauf der Kämpfe vom Beginn unserer Offensive beiderseits Reims am 15. Juli 1918 bis Ende August wird in der vorliegenden vortrefflichen Schrift in knapper und klarer Weise geschildert. Freilich kann zur Zeit das letzte Wort über den Verlauf unserer Offensive noch nicht gesprochen werden, solange die Verhältnisse auch

auf der feindlichen Seite noch nicht klargelegt sind. Trotzdem ist es erwünscht, wenn von berufener Stelle die Ergebnisse der bisherigen Forschung so anschaulich dargestellt und durch maßvolle Kritik beleuchtet werden, wie es in der vorliegenden Schrift geschehen ist. Daß wir im Frühjahr 1918 mit Recht die Offensive ergriffen haben und daß sie uns hart ans Ziel führte, wird auch von unseren Gegnern anerkannt. Die vom General von Zwehl berührten strittigen Fragen beziehen sich darauf, ob die Angriffe nicht zu lange weitergeführt wurden, nachdem sie nur noch geringe Aussicht auf Gelingen hatten, und ob nicht aus dem Osten weitere Kräfte, wenn auch nicht zum Kampf, so doch zum Bau von rückwärtigen Stellungen hätten herangezogen werden können. In bezug auf die erstere Frage wird man dem General v. Zwehl beistimmen. Durch rechtzeitigen Abmarsch in rückwärtige Stellungen konnte man einem Zusammenbruch vorbeugen. Zur Beantwortung der letzteren Frage fehlt es zur Zeit an genauen Unterlagen. General d. Inf. von Kuhl.

„Graf Schlieffen und der Weltkrieg" von Oberstleutnant Wolfgang Foerster. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1921.

Der als Militärschriftsteller bereits bekannte Verfasser hat sich die interessante Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob im Weltkriege „die deutsche militärische Führung der operativen Grundanschauungen ihres großen Lehrmeisters aus der Friedenszeit treu geblieben ist". Von den Aufmarschplänen des Grafen Schlieffen und seinen in Kriegsspielen und Generalstabsreisen dargelegten Lehren ausgehend, glaubt er die Frage für die beiden ersten Kriegsjahre verneinen zu müssen. In geistvoller Weise wird die glänzende Persönlichkeit des Grafen Schlieffen geschildert und ihr eine streng sachliche Charakteristik seines Nachfolgers gegenüber gestellt, der, unter schwerer Krankheit und seelischen Erschütterungen leidend, „nicht genug an seinen Stern glaubte" und an dessen Seite leider „Ludendorffs Feuerseele" gefehlt hat: So konnte es geschehen, daß gleich zu Anfang des Krieges von der Grundlage des Schlieffenschen Operationsplanes abgewichen wurde, und daß die Oberste Heeresleitung, mangelhaft unterrichtet, sich sehr bald ihrer Führerrechte begab und den Armeeführern zu viel Freiheit ließ. Besonders unheilvoll kam dies in der Marneschlacht zum Ausdruck, wo sie, anstatt der ungünstigen und irrigen Auffassung Bülows entgenzutreten, sich leider ihr anschloß und so den fast schon errungenen Sieg aus der Hand gab.

Während der erste Teil der Studie der kritischen Betrachtung der deutschen Westoffensive bis zur Marneschlacht gewidmet ist, behandelt Teil 2 die Ostoffensive 1915 in Galizien und Rußland und die Heerführung Falkenhayns. Hier untersucht Foerster zunächst die Frage, ob das Jahr 1915 zu einer entscheidenden Wendung des Krieges hätte führen können, und kommt zu dem Ergebnis, daß seit dem Winter 1914/15 der Schwerpunkt des Krieges im Osten gelegen habe. Im Gegensatz hierzu habe Falkenhayn den Osten auch weiter als Nebenkriegsschauplatz betrachtet, hier — wie auch sonst meist — auf große operative Ziele verzichtet und sich mit Teilerfolgen begnügt. Zwar wurde die Operation in Galizien im Mai 1915 noch in

Schlieffenschem Geiste eingeleitet, aber nicht mehr bis zu Ende durchgeführt. Von Anfang an machte sich im Osten der Gegensatz der Anschauungen Falkenhayns auf der einen Seite und Hindenburgs und Conrads auf der anderen hemmend und störend fühlbar. Die grundsätzlichen Verschiedenheiten in der Auffassung, wohin das Schwergewicht des Krieges zu verlegen sei, bildeten den Ausgangspunkt zu bisweilen recht scharfen Erörterungen, nicht immer zum Vorteil der Sache. Hindenburg und Ludendorff sahen in der Schlieffenschen Vernichtungsstrategie ihr Vorbild. Die zu ihrer Anwendung notwendigen Streitkräfte wurden ihnen aber entweder verweigert oder nur in ungenügender Stärke und verspätet zugeführt. So kam es, daß schon den Novemberkämpfen bei Lodz der erstrebte große Erfolg versagt blieb. Falkenhayn war ein „Vertreter der Kriegführung mit beschränkten Zielen." Deshalb verweigerte die Oberste Heeresleitung im Sommer 1915 ihre Zustimmung zu der von Hindenburg vorgeschlagenen Operation nördlich des Niemen in den Rücken der aus Polen zurückgehenden Russenheere und begnügte sich mit einem Vorstoß über den unteren Narew. Auch eine Berufung Hindenburgs an den Kaiser war ohne Erfolg geblieben.

Foerster führt nun aus, daß nach einer Verstärkung des deutschen Nordflügels nach dem Falle von Warschau eine große operative Umfassung im Norden über Wilna, im Süden östlich des Bug, wie sie auch Mackensen und sein Generalstabschef v. Seeckt vorgeschlagen hatten, zu einem Cannä, weit größer als Tannenberg, hätte führen, mindestens die Russen aber auf lange Zeit als Gegner hätte ausschalten können. Damit wären dann schon im Winter 1915 16 gewaltige Kräfte für den Westen frei geworden und auch die an Bodenschätzen reiche Ukraine den Verbündeten erschlossen gewesen. Man darf wohl hinzufügen, daß dadurch vielleicht auch die Friedenssehnsucht des Zaren eine festere Gestalt erhalten haben würde. Durch Verhinderung dieser Schlieffens Geist atmenden Operation habe Falkenhayn nur einen halben Erfolg erzielt. „Statt Kiew wählte er Verdun."

Der jetzt erschienene und die interessante Studie abschließende dritte Teil behandelt zunächst den Feldzug in Serbien, der noch im Sinne der Schlieffenschen Vernichtungsstrategie geführt worden sei. Bei Beurteilung der Lage um die Jahreswende 1915/16 vertritt der Verfasser den Standpunkt, daß zuerst mit Rußland hätte abgerechnet werden müssen, um danach einen entscheidenden Schlag an der Westfront zu führen. Dazu war es nötig, Rumänien vor die Entscheidung: Krieg oder Bündnis zu stellen. Immer mehr machte sich damals die verschiedene Auffassung über den Mehrfrontenkrieg zwischen Falkenhayn und Ludendorff/Conrad geltend.

Auf Grund aktenmäßiger und bisher kaum erschlossener Quellen folgt sodann eine Schilderung des Angriffs auf Verdun, dieses „der Gedankenwelt des Grafen Schlieffen völlig fremden Unternehmens", das mißlang, weil ihm ausreichende Reserven fehlten. In einem besonderen Kapitel wird Ludendorff als Feldherr und Erbe des Schlieffenschen Geistes gezeichnet, dessen Führung „frei von jeder Methode" war. Die letzten Abschnitte des Werkes geben eine klare und eindrucksvolle Schilderung des Verlaufes der großen Frühjahrsoffensive 1918 in Frankreich, die ganz in Schlieffens Sinne den

operativen Durchbruch sich zum Ziel gesetzt hatte, aber aus Mangel an Kräften nicht erreichte.

Am Schlusse zeigt Foerster zusammenfassend noch einmal, wie der Schlieffensche Vernichtungsgedanke, gleich von Anfang an von der Obersten Heeresleitung verwässert und verkümmert, erst durch Hindenburg und Ludendorff wieder aufgenommen und „unter unendlich gesteigerten Schwierigkeiten seiner Vollendung nahe gebracht" wurde. Seine volle operative Verwirklichung mußte leider an dem Mangel an Kräften scheitern.

Die lichtvolle Studie mit ihrer klaren Beweisführung und ihrer auch dem Laien verständlichen Darstellung wird sicher auch außerhalb der militärischen Welt viele Freunde finden. Aus zum Teil noch unerschlossenen Quellen und von der Familie des Grafen Schlieffen zur Verfügung gestelltem Material schöpfend, wird das Werk, das mit vortrefflichem Kartenmaterial ausgestattet ist, aber auch in der kriegsgeschichtlichen Literatur den verdienten Platz finden.

Generalmajor a. D. Brose.

Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. — Heft 1: Antwerpen 1914. Bearbeitet von Erich v. Tschischwitz. Heft 2: Die Kämpfe um Baranowitschi, Sommer 1916. Bearbeitet von Walther Vogel. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. und Berlin, 1921.

Noch während des Weltkrieges begann im Verlage von Gerhard Stalling eine Sammlung von Einzelschriften unter dem Obertitel „Der große Krieg in Einzeldarstellungen, unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres" zu erscheinen. Der Generalstab selbst gab dieser Schriftenfolge ein Geleitwort auf den Weg, in dem er betonte, daß die einzelnen Bändchen noch nicht eine amtliche, in erster Linie für die Wissenschaft bestimmte Geschichte des Krieges darstellten, sondern daß sie ausschließlich für das deutsche Volk als den Träger des großen Krieges bestimmt seien. Die Verfasser waren durchweg Offiziere, die in den höheren Stäben die Kämpfe mitgemacht hatten. Im ganzen sind 14 Hefte der Sammlung erschienen, 5 der Westfront, 9 der Ostfront geltend.

Der deutsche Generalstab hat infolge des Friedens von Versailles zu bestehen aufgehört, und damit war auch diesem in seinem Auftrage erscheinenden Sammelwerke das Todesurteil gesprochen. Der Generalstab hat sich schon vor dem Kriege neben seinen rein militärischen Aufgaben stets die Pflege der Kriegsgeschichte angelegen sein lassen; ich erinnere nur an das verbreitete Werk über den Krieg von 1870 und die vielleicht weniger bekannte, wissenschaftlich aber höher stehende Darstellung der Kämpfe Friedrichs des Großen. Ihm wäre, wenn er heute noch bestünde, in der Darstellung des Weltkrieges eine neue, ebenso große wie lohnende Aufgabe erwachsen, auf die er sich durch systematische Sammlung der Kriegsakten bereits vorbereitet hat. Diese Kriegsakten, die zu wahren Bergen angewachsen waren, standen nun verwaist, als der Generalstab seine Pforten schließen mußte.

Die Notwendigkeit, sie sachgemäß zu verwalten, hat zur Gründung des Reichsarchivs geführt, in das sie überführt worden sind.

Das Deutsche Reich hat bisher eine eigene Archivverwaltung nicht besessen. Seine Behörden hatten ihre Akten bislang noch in ihren eigenen Diensträumen verwahrt. Es hatte sich aber schon vor dem Kriege das unabweisliche Bedürfnis herausgestellt, auch für die großen Reichsämter und ihre rasch wachsenden Aktenmassen eine archivalische Zentrale zu schaffen. Da nun seit der Revolution die deutsche Heeresverwaltung auf das Reich übergegangen ist, wodurch diesem die Verwahrung der Akten des Heeres gleichfalls zur Aufgabe gesetzt wurde, durfte mit der Errichtung des Reichsarchivs nicht länger gezögert werden.

Jeder Archivverwaltung liegt nicht nur die Pflicht ob, die ihr anvertrauten Akten zu verwahren, ordnungsmäßig aufzustellen und sie für Zwecke der Verwaltung und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen; sie ist vielmehr über ihre eigentlichen archivalischen Aufgaben hinaus verpflichtet, selbst an der wissenschaftlichen Ausbeutung ihrer Schätze mitzuarbeiten. Dadurch sind auch dem jungen Reichsarchiv seine Aufgaben gesetzt. Werden später einmal andere Behörden, namentlich das Reichsamt des Innern, ihre zurückgelegten Akten dorthin überführt haben, so werden sich dessen Aufgaben sehr verschiedenartig gestalten; vor der Hand, wo nur Kriegsakten an das neue Zentralarchiv abgeliefert sind, darf dieses seine wissenschaftliche Tätigkeit vornehmlich darauf einstellen, dem deutschen Volke eine auf den Quellen aufgebaute Geschichte der Leistungen zu schenken, die es im Kriege der Jahre 1914—1918 gegen eine Welt in Waffen vollbracht hat. Tatsächlich gehört auch die Herausgabe einer vielbändigen Geschichte des Weltkrieges zu den vornehmlichsten Zielen, die das Reichsarchiv sich gesetzt hat. Es war aber erwünscht, daß für kleinere, leicht aktenmäßig übersehbare Ausschnitte aus dem Kriege schon jetzt das Material des Reichsarchivs nutzbar gemacht wurde. Was lag da näher, als an die steckengebliebene Sammlung „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ anzuknüpfen. Wie damals der Generalstab des Feldheeres, so hat diesmal bei der Fortsetzung des Unternehmens der Präsident des Reichsarchivs das Vorwort geschrieben.

Mußte in den Bändchen der früheren Sammlung, soweit sie noch während des Krieges herausgekommen sind, die Darstellung gelegentlich noch unter dem Zwange stehen, etwas aus militärischen Gründen geheimzuhalten, so fallen solche Rücksichten für die neue Schriftenreihe, die „Schlachten des Weltkrieges“, fort. Zwei Hefte des neuen Unternehmens liegen einstweilen vor, Westfront und Ostfront sind in je einer Darstellung vertreten. Sie erlauben dem Leser, sich ein Bild von der Unternehmung zu machen und festzustellen, wieweit dieselbe sich von der früheren unterscheidet. Da fallen namentlich die in Tiefdruck hergestellten, eingeschalteten Bildertafeln auf, die sehr wesentlich zum Verständnis der Darstellung beitragen. Besser als Worte zeigt ein Lichtbild die vernichtende Wirkung unserer Artillerie gegen die Forts der belgischen Festung oder gegen die russischen Feldstellungen. Mit Karten und Skizzen ist nicht gespart, und dieselben sind, obwohl nur in Schwarzdruck, doch klar und anschaulich; nur hätte überall auch der Maßstab in Zahlen angegeben werden sollen.

Die Geschichte des Krieges in ihren großen Zügen darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wenngleich man nach dieser Richtung oft eigentümliche Erfahrungen macht: wir haben eben leider seit den denkwürdigen Schlachten so viel Ungeheuerliches in Deutschland erlebt, daß Manchem die Ereignisse der Kriegsjahre fast aus dem Gedächtnis geschwunden sind. Trotzdem konnte es natürlich nicht Aufgabe der Einzeldarstellungen sein, die dort geschilderten Teilhandlungen jedesmal mit einer breit angelegten Erzählung der Gesamtgeschehnisse, in die sie sich fügen, zu umrahmen. Statt dessen war es aber zweckmäßig, eine historisch-geographische Einleitung, die sich auf den Sonderkriegsschauplatz bezieht, zu geben; und den Ansatz dazu macht auch Oberst von Tschischwitz, indem er einen ganz kurzen, mir will scheinen zu knappen Ueberblick über die kriegsgeschichtliche Bedeutung von Antwerpen gibt; im Wesentlichen spricht er doch nur von der durch Schillers Darstellung berühmt gewordenen Belagerung der Stadt durch die Spanier unter Alexander Farnese (1584—1585). Sein eigentliches Thema, die Belagerung von 1914, eignet sich ganz besonders zur monographischen Behandlung, da es sich hier um eine zeitlich und örtlich eng umgrenzte Episode handelt, die sich getrennt von den sonstigen Kriegsereignissen abgespielt hat. Die Eroberung der Festung, die sich nicht in der üblichen Form einer langwierigen Belagerung vollzog, sondern die durch gewaltsamen Angriff erzwungen wurde, ist musterhaft klar geschildert. Die Leistungen der schwachen Angriffstruppen, unter denen sich keine aktiven Infanterie-Verbände befanden, sind erstaunlich gewesen. Die Gründe, aus denen es leider nicht gelang, die belgische Feldarmee in der Festung zu fangen, werden offen dargelegt; gerade hier zeigt sich das Bestreben, nichts zu beschönigen, sondern unretouchierte Wirklichkeitsbilder zu bieten, in hellem Lichte.

Major Vogel, der Bearbeiter der Sommerschlachten um Baranowitschi 1916, hatte kein so scharf abgegrenztes Thema. Hier handelt es sich um einen Ausschnitt aus der langen Ostfront und um Kämpfe, die in engstem Zusammenhange stehen mit den weiter südlich an derselben Front sich gleichzeitig abspielenden Großangriffen Brussilows. Als Einleitung wird hier nach einer ganz kurzen Uebersicht über die bisherige Tätigkeit des Landwehrkorps Woyrsch, das die Hauptlast der Abwehrkämpfe bei Baranowitschi trug, eine Schilderung des dortigen Geländes mit seinen Sümpfen im Süden, seinen Hügeln weiter nördlich geboten. Namentlich ein Gedanke drängt sich beim Lesen dieser Ostschlachten im Juni und Juli 1916 auf: es muß für unsere Heeresleitungen damals eine wahre Sisyphusarbeit gewesen sein, immer wieder aus den dünnbesetzten deutschen Abschnitten der Ostfront Truppen herauszuziehen, um brüchig werdende oder einstürzende österreichische Abschnitte zu stützen oder neu aufzubauen. Die deutschen Linien mußten schließlich die schwersten Massenangriffe abwehren, ohne irgendwelche nennenswerten Reserven hinter sich zu haben; die deutsche Ostfront glich wirklich, wie das damals eine englische Zeitung schrieb, eher einer chinesischen Mauer, als einem tiefgegliederten Verteidigungssystem, und dennoch hielt sie nicht nur, sondern war eben auch noch in der Lage, fortwährend österreichische Abschnitte mit zu übernehmen.

Der Fortschritt gegenüber dem früheren Unternehmen des gleichen Verlags ist unverkennbar. Abgesehen von den schon hervorgehobenen

Lichtdrucken, unter denen sich auch vorzügliche Porträts des Eroberers von Antwerpen (v. Beseler) und des Siegers von Baranowitschi (v. Woyrsch) befinden, sind die Hauptabschnitte der Hefte mit Kopfleisten in Holzschnitt geschmückt, die offenbar für die ganze Sammlung Verwendung finden sollen. Sie sind in einem jetzt Mode gewordenen archaisierenden Stil gehalten, der nicht jedermanns Geschmack ist und der hier meines Erachtens nicht recht am Platz ist. Ich empfinde es als stilwidrig, Erzeugnisse der modernsten Kriegsindustrie, wie Flugzeuge, englische Tanks oder Dreadnoughts in gewollt altertümelnder, vergröbernder Technik darzustellen. Und zudem passen die Leisten oft absolut nicht zum Inhalt der ihnen folgenden Kapitel; was haben in dem Hefte Antwerpen deutsche Infanteristen mit Stahlhelmen, die es 1914 noch nicht gab, zu suchen? Oder englische Tanks, die erst in der Sommeschlacht 1916 auftauchten? Warum wird hier die Versenkung eines Handelsdampfers durch einen Kreuzer, oder ein nächtlicher Kampf zwischen Schlachtschiffen veranschaulicht? Doch das sind schließlich Kleinigkeiten, die dem sonstigen Inhalt des Unternehmens keinen Abbruch tun. Der Preis ist angesichts der Ausstattung angemessen. Mögen den ersten Heften bald weitere folgen!

Berlin-Steglitz. Staatsarchivar Prof. Dr. Hermann Krabbo.

Geschichte

Gottlob Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 2 Bde. 8. Aufl. Carl Krabbe Verlag, Stuttgart 1920.

Das bekannte 1908 zum ersten Male erschienene Buch des schwäbischen Historikers hat in der vorliegenden, vom März 1918 bis zum Frieden von Versailles fortgeführten Darstellung seinen vorläufigen Abschluß gefunden. Es schildert in zwei Büchern die bismarckische und die nachbismarckische Zeit, die deutsche Vormachtstellung in Europa von 1871—1890 und die „Verschiebung der (dortigen) Machtverhältnisse". Ihre erneute Stabilisierung zeigt eine veränderte Welt, der große Krieg und Versailles haben in der Tat eine geschichtliche Periode beendet.

Angesichts des gewaltigen, auch in den beiden stattlichen Bänden der neuesten Auflage doch oft nur als Skizze oder Ausschnitt dargebotenen geschichtlichen Materials der letzten fünf Jahrzehnte läßt sich der Inhalt von Egelhaafs Arbeit im einzelnen weder andeuten noch kritisch betrachten. Es wäre natürlich möglich, Ergänzungen und Korrekturen anzubringen, aus der Fülle strittiger Probleme das eine oder andere herauszuheben und mit guten Gründen anders zu beleuchten als es hier geschieht. Der größere Zeiträume zusammenfassend schildernde Historiker wird stets von der Einzelforschung berichtigt werden können. Es ist aber andererseits sein Recht, dem zweifelnden Sowohl-als-auch in gewissen Fällen mit einer frischwagenden Entscheidung zu entrinnen, um überhaupt das gesteckte größere Ziel erreichen zu können. Die Frage seiner sogenannten Objektivität ist damit gar nicht berührt. Natürlich soll jene Entscheidung nicht nach einseitigen Prinzipien erfolgen, muß sie zum mindesten „tendenzfrei" sein. Dies darf man jedoch von dem

Wesentlichen an Egelhaafs Werk sagen. Gewiß, der Verfasser bekennt sich als Royalist, aber er ist alles andere als blind gegenüber der Person des letzten Kaisers; er ist ein lebhaft national fühlender und denkender Historiker, aber er bemüht sich über den Parteien zu stehen, und nur, wer den Begriff „national“ mit Anführungsstrichen zu gebrauchen pflegt, weil ihm das natürliche Empfinden in völkischen Dingen abhanden gekommen ist, wird seine Darstellungsweise nicht vertragen.

Es war ein Wagnis, den Ereignissen der jüngsten Jahre, unter deren Wucht wir alle noch wie betäubt stehen, schon jetzt die Form der Historie zu geben; Egelhaaf hat es versucht, wobei ihm seine regelmäßig bearbeiteten „Jahresübersichten“ treffliche Dienste leisteten, und wir müssen dankbar sein, wenigstens diesen Versuch nunmehr zu besitzen. Besonders die Schilderung der Großtaten unseres Volksheeres soll ihm unvergessen sein, sollte gerade von dem Deutschland der Revolution und Niederlage trotz begreiflicher „Kriegsmüdigkeit“ die Beachtung erfahren, die sie objektiv und subjektiv verdient. Daß sonst für die Zeit seit 1914 noch manche Wünsche laut werden dürfen — die annalistische Form der Jahresübersichten schimmert bisweilen allzu sehr durch, über die „inneren Veränderungen“ namentlich des Auslandes erführe man gern mehr — ist bei dieser Pionierarbeit ohne weiteres verständlich.

Die Vorzüge des Egelhaafschen Buches, die es zu etwas in seinem Bereich Einzigem machen und neben ähnlichen Unternehmungen etwa von Hartung, Herre, Luckwaldt, Reventlow in Ehren bestehen lassen, sehe ich in der Reichhaltigkeit des mitgeteilten und verarbeiteten Materials (das Register der 8. Auflage umfaßt 74 zweispaltige Seiten!) und in der schlichten, klaren, man möchte sagen ehrlichen Art, wie es dem Leser nahegebracht wird. Der Verf. will im guten Sinne populär schreiben, hie und da klingt ein dozierender Ton stärker an und gewisse Formulierungen erinnern an den einprägsamen Aufbau eines Schul- oder Lehrbuchs, aber was etwa dadurch dem Stil und „Niveau“ verloren geht, wird durch den Gewinn an Durchsichtigkeit und Brauchbarkeit für schnelle Orientierung wettgemacht. Und wenn statt der feinen Stuckarbeit geistreicher Glossierungen häufiger die schlichten Bausteine des historischen Materials selbst geboten werden, so steigert das wiederum jene schon erwähnte Anschaulichkeit und erwirbt dem Buche streckenweise eine Art Quellencharakter. Daß die Arbeit Egelhaafs andererseits weit mehr als eine gute, aber sekundär geschöpfte Materialsammlung darstellt, indem sie durch die Darstellungsweise ihres Verfassers wie dessen Beziehungen zu manchen unterrichteten Persönlichkeiten eine persönliche Note erhält, soll zum Schluß ausdrücklich betont werden.

So sei sie denn als ein zuverlässiger Ratgeber, als ein zeithistorisches Hausbuch allen denen empfohlen, die sich von Schlagwörtern bei den Dingen selbst erholen und von der Parteiphrase an jenes Rankesche „Wie es eigentlich gewesen“ appellieren wollen. Wir begrüßen das nun vollendete Werk als einen guten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Zeitlüge, die von außen und innen — und jetzt n a c h dem verlorenen Kriege erst recht — gegen das Deutschtum sich erhebt und den Inhalt der „Neuesten Geschichte vom Frankfurter zum Versailler Frieden“ für ihre Zwecke zu fälschen sucht.

Heinrich Otto Meisner.

Kapitän Karl Spindler: Das geheimnisvolle Schiff. Die Fahrt der „Libau“ zur irischen Revolution. Erster authentischen Bericht über die Entstehung der irischen Oster-Revolution von 1916 im Zusammenhang mit Sir Roger Casement. August Scherl G. m. b. H., Berlin 1921.

Der Verfasser war mit der wichtigen Aufgabe betraut, den aufständischen Iren Munition und Waffen zu bringen und zwar sollte der Ausschiffungsort Tralee an der Westküste Irlands sein. Die ursprüngliche Absicht war, daß der Irenführer Roger Casement sich auf demselben Fahrzeug, das die Zufuhr brachte, einschiffen sollte, jedoch nahm er im letzten Augenblick davon Abstand, so daß beschlossen wurde, ihn auf einem U-boote nach Tralee zu bringen.

Ueber die gefährliche Fahrt des Munitionsschiffes, das unter norwegischer Flagge und dem Decknamen „Aud“ (ursprünglich „Libau“) die Blockade durchbrach und auch wirklich an dem Bestimmungsort anlangte, möge sich der Leser selbst aus dem Buche unterrichten. Es ist hier nicht der Platz, alle die schwierigen Lagen, in die der „Aud“ geriet, zu schildern, nur eins will ich hervorheben, nämlich die ganz ungewöhnliche Tatsache, daß die englischen Wachtschiffe, trotzdem sie über das Vorhaben unterrichtet waren, den deutschen Dampfer entweder nicht beobachtet hatten, oder ihn ganz ruhig vorbeifahren ließen.

Merkwürdig und unbegreiflich sind die Ereignisse, die sich im Hafen von Tralee abspielten. Roger Casement war nämlich kurze Zeit nach Ankunft des angeblichen Norwegers in dem U-boote angelangt, dessen Kommandant das Hilfsschiff wohl gesichtet, aber für einen Norweger gehalten hatte, da er nichts von der ganzen Unternehmung wußte. Warum Casement den Kommandanten nicht aufgeklärt, warum er nicht versucht hat, sich mit Kapitän Spindler in Verbindung zu setzen, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben. Wahrscheinlich hatte er längst, vielleicht in Deutschland schon, den Glauben an einen Erfolg der deutschen Hilfssache wie der irischen Revolution überhaupt aufgegeben. Anstatt aber seine Bedenken zu äußern und den Deutschen von der Unternehmung noch im letzten Augenblicke abzuraten, ließ er den einmal begonnenen Dingen seinen Lauf und hat dadurch eine große Schuld auf sich geladen.

Das sind allerdings nur Vermutungen, die auf dem unerklärlichen Verhalten des rührigen Iren beruhen. Abgesehen davon war aber noch ein anderer Haken dabei. Das war die diplomatische Unfähigkeit, die den schönen Plan von vornherein zuschanden gemacht hatte. Wie der Verfasser sagt, sollen, einer Meldung der Kölnischen Zeitung zufolge, dem deutschen Botschaftssekretär v. J. in der Untergrundbahn von Washington Papiere entwendet worden sein, die unsere geheimen Pläne in Irland betrafen. Vielleicht ist es so erklärlich, daß Wilson selbst nach englischen Angaben England vor der Ankunft der „Libau“ gewarnt hat.

Es wäre sehr zu begrüßen gewesen, wenn der Verfasser über diese bei der ganzen Sache doch so wichtige politische Seite etwas mehr berichtet hätte. Hoffentlich gelingt es ihm, in einer zweiten Auflage nähere Aufklärung darüber zu geben!

Günter Teßmann.

Don Carlos. Kritische Untersuchungen vom Prof. Dr. F. Rachfahl. Freiburg i. B. Verlag Julius Boltze 1921.

Die Arbeit ist im wesentlichen eine Streitschrift gegen Viktor Bibls „Tod des Don Carlos“ (Wien-Leipzig 1918), damit lebt die in den siebziger Jahren von Adolf Schmidt und Wilhelm Maurenbrecher leidenschaftlich geführte Fehde über das Schicksal des spanischen Infanten wieder auf.

Vor dem Erscheinen des Biblschen Buches war die von Maurenbrecher aufgestellte, hauptsächlich von Büdinger weiter ausgebaute und psychiatrisch begründete These vom Schwachsinn des Don Carlos zu ziemlich allgemeiner Geltung gelangt. Bibl unternahm es, sie zu widerlegen, und nahm gleichzeitig die seinerzeit von Schmidt verfochtene Anschauung wieder auf: der Fall des Don Carlos sei die typische Tragödie eines liberalen Kronprinzen (vgl. Friedrich d. Gr. und Vater), also ein Weltanschauungskonflikt.

Gegen diese letzte Auffassung wendet sich R. mit aller Entschiedenheit. Daß von einer tatsächlichen Verbindung des Madrider Dramas mit der niederländischen Freiheitsbewegung nicht die Rede sein kann, ergab sich für ihn aus den Quellenstudien zu seinem Werk über Wilhelm von Oranien. Immerhin schien eine innere Parallelität beider Vorgänge noch möglich. Auf Grund der vorliegenden Untersuchungen kommt R. aber auch zu dem Ergebnis, daß Karl weder auf politischem noch auf religiösem Gebiet irgendwie des Ketzertums verdächtig gewesen oder erschienen ist. Was der Prinz sich in diesen beiden Punkten zu schulden kommen ließ, ist nicht als der Ursprung seines düstern Schicksals anzusetzen. So weit scheint die Argumentation R.s zwingend. Der Held, der einen großen Gedanken, eine Angelegenheit der Menschheit in sich darstellt, ist damit beseitigt; die große historische Tragödie verschwindet, es bleibt die nicht minder große, rein menschliche.

Diese zu entschleiern ist dem Historiker nicht gelungen. In ihrer gröbsten Frage, ob Carl ein Schwachsinniger war oder nicht, tritt R. dem Standpunkt Bibls bei — wenigstens formal. Die in den Quellen allenthalben auftauchende Redewendung von der „Condicion“ oder „Disposicion“ des Infanten, hinter der Bibl und Vorgänger eben religiöse und politische Abweichungen wittern, interpretiert R. lediglich als Charakterdefekte. Daß aber damit, bei deren Ausmaß, nicht weit von der Schwachsinnsdiagnose abgerückt wird, liegt auf der Hand. Das von R. entworfene Charakterbild des Don Carlos behält so viele ungelöste Widersprüche, und andererseits fehlt die in diesem Zusammenhange unerläßliche eingehendere Charakterisierung des Vaters so merklich, daß das „Gesetz der Notwendigkeit“, nach dem sich R. zufolge die Tragödie entwickeln soll, nicht sichtbar wird.

Diese „menschliche“ Tragödie ist noch ungeschrieben. Etwas Hamlethaftes steigt aus dem Wirrwar der von Carlos überlieferten Züge auf, die zusammenzufassen, vielleicht einen Psychologen vom Range Shakespeares erfordern würde, sicherlich aber nur einem Dichter gelingen könnte.

Dr. Karl Rotthaus.

Otto Böhm „Verträge im Filmgewerbe, insbesondere die Filmpacht, die Filmlizenz und der Filmserienvertrag“ (Berlin und Leipzig 1919). Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. VII und 79 S. gr. 8°.

Seit Georg Cohn vor 11 Jahren seinen in der Berliner Juristischen Gesellschaft gehaltenen gedankenreichen Vortrag über Kinematographenrecht veröffentlicht hat, haben sich bei uns viele Juristen mit lichtspielrechtlichen Fragen befaßt. Insbesondere das öffentliche Lichtspielrecht ist in den letzten Jahren mit großem Eifer gepflegt worden, aber auch die urheberrechtlichen Beziehungen der Kinematographie und die Einwirkung des Rechts am eigenen Bilde hat verschiedentlich Bearbeiter gefunden, ohne aber bisher auch nur entfernt derart umfassend behandelt zu sein wie das öffentliche Lichtspielrecht. Andere privatrechtliche Materien, wie beispielsweise das Recht der Filmschauspieler, der Filmpachtvertrag usw. sind bisher überhaupt noch kaum gestreift worden trotz ihrer erheblichen praktischen Bedeutung und trotz der interessanten rechtlichen Gesichtspunkte, die sich dabei ergeben. Deshalb ist es mit Dank zu begrüßen, daß in der vorliegenden Arbeit ein Fachmann — der Verfasser ist Direktor einer Filmleihgesellschaft — mit Geschick den Versuch macht, ein bisher noch nicht in Angriff genommenes Gebiet des Lichtspielrechts zu bearbeiten.

Zutreffend kennzeichnet er den Vertrag zwischen dem sogenannten Filmverleiher und dem Kinobesitzer als Pachtvertrag, wofür ich schon vor zehn Jahren in meiner ersten lichtspielrechtlichen Arbeit in den „Annalen des deutschen Reichs“ eingetreten bin. Es handelt sich nicht um Miete, da zu der Gebrauchsüberlassung die Ueberlassung der zeitweiligen Ausübung des Vorführungsrechtes hinzukommt oder vielmehr den Hauptinhalt des Vertrages bildet. Irrig ist es allerdings, wenn Verfasser meint, dem Filmfabrikanten stehe ein ursprüngliches Urheberrecht an den in seiner Filmfabrik hergestellten Filmen zu; in Wirklichkeit besitzt er nur ein abgeleitetes Urheberrecht und infolgedessen geringere Rechte, als sie ihm im anderen Falle zustehen würden. Auf die Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Es sei nur kurz auf die Ausführungen darüber verwiesen, welche zivilrechtliche Wirkung ein Zensurverbot hat, eine Frage, die jetzt, wo wir endlich das von allen Sachkennern seit einem Jahrzehnt für notwendig erachtete Reichslichtspielgesetz haben — wenn auch nicht so, wie wir es uns gewünscht hätten — von erheblicher praktischer Bedeutung werden kann. Das Buch bedeutet einen wesentlichen Fortschritt.

Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig.

Politische Korrespondenz

Preußischer Partikularismus.

Wenn ich an dieser Stelle zu den Aufsätzen v. Belows und Kaehlers das Wort ergreife, so kann es sich nicht darum handeln, Stellung zu nehmen zu einzelnen Urteilen in dem großen Komplex wichtigster politischer Gegenwartsfragen, die die beiden Autoren abgehandelt haben. Es ist zu selbstverständlich, daß jeder von uns andere Maßstäbe an das vielgestaltige Leben politischer Dinge anlegt und so auch zu verschiedenen Wertungen im Einzelnen gelangt; denn uns unterscheidet Alter und Landschaft, politisches Herkommen und das Verhältnis zum Leben als solchem. Stimmen doch nicht einmal die beiden Verfasser unserer Aufsätze vollkommen überein, die der Wissenschaft allein und im akademischen Lehramt dienen. Im übrigen dürften unsere Leser mit dem Herausgeber sehr einig sein darin, daß wir ihnen über so schicksalsschwere Fragen, wie die des Verhältnisses von Preußen zu Deutschland, des Partikularismus und der anderen uns politisch hemmenden Bedingungen unserer geschichtlichen Entwicklung kein Dogma vortragen lassen, sondern die lebensprühenden Darstellungen eines Feuerkopfes, wie Below einer ist, und die sehr abgewogenen Urteile Kaehlers schenken, dessen geschichtliche Weitblicke für die besten Traditionen seiner Wissenschaft zeugen. Diesen Werten gegenüber käme ich mir lächerlich vor, wollte ich im einzelnen konstatieren, worin ich abweiche; meine Leser wissen ohnehin, daß ich über gewisse Probleme meine eigene Meinung habe, beispielsweise über das der politischen Demokratie oder des Parlamentarismus, die ich, so wie sie in England verwirklicht sind, für sehr erstrebenswerte Güter halte, deren mißverstandene deutsche Kopie ich indessen ebenso rückhaltlos verurteile wie Below; ich brauche auch nicht darauf aufmerksam zu machen, daß Grund und Grad meiner Urteile über von mir persönlich hochverehrte Männer wie Naumann und Weber oder über die deutsche demokratische Partei sich von denen der Autoren unseres Heftes unterscheiden und unterscheiden müssen, eben weil ich von dem Leben mit diesen Männern herkomme und von der Partei mich getrennt habe. Aber wären diese Unterschiede zehnmal so groß als sie sind, sie verschwinden vor dem starken Zusammenklang nationaler Leidenschaften, der mich, der uns alle mit den Verfassern dieser bedeutenden Arbeiten verbindet.

Was mir also die Feder in die Hand drückt, ist ein anderes. Zunächst der Wunsch, zu bekennen, daß ich mich im Gegensatz zu früheren Ueberzeugungen in einer Kernfrage der Probleme mit Below und Kaehler solidarisch fühle, der, daß auch ich jetzt die Erhaltung Preußens als politische Notwendigkeit bejahe. Zu diesem Urteil bin ich aber auf ganz anderen Wegen und gegen ganz andere Widerstände gekommen als die Verfasser, und indem ich das dann auseinandersetzen werde, glaube ich, die Diskussion wirklich bereichern zu können.

Die entscheidende Bedeutung, die preußischer Wille und preußische Führung seit den Tagen Friedrichs auf alle Staatsbildungen in und für Deutschland gehabt haben, ist historische Tatsache. Diese Tat-

sache ist die Voraussetzung für die Geschichte des Reichs seit 1870; und wenn großdeutsche Historiker wie beispielsweise Onno Klopp, der Welfe, den Verlauf unserer Geschichte seit 200 Jahren beklagen wegen der Kränkungen, die preußische Führung großdeutscher Sehnsucht und innerdeutschem Stammesbewußtsein bereitete und bereiten mußte, wollte anders der Staat seine Dominante behaupten, so darf der Preuße kühnlich auf die Leistung seines Staats verweisen, dessen zweihundertjährigem Wirken die ungeheure Macht zu danken ist, die Deutschland im großen Kriege repräsentierte. Preußen hat an Deutschland wieder gutgemacht, was es an Bösem einzelnen Stämmen und ihrer alten Reichslibertät zugefügt hat. Nur durch „Blut und Eisen" war, wie Bismarck bewies, die deutsche Frage zu lösen; keines anderen Volkes „Frage" ist übrigens anders gelöst worden als durch Blut und Eisen gegen die Widersacher von außen und gegen die Eigenbrödler daheim. Daß Preußen dies Problem der Macht am frühesten begriffen hat, daß hier der Machtinstinkt am stärksten und so zielsicher wie nirgendwo sonst entwickelt war, das wurde sein und unser aller Schicksal. Denn der „Start" war für alle gleich gewesen in den Anfängen der neueren Geschichte, für Preußen nicht besser als für Sachsen, Hannover oder Bayern. Was geworden wäre, wenn einer dieser Staaten mit seinen europäischen Kombinationen die Führung in Deutschland ergriffen hätte, ist schwer zu sagen und müßig zu fragen. Genug, daß einer die deutsche Mission aufgriff; in die geschichtlichen Bedingungen, unter denen diese Mission allein erfüllbar war, haben wir uns fügen müssen, und was Geschichte geworden ist, was also lebendiger Gegenwart ihre Form bestimmt, wird auch die kühnste Revolution nicht umstürzen können.

Bei dieser ganzen üblichen Geschichtsbetrachtung wird „Preußen" als Faktor der Entwicklung identifiziert mit dem Begriff des preußischen Staates. Alte historische und staatsrechtliche Probleme drängen sich auf: was war, was ist „Preußen", was ist ein „Staat"? Wir werden uns hüten, an dieser Stelle staatsrechtliche Definitionen zu versuchen, und begnügen uns damit zu konstatieren, daß das Preußen der Jahrhunderte zu jeder Zeit ein sehr verschiedenes gewesen ist. In bedeutenden Zeiten seiner Entwicklung läßt dieser Staat keinen Vergleich zu mit anderen staatlichen Gebilden, sowohl in Deutschland wie in Europa überhaupt.

In der Epoche der territorialen Staaten unterscheidet sich der Staat der Hohenzollern, oder richtiger gesagt, unterscheiden sich die Staaten der Kurfürsten von Brandenburg nicht wesentlich von ihresgleichen im Reiche. In dieser Zeit teilte sich eine mehr oder weniger konsolidierte fürstliche Hausmacht mit den Landständen in die Regierung des Landes. Das Land, der Staat wurde durch Fürst u n d Stände repräsentiert. Mit dem ausgehenden 17. Jahrhundert aber mischen sich die machtwilligen Hohenzollern in die große Politik zu dem ausgesprochenen Ziel, ihren Staat zur Großmacht zu erheben. Diese Mühen und Kämpfe währen ein Jahrhundert, bis Friedrich der Große für Preußen den Platz an der europäischen Sonne fest erobert hatte. Der Staat, der vom Großen Kurfürsten bis zum Großen König, ja bis zu Bismarck heranwächst, ist zunächst ein künstliches Gebilde, geschaffen aus dem Willen seiner Monarchen, und nur allmählich rundet sich der Kunstbau durch den Zusammenschluß seiner Glieder zu einem Werk von natürlicher Kraft. Ueber die

zerstreuten Völker und Länder war ein Oberbau errichtet aus Absolutismus, Heer und Bürokratie; diese drei Faktoren waren die Organisation des Staates, in ihnen allein lebte der Staat, in ihnen erwuchs ein staatlicher Wille, durch sie wirkte sich dieser Wille aus. Die persönlichen Träger dieser Organe schlossen sich immer enger zu einer Gesellschaft, einer Familie zusammen, deren Lebensdauer und Interessen um so stärker waren, als die Mehrheit dieser Gesellschaft sich aus dem adligen Grundbesitz der Länder rekrutierte. In dieser Gesellschaft lebte ein spezifisch preußisches staatliches Verantwortungsgefühl, ein spezifisch preußischer staatlicher Ehrgeiz, ein spezifisch preußischer staatlicher Machtwille; diese Gesellschaft mit ihrem Haupt, dem König, war Preußen. Die Menge der „Untertanen" hatte zu ihr, hatte zum preußischen Staat ein sehr verschieden abgestuftes Verhältnis. Am engsten verbunden mit dem König und dem Staate waren die Residenzen Berlin, Königsberg und später Breslau. Es folgten die Stammländer, in denen der König mit dem Bauer lebte durch seine Vasallen, den Adel, der in seinem Offiziers- und Beamtendienst stand und zugleich Grundherr war. Diese Verbindung, die der Große Kurfürst erzwungen hatte, schloß Herrscherhaus und Lande zu einem staatlichen Gebilde zusammen; so lange der Adel nur Grundherr, nur Stand gewesen war, hatte er in Opposition, in einem eigenen Machtanspruch gegen die Dynastie verharrt. Am fernsten dem König blieben die neu erworbenen Länder. Hier war eben der Adel noch nicht gewonnen, hier waltete bei Bürger und Bauer die Vergangenheit vor, „Libertät" oder alte Abhängigkeitsverhältnisse, in denen man sich wohl gefühlt hatte.

Trotz Landrecht und provinzialständischem Konstitutionalismus war das Preußen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kein Staat, wie es etwa Bayern oder Sachsen schon war. Es gab kein zusammenhängendes Staatsgebiet, ja kein einheitliches Staatsvolk; im Gegenteil, die verschiedenen Völker dieses Staates fühlten sich ihm in ganz verschiedenem Grade verbunden. Aber der Staat verfügte gleichwohl über ausgesprochenen Willen und eine jederzeit mobile politische Macht. Wenn wir näher zusehen, sind es indessen noch immer die alten Faktoren, König, Heer und Beamtentum, die nicht nur den Staat regieren, sondern recht eigentlich den Staat ausmachen. Höchstens, daß sich ihr Verhältnis zueinander und eines jeden als Organ im Staate und zum Staate verändert, differenziert und modernisiert hatte. Dieser außerordentliche Apparat, die Kraft einer politisch erzogenen und politisch willenskräftigen Gesellschaft, diese beiden Momente waren es, die Bismarck bestimmten, die deutsche Frage durch Preußen lösen zu wollen. Kann es ein einleuchtenderes Beispiel für den Zustand des Staates, für das Wesen Preußens geben als die Tatsache, daß Bismarck den großen Schnitt von 1866 führte gegen die überwiegende Mehrheit des Volkes, das er mit dem König und für den König regierte? Größe und Erfolg seiner Politik wandelten dann die Verhältnisse mit einem Schlage. Die Masse des wirtschaftlich längst führenden Bürgertums in Preußen wurde durch Bismarck zu bewußten politischen Trägern des Staates, spannte sich vor den Wagen seiner deutschen Politik von 1870, deren glanzvoller Triumphzug alle Deutschen mitriß.

Die Gründung des Reiches war ein so ungeheures und fortwirkendes Ereignis, daß es verdunkelte, was mit Preußen geschehen

war und in Preußen vorging. Das vergrößerte Preußen von 1866 verfügte wohl über ein einheitliches Staatsgebiet, besaß aber noch lange nicht ein einheitliches Staatsvolk. Das Verhältnis der eroberten Provinzen zu diesem Staat wäre gewiß recht schwierig geworden, wenn Bismarck darauf verzichtet hätte, seine Politik von einer preußischen sogleich in eine deutsche umzuwandeln. So wurde die Opposition in den Herzogtümern, in Hessen und Hannover stiller und stiller, bis sie effektiv ganz verstummte; indem der gehaßte König von Preußen deutscher Kaiser geworden war, wurde sein Thron auch Welfen, Hessen, Augustenburgern sakrosankt!

Das öffentliche Leben der Deutschen schwang sich zu früher unerhörter Höhe des Interesses und der Leidenschaften. Das Gewicht eines großen geachteten und gefürchteten Reiches stand hinter jeder Frage der Weltpolitik und der Weltwirtschaft; diese Fragen selbst bekamen mit anschwellendem Reichtum, mit steigender Produktionskraft und der Verdichtung der internationalen Beziehungen immer größere Bedeutung, wurden zu Schicksalsfragen des Volkes, so daß sie innerpolitische Wirkung auch in parteibildender Richtung auslösten. Bismarck brach den Kulturkampf aus wirtschaftspolitischen Gründen ab! Für die Gruppierung der Parteien dominierte der Reichstag vollkommen; seine Bildungen aber übertrugen sich auch auf den preußischen Landtag, einmal weil Preußen fast dieselben Voraussetzungen für den Aufbau der Parteien besaß, dann wegen der üblichen Personalunion zwischen Reichskanzler und preußischem Ministerpräsidenten, indem natürlich nicht Parteien aus der Gefolgschaft des Kanzlers in Opposition gegen den Ministerpräsidenten stehen konnten. Fragen gegenüber, die Bildung und Haltung der Parteien im Reich bestimmten, hatten aber partikularistische Interessen keine Bedeutung, so daß deren Vertreter schließlich auch in Preußen den großen Parteibildungen sich fügen mußten.

Nachdem das Reich gegründet war, gab es eine preußische Außenpolitik nicht mehr; das Ausland hatte nur mit einer Reichspolitik zu rechnen; und das Verhältnis der deutschen Staaten innerhalb des Bundes war durch die Verfassung geregelt. Ein Staat aber, der seinen Willen nach außen nicht mehr betätigen kann, der seine Kräfte nicht mehr an seinesgleichen und mit seinesgleichen messen kann, verliert eigentlich die wesentlichen Eigenschaften, die politisch einen Staat ausmachen. Daran können alle noch so klugen staatsrechtlichen Klassifizierungen nichts ändern, nach denen auch die einzelnen Glieder des Bundesstaates als vollkommen souveräne Staatsgebilde anzusehen sind.

Für Preußen tat die Wirklichkeit ein letztes, um seinen eigenen Staatscharakter in Vergessenheit geraten zu lassen. Ohne daß das Verfassungsrecht des Reiches Preußen diese Stellung vindizierte, Preußen war faktisch der Vertreter des Reichs. Seine Reservata waren Vorrechte zugunsten des Ganzen; auf sie gestützt, verteidigte Preußen das Reich gegen die Sonderrechte seiner größeren Glieder, die ganz anders als Preußen ihren souveränen Bezirk gegen die Kompetenzen des Reiches verstanden. Aeußerlich trat dieser Zustand in Erscheinung, indem zu der verfassungsrechtlichen Personalunion zwischen dem deutschen Kaiser und dem König von Preußen die tatsächliche zwischen dem Kanzler und dem Ministerpräsidenten

trat. Preußen und das Reich erschienen politisch fast als ein und dieselbe Größe.

Aber auch die materiellen Interessen des Reiches und seines größten Bundesstaates deckten sich fast vollkommen. Die große Industrie, für deren Interessen das Reich wirtschaftspolitisch sorgte, war in Preußen zu Hause; hier war die für die Ernährung des ganzen Volkes wichtige Landwirtschaft, deren Schutz wiederum zollpolitisch dem Reiche oblag. Und die großen sozialen Fragen endlich waren, wie aus dem Vorgesagten verständlich, ebensogut preußisch wie deutsch. Nur daß eben in allen diesen wichtigsten Lebensproblemen der jüngsten Vergangenheit nicht der preußische Staat, sondern wesentlich das Reich der berufene Sachwalter des Volkes war.

In dieser neuen Welt, in dieser neuen Gesellschaft verblaßte das Bild des Königs von Preußen und seiner alten Macht. Nur in der alten Gesellschaft, im Offizierkorps, der alten Bürokratie, im Landadel war der König von Preußen eine lebendige Größe, sonst — wurde vom „Kaiser" gesprochen. Und selbst bei Hofe verdrängte kaiserlicher Glanz den alten Stil. Die große Erbschaft des preußischen Staates endlich, die politisch-militärische Macht gehörte dem Reich.

Dieser ganzer Versuch soll ein sehr eigentümliches Bild zeichnen. Wir wiederholen kurz seine vorherrschenden Linien: Im Laufe einer zweihundertjährigen Geschichte erwuchs eine preußische Großmacht, die, im Augenblick als diese Macht die deutsche Frage löste, keineswegs als Staatsgebilde im modernen Sinne bezeichnet werden darf. Dem preußischen Staat fehlte bis 1866 nicht nur das geschlossene Staatsgebiet, ihm fehlte der geschlossene nationale Wille eines national geschlossenen Staatsvolkes. Er war gleichwohl eine ungeheure politische Macht, und zwar auf der Grundlage einer den Staat beherrschenden geschlossenen Gesellschaft, deren Spitze die Monarchie war. Als aber dieser Staat durch die Politik von 1866 sich abrundete, als die großen, nur politisch zu schützenden materiellen Interessen das ganze Volk zu politischer Tätigkeit aufriefen und es damit zu einem Staatsvolk zusammenschweißen konnten, war dieser Staat nicht mehr für sich, sondern nur ein Teil eines größeren von ihm selbst geschaffenen Ganzen, das er recht eigentlich vertrat.

Ein preußisch-deutsches Problem gab es in der Blüte des Reichs und erst recht während des Krieges, in den Zeiten seiner höchsten Kraftanstrengung, nicht, ebenso wenig das des Partikularismus überhaupt. Die Revolution, der Friede von Versailles mit seinen Eingriffen in das Reichsgebiet änderten dann die Situation vollständig. Wir müssen versuchen, die tausend konstruktiven Fragen auseinander zu lösen, die im wirren Durcheinander vor den entsetzten Augen des revolutionären und geschlagenen Deutschland sich auftürmten.

Allen deutschen Staaten schien mit dem Sturz der Monarchien das politische Rückgrat gebrochen. Ihre Existenzberechtigung innerhalb des Reiches wurde in Frage gestellt. Und in der Tat war das Vielerlei der kleinen Staaten Deutschlands kaum in etwas anderem als in ihren dynastischen Traditionen begründet. In Bezug auf sie war der Wunsch nach Rationalisierung, Vereinfachung und Vereinigung fast allgemein. Umgekehrt strebten die verschiedenen Teile des Großstaates Preußen auseinander. Aus dem Munde von sehr

konservativen Männern habe ich das Urteil gehört: „Was ist uns Preußen, nachdem sein König verjagt, das Heer zerbrochen und die Bürokratie „demokratisiert“ ist?“ In den 1866 erworbenen Provinzen oder in den durch den Vertrag von Versailles gefährdeten Grenzgebieten erwachte ein neuer Partikularismus, ein Partikularismus, der im großen und ganzen durchaus deutsch, aber doch antipreußisch orientiert war. Mit der großdeutschen Frage tauchte der prinzipientreue Unitarismus von 1848 auf, mit ihm vermischte und verquickte sich in merkwürdiger Weise ein Regionalismus, teils in den Formen des self-government, teils in denen alt deutscher Libertät, Bestrebungen, die gerade auf dem Wege über die Reichseinheit zu ihrem Recht zu kommen hofften. Diese Kräfte ebenso wie der spezifische Partikularismus, der seinerseits natürlich die Reichseinheit verabscheute, verbündeten sich zum Sturm gegen das revolutionäre Berlin, gegen seine zentralistischen und nivellierenden Mächte, wie sie sich in der Kriegswirtschaft vornehmlich organisiert hatten.

Von vielen Seiten also wurde Preußen bedroht. Und man kann nicht leugnen, daß einige dieser Angriffe politisch sehr gut fundiert und vom Standpunkt der deutschen Nationalität sogar berechtigt erschienen. Von diesen Blickpunkten aus bewertet, steht an erster Stelle der großdeutsche Angriff. Der mögliche Zutritt Oesterreichs oder vielmehr seiner einzelnen deutschen Länder schien erleichtert, wenn die historischen Unterschiede in der staatlichen Gliederung des Reiches durch eine Organisation nach Stammeseinheiten ersetzt werden konnten. Ebenso berechtigt waren die Autonomiebestrebungen der gefährdeten Gebiete. Der Partikularismus war nun mal auch in Preußen nicht tot; er hatte sich der Macht und dem Glanz der Krone gebeugt, den Schutz des Heeres genossen und die Segnungen einer vollkommenen Bürokratie, und solange diese Stützen des preußischen Staates zugleich Träger der Reichsgewalt waren, schwiegen die partikularistischen Wünsche. Jetzt war es anders, in Berlin wirtschaftete eine „gräßliche — revolutionäre — jüdische“ Regierung (ich adaptiere dieses Urteil nicht als Tatsache, sondern spreche von Auffassungen, Volksmeinungen, die ihrerseits Tatsachen sind). Wäre man sich selbst überlassen, im eigenen Haus würde man schon Ordnung schaffen und für Wohlfahrt sorgen so wie einst, ehe man von „Preußen“ erobert war. Schleswig-Holstein den Schleswig-Holsteinern, Rheinland den Rheinländern, Oberschlesien den Oberschlesiern! Konfessionelle Tendenzen verstärkten zum Teil diese Bewegungen. Was sollte man tun? Das deutsche Nationalgefühl gerade dieser Länder wurde zum Kampf aufgerufen, hier durch Abstimmung, dort durch drohende Annexion. Eine Konzession an den Partikularismus zugunsten der „Reichsgemeinschaft“ (nicht der natürlich ebenso wie die preußische perhorreszierten Reichseinheit!), eine solche Konzession waren daher die Autonomieversprechen, war der § 18 der neuen Reichsverfassung. Man opferte Preußen oder doch Teile von Preußen zugunsten der Gott sei Dank nie in Frage gestellten Reichsgemeinschaft. Alle Spekulationen unserer Feinde, besonders der Franzosen, die Reichsgemeinschaft sprengen zu können, haben sich als leerer Wahn erwiesen. Bestrebungen auf Neutralisierung des Rheinlandes sind frühzeitig so diskreditiert worden, daß sie stets nur als Farce gewertet wurden. Bayern hat trotz aller bolschewistischen oder nationalen Eigenpolitik nie die Gemeinschaft des Reiches gefährdet.

Und wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß gerade Bayern treu deutsch empfinden, kann es einen glänzenderen geben als den, den das Korps Oberland in Oberschlesien geliefert hat? Bayern, die sich um Oberschlesiens willen, eines von ihren Bergen ach so fernen, aber deutschen Landes, mit den Polen herumschlagen! Freiwillig! Die Reichsgemeinschaft ist für die Ewigkeit geschlossen — Preußens unsterbliches Verdienst.

Wer verteidigte nun dieses Preußen? Sehr merkwürdige Freunde standen zuerst auf: Bayern und die Sozialdemokratie! Bayern fürchtete von einer Diskussion der preußischen Frage eine Fortsetzung für Bayern, das ja auch verschiedene Stämme — nicht ganz mit deren freien Willen — in seine Staatsgrenzen aufgenommen hatte. Bayern als Verteidiger der Staatseinheit des einst — oder noch? — so gehaßten Preußens! Und dann die Sozialdemokratie! Dr. Kähler hat ausführlich die große Diskussion besprochen, die sich über das unitarische und regionale Verfassungsprogramm des demokratischen Reichsministers Preuß zwischen diesem und seinem preußischen Kollegen, dem sozialistischen Minister des Innern Heine, abgespielt hat. Die Paraphrasen Heines über das preußische Thema sind, bewußt oder unbewußt, unehrlich! Heine ist ein Doktrinär wie nur einer, und die Traditionen Preußens, der preußische Staat als solcher sind ihm vom Standpunkt seines Parteiprogramms, das eigentlich das unitarische Reich verlangen müßte, „Hekuba"! Aber die Sozialdemokratie ist — unbestreitbar — als eine alte Kampfpartei voll von Instinkten für das Wesen der Macht. Eine Schale der Macht war und ist der preußische Staat. Die Revolution hatte zwar die Monarchie gestürzt und das Heer zerschlagen, aber noch funktionierte die Bürokratie; die Maschine dieses Staates war wohl erhalten, nur das alte Feuer brannte nicht mehr unter den Kesseln, das Feuer der alten Gesellschaft, die den Staat repräsentierte! War es nicht möglich, ein neues Feuer anzuzünden, das Feuer der sozialistischen Gesellschaft, der Millionen Arbeiter, in deren Namen angeblich die Revolution „gemacht" worden war, dieser Millionen, die in Preußen zu Hause waren, dieser Millionen, die doch bereits in Partei und Gewerkschaft als „Gesellschaft" des neuen Staates organisiert waren. Wenn dieser Staat der Sozialdemokratie oder den Arbeitern „gehören" konnte, wie er einst dem König und seinen „Vasallen" gehört hatte, dann durfte auch vom Standpunkt sozialdemokratischer Machtpolitik kein Grenzstein verrückt, und ganz gewiß durften nicht solche Gebiete preisgegeben werden, in denen die Massen der Arbeiterschaft lebten und wirkten und die großen Reichtümer der Erde lagerten, die den „Reichen", d. h. der alten Gesellschaft, zu nehmen und dem Staat, d. h. dem Arbeiterstaat, als Machtmittel zu reservieren waren. Das waren die Ueberlegungen und Gefühle, die Männer wie Heine leiteten; von den niedrigen persönlichen Machtinteressen sozialdemokratischer Götter minorum gentium, die sich von der sella ministerialis nicht trennen oder vom momentanen Machtbereich dieser Stellung nichts preisgeben wollten, will ich nicht erst sprechen.

Diese machtpolitischen Interessen der Sozialdemokratie beleuchten blitzhell das Innerste des ganzen Problems. Ein eigentliches preußisches Staatsvolk, das seinen Staat als Nationalstaat verteidigte, gab und gibt es noch immer nicht! Außer in Ostelbien oder in Berlin gibt es keine Preußen, wie es Sachsen

oder Bayern gibt. Der Preußische Staat „gehört“ irgend jemand, dem König von Preußen oder der revolutionären Arbeiterschaft. Bis 1866 arbeitete Preußen an seiner Macht, die Deutschland schuf, und erst 1870 entstand gerade durch Preußen der neue Deutsche. Einen Preußen, dessen preußisch-nationaler Herzschlag in Köln und Königsberg der gleiche gewesen wäre, gab es trotz aller Traditionen, gab es trotz Nationallieds nicht!

Viele der alten „Preußen“ verzweifelten an ihrem Staat. Er war ihnen ja zerstört und verdorben durch die Revolution, durch den Verrat an ihrem König, durch den Verrat am Heer. Gerade die Verzweifelnden fürchteten, daß bei der Masse der industriellen Arbeiterschaft Preußen nunmehr eine Hochburg der internationalen revolutionären Sozialdemokratie werden müsse! Von einem nationalen Heros unseres Volkes, einem Altpreußen, hörte ich, daß er bereit sei, unter diesen Umständen Preußen zu opfern, um so lieber, wenn durch dies Opfer das größere Deutschland gewonnen werden könnte!

Auch ich bin diesen Irrweg und Leidensweg in meinem Verhältnis zu Preußen gegangen. Persönliches hier mitzuteilen, sei erlaubt, weil es immerhin Typisches der revolutionären Seelenlage enthält. Ich habe eine hundertjährige preußische Tradition. Mein Großvater — Ordonnanzoffizier Gneisenaus in den Befreiungskriegen, aber Sohn einer freien Reichsstadt, die Preußen 1803 annektiert hatte — trat — als Deutscher — begeistert in preußische Dienste! Mein Vater erlebte als junger Bursch die großdeutsche Begeisterung von 1848. Und ich? Ein Kind des neuen Reiches war mehr deutsch als preußisch, empfand und empfinde mit Großdeutschland, verzweifelte an Preußen, als sein Königtum zerbrach.

Indessen die Verteidiger Preußens fanden sich auch außerhalb der sozialistischen Partei zusammen! Sehr diskrepante Bundesgenossenschaft! Ists nicht ein Unikum, daß ausgerechnet Preuß als Listenführer der demokratischen Partei in den preußischen Landtag hier in Berlin gewählt wurde auf ein Programm, das ganz ausdrücklich Preußen gegen Preuß und seinen Reichsverfassungsvorschlag verteidigte? Aber dann kamen auch die Altpreußen, die über der „Revolution“ nicht den Kopf verloren hatten und auf die Wiederkehr der Monarchie und der Hohenzollern vertrauen. Es fehlten schließlich nicht die westlichen Industriellen, die auf den straff gespannten Organismus der Großmacht Preußen nicht verzichten wollen. Und last not least der ganze durch den polnischen Raubstaat gemein zerstückelte und gefährdete Osten glaubt an Preußen! Die Anfänge preußischen Staatsbewußtseins sind da!

Diese Kräfte und das Gewicht der Vergangenheit erhielten den preußischen Staat. Auch wurde dieser nicht ein Patrimonium der Väter der Revolution; dafür sorgte die Not der Zeit, die harte Wirklichkeit, die die sozialistischen Phantasien lächerlich und ungefährlich gemacht hat.

Der preußische Staat lebt! Es wäre Frevel, eine lebensfähige Form der Geschichte, einen lebendigen Kern der Macht zu zerstören! Aber dürfen wir uns bei diesem negativen Resultat beruhigen? Ist die Mission Preußens an und für sich erfüllt, und darf es sich nur auf das selbstverständliche Recht seiner Existenz berufen? Ich glaube nicht! Preußens Mission ist noch nicht erfüllt und ist vielleicht un-

endlich gerade als führender Gliedstaat des Reiches. Dies Urteil geht nicht von den Hoffnungen der Monarchisten aus, die Preußen aufheben wollen für die Wiederkehr der Hohenzollern und die Wiederherstellung der deutschen Großmacht durch diese Dynastie. In diesen Hoffnungen mag ein sehr richtiges, sicheres und jedenfalls sympathisches Gefühl für Kontinuitäten der Geschichte und psychologische Situationen stecken. Ich gründe mein Urteil auf sachliche Notwendigkeiten der Stunde.

Trotz beträchtlicher Erweiterung der Kompetenzen ist die Reichsgewalt heute an sich schwächer als in der Vergangenheit. Statt auf dem Rücken Preußens ruht sie heut auf den schwankenden Kombinationen der selbst alles andere als stabilen Parteien. Durch diesen Umstand ist das Reich zu dauernder Machtlosigkeit nach außen verurteilt; ja es vermag nicht einmal einen festen und beharrlichen außenpolitischen Willen aufzubringen.

Aus diesen tragischen Verhältnissen können wir uns ohne eine Änderung der von Below mit Recht als grundfalsch verurteilten Reichsverfassung nicht befreien. Preußen muß wieder allen Rechtens seine gesammelte Macht dem Reiche leihen können, auf daß dieses nach innen und außen bewegungsfähig und willenskräftig werde. So zufällig im einzelnen das Verfassungswerk Bismarcks gewesen sein mag, seine gigantische Leistung ruhte doch im ganzen auf einer vollkommen richtigen Einschätzung und zweckmäßigen Fortbildung dessen, was die Geschichte an lebendigen Kräften ihm darbot. Dies Urteil bezieht sich vor allem auf seine Konstruktion des Bundesrates und die Stellung, die Bismarck dem preußischen Staate in diesem Regierungsgremium des Reiches anwies; ferner auf die Machtkonzentration, die er in der von Preußen als dem stärksten Gliedstaat gespeisten Reichskanzlerschaft zugunsten des Reiches aufhäufte. Im neuen Reich der Revolution sind Reichsgewalt und preußischer Staat voneinander getrennte Größen und stehen kaum in einem engeren Verhältnis zueinander als die übrigen Länder zum Reich. Das neue Reich — darin ein echtes Kind der Revolution — muß seine Macht stets neu durch Verhandlungen der Gliedstaaten untereinander, durch „Vertrag" sammeln, während das Kaiserreich Bismarcks in Preußen eine ständig mobile politische Macht zur Verfügung hatte.

Die Verfassungsänderung allein kann aber das Unglück nicht beseitigen. Innere politische Wandlungen des Volkes sind notwendig, um den verbesserten Paragraphen lebendige Wirkung zu geben. Indem wir diese Forderung auf Preußen anwenden, sind wir wieder bei unserm alten Thema, das wie ein Leitmotiv diese Abhandlung durchzieht. Auf Preußen angewendet, lautet nämlich die Forderung, daß dieser Staat nicht wie einst irgend jemandem „gehört", der alten Gesellschaft oder, wie es die revolutionäre Sozialdemokratie wollte, der Arbeiterschaft, sondern daß er Eigentum des ganzen Volkes werde, daß endlich das preußische Staatsvolk, für dessen Bildung die Jahrzehnte des Kaisertums so unendlich viel getan haben, wirklich entsteht und sich vollendet. Politische Aufgabe aber der in und für Preußen sich verantwortlich Fühlenden ist, ein preußisches Nationalbewußtsein zu schaffen, dessen Herzschlag, wie ich oben sagte, in Köln und Königsberg der gleiche sein soll. Ein so verinnerlichter Staat ist die Voraussetzung für die von uns ange-

strebte Verfassungsänderung, ein solches preußisches Volk kann diese Aenderung als eine sich selbst rechtfertigende Notwendigkeit erzwingen.

Wir sind am Schluß. Mit diesem Problem der Bildung eines preußischen Nationalbewußtseins knüpfen wir unmittelbar an an die Gedanken Below's, ob und auf welchem Wege die nationale Wiedergeburt, die Politisierung unseres Volkes sowohl im Reich wie in Preußen überhaupt möglich ist. Diese Probleme sind ein Gegenstand ständiger Arbeit, dem die Gedanken aller politisch Schaffenden gehören und dem auch unsere Zeitschrift, die „Preußischen Jahrbücher" programmatisch sich widmen werden.

Walther Schotte.

Hinweise und Anzeigen

O. Wiener, Physik und Kulturentwicklung. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. 1919.

Das kleine Buch ist aus Vorträgen entstanden, die im Felde gehalten wurden. Der Verfasser definiert zunächst den Begriff „Kultur" und zeigt dann, wie schrittweise die menschlichen Organe durch Ausnützung der physikalischen Gesetze immer mehr in ihrem Gebrauch vervollkommnet und teilweise sogar ersetzt werden. Hierbei führt Wiener den Leser auf eine ganze Reihe moderner physikalischer Probleme, wie Aufbau der Atome, Radioaktivität der Elemente u. a. Zum Schluß geht der Verfasser auf die Stellung der Physik und Technik zur Kultur ein und zeigt, wie im Gegensatz zu den landläufigen Anschauungen die Technik im wesentlichen Maße an der Hebung des Kulturniveaus beteiligt ist. Auch hier ist ein vorzüglicher literarischer Quellennachweis angefügt.

Bei der Fülle des Stoffes mußte naturgemäß die Darstellung kurz und knapp sein. An manchen Stellen aber wäre doch wohl ein etwas ausführlicheres Eingehen auf die Dinge ohne wesentlichen Mehraufwand an Raum möglich gewesen. So z. B. vermißt man geradezu bei der Behandlung der Schußgeschwindigkeiten den verblüffend einfachen Zusammenhang zwischen Schlierenwinkel und Geschoßgeschwindigkeit; auch bei der Erklärung des Lichts als elektromagnetischen Vorgangs hätte eine etwas ausführlichere Darstellung die Deutlichkeit wesentlich erhöht.

A. H.

Heinrich Schnee, Deutsch-Ostafrika und der Weltkrieg. Wie wir lebten und kämpften. Quelle & Meyer, Leipzig.

Das Buch von Gouverneur Dr. Schnee bringt eine Zusammenstellung aller politischen Schriftstücke, militärischen Ereignisse und Verwaltungsmaßregeln während des Weltkrieges in Ostafrika.

Der reiche Stoff ist sehr übersichtlich in sieben Teile zerlegt. Der erste: „Bis zum Kriegsbeginn" gibt uns einen Begriff von dem, was Ostafrika war und was man von ihm erwarten konnte. Er behandelt ferner den Eingang der Kriegsnachricht und den Charakter des Landes. Im zweiten, dritten, vierten Teil werden die kriegerischen Ereignisse in Deutsch-Ost bis zum Uebertritt auf portugiesisches Gebiet geschildert. Von besonderer Wichtigkeit sind die ausführlichen Berichte über die Verwaltung, Haltung der Eingeborenen und vor allem die Beschaffung von Nahrungsmitteln, Medikamenten und den Ersatz für Einfuhrartikel.

Jetzt erst erkennen wir, welche ungeheuren — man möchte fast sagen unbegrenzten — Möglichkeiten das Land selbst in sich barg und wie wenig diese bisher ausgenutzt wurden. Es folgen als fünfter Teil: „Der Feldzug in Portugiesisch-Ostafrika“ und als sechster: „Bis zum Kriegsende.“ Einen guten Abschluß bildet der siebente und letzte Teil: „Deutsch-Ostafrika unter englischer Herrschaft“, in dem Schnee auch die englischen Vorwürfe über angebliche deutsche Unfähigkeit und Grausamkeit gegenüber den Eingeborenen widerlegt. Wenn auch ein vernünftiger Mensch, selbst Engländer — sofern er nicht politische Ziele verfolgt — wohl kaum der Ansicht sein wird, daß solcher Unsinn überhaupt widerlegt zu werden braucht (der englische Lügenfeldzug gegen unsere Kolonialpolitik war selbstverständlich nur das Mittel zum Zweck der Wegnahme unserer Kolonien), so ist es ganz gut, immer wieder darauf hinzuweisen, daß wir sehr wohl verstanden haben, unsere Kolonien zu verwalten, die Eingeborenen zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen und Kulturwerte zu schaffen. G. T.

Die preußischen Kriegsorden im Weltkriege von Dr. jur. Karl Lade, Verlag Max Galle, Berlin.

Der Verfasser schildert in kurzer Uebersicht die Geschichte des Ordenswesens im allgemeinen, ihre Tragweise, die Stiftung des Ordens Pour le mérite, des eisernen Kreuzes, des Militär-Ehrenzeichen, der Roten Kreuz-Medaille, des Verdienstkreuzes, des Abzeichens für Verwundete. Ein Heft, das allen Interessenten, insbesondere den Inhabern von Kriegsorden, warm empfohlen werden kann. J. R.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Bauerschmidt, Hans. Leitfaden für staatsbürgerliche und vaterländische Belehrung. Verlag J. Lindauer. 6 M. München 1921.

Becker, Erich. Geist wissenschaften und Naturwissenschaften. Verlag Duncker & Humblot. 60 M. München 1921.

Bierbaum, Otto Julius. Briefe an Gemma. Verlag Georg Müller. Br. 35 M. München 1921.

Cassierer, Ernst. Briefe von und an Kant. Verlag Bruno Cassierer. Berlin 1921.

Deutsch-Norddeutsches Jahrbuch. Diederichs Verlag. Br. 20 M. Jena 1921.

Dickel, Otto. Die Entstehung des Abendlandes. Gebr. Reichel. Br. 28 M. Augsburg 1921.

Eichelsbacher, Franz. Reichsversicherungsordnung. Verlag C. H. Beck. 20 M. München 1921.

Fischer, Ludwig. Das Vollwirkliche und das Als-Ob. Verlag Mittler & Sohn. 15 M. Berlin 1921.

Friede, Paul und **Carl Moser.** Der Spuk von Dittersheim. Verlag Faust. 6 M. München 1921.

Goldstein, Julius. Rasse und Politik Verlag Neuwerk Schlachtern 1921.

Grimm, F. Die Vorkriegsverträge. Verlag W. Girardet, 40 M. Essen 1921.

Grützmacher, Herm. Karl. Oswald Spengler und das Christentum. Bechtsche Verlagsbuchhandlung München 1921.

Hurwicz, Elias. Zur Reform des politischen Denkens, Drei Masken Verlag. München 1921.

Jensen, Werner. Gudrun Das Buch der Liebe. Verlag Georg Westermann. Braunschweig 1921.

Jaspers, Karl. Max Weber. Verlag J. C. B. Mohr. 6 M. Tübingen 1921.

Julius, Moritz. Der Friedensvertrag. Verlag Julius Springer. 28 M. Berlin 1921.

von Kiemitz, R. Technik und Rechtskunde. Verlag Julius Springer. 3.60 M. Berlin 1921.

Knapp, Georg, Friedrich. Staatliche Theorie des Geldes. Verlag Duncker & Humblot. 45 M. München 1921.

Lazar von Lippa. Der Aufstieg von Kant zu Goethe. Die Philosophie und Naturbegründung des geistigen Weltbildes. Verlag Mittler & Sohn. 45 M. Berlin 1921.

Lumbroso, Alberto. Rivista di Roma Nr. 8, 9, 10. Corrado Pavolini. Rom.

Lützow, Friedrich. Englands Lazarettschiffsmißbrauch. Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst. Berlin-Dahlem 1921.

Marquardt, Hans. Der Mechanismus der Seele. Verlag Theodor Dittmann. Geh. 24 M. Geb. 30 M. Neumünster 1921.

Mayer Eckhardt, Viktor. Der Bildner, Gedichte. Diederichs Verlag. 15 M. Jena 1921.

Mousong, Wilhelm. Die gegenwärtige Lage des deutschen Buchwesens. Verlag J. Schweitzer. 10 M. München 1921.

Müller, Otto. Die Entwicklung der Volkswirtschaft. Volksvereins-Verlag. 7 M. München-Gladbach 1921.

Peine, H. Worte von Friedrich Wilhelm Foerster. Verlag Ferd. Dümmeler. Geb. 7.50. Berlin 1921.

Piper, Hartmut. Altern und Neuburt im Völkerleben. Verlag W. Gente. 15 M. Hamburg 1921.

Polzer-Hoditz, Ludwig. Politische Betrachtungen. Verlag Der kommende Tag. Geh. 11 M. Geb. 13.50 M. Stuttgart 1920.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.

Amerika und Europa

von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee.

Der Weltkrieg ist durch den Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika entschieden worden. Ebenso wird die Gestaltung der Weltverhältnisse nach dem Kriege wesentlich mit durch die Haltung Amerikas bestimmt werden.

In der außenpolitischen Betätigung der Vereinigten Staaten war nahezu ein Stillstand eingetreten, nachdem Präsident Wilson für seine Politik des Völkerbundes und des Versailler Friedens im Kongreß eine Mehrheit nicht hatte erzielen können. Die Eigenart der amerikanischen Konstitution brachte es mit sich, daß es zu keinem Abschluß in dem Streit kommen konnte, ob der Versailler Frieden ratifiziert oder ein Sonderfrieden mit den Mittelmächten hergestellt würde. In beiden Häusern des Kongresses, Senat und Repräsentantenhaus, bestand eine Majorität gegen den Völkerbund und für die Wiederherstellung des Friedens ohne Ratifizierung des Versailler Friedensvertrages. Aber Wilson machte von dem ihm nach der Verfassung zustehenden Rechte des Vetos gegen diese Beschlüsse Gebrauch. Ein solches Veto hat zwar nur suspensive Wirkung. Ein Beschluß des Kongresses wird auch gegen den ausgesprochenen Willen des Präsidenten Gesetz, wenn der Beschluß von jedem der beiden Häuser nochmals mit einer zwei Drittel Majorität angenommen wird. Diese Majorität war nicht vorhanden. Alle Versuche unter der Präsidentschaft Wilson zu einem Frieden zu gelangen, schlugen daher fehl. Für die amerikanische Außenpolitik bedeutete dies eine fast vollständige Lahmlegung, da die wichtigsten Fragen, namentlich die Stellung Amerikas nicht nur zu den Mittelmächten, sondern auch zu der Entente in allen auf den Völkerbund und den Versailler Frieden bezüglichen Angelegenheiten ungeklärt blieb. Bei der Divergenz der Meinungen zwischen den maßgebenden staatlichen Gewalten, der exekutiven des Präsidenten und der legislativen des Kongresses über die einzuschlagende Richtung war es für die erstere nicht möglich, eine positive Außenpolitik mit bestimmten Zielen zu verfolgen. Nur in einigen Angelegenheiten, welche die Interessen der Vereinigten Staaten unmittelbar berührten, ist die Regierung Wilsons noch hervorgetreten. In dem einen Fall handelte es sich um die Besetzung der Südseeinsel Jap durch die Japaner infolge Zuteilung des Mandats über die bisher deutschen Karolineninseln an sie; im andern Falle um die Uebertragung der mesopotamischen Oelvorkommen an die Engländer in Verfolg der Mandatserteilung über ehemals türkisches Gebiet an England. Beide Angelegenheiten, die auch gegenwärtig noch Gegenstand von Verhandlungen Amerikas mit den beteiligten Mächten bilden, werden weiter unten noch erörtert. Im übrigen aber

waren die Vereinigten Staaten mehr und mehr zu einem passiven Verhalten gelangt und hatten ihre Vertreter in den verschiedenen Kommissionen der alliierten und assoziierten Mächte entweder zurückgezogen oder nur noch zu informatorischen Zwecken teilnehmen lassen.

Die Sachlage änderte sich, als am 4. März d. J. der neue mit überwältigender Majorität gewählte republikanische Präsident Harding sein Amt antrat. In seiner Antrittsrede legte er die Grundlinien der amerikanischen Politik dahin fest, daß die Vereinigten Staaten zu der von den Vätern überkommenen Politik zurückkehren würden, „der Politik, die darin besteht, sich nicht in die Angelegenheiten der alten Welt verwickeln zu lassen". Seine einige Wochen darauf erlassene Botschaft an den Kongreß sprach klar aus, daß der Völkerbundvertrag die amerikanische Genehmigung nicht erhalten könnte und daß die unverzügliche Herbeiführung des Friedens mit den Mittelmächten notwenig sei. Trotz dieser Erklärung hat es noch Monate gedauert, bis Senat und Repräsentantenhaus sich über eine die Wiederherstellung des Friedens aussprechende Resolution einigten, und auch nach der am 4. Juli d. J. erfolgten Unterzeichnung dieser Resolution durch den Präsidenten Harding haben sich Zweifel über deren Wirkung und Ausführung ergeben, welche erst durch weitere Festsetzungen der amerikanischen Regierung behoben werden können.

Der Grundsatz, sich nicht in europäische Angelegenheiten einzumischen, ist nahezu ebenso alt wie die Vereinigten Staaten selbst. Als George Washington, das nach dem Unabhängigkeitskrieg zweimal einstimmig gewählte Oberhaupt der Vereinigten Staaten, im Jahre 1796 seine nochmalige Wiederwahl ablehnte, richtete er an die Nation eine Abschiedsadresse, in der er nachdrücklich vor der Einmischung in die Angelegenheiten Europas warnte. Ein Menschenalter später wurde dies als Grundsatz der amerikanischen Politik nach außen kenntlich gemacht durch die Botschaft des Präsidenten Monroe, welche am 2. Dezember 1823 dem amerikanischen Kongreß zuging. Diese unter dem Namen der Monroe-Doktrin berühmt gewordene Festlegung kommt positiv darauf hinaus, Amerika für die Amerikaner zu beanspruchen unter Ausschluß europäischer Kolonisation und europäischen Eingreifens in die Verhältnisse des amerikanischen Kontinents. In negativer Hinsicht lehnt sie jede amerikanische Einmischung in rein europäische Angelegenheiten ab.

Die Monroe-Doktrin ist seit nunmehr fast hundert Jahren in vollem Umfange aufrecht erhalten und hat in bezug auf ihren positiven Teil im Anfange unseres Jahrhunderts noch einen weiteren Ausbau in der sogenannten Roosevelt-Doktrin erfahren. Der Präsident Roosevelt hat in einer Botschaft vom 6. Dezember 1904 erklärt, daß die Vereinigten Staaten sich genötigt sehen könnten, im Fall amerikanische Staaten ihren Verpflichtungen nicht

nachkämen, gegen diese zur Aufrechterhaltung der MonroeDoktrin eine internationale Polizeigewalt anzuwenden. Im Zusammenhang damit hat Amerika bereits die Vormundschaft über San Domingo übernommen und neuerdings auch in dem bis dahin noch selbständig gebliebenen zweiten Staatswesen auf Haiti, der Republik gleichen Namens, Schritte in ähnlicher Richtung getan. Die negative Seite in bezug auf Europa wurde gleichfalls bis zum Weltkrieg inne gehalten. Eine gewisse Durchbrechung schien in der Annektion der Philipineninseln und der Insel Guam nach dem spanisch-amerikanischen Kriege 1898 zu liegen, die auch keineswegs ohne Widerspruch innerhalb des amerikanischen Volkes blieb. Aber immerhin handelte es sich dabei keineswegs um rein europäische Angelegenheiten, sondern um Besitzungen im Stillen Ozean und somit nur indirekt um Beziehungen zu Europa. Auch erwies sich die Notwendigkeit für eine aufstrebende Großmacht in kolonialen Außenbesitzungen Stützpunkte für Handel und Schiffahrt, für Wirtschaft und Politik zu haben, als stärker wie die Theorie einer strikten Beschränkung auf den amerikanischen Kontinent.

Hinsichtlich Europas selbst verblieb es bei der Politik der Nichteinmischung. In einem Fall, der als Ausnahme hätte erscheinen können, betreffend die Teilnahme der Vereinigten Staaten an der Konferenz von Algeciras im Jahre 1906 zur Regelung der Marokkofrage ist das Protokoll der Konferenz vom amerikanischen Senat mit der Klausel ratifiziert worden, daß die Teilnahme Amerikas nur erfolgt sei „um den Handel, das Leben, die Freiheit und das Eigentum der amerikanischen Bürger in Marokko zu schützen und daß keineswegs die Absicht bestehe, von der traditionellen auswärtigen Politik abzuweichen, die eine Einmischung der Vereinigten Staaten in rein europäische Angelegenheiten verbiete".

Der 1914 ausbrechende Weltkrieg brachte die Vereinigten Staaten in eine ähnliche Lage wie während des Krieges zwischen Napoleon und England vor hundert Jahren. Damals zogen die Amerikaner zunächst große Vorteile aus dem Handel mit Europa. Doch die Engländer unterbanden bald durch Blokadeerklärungen und Beschlagnahme von Schiffen einen großen Teil dieses Handels. Napoleon antwortete mit seiner von Berlin aus diktierten Kontinentalsperre. Amerikanische Schiffe wurden von den Kriegsschiffen beider kriegführenden Nationen beschagnahmt. Die Engländer preßten obendrein in vielen Fällen amerikanische Seeleute, obwohl sie amerikanische Bürger geworden waren, zwangsweise als Matrosen für englische Kriegsschiffe. So gerieten die Vereinigten Staaten in diplomatische Konflikte mit beiden Nationen und suchten durch Maßnahmen verschiedener Art die feindlichen Einschränkungen zu erwidern. Die Verhandlungen zwischen Amerika und Frankreich führten schließlich dahin, daß Napoleon in kluger Berechnung, um

Amerika in den Krieg mit England zu verwickeln, seinerseits zusagte, die amerikanischen Schiffe von der Anwendung der Kontinentalsperre auszunehmen. Da andererseits England gegenüber alle Proteste und sonstigen Maßnahmen zu keinem Erfolge führten, so erklärten die Vereinigten Staaten schließlich 1812 England den Krieg. Dieser führte bekanntlich beiderseits zu keinen großen Erfolgen und wurde 1814 durch einen Friedensschluß auf der Grundlage des Status quo beendet.

Auch im Weltkriege zogen die Amerikaner anfänglich reichen Gewinn aus dem Handel mit Europa. Auch diesmal wurden amerikanische Schiffe von beiden Kriegführenden mit schwer erträglichen Zwangsmaßnahmen bedacht. Aber es waren doch wichtige Unterschiede vorhanden, die durchweg zu unsern Ungunsten und zugunsten unserer englischen Gegner sich geltend machten.

Erstens wurde das Deutsche Reich in zunehmendem Maße durch die Flotten Englands und seiner Verbündeten von der Möglichkeit jeden Handels mit Amerika auch über neutrale Länder abgeschlossen. Der amerikanische Handel mit England und seinen Verbündeten konnte sich dagegen im wesentlichen ungestört entfalten und führte besonders durch Lieferung von Kriegsausrüstung zu ganz ungeheuren Gewinnen der amerikanischen Industrie. Damit wurde das wirtschaftliche Interesse Amerikas auf der Seite unserer Feinde verankert.

Zweitens stand die amerikanische öffentliche Meinung in stets wachsendem Maße unter dem Einfluß einer ebenso skrupellosen wie geschickten englischen Propaganda. Schon vor dem Kriege war die Einwirkung englischer Ideen und der englischen Presse auf die amerikanischen Ansichten ungleich größer gewesen als die der deutschen. Dies war an sich natürlich infolge der gemeinsamen Sprache und der in vielen Beziehungen gemeinsamen Kulturgrundlage der beiden angelsächsischen Nationen. Außerdem war bereits im Frieden der englische Pressedienst und die englische Propaganda dank der größeren politischen Erfahrung und Einsicht der Engländer, dank auch ihren reichlicheren Hilfsmitteln viel besser organisiert als die Deutschlands oder irgend eines andern Landes. Im Krieg verschärfte sich diese Situation noch ganz bedeutend zu unsern Ungunsten, indem die deutschen Kabel von den Engländern abgeschnitten und auch alle sonstigen Verbindungen auf das äußerste erschwert wurden. So dominierte vollkommen die englische Propaganda, welcher jedes Mittel, auch der Lüge und Verleumdung recht war, um die amerikanische Stimmung gegen Deutschland aufzuhetzen — wie die Entwicklung gezeigt hat, mit nur allzu großem Erfolge.

Drittens aber und dies war das ausschlaggebende, war im Gegensatz zu dem früheren Krieg die Lage im Weltkrieg so, daß England sich auf die verhältnismäßig milderen Mittel beschränken konnte, um sein Ziel der Absperrung Deutschlands zu

erreichen, während Deutschland die schärfsten Maßnahmen ergreifen mußte, wenn es seinen gleichen Zweck in bezug auf England erreichen wollte. England hielt amerikanische Schiffe an, führte sie in seine Häfen und beschlagnahmte eventuell Schiff und Ladung. Dies Verfahren war, da keine effektive Blokade vorlag, ebenso wie die Ausdehnung des Begriffs der Kontrebande weit über jedes frühere Maß hinaus, völkerrechtswidrig und für die Vereinigten Staaten schwer erträglich. Aber die deutschen Maßnahmen der Versenkung von Schiffen durch U-Boote waren ungleich schärfer und in ihren Ergebnissen schwerwiegender. Sie vernichteten nicht nur Schiffe und Ladung, sondern auch Menschenleben, darunter in manchen Fällen solche amerikanischer Bürger. Die Erregung der amerikanischen öffentlichen Meinung und die Proteste der amerikanischen Regierung aus Anlaß der Versenkung der Lusitania und einiger anderer Dampfer ließen als zweifellos sicher voraussehen, daß die Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges zum Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg führen mußte. Tatsächlich trat diese Folge ein. Die Frage, ob die Vereinigten Staaten auch ohne den unbeschränkten U-Bootkrieg in den Weltkrieg eingetreten wären, kann hierbei unerörtert bleiben.

Der Eintritt Amerikas hat den Krieg zu unseren Ungunsten entschieden. Durch den bekannten Notenwechsel zwischen der amerikanischen und der deutschen Regierung vom Oktober 1918 wurde mit Zustimmung der Entente festgestellt, daß die berühmten 14 Punkte des Präsidenten Wilson die Grundlage des abzuschließenden Rechtsfriedens bilden sollten.

Der unter Teilnahme Wilsons entworfene und schließlich mit Gewalt dem Deutschen Reich aufgezwungene Versailler Friedensvertrag stellt in jeder Beziehung das Gegenteil eines Rechtsfriedens dar und steht in schlagendem Widerspruch zu den 14 Punkten. Seine Aufzwingung stellt den schwersten denkbaren Vertragsbruch gegenüber der durch den Notenwechsel getroffenen Vereinbarung der Friedensgrundlage dar.

Trotzdem erscheint die hier und da aufgetretene Ansicht nicht richtig, daß Wilson absichtlich durch falsche Vorspiegelungen Deutschland zur Niederlegung der Waffen habe bewegen und so in eine Falle locken wollen. Niemand, der die frühere Laufbahn dieses Mannes verfolgt hat, der schon als Universitätsprofessor aus idealen Motiven sich gegen plutokratische Mißstände im amerikanischen Universitätswesen eingesetzt hat und gerade durch solches Auftreten drüben populär geworden ist, kann daran zweifeln, daß die Ideen der Gerechtigkeit und der Völkerversöhnung von ihm ernst gemeint waren. Tatsächlich fehlte ihm die Fähigkeit und die Kraft, seine Ideen gegenüber den begabteren, gewandteren und erfahreneren Staatsmännern der Entente, gegenüber einem Lloyd George und einem Clemenceau durchzusetzen. Die Darstellung des englischen Konferenz-

teilnehmers Keynes in seinem bekannten Buch über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages wirkt überzeugend, wie dieser Mann von theologischem Denken und Temperament, von langsamem und nicht anpassungsfähigem Geist, zudem über europäische Verhältnisse außerordentlich schlecht orientiert, von den ihm weit überlegenen Verhandlungsgegnern eingewickelt wurde, und wie durch sophistische Kunststücke, die in den unaufrichtigen Wendungen des Vertrages ihren Ausdruck fanden, sein Gewissen beschwichtigt und die Selbsttäuschung in ihm genährt wurde, als blieben die Grundsätze seiner 14 Punkte doch aufrecht erhalten. Es scheint als ob Wilson geglaubt hat, mit der Errichtung des Völkerbundes das Wesentlichste von seinen Ideen zu retten und dafür in allen andern Beziehungen Zugeständnisse über Zugeständnisse gemacht hat, die in Wirklichkeit das vollständige Gegenteil seines ursprünglichen Programms hervorriefen. Dabei ist der Völkerbund in der Form, wie er nach der einen Bestandteil des Versailler Friedensvertrages bildenden Völkerbundsatzung gestaltet ist, infolge der Bestimmung des Artikels 5, der für Beschlüsse der Bundesversammlung oder des Rats Einstimmigkeit der Bundesmitglieder erfordert, von vorn herein zur Ohnmacht gegenüber dem Einzelwillen der beteiligten Großmächte verurteilt. Der Völkerbund in dieser Form ist, wie der Präsident Harding in seiner Botschaft an den amerikanischen Kongreß im April d. Js. ausführte, nichts anderes als ein „Zwangsmittel der Sieger im Kriege".

Der Präsident Wilson stieß, als er den Friedensvertrag mit der Völkerbundssatznng im Kongreß vorlegte, auf entschiedenen Widerstand. In beiden fanden sich Bestimmungen, die im Widerspruch mit den bisherigen Grundsätzen der amerikanischen Politik oder mit wichtigen amerikanischen Interessen standen. Während, wie oben dargelegt, im ganzen bisherigen Verlauf der amerikanischen Geschichte es ein Axiom gewesen war, daß die Vereinigten Staaten sich nicht in rein europäische Angelegenheiten einmischen sollten, wurde durch den Völkerbund das gerade Gegenteil festgelegt. Nach Artikel 10 der Völkerbundssatzung verpflichten sich die Mitglieder, die Unversehrtheit des Gebiets und die bestehende politische Unabhängigkeit aller Bundesmitglieder zu achten und gegen jeden äußeren Angriff zu wahren. Im Falle eines Angriffs, der Bedrohung mit einem Angriff oder einer Angriffsgefahr soll der Rat die zur Durchführung dieser Verpflichtung erforderkichen Sicherungsmaßregeln ergreifen. Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Völkerbund würde danach nicht nur bedeuten, daß sie bei Eintritt gewisser Eventualitäten amerikanische Truppen zur Verteidigung europäischer Staaten einsetzen müßten — eine Einmischung in rein europäische Angelegenheiten, wie sie schärfer gar nicht gedacht werden kann, — sondern sie sollten dies auf Anordnung des Völkerbundrats tun, dem damit in diesen

Fragen gewissermaßen eine Art Ueberordnung über die amerikanische Regierung wie die sonst in ihm vertretenen Regierungen zugesprochen wurde. Daß der überwiegende Teil des amerikanischen Volkes eine solche Politik nicht mitmachen wollte, kann nach dem oben dargelegten niemand wundern.

Aber auch abgesehen von diesem wichtigsten grundsätzlichen Punkt, enthalten Völkerbundssatzung und Versailler Friedensvertrag noch verschiedene andere Bestimmungen, die den amerikanischen Interessen abträglich sind. Besonders gilt dies von dem Artikel 22 der Völkerbundssatzung, der sich über die Mandate über die bisherigen deutschen Kolonien und über bisher türkisches Gebiet ausspricht. Er geht davon aus, daß die bisher deutschen Inseln im Stillen Ozean als integrierender Bestandteil des Gebietes der angrenzenden Mandatarmächte verwaltet werden sollen. Angrenzende Macht ist aber für einen Teil dieser Inseln Japan. Die Besetzung der letzterem zufallenden Inseln, darunter der Kabelstation Jap, bedeutet einen schweren Schlag gegen die amerikanischen Interessen, wie weiter unten noch dargelegt wird. Auch die Bestimmung des Abschnitts VIII im Teil VI des Versailler Friedens, nach welchem Deutschland zugunsten Japans auf alle seine Rechte auf Kiautschou und sonst in der Provinz Shantung verzichtet, stehen im Widerstreit zu den amerikanischen Interessen in Ostasien und zu der traditionellen amerikanischen Politik der offenen Tür und der Erhaltung der Integrität Chinas.

Präsident Wilson fand nicht die Billigung des Kongresses für seine Vorschläge. Die Neuwahlen im November 1920 ergaben eine erdrückende Majorität für den republikanischen Kandidaten Harding. Damit war das Schicksal des Völkerbundes besiegelt. Zur Feier des Wahlsieges fanden an verschiedenen Plätzen Prozessionen statt, bei denen eine den Völkerbund darstellende Puppe verbrannt und so sein Ende symbolisch dargestellt wurde.

Die Rede des Präsidenten Harding bei seinem Amtsantritt am 4. März d. Js. und seine Botschaft an den Kongreß gaben dem nochmals deutlichen Ausdruck, daß Amerika den Völkerbund ablehne. Es hieß darin u. a.: Die Vereinigten Staaten werden „an dem augenblicklichen Bund einer Weltregierung mit seinen Uebervollmachten keinen Teil haben". Während aber die erstere Rede, wie oben erwähnt, das altbewährte Prinzip „sich nicht in die Angelegenheiten der alten Welt verwickeln zu lassen", auch weiterhin als Grundlage der amerikanischen Politik hinstellte, enthielt die im April erlassene Kongreßbotschaft neben der Betonung der Notwendigkeit der unverzüglichen Herstellung des Friedenszustandes mit den Mittelmächten auch die Anerkennung, daß Amerika seine Verpflichtungen bei der Schaffung der Ruhe in Europa habe und daß der Anteil Amerikas bei

der Neuordnung und Wiederherstellung nicht außer Acht gelassen werden könne.

Tatsächlich zeigte es sich bald, daß bei der gegenwärtigen Weltlage mit einer negativen Politik, sich nicht in europäische Angelegenheiten verwickeln zu lassen, dem Wohle Amerikas nicht gedient sein kann. Manche der Veränderungen, die auf Grund des Versailler Friedens von den übrigen Großmächten ohne Beteiligung der Vereinigten Staaten getroffen waren, verletzten amerikanische Interessen auf das empfindlichste. Ganz besonders war dies bei der schon oben erwähnten Zuteilung der Insel Jap und anderer Inselgruppen im Stillen Ozean an Japan der Fall. Jap war vor dem Kriege deutsche Kabelstation, von der Kabel nach Shanghai in China und nach Menado in holländ. Indien geführt waren, ferner nach der nahe gelegenen Insel Guam (der amerikanischen Kabelstation des von den Vereinigten Staaten nach Ostasien durch den Stillen Ozean führenden in amerikanischem Besitz befindlichen Kabels). Die Besetzung Japs durch die Japaner beraubte die Amerikaner der Benutzung wichtiger Kabellinien und machte sie von der japanischen Kontrolle abhängig. Aber auch abgesehen von dieser Kabelfrage bedeutete die Uebertragung des Mandats sämtlicher deutscher Besitzungen im Stillen Ozean nördlich des Aequators — der Karolinen-, Marianen-, Palau- und Marshallinseln — eine Bedrohung der Verbindung der Vereinigten Staaten mit den amerikanischen Philippinen wie mit Ostasien und schließlich eine Gefährdung ihrer Machtstellung im Stillen Ozean. Angesichts der schweren Nachteile des Uebergangs von Jap in japanischen Besitz hatte bereits die Regierung des Präsidenten Wilson in einer an den Völkerbundsrat gerichteten Note dagegen protestiert. Wenige Wochen nach dem Amtsantritt des Präsidenten Harding richtete die neue amerikanische Regierung eine gleichlautende Note an die beteiligten Großmächte, in der nicht nur auf das energischste der Zuteilung Japs an die Japaner widersprochen, sondern auch allgemein ein Anspruch der Vereinigten Staaten auf Mitbeteiligung an der Bestimmung über die deutschen Kolonien erhoben wurde. Es wird in dieser Note vom 4. April ds. Js. im wesentlichen ausgeführt:

Das Recht, über die überseeischen Besitzungen Deutschlands zu verfügen, sei erworben nur durch den Sieg der alliierten und assoziierten Mächte, an welchem die amerikanischen Staaten teilgenommen hätten. Daraus folge, daß das aus dem gemeinsamen Sieg erwachsene Recht von den Vereinigten Staaten geteilt werde und daß keine endgültige und wirksame Verfügung über die überseeischen Besitzungen Deutschlands ohne die Zustimmung der Vereinigten Staaten getroffen werden könnte. Da die amerikanische Regierung niemand bevollmächtigt habe, so könne keiner der von dem Obersten Rat oder dem Völkerbund bisher gefaßten Beschlüsse als die Rechte der Vereinigten

Staaten berührend angesehen werden (deemed to affect the rights of the U. S.). Die Nichtratifizierung des Versailler Friedens durch die Vereinigten Staaten könnte die von ihnen erworbenen Rechte nicht schmälern. Im übrigen sehe der Versailler Vertrag in seinem Artikel 119 ausdrücklich vor, daß Deutschland zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf seine überseeischen Besitzungen verzichte. Eine dieser Mächte seien unzweifelhaft die Vereinigten Staaten.

Bei dieser gegenwärtig noch schwebenden Kontroverse handelte es sich zwar zunächst um eine den Stillen Ozean und die Verbindung nach Ostasien betreffende Angelegenheit. Aber sie berührt bei dem heutigen Weltverkehr und der Wichtigkeit des Besitzes großer Kabellinien auch Europa. In direkter Weise war dies bei den von Europa nach Amerika führenden Kabeln der Fall, auf welche Deutschland nach Anlage 7 zum Teil 8 des Versailler Friedens gleichfalls zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte verzichten mußte. Die Vereinigten Staaten erhoben auch hier den Anspruch auf Beteiligung, der sich in Verhandlungen mit den übrigen Mächten teilweise durchsetzte.

Andere wichtige amerikanische Interessen wurden durch Zuteilung des Mandats über das mesopotamische Oelgebiet an England verletzt. Durch das Abkommen von San Remo hatten England und Frankreich sich dahin geeinigt, daß jenes gegen andere entsprechende Zugeständnisse die reichen Oelvorkommen in Mesopotamien erhalten sollte. Die Vereinigten Staaten protestierten in einer noch von der Wilsonregierung abgesandte Note vom 20. November 1920 dagegen und verlangten, daß die Gebiete, welche infolge des Krieges in den Besitz anderer Mächte übergingen, in solcher Weise verwaltet werden sollten, daß „dem Handel und den Bürgern aller Nationen gleiche Behandlung gesichert werde".

Die Note vom 20. November ist für uns deshalb besonders interessant, weil sie von der Mandatsverwaltung überhaupt spricht und Forderungen erhebt, deren Durchsetzung in bezug auf das Schicksal unserer ehemaligen Kolonien von größter Bedeutung werden könnte. Das erhellt bereits aus dem eben angeführten Satz. Unsere Landsleute sind aus allen unseren Kolonien mit alleiniger Ausnahme von Südwest-Afrika, das der Südafrikanischen Union zugefallen ist, rücksichtslos vertrieben worden. Ihr Eigentum ist liquidiert. Die Rückkehr in jene Gebiete ist ihnen verboten worden. Die Anerkennung des Grundsatzes gleicher Behandlung des Handels und der Bürger aller Nationen müßte die Konsequenz haben, daß auch die deutschen Reichsangehörigen wieder in jenen Mandatsgebieten zugelassen würden. Aber die erwähnte Note enthält noch weitergehende Forderungen betreffend die Durchführung des Mandatsprinzips. Sie hebt hervor, daß die Herrschaft über diese Ge-

biete „vollständig falsch aufgefaßt, um nicht zu sagen mißbraucht würde, wenn selbst die geringste Abweichung von dem Geist und der ausschließlichen Absicht einer Treuhänderschaft (Trusteeship) in des Wortes strikteſter Bedeutung stattfinden würde". Eine Anwendung des Mandatsgrundsatzes in dieser Auslegung würde naturgemäß eine weit günstigere Aussicht auf die Rückerlangung deutschen Kolonialbesitzes durch uns eröffnen, als die bisher von der Entente inszenierte verschleierte Annektion unter dem Deckmantel der Mandatsherrschaft.

Es mag bei dieser Gelegenheit gesagt werden, daß eine kluge weitausschauende Politik unsere bisherigen Gegner dazu führen sollte, dem übervölkerten Deutschland seine Kolonien zurückzugeben. Damit würde die Entente auch wenigstens teilweise aus dem Dilemma herauskommen, daß Deutschland zahlen soll, aber nicht zahlen kann, wenn es nicht den anderen Mächten, vor allem England, empfindlichste Handelskonkurrenz macht. Die Rückgabe eines großen überseeischen Betätigungsfeldes mit bedeutenden eigenen Rohstoffquellen würde die Möglichkeiten einer Reparation ohne die erwähnte Folgeerscheinung beträchtlich vermehren.

Die amerikanische Note stammt, wie erwähnt, noch von der Wilson-Regierung her. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Regierung Hardings diesen Teil des Protestes sich zu eigen machen wird. Die Engländer streben danach, die mesopotamische Oelangelegenheit durch Verhandlungen der beiderseitigen Interessengruppen zu einer gütlichen Erledigung zu bringen. Wenn dies gelingen sollte, so ist zu befürchten, daß die übrigen Gesichtspunkte, die für uns von Nutzen sein könnten, in den Hintergrund treten und eventuell völlig unter den Tisch fallen. Der Kern der Frage für Amerika ist ja seine Beteiligung an den Oelvorkommen.

Was die Oelangelegenheit anbetrifft, so haben die Vereinigten Staaten über den Bereich der Festsetzung des Versailler Friedens hinaus sich durch ihre Interessen zu Schritten in Europa veranlaßt gesehen. Um die Oelfelder der Welt findet gegenwärtig ein heftiger Kampf zwischen den Vereinigten Staaten und England statt. Die Interessen der ersteren sind in der Standard Oil Company, die der letzeren hauptsächlich in der großen holländischen unter dem Namen Royal Dutch (Shellgruppe) bekannten Gesellschaft verkörpert. Ueber 60 % der Welterzeugung an Petroleum sind seit Jahren in den Vereinigten Staaten gewonnen worden. Aber diese Oelvorkommen sind nicht unerschöpflich. Der Verbrauch der Vereinigten Staaten ist zudem so groß, daß während der beiden letzten Jahre bereits die Oeleinfuhr die Oelausfuhr überstieg. Die Sicherung weiterer Oelvorkommen wird von den Amerikanern für um so notwendiger gehalten, als nach Angabe der amerikanischen Regierung in der vorerwähnten Note vom 20. No-

vember 1920 nur ein Zwölftel der Petroleumvorkommen der Welt sich in amerikanischem Besitz befindet. Nach Gutachten mancher amerikanischer Sachverständiger liegt die Sache noch ungünstiger für Amerika, indem bei Fortsetzung der Ausbeute in gegenwärtigem Umfange die amerikanischen Oelfelder bereits nach 15 bis 20 Jahren erschöpft sein sollen, während die englischen Interessenten in enger Verbindung mit der englischen Regierung sich angeblich 90 bis 97% der künftig ausbeutungsfähigen Petroleumvorkommen der Welt gesichert hätten. Englische Angaben weichen allerdings hiervon ganz außerordentlich ab und schätzen den amerikanischen Anteil an den Oelschätzen der Welt sehr viel höher und den englischen sehr viel geringer ein.

Die Frage ist, so ungemein schwerwiegende wirtschaftliche und finanzielle Interessen dabei auch auf dem Spiele stehen, keineswegs bloß ökonomischer Art. Es handelt sich nicht nur um die Verwendung von Oel zu Heizzwecken, für Maschinen, für Automobile, für die Handelsschiffahrt; es wird vielmehr auch die Weltmachtstellung der seefahrenden Nationen in stärkster Weise dadurch berührt. Bei der Ueberlegenheit der Oelfeuerung über die Kohlenfeuerung ist der Bestand einer erstklassigen Kriegsflotte von der Zuführung ausreichender Mengen Oel abhängig. So ist die Sicherung von Oelvorkommen bei dem gegenwärtigen Stande der Technik geradezu eine Lebensfrage für die großen Seemächte. Die Vereinigten Staaten wenden sich deshalb mit größter Energie gegen alle Versuche der Monopolisierung von Oelvorkommen.

Es sollten die bedeutenden Oelvorkommen in Djambi auf Sumatra (Niederländ. Indien) nach einem Beschluß der zweiten holländischen Kammer von einer von der Royal Dutch kontrollierten Gesellschaft gemeinsam mit dem holländischen Staate ausgebeutet werden. Die amerikanische Regierung hat bei der holländischen gegen diese monopolistische Konzessionsverleihung Protest erhoben und verlangt, daß die amerikanische Standard Oil Co. zu gleichen Teilen zugelassen würde. Sie vertritt den Standpunkt, daß ebenso wie auf amerikanischem Gebiet die freie Konkurrenz zugelassen sei, so auch nirgends in der Welt den amerikanischen Oelinteressen abträgliche Monopole verliehen werden dürften. Diese niederländisch-indische Oelangelegenheit ist gegenwärtig noch nicht zu einer endgültigen Erledigung gelangt.

Wie in betreff der Oelvorkommen bestehen aber auch auf andern Gebieten erhebliche Interessengegensätze zwischen den Vereinigten Staaten und England, welche hier nur kurz angedeutet werden sollen. Der amerikanische Handel hat im Kriege enorm zugenommen, und zwar nicht zum kleinsten Teil auf Kosten Englands. Dies gilt ebenso in materieller wie in örtlicher Hinsicht. Sowohl im Kohlenhandel wie in der Stahl-

und Eisenindustrie, wie in der Textilindustrie hat sich das Verhältnis sehr zuungunsten Englands verschoben. Die amerikanische Handelskonkurrenz ist auf vielen bisher ausschließlich oder überwiegend britischen Märkten, besonders in Canada, Südamerika und Asien sehr stark hervorgetreten. Noch ungünstiger für England liegt die Sache in bezug auf die Handelsschiffahrt. Während die englische Flotte früher die amerikanische um ein Mehrfaches an Tonnenzahl übertraf und der größte Teil der amerikanischen Güter auf englischen Schiffen befördert wurde, macht jetzt infolge der ungemein gesteigerten Schiffsbautätigkeit Amerikas während des Krieges die amerikanische Flotte zwei Drittel der englischen aus und beförderte im Jahre 1920 beinahe die Hälfte der amerikanischen Güter gegen weniger als ein Zehntel vor dem Kriege. Die amerikanische Handelsflotte besteht obendrein ganz überwiegend aus modernen Schiffen, was bei den gesunkenen Schiffsfrachten das Verhältnis für England noch ungünstiger erscheinen läßt. Diese Schiffahrtskonkurrenz sieht um so bedrohlicher für England aus, als die Förderung der Schiffahrt ein von der amerikanischen öffentlichen Meinung gebilligter Hauptprogrammpunkt der republikanischen Regierung ist. Harding erklärte in seiner oben erwähnten Antrittsrede: „Es ist unbedingt notwendig, daß die amerikanischen Schiffsladungen auf amerikanischen Schiffen über See befördert werden, um den Weg nach allen Märkten der Welt zu finden."

Fast noch größer sind die Umwälzungen auf finanziellem Gebiet. Amerika, das früher Europa mit großen Summen verschuldet war, hat nicht nur im Kriege alle seine Schulden abstoßen können, sondern ist das größte Gläubigerland der Welt geworden. Europa schuldet ihm eine beträchtliche Anzahl (zirka 15) von Milliarden Dollar, von denen ein beträchtlicher Teil, 5 Milliarden Dollar, auf England entfällt. Durch diese Verschiebung ist England auch in seiner finanziellen Vorherrschaft auf das empfindlichste bedroht.

Aber weit bedenklicher als alle die hervorgehobenen Momente ist die Rivalität zwischen beiden Weltmächten in bezug auf die Kriegsflotte hervorgetreten. Die Vereinigten Staaten haben im Jahre 1916 ein Flottenprogramm aufgestellt, nach dessen Durchführung im Jahre 1924 sie im Besitz einer Flotte moderner machtvoller Kriegsschiffe sein wird, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Die britische Seemacht würde dann vollständig überflügelt sein, wenn England sich nicht entschließt, eine entsprechende Vermehrung seiner Flotte vorzunehmen. Damit eröffnet sich die Aussicht auf ein Wettrüsten zwischen den beiden Mächten, gegen das alles bisher auf der Welt dagewesene ein Kinderspiel sein würde. Auf die Dauer würde ein solches Wettrüsten für England aussichtslos sein, da die Vereinigten Staaten über die weit größeren Kräfte an

Menschen, Material und vor allem auch an Geld verfügen. Das gegenseitige Ueberbieten im Bau von Kriegsflotten müßte, besondes im Zusammenhang mit den oben angedeuteten schwerschwiegenden sonstigen Interessengegensätzen notwendigerweise früher oder später zum Kriege zwischen Amerika und England führen. Die Situation erinnert in vielen Beziehungen an die, welche in den Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges zwischen Deutschland und England vorlag. Nur ist jetzt an die Stelle des damals zwar mächtigen, aber doch immerhin nicht über unbeschränkte Mittel verfügenden Deutschen Reich eine ungleich stärkere Macht getreten, deren Hilfsmittel geradezu unerschöpflich sind. Der einzige Weg aus der bei wachsender Rivalität auf allen Gebieten naturgemäß stetig zunehmenden Gefahr eines neuen Weltkrieges ist der des Ausgleichs durch Vereinbarungen.

Von beiden Seiten des Atlantischen Ozeans sind die drohenden Gefahren klar erkannt worden. Bei beiden Nationen macht sich der Wunsch nach friedlichem Ausgleich geltend, sowohl auf wirtschaftlichem Gebiet wie betreffs der Flottenrüstung. Die offiziellen Stimmen wie die überwiegenden Presseäußerungen in beiden Ländern sprechen sich dafür aus.

Die Absichten der Regierungen der beiden angelsächsischen Nationen gehen aber noch über einen bloßen Ausgleich der Gegensätze hinaus. In den Reden, welche Lloyd George und der amerikanische Botschafter in London, Harvey, im Mai d.J. ausgetauscht haben, ist ein positives Zusammenwirken der Vereinigten Staaten und England „zur gerechten Beilegung der Streitfragen, die zur Zeit diskutiert werden und die Bedeutung für die ganze Welt haben" eingeleitet worden. Dabei ist nicht bloß an ein vorübergehendes Einvernehmen gedacht, sondern nach den Worten Harveys geht der Wunsch dahin, „Abkommen für die Dauer statt vergänglicher Kompromisse abzuschließen und die Beziehungen so zu gestalten, daß die beiderseitigen Regierungen in Zukunft alle Weltprobleme instinktiv von demselben gemeinsamen Gesichtspunkt und als unauflösbaren Konzern betrachten werden". Aus sonst bekannt gewordenen Aeußerungen amerikanischer Regierungsvertreter geht hervor, daß die Regierung des Präsidenten Harding den Plan verfolgt, ein Zusammengehen beider Mächte in allen Fragen der Weltpolitik zustande zu bringen. Von einem förmlichen Bündnis werden sich die Vereinigten Staaten zwar fernhalten und insofern der traditionellen amerikanischen Politik treu bleiben, aber trotzdem soll ein enges Zusammenwirken zur Lösung der unerledigten Probleme und der Wiederherstellung der Welt stattfinden. In England begegnen diese Pläne, welche praktisch auf die Etablierung einer angelsächsischen Welthegemonie herauskommen, freundlichster Aufnahme.

Bei den oben hervorgehobenen tiefgehenden Interessen-

gegensätzen zwischen Amerika und England dürfte es sehr schwierig sein, ein solches dauerndes Einvernehmen herbeizuführen. Immerhin liegen gewichtige Umstände vor, welche ein Gelingen zum mindesten auf Zeit als möglich erscheinen lassen. Wie vorstehend dargelegt, ist die einzige Möglichkeit, der drohenden künftigen Kriegsgefahr zwischen den beiden Weltmächten aus dem Wege zu gehen, der friedliche Ausgleich durch Abkommen, welche die Gegensätze überbrücken oder ihnen wenigstens die Spitze abbiegen. In beiden Nationen, ganz besonders in England, besteht das dringende Verlangen nicht in einen neuen Weltkrieg verwickelt zu werden, der die eigene Existenz auf das Spiel setzen würde. Dieser Wunsch ist bei den Völkern nicht minder vorhanden wie bei ihren gegenwärtigen Regierungen.

Trotzdem könnte das Unternehmen hoffnungslos erscheinen, wenn nicht die gemeinsame Sprache und die gemeinsame Kulturgrundlage die Verständigung erleichterten. Die aus englischen Kolonien hervorgegangenen Vereinigten Staaten haben trotz allen Zuflusses fremder Ansiedler die englische Sprache bewahrt und ebenso auch einen großen Teil der sonstigen englischen Kulturerrungenschaften. Die Wichtigkeit hiervon für das Verhältnis der beiden angelsächsischen Nationen kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Das zeigte sich von den Anfängen amerikanischer Selbständigkeit ab. Schon Talleyrand machte, als er während der französischen Revolution kaum zehn Jahre nach Beendigung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges in den Vereinigten Staaten weilte, die ihn zunächst überraschende Beobachtung, daß trotz des noch soeben vorhanden gewesenen Hasses die Amerikaner den Engländern bereits viel näher standen als den Franzosen, obwohl letztere im Kriege den Amerikanern wesentliche Hilfe geleistet hatten und persönlich wohl angesehen waren. Die gleiche Sprache und die gleichen Gewohnheiten hatten die Wirkung hervorgerufen, welche Talleyrand in den Worten zusammenfaßte: dans toutes les parties de l'Amérique que j'ai parcourues, je n'ai pas rencontré un seul Anglais qui ne se trouvât Américain, pas un seul Français qui ne se trouvât étranger.

Was damals nach einem Kriege galt, in dem die beiden Nationen erbittert mit einander gerungen hatten, gilt natürlich in noch viel höherem Maße in der gegenwärtigen Zeit, in der Amerikaner und Engländer Seite an Seite im Weltkrieg nebeneinander gekämpft haben. Das Gefühl kultureller Zusammengehörigkeit ist trotz des inzwischen stattgehabten jahrhundert langen Eigenlebens der Vereinigten Staaten doch gerade infolge der gemeinsamen Sprache stets lebendig geblieben. Englische Literatur, englische Zeitungen, wie die Uebernahme geistiger Erzeugnisse Englands in die amerikanische Presse sorgen dafür. Nicht ganz mit Unrecht erklärte kürzlich ein

amerikanischer Journalist: Die größten Träger der englischen Propaganda in Amerika sind Shakespeare, Tennyson und andere englische Geistesheroen. So ist für ein Zusammenfinden der beiden angelsächsischen Nationen eine ungleich günstigere Grundlage gegeben, als zwischen zwei in Sprache und Gewohnheiten einander fernstehenden Völkern je vorhanden sein kann.

Es ist unter diesen Umständen damit zu rechnen, daß es den beiderseitigen Regierungen gelingen wird, das angelsächsische Einvernehmen zum positiven Zusammenwirken in der Weltpolitik wenigstens für eine gewisse Zeit in die Tat umzusetzen. Einer der wichtigsten Punkte dabei ist, wie bereits hervorgehoben, die Frage der Seemacht. Ein Marineabkommen, welches die aus der Zunahme rivalisierender Flotten drohenden Gefahren beseitigt, ist eine notwendige Voraussetzung für die Einigung der beiden Völker.

Bei der zwischen Amerika und Japan bestehenden Situation könnte eine Flottenbeschränkung für die Vereinigten Staaten jedoch nur in Frage kommen, wenn die Japaner gleichfalls den Ausbau ihrer Flotte beschränken würden. Auch müßte jede Möglichkeit ausgeschlossen sein, daß das bestehende englisch-japanische Bündnis gegen Amerika wirksam werden könnte.

Präsident Harding hat am 11. Juli d. J. die „alliierten und assoziierten Hauptmächte", nämlich England, Frankreich, Italien und Japan — und außerdem China —, zu einer Konferenz eingeladen, auf der die Frage der Rüstungseinschränkungen und gleichzeitig damit die Probleme des Stillen Ozeans und des fernen Ostens erörtert werden sollen. Es bleibt abzuwarten, inwieweit es bei diesen Verhandlungen gelingen wird, eine Beschränkung der Seerüstung der Hauptseemächte, als welche jetzt nur noch England, die Vereinigten Staaten und Japan in Frage kommen, herbeizuführen. Das Verhältnis der beiden angelsächsischen Nationen zu einander wird durch das Ergebnis dieser Konferenz wesentlich mit beeinflußt werden.

Die ungeheure Bedeutung eines amerikanisch-englischen Einvernehmens für die Entwicklung der Welt liegt auf der Hand. Jede der beiden Weltmächte vereinigt in sich derartig gewaltige politische, wirtschaftliche und finanzielle Kräfte, daß unter den übrigen Ländern der Welt gegenwärtig keine gleich große Macht vorhanden ist. Wenn diese beiden Großmächte einig sind, so stellen sie die stärkste Kombination dar, die zur Zeit überhaupt auf der Welt denkbar ist. Gesetzt den unmöglichen Fall, es würden alle übrigen Länder der Welt zeitweise unter einen Hut gebracht und vereinigten sich zu gemeinsamem Handeln, so würden sie wahrscheinlich in ihrer augenblicklichen Verfassung alle zusammen nicht dasjenige Maß von Kräften in effektive Wirkung nach außen setzen können, zu welchem die vereinigten angelsächsischen Mächte fähig sind. Es wird wesentlich

von dem Grade der Einigung zwischen Amerika und England abhängen, inwieweit diese Kräfte zur Geltung kommen werden. Je vollkommener die Reibungen beseitigt werden, um so stärker wird der Einfluß der anglo-amerikanischen Entente auf die Geschicke der Welt sein. Inwieweit dies sachlich und zeitlich gelingen wird, wird die Zukunft lehren. In jedem Fall wird für die nächste Zeit der angelsächsischen Entente eine ausschlaggebende Rolle für die Entwicklung der Weltverhältnisse zukommen.

Was bedeutet dieses Heraustreten der Vereinigten Staaten aus seiner Passivität für Europa? Was bedeutet es im besonderen für Deutschland?

Es ist sicher, daß der Gedanke der Fernhaltung von europäischen Verwicklungen nicht nur einen Bestandteil der traditionellen Politik amerikanischer Regierungen bildet, sondern auch mehr oder minder der Empfindung des amerikanischen Volkes entspricht. Die große Menge jenseits des Atlantischen Ozeans sieht die Streitigkeiten der europäischen Staaten untereinander mit ähnlichen Augen an, wie etwa die meisten Deutschen in den Vorkriegszeiten Balkanstreitigkeiten anzusehen pflegten, die nach dem berühmten Wort Bismarcks nicht die „Knochen eines pommerschen Grenadiers" wert waren. Es herrscht auch bei den meisten Amerikanern, wie das Beispiel Wilsons zeigt, bis in die maßgebenden Staatsleute hinein, eine weitgehende Unkenntnis innereuropäischer Verhältnisse. Unter diesen Umständen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß bei der Wirksamkeit der amerikanisch-englischen Entente in bezug auf europäische Angelegenheiten das näher interessierte und vielfach besser — wenngleich nicht selten auch mangelhaft — orientierte England in allen Angelegenheiten, welche nicht unmittelbar die amerikanischen Interessen berühren, die Vorhand haben wird. Der Beitritt Amerikas wird in solchen Fällen das Schwergewicht Englands verstärken und einer Regelung nach englischen Absichten die Wege ebnen.

Was unser Vaterland anbetrifft, so steht zu hoffen, daß die Teilnahme Amerikas an der Regelung der schwebenden Streitfragen im ganzen für uns günstig sein wird. Die Amerikaner sind an sich nach ihrer ganzen Vergangenheit und nach ihrer politischen Auffassung dem französischen Imperialismus abgeneigt und können Abenteuern à la Korfanty keinen Geschmack abgewinnen. Sie haben aber auch ein ganz positives eigenes Interesse daran, daß Ruhe und Ordnung und damit die Grundlagen wirtschaftlichen Gedeihens in Europa wiederhergestellt werden.

Die Vereinigten Staaten sind trotz des ungeheuren Aufschwunges, den sie im Weltkrieg genommen haben, von der allgemeinen Weltkrise, die dem Kriege folgte, keineswegs unberührt geblieben. Im Gegenteil hat sich diese Krise in dem

Lande, in dem das Gold aus aller Welt zusammenfloß, außerordentlich stark fühlbar gemacht. Stocken des Absatzes, Sinken der Preise und Löhne, ausgedehnte Arbeitslosigkeit traten hervor. Wenngleich daran auch eine Reihe von andern Umständen mitwirkt, so sind diese Verhältnisse doch wesentlich mitverursacht durch den Wegfall eines großen Teils von Europa aus der Weltwirtschaft. Die Kaufkraft Europas ist durch das Darniederliegen großer Teile des Kontinents und durch die enormen Valutaunterschiede tief gesunken. In Amerika häufen sich die Rohstoffe und können nicht verkauft werden, während Europa trotz bittersten Mangels daran nicht imstande ist, sie zu kaufen. Unter diesen Umständen leidet die neue Welt ebenso wie die alte. Eine Wiederherstellung der europäischen Wirtschaft liegt im ureigensten Interesse Amerikas.

Dieser Erkenntnis können sich wirtschaftliche Kreise in den Vereinigten Staaten nicht verschließen. Es ist dies wiederholt in Bewegungen hervorgetreten, welche auf wirtschaftliche Hilfe für Europa in Form der Anleihe oder sonstigen Kreditgewährung gerichtet ist. Ein Anfang mit der Anleihegewährung an europäische Staaten ist bereits mit der Aufnahme einer Anleihe für Frankreich gemacht worden. Nicht auf dem Gebiet der Kreditgewährung, sondern des wirtschaftlichen Zusammenarbeitens liegen die Abkommen, welche zwischen amerikanischen Schiffahrtskonzernen einerseits, dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie andererseits getroffen sind, Abkommen, welche der Wirtschaft beider Länder zum Vorteil gereichen. Von ganz besonderer Bedeutung kann die Mitwirkung Amerikas auch bezüglich der Beschaffung der Summen werden, welche anläßlich der deutschen Reparationsleistungen aufzubringen sind. Es ist eine Wiedereinrenkung der aus den Fugen geratenen europäischen Verhältnisse ohne amerikanische Mitwirkung überhaupt nicht denkbar. Daran, daß diese erfolgt, hat aber Amerika selbst ein starkes Interesse.

Die Trennung der Welt in zwei Hälften, von denen jede für sich ohne Rücksicht auf die andere besteht, ist in unseren Zeiten nicht mehr möglich. Die Fäden, welche die moderne Wirtschaft und Verkehrsentwicklung gesponnen haben, sind zu fest, als daß sie ohne schwerste Schädigung beider Teile zerrissen werden könnten. Es ist *eine* Welt, deren Teile in ihrem Gedeihen von einander abhängig sind. Nur wenn Europa wiederum in einen Zustand der politischen und wirtschaftlichen Ordnung gelangt, was ohne Wiederherstellung der deutschen Leistungsfähigkeit unmöglich ist, kann die Welt gesunden.

***

Ziele und Ergebnisse der Kohlenforschung

von Geheimrat Professor Dr. Franz Fischer*)

Wie überall, so muß auch auf dem Gebiete der Kohle die Forschung bestrebt sein, unter Einsatz aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, großzügig zu arbeiten, d. h., sie muß bemüht sein, ohne Rücksicht auf die sofortige Nutzbarmachung ihrer Resultate die Grenzen des Wissens möglichst weit auszudehnen, um das Beobachtungsmaterial zu vermehren und einen klaren Ueberblick über die Zusammenhänge der Erscheinungen zu gewinnen. Was die Beziehung der Kohlenforschung zur Technik angeht, so soll die Forschung neue Wege zeigen und nachweisen, was in irgendeiner Richtung überhaupt möglich und andererseits, was von vornherein aussichtslos ist. Dadurch, daß der Industrie das Erreichbare gezeigt, daß sie andererseits vor aussichtslosen Millionenopfern gewarnt wird, wird ihr ein großer Dienst geleistet. Im allgemeinen wird es der Industrie überlassen bleiben müssen, selbst nachzuprüfen, ob die neuen Wege aus technischen und aus wirtschaftlichen Gründen für sie gangbar sind. Andererseits ist die Forschung auch berufen, die Industrie bei der Verwirklichung der Forschungsergebnisse zu unterstützen, falls dies gewünscht wird; aber ihre Hauptaufgabe muß bleiben, die Förderung der Erkenntnis im allgemeinen, die Auffindung neuer Wege und Methoden zur besseren Ausnutzung der Kohle. Wenn ich nun versuche, im Nachfolgenden eine Darstellung der Ziele und bisherigen Ergebnisse der Kohlenforschung zu geben, so muß ich mir weitgehende Beschränkung auferlegen. Ich will versuchen, die größeren Ziele und die dabei schon erreichten Resultate zu skizzieren; Teilziele und Teilergebnisse, so wichtig und interessant sie vielleicht auch da und dort sind, muß ich zurückstellen. Unter diesem Gesichtspunkte möchte ich zunächst, da diese Kenntnisse für jede chemische Verarbeitung der Kohlen von grundlegender Bedeutung sind, die Anschauungen andeuten, zu denen man heute bezüglich der Entstehung und der chemischen Struktur der Kohle gelangt ist. Dann möchte ich etwas über die in der Entwicklung befindlichen Methoden der völligen chemischen Verarbeitung der Kohle sagen. Zwischen ihnen und der Aufklärung der chemischen Struktur der Kohle ist eine fruchtbare Wechselwirkung mit Sicherheit zu erwarten. Hieran werde ich einen Ueberblick über die Gewinnung der sogenannten Nebenprodukte vor der Verbrennung der Kohle bezw. des Kokses anschließen. Die Bedeutung und die wirt-

*) Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Verbandes Deutscher Elektrotechniker.

schaftliche Notwendigkeit der Gewinnung der Nebenprodukte wird in dem Maße wachsen, als die Veredelung der Nebenprodukte und damit der Wert der aus ihnen hergestellten Erzeugnisse die Kosten ihrer Gewinnung überwiegen wird. Nicht bloß die Abscheidung der Nebenprodukte, sondern die Herstellung wertvoller Stoffe aus ihnen ist eine der nächsten wichtigen Aufgaben. In dem vierten Abschnitt möchte ich zeigen, wie weit man auf dem Gebiete der elektrischen Brennstoffelemente im Laufe des letzten Jahrzehntes gekommen ist. Hierzu kämen naturgemäß die Kohlen erst nach Abgabe ihrer Nebenprodukte und evtl. nach ihrer Vergasung in Frage. Das allgemeine Interesse für die direkte Umwandlung der Brennstoffenergie in elektrische ist zwar im Laufe des letzten Jahrzehntes in eine latente Form übergegangen; die geräuschvoll angekündigten Erfindungen in der Zeit vor 10 Jahren sind inzwischen durch stille systematische wissenschaftliche Arbeiten ersetzt worden. Zum Schlusse darf ich dann wohl noch eine schematische Uebersicht einer Art der Kohlenverwendung geben, die weniger ein Programm sein soll, als ein Schulbeispiel, aus dem Sie ersehen mögen, aus welchen Abteilungen und Abzweigungen ein Kohlenverarbeitungsprozeß besteht, der nicht nur elektrische Energie, sondern auch landwirtschaftliche und industrielle Produkte liefern soll. Die dabei dargestellte starke Unterteilung des Prozesses hat nicht nur didaktischen Wert, es ist wahrscheinlich, daß man im Laufe der Zeit tatsächlich derartige scharfe Unterteilungen des Produktionsprozesses auch in der Praxis als notwendig erkennen wird, um zu einer völligen Beherrschung zu gelangen.

Einen Ueberblick über die Hauptarbeitsgebiete gibt nachstehende Tafel 1.

Tab. 1

Hauptarbeitsgebiete

a) Erforschg. d. Entstehung u. chemischen Struktur der Kohlen

b) Völlige chemische Verarbeitung d. Kohle

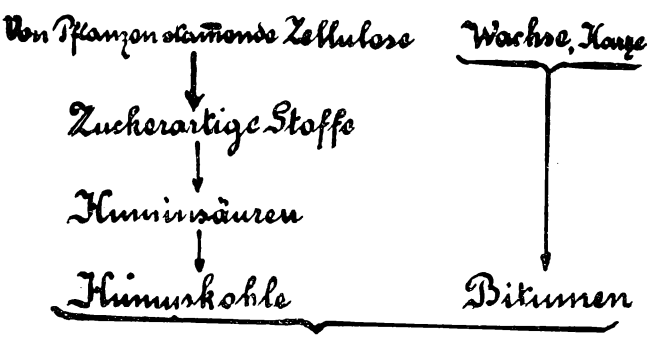
c) Gewinnung chemischer Nebenprodukte vor der Verbrennung der Kohle

d) Elektrochem. Verbrennung unter Stromerzeugung nach d. Gewin. d. Nebenprodk.

Seit man weiß, daß die Kohle, wozu im Folgenden auch der Torf gerechnet wird, von vermoderter bezw. vertorfter Pflanzensubstanz abstammt, hat man in dem Hauptbestandteil der festen Pflanzenstoffe, der Zellulose, die Ursprungssubstanz des Torfes und der Kohle gesehen. Auch den Wachsen und Harzen pflanzlicher Herkunft hat man eine gewisse Bedeutung bei der Bildung der Kohle zugeschrieben. Aus nachstehender Tafel 2 ist zu ersehen, wie man sich die Entstehung der Kohle im wesentlichen bisher vorgestellt hat.

Tab. 2

Zellulose-Stammbaum der Kohle



Bituminöse Kohle

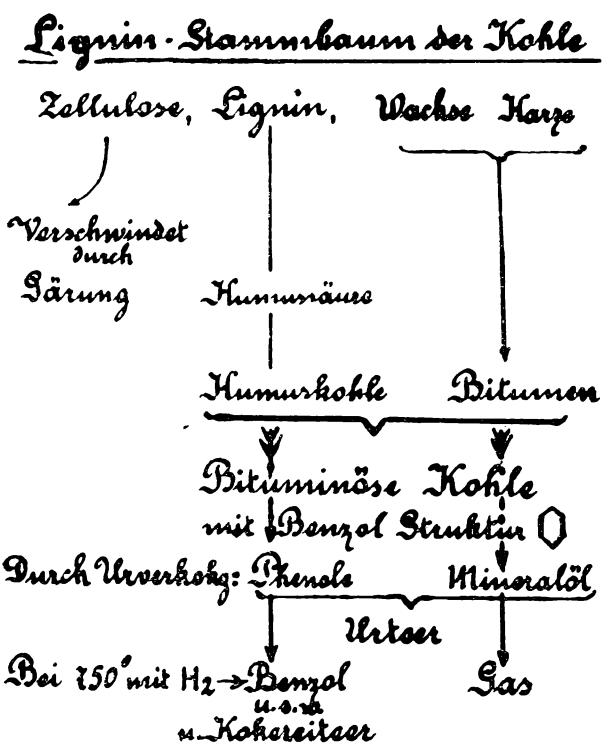
mit Furan-Struktur

Danach würde die von den Pflanzen stammende Zellulose zunächst in zuckerartige Stoffe übergehen, diese dann in die dunkelgefärbten Huminsäuren und schließlich daraus sich die Humuskohle bilden. Die Wachse und Harze andererseits würden sich nach den bisherigen Anschauungen im Bitumen der Kohle wiederfinden. Das Gemenge der Humuskohle und des Bitumens wäre demnach identisch mit der sogenannten bituminösen Kohle. Was nun die chemische Struktur des Hauptbestandteiles der Kohle, d. h. ihres Humusanteiles angeht, so hat man aus der Tatsache, daß man in den zuckerartigen Stoffen die Furanstruktur annehmen darf, den Schluß gezogen, daß diese Struktur auch den Huminsäuren und der Humuskohle selbst zugrunde liegt. In dem unter meiner Leitung stehenden Institut*) habe ich in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Schrader umfangreiche Untersuchungen ausgeführt, die den Zweck hatten, die Kohle durch das von uns ausgearbeitete Verfahren der Druckoxydation in verwertbare chemische Produkte überzuführen.

*) Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. R.

Wir haben den bis dahin geltenden Anschauungen entsprechend das Auftreten von Furankarbonsäuren erwartet, aber keine erhalten; an deren Stelle sind Benzolkarbonsäuren aufgetreten. Bei weiterer Verfolgung der Angelegenheit sind wir dann überhaupt zu einer anderen Anschauung über die Entstehung der Kohle gekommen, nämlich, daß sich die Kohle, im wesentlichen wenigstens, aus einem bisher in dieser Hinsicht nicht beachteten Bestandteil der Pflanzen bildet, aus dem sogenannten Lignin. Die älteren und namentlich die holzartigen Pflanzenteile bestehen nämlich im wesentlichen nicht nur aus Zellulose, Wachsen und Harzen, sondern auch aus Lignin bezw. ligninartigen Stoffen. Eichenholz enthält z. B. 30 % Lignin, die Schalen der Wallnuß sogar 50 %. Für dieses Lignin haben verschiedene Forscher bereits wahrscheinlich gemacht, daß ein Teil des Moleküls die Benzolstruktur besitzt. In Ergänzung hierzu haben wir gefunden, daß das Lignin und die natürliche Humussäure, ferner die vom Bitumen befreite Braunkohle und Steinkohle bei der Oxydation Benzolkarbonsäuren liefern, während die Zellulose das nicht tut. Von ihr und den zuckerartigen Stoffen erhält man bei der Druckoxydation Furanverbindungen, von Lignin, Humussäure

Tab. 3



und Humuskohle aber nicht. Durch Kombination dieser experimentellen Befunde mit dem Studium der Vorgänge in der Natur sind wir zu dem Ergebnis gekommen, welches durch die Tafel 3 dargestellt wird.

Hiernach verschwindet die Zellulose während des Torfstadiums weitgehend durch bakterielle Prozesse, das Lignin aber bleibt zunächst erhalten und geht im Laufe der Zeit in Humussäure und Humuskohle über, die mit dem Bitumen zusammen die bituminöse Kohle repräsentiert. Der Kohle aber liegt, im Gegensatz zu der bisherigen Anschauung, die Benzolstruktur zugrunde. Wir haben weiter Gründe, anzunehmen, daß bei der Destillation der Kohle bei niedriger Temperatur die Phenole des Urteeres von den Humusanteilen der Kohle, damit also aus dem früheren Lignin entstehen, während der Mineralölanteil des Urteeres sich durch Zersetzung des Bitumens bildet, also aus den ursprünglichen Wachsen und Harzen der Kohle entsteht. Werfen wir noch einen Blick auf die Vorgänge bei noch höherer Temperatur, so zeigt sich, wie wir gefunden haben, daß die Phenole bei Temperaturen über 750° insbesondere bei Gegenwart von Wasserstoff, in Benzol und die übrigen Produkte des Kokereiteeres übergehen, während der Mineralölanteil des Urteers sich bei 750° (ähnlich wie beim Oelgasprozeß) in Gas verwandelt.

Wir sehen also, daß die aromatischen Kohlenwasserstoffe des Kokereiteeres, insbesondere das Benzol und seine Abkömmlinge in der Hauptsache jedenfalls vom Lignin der vermodernden Pflanzen abstammen. Die Untersuchungen über die chemische Struktur der einzelnen für die Kohlebildung in Frage kommenden Bestandteile und über die chemische Struktur der Kohle selbst und ferner über die aus ihr durch Wärmebehandlung hergestellten Produkte haben nicht lediglich das Ziel, die genetische Entwicklungsreihe aufzufinden. Die Kenntnis des chemischen Aufbaues der Kohle ist auch für jegliche Art chemischer Verarbeitung derselben von großer Wichtigkeit, kann man doch danach beurteilen, welche Arten von Verbindungen bei den chemischen Eingriffen zu erwarten sind und wird doch dadurch möglich, die chemischen Verarbeitungsmethoden dem chemischen Aufbau der Kohle anzupassen.

Bis heute hat die chemische Industrie, soweit sie sich mit der Gewinnung chemischer Produkte aus der Kohle befaßt hat, hierzu ausschließlich die bei der Destillation der Kohle entstehenden Teere herangezogen, und zwar speziell die Teere der Steinkohlen verarbeitenden Kokereien und Gasanstalten. Wenn man bedenkt, daß diese Teere bis jetzt nur wenige Prozente der zur Teergewinnung verwandten Kohle betrugen, und sich anderseits vergegenwärtigt, welche große Industrien, ich erinnere nur an die Farbenindustrie, an die Heilmittelindustrie und an die Sprengstoffindustrie, sich auf diese Produkte aufge-

baut haben, so kann man sich vorstellen, daß die Auffindung anders gearteter chemischer Verarbeitungsmethoden für Kohle nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der chemischen Industrie bleiben wird.

Für die völlige chemische Verarbeitung der Kohle, also für die Ueberführung der gesamten Substanz der Kohle in chemische Produkte stehen die in Tafel 4 verzeichneten drei prinzipiellen Wege zur Verfügung.

Tab. 4

Völlige chemische Verarbeitung der Kohle

1. Ozonisierung
2. Druckoxydation
3. Hydrierung

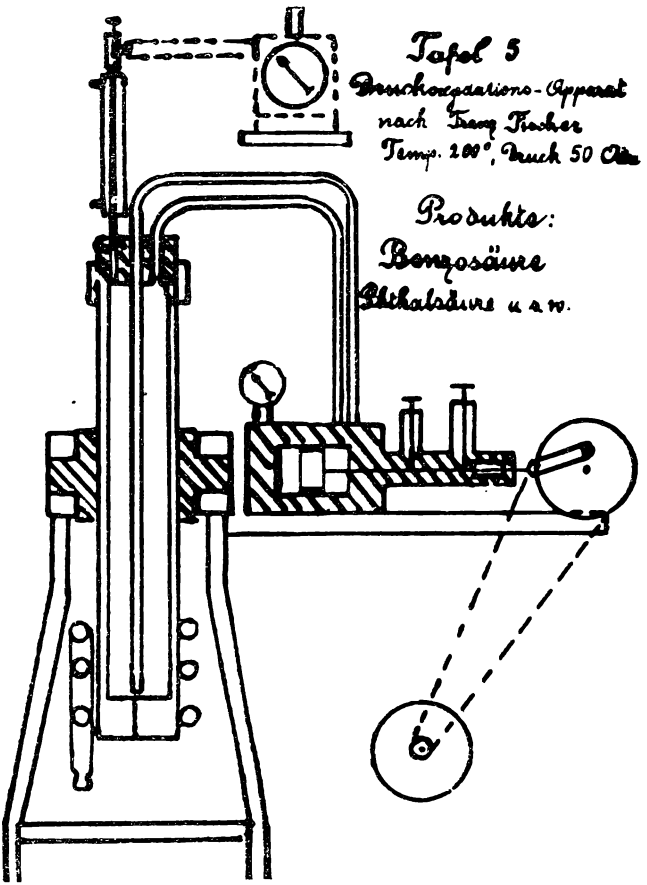
Die ersten beiden, die Ozonisierung und die Druckoxydation, bedienen sich des Sauerstoffes, die dritte Methode des Wasserstoffes. Sowohl bei der Methode der Ozonisierung als derjenigen der Druckoxydation wird durch Gegenwart von Wasser dafür gesorgt, daß keine Entflammung und Verbrennung zu Kohlensäure stattfinden kann, sondern daß die Verbindungen, aus denen die Kohle besteht (sie besteht, wie man heute weiß, nicht aus elementarem Kohlenstoff, sondern nur aus Verbindungen desselben, die allerdings prozentisch sehr reich an Kohlenstoff sind), durch chemischen Abbau in andere und zwar wertvolle Stoffe umgewandelt werden.

Durch die Methode der Ozonisierung ist es uns gelungen, alle Kohlenarten in wasserlösliche organische Verbindungen umzuwandeln. Die Natur dieser Verbindungen haben wir nicht weiter verfolgt, weil sich herausgestellt hat, daß die Herstellung des Ozons für diese Zwecke einstweilen zu kostspielig ist, und weil wir in der Druckoxydation ein geeigneteres Mittel zu demselben Zwecke gefunden haben. Diese Methode und die damit herstellbaren Produkte haben wir einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Die Ergebnisse sind ausführlich in den von mir herausgegebenen „Gesammelten Abhandlungen zur Kenntnis der Kohle,*) in gekürzter Form ferner in der Zeitschrift „Brennstoff-Chemie“**) zu finden. In diesen beiden

*) Verlag Gebrüder Bornträger, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 12a.
**) Verlag W. Girardet, Essen, Gerswidastr. 2.

Publikationsorganen sind auch alle übrigen Arbeiten des Mülheimer Kohlenforschungsinstitutes niedergelegt.

Was nun die Ausführung der Druckoxydation angeht, so gibt Tafel 5 das Bild eines hierzu verwendeten Apparates.



In dem senkrecht aufgestellten Stahlrohr des Autoklaven befindet sich eine wässrige Lösung von Natriumkarbonat und feingepulverte Kohle. Bei einer Temperatur von 170 bis 200° wird komprimierte Luft durch den flüssigen Autoklaveninhalt durchgepreßt, und zwar nicht nur einmal, sondern mit Hilfe der seitlich angebrachten Zirkulierpumpe vielmals. Die verbrauchte Luft wird durch einen Druckkühler geführt, in dem sich das Wasser abscheidet und in den Apparat zurückläuft, während aus dem auf dem Druckkühler aufsitzenden Ablaßventil die trockene, verbrauchte Luft abströmt und dann bezüglich ihrer Menge mit einer Gasuhr, bezüglich ihres Sauerstoff- und Kohlensäuregehaltes mit einem Orsatapparat geprüft werden kann. Durch die Einwirkung des Sauerstoffes der Luft gelingt

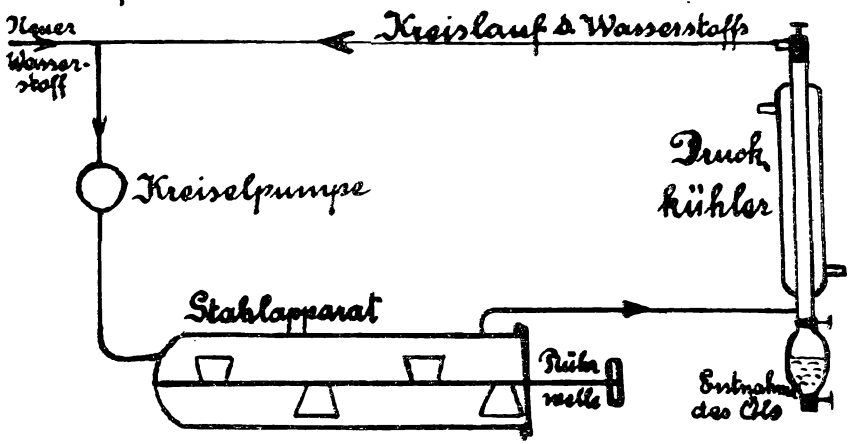
es so, alle Arten von Kohlen vollständig in lösliche organische Verbindungen überzuführen, mit Ausbeuten von 50% des Kohlengewichtes. Von diesen Verbindungen ist uns einstweilen erst ein Teil bekannt. Während zum Beispiel magere Steinkohle auf diese Weise 40 % nicht flüchtige organische Säuren liefert, haben wir von diesen einstweilen mehr als ein Viertel identifiziert. Es sind unter ihnen, auf die Kohle berechnet, rund 12 % eines Gemisches von Benzoesäure und Phthalsäure erhalten worden.

Zu anderen Produkten führt naturgemäß die Einwirkung des Wasserstoffes.

Tafel 6

Hydrierungsschema nach Bergius

Temp. 400° Druck 100 - 200 Atm. Produkte: Öle



Tafel 6 zeigt ein Schema für die Einwirkung von Wasserstoff nach dem Verfahren von Bergius, bei welchem bei einer Temperatur von etwa 400° und einem Druck von einigen hundert Atmosphären Kohle in einem Stahlapparat unter Umrühren mit Wasserstoff behandelt wird. Der durch eine Kreiselpumpe im Umlauf erhaltene Wasserstoff nimmt aus dem Stahlapparat die entstandenen flüchtigen Oele mit und führt sie in einen Druckkühler, in welchem sie zur Abscheidung gelangen, während der übriggebliebene Wasserstoff zur Stahlapparatur zurückkehrt. In dem Maße, in welchem er verbraucht wird, wird er durch neuen ergänzt. Nach Angabe von Bergius ist es möglich, mit diesem Verfahren rund 80 % der Kohle in Oele umzuwandeln, über die nähere Beschaffenheit und die Natur dieser Oele ist jedoch noch nichts bekannt geworden.

Aus dem Vorhergehenden ist zu ersehen, daß die Methoden der völligen Umwandlung der Kohle in chemische Produkte nunmehr, und zwar bei uns in Deutschland, ausgearbeitet sind, daß aber anderseits diese Methoden druckfeste Apparaturen erfordern.

Technisch einfacher werden nach wie vor diejenigen Arbeitsverfahren bleiben, die der Anwendung hoher Drucke nicht bedürfen, wenn dabei auch keine vollständige Umwandlung der Kohle in chemische Produkte stattfindet. Diese einfachen Arbeitsverfahren bedienen sich im wesentlichen lediglich der Einwirkung der Wärme.

Die erste Stufe der Wärmebehandlung führt zur Trocknung der Kohle. Daß hierzu unter Umständen ein recht großer Wärmeaufwand erforderlich ist, ist aus Tafel 7 ersichtlich.

Tafel 7.

Trocknung der Kohle

Grubenfeuchtigkeit der Kohlen

Ursache (Kohäsadsorption? Humusstoffe?)

Torf	90-95%	fallend mit steigendem geolog. Alter
Rhein. Braunkohle	40-50%	
Gasflammkohle	4-5%	
Fettkohle	1-2%	
Anthrazit	0,5%	

Künstl. Trocknung der Braunkohle vor der Brikettierung

Die sogenannte Grubenfeuchtigkeit der Kohle einschließlich des Torfes ändert sich in großem Umfange mit dem geologischen Alter des Brennstoffes, und zwar fällt sie mit seinem steigenden Alter.

Um gewöhnliche Nässe handelt es sich hierbei nicht, sondern das Wasser wird durch gewisse Bestandteile der Brennstoffe, die vermutlich der Humussäure nahestehen, festgehalten, die mit dem Wasser eine Art Gel bilden. Wenn man bedenkt, daß in einer Tonne Torf über 900 Kilogramm Wasser und unter

100 Kilogramm Brennstoff vorhanden sind, dann kann man sich leicht vorstellen, welcher Brennstoffaufwand zur künstlichen Trocknung des Torfes erforderlich ist. Die natürliche Trocknung des Torfes durch die Wärme des Sommers läßt sich nur in kleinem Maßstabe ausführen, die künstliche Trocknung ist einstweilen zu kostspielig. Auch das an und für sich schöne Verfahren der Elektro-Osmose, das Graf Schwerin ausgearbeitet hat, hat sich bisher nicht eingebürgert.

Während beim Torf die künstliche Trocknung unwirtschaftlich ist, ist sie bei der Steinkohle nicht notwendig, — in dem geringen Wassergehalt der Steinkohle beruht ja auch ihre wirtschaftliche Bedeutung. Bei der Braunkohle, die im grubenfeuchten Zustande 40—50 % Wasser enthält, wird die künstliche Trocknung vor der Brikettierung in großem Maßstabe ausgeübt, sie ist wärmetechnisch schon hoch entwickelt, bietet aber immerhin noch eine Reihe von Problemen.

Tafel 8

Brikettierung der Kohlen (Steinkohlen u. Braunkohlen)

Brikettierung der Steinkohlen mit Pechzusatz

Brikettierung der Braunkohlen ohne Zusatz infolge der Plastizität u. des Bitumengehaltes

Wie aus Tafel 8 ersichtlich, wird die Brikettierung der Kohlen verschieden gehandhabt. Für die Brikettierung der Steinkohlen ist ein Pechzusatz erforderlich, und es geht das Bestreben dahin, die Menge des im Vergleich der Kohle immerhin teuren Zusatzes möglichst zu verkleinern, ohne der Festigkeit der Briketts zu schaden.

Die Brikettierung der Braunkohle kann ohne Zusätze von Pech ausgeführt werden, da einerseits die erdige Braunkohle selbst eine gewisse Elastizität hat, anderseits der Gehalt an leicht schmelzbarem Bitumen die Rolle des Pechs übernimmt. Daß der Bitumengehalt der Steinkohle von dem der Braunkohle recht verschieden ist, zeigt Tafel 9.

Man sieht, daß mit Benzol, z. B. aus mitteldeutscher Braunkohle, 10—12 % Montanwachs bezw. Montanharz extrahiert werden können. Aus der Steinkohle wird unter gleichen Umständen durch Benzol etwa 1 % extrahiert, ein Oel, das dem gewöhnlichen Erdöl durchaus entspricht und Bestandteile der

verschiedensten Siedepunkte enthält. Mit flüssiger schwefliger Säure erhält man aus der Braunkohle Harz, aus der Steinkohle etwa 1 % Oel. Will man aus der Steinkohle mehr Bitumen herauslösen, so ist man genötigt, das Benzol bei Temperaturen von etwa 250° unter Druck anzuwenden, dann kommt man bis

Tafel 9

Extraktion der Kohle

Mitteldeutsche Braunkohle	Extraktionsverfahren	Produkt
"	Benzol	10-20% Montanwachs Montanharz
"	fl. SO_2	Harz
Steinkohle	Benzol	1% Öl
"	fl. SO_2	1% Öl
"	fl. Benzol bei 250° unter Druck	6% ölhaltiges festes Bitumen

zu zirka 6 % ölhaltigem Bitumen. Ein besseres Extraktionsmittel für Steinkohle als das Benzol ist das Pyridin. Umfangreiche Untersuchungen auf letzterem Gebiete macht zur Zeit Professor Fritz Hofmann in Breslau.

Wenn man mit der Temperatur beim Erhitzen der Kohle von der zur Trocknung nötigen Temperatur ab langsam höher geht, so kommt man in der Gegend von etwa 330° zu einer Einwirkung, die man künstliche Inkohlung nennen kann. Tafel 10 gibt einen Ueberblick über die bei den verschiedenen Temperaturen eintretenden Vorgänge.

Um zunächst bei der Temperatur bei 330° zu bleiben, so ist bei dieser Temperatur bemerkenswert, die starke Abspaltung

von Kohlensäure und Schwefelwasserstoff. Je jünger der Brennstoff ist, umso sauerstoffhaltiger ist er und umso größer dementsprechend die bei etwa 330° einsetzende Kohlensäurebildung.

Für diese sogenannte künstliche Inkohlung, für die auch der Ausdruck Vertinierung gebraucht wird, ist die Zunahme des Heizwertes der Kohle charakteristisch, anderseits wird noch kein Teer und auch praktisch noch kein brennbares Gas entwickelt, sondern im wesentlichen nur Kohlensäure und Schwefelwasserstoff. Der Schwefelwasserstoff kann leicht in Schwefel nach dem Clausverfahren überführt werden, so daß also die Möglichkeit vorliegt, durch die künstliche Inkohlung einerseits den Heizwert des Brennstoffes beträchtlich zu erhöhen, anderseits Schwefel

Tafel 10

Künstliche Inkohlung (Vertinierung) junger Brennstoffe bei c. 330°

Abspaltungsfolge der Produkte:

100°	Wasserdampf
c. 330°	$CO_2 + H_2S$
c. 500°	Urgas u. Urteer
c. 800°	Ammoniak u. Wasserstoff
c. 1000°	Wasserstoff

zu gewinnen. Die Berechtigung für den Namen künstliche Inkohlung kann man darin sehen, daß der Vorgang bezüglich der Vermehrung des Heizwertes der Kohle unter Abspaltung von Kohlensäure ähnlich verläuft, wie der in der Natur sich bei gewöhnlicher Temperatur abspielende Inkohlungsvorgang, bei dem die Zunahme des geologischen Alters verknüpft ist mit einer Abspaltung von Kohlensäure und einer damit verbundenen Verminderung des Sauerstoffgehaltes im Brennstoff. Die Abnahme des Sauerstoffgehaltes im Brennstoff macht sich, wie erwähnt, praktisch in der Erhöhung des Heizwertes pro Gewichtseinheit bemerkbar. Will man aus Mangel an Steinkohlen zur Leuchtgasbereitung aus Braunkohle übergehen, so wird man deshalb zweckmäßigerweise die Braunkohle, ehe man

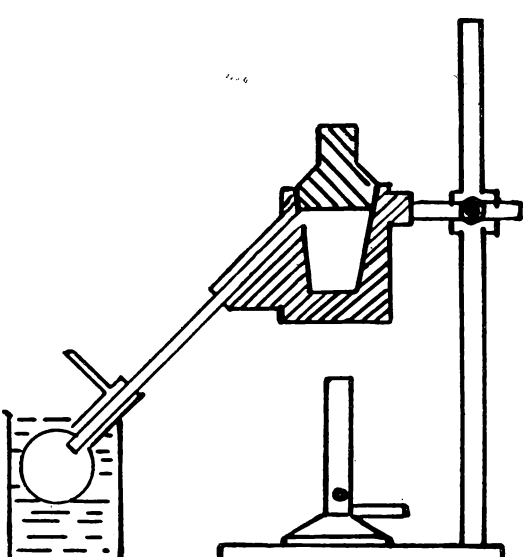
sie in die Leuchtgasretorte bringt, der künstlichen Inkohlung unterworfen. Dadurch, daß man die Kohlensäureabspaltung vor der eigentlichen Entgasung vornimmt, erhält man naturgemäß ein kohlensäureärmeres und heizkräftigeres Gas.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Vorgänge, die bei weiter gesteigerter Temperatur sich an der Kohle vollziehen. Etwa zwischen 350 und 500° vollzieht sich die eigentliche Zersetzung der Kohle. Man erhält als Destillationsprodukte dieser sogenannten Tieftemperaturverkokung den Urteer und das Urgas. Als Rückstand bleibt der sogenannte Halbkoks, der noch fast allen Stickstoff der Kohle enthält und ferner noch, je nach der Kohlenart, bis zu 10 % flüchtige Bestandteile.

Erhitzt man den Halbkoks weiter auf zirka 800°, dann werden diese flüchtigen Bestandteile in zunehmendem Maße in Form von Wasserstoff abgespalten, desgleichen ein Teil des Kohlenstickstoffes in Form von Ammoniak, und es hinterbleibt Koks, der bei weiterer Temperatursteigerung über 1000° immer noch kleine Mengen Wasserstoff abgibt.

Tafel: 11

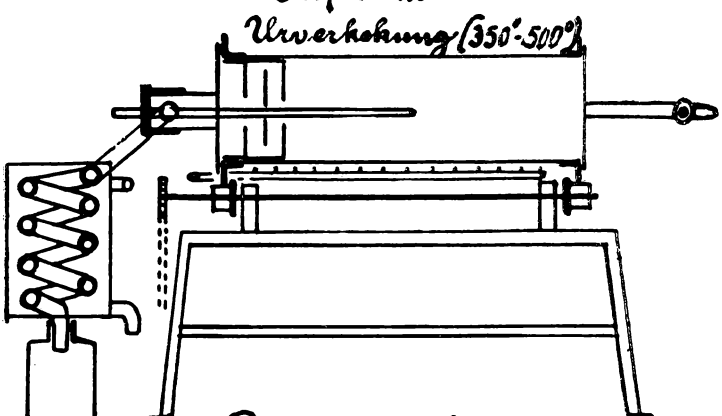
Aluminium-Schwelapparat
Urverkokung (350°–500°)



Wünscht man Brennstoffe auf ihre Eignung zur Gewinnung von Urteer zu untersuchen, so bedient man sich zweckmäßigerweise eines Apparates, der auf Tafel 11 schematisch dargestellt ist. Es ist dies der sogenannte Aluminiumumschwelapparat,*) eine dickwandige, mit eingeschliffenem Deckel versehene Aluminiumretorte, die infolge des guten Wärmeleitvermögens des Aluminiums eine gleichmäßige Erhitzung der darin befindlichen Kohle gestattet. Der abdestillierende Urteer wird in einer kleinen gläsernen Vorlage aufgefangen und gewogen. Zu einer derartigen Bestimmung sind etwa 20 g Kohle erforderlich, die also bei einer zehnprozentigen Teerausbeute 2 g Teer liefern.

Wünscht man den entstehenden Urteer einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen, so ist natürlich eine größere Menge derselben erforderlich und man bedient sich dann zu seiner Gewinnung zweckmäßigerweise des in Tafel 12 dargestellten Apparates.

Tafel 12



In diesem Apparat wird eine Ueberhitzung der Kohle dadurch vermieden, daß sie dauernd in Bewegung gehalten wird. In die auf einem Rollenlager sich drehende, aus Schwarzblech hergestellte Trommel,*) werden 10 bis 20 kg Kohle gegeben, dann wird sie verschlossen und mit Gas langsam geheizt. Dadurch, daß die Wärme nicht durch eine dicke Brennstoffschicht durchdringen braucht, kann die Temperatur der Wand niedrig gehalten werden, die Kohle erhält ihre Wärme infolge der Drehung der Trommel durch direkte Berührung mit der Wand. Ein in die Trommel eingebauter Staubfänger und eine an

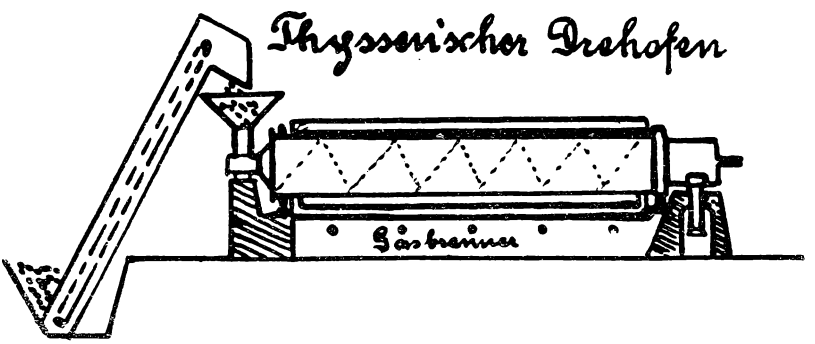
*) Beziehbar vom Institutsmechaniker Hofer, Mülheim-Ruhr.
**) Der Drehtrommelapparat ist ebenfalls vom Institutsmechaniker Hofer in Mülheim-Ruhr beziehbar.

eine Stopfbüchse angeschlossene Teervorlage vervollständigen die Einrichtung. In etwa zwei Stunden kann so ohne jede Ueberhitzung die Destillation beendet werden.

Wir haben in Mülheim diese Trommel im Jahre 1916 eingeführt und in der Zwischenzeit damit eine systematische Untersuchung aller deutschen Steinkohlenvorkommen angestellt. Dasselbe Prinzip benutzt in neuerer Zeit die Firma Thyssen & Co. in Gestalt des Thyssenschen Drehofens, der mit kontinuierlicher Kohlenzufuhr und kontinuierlicher Halbkoksaustragung ausgerüstet ist. (Tafel 13.) Derartige Drehöfen, die für einen täglichen Durchsatz von etwa 100 Tonnen Kohle bestimmt sind, geben dieselben guten Ausbeuten, sowohl was die Art als auch die Menge des Urteers angeht, wie unser Laboratoriumsapparat.

Tafel: 13

Thyssen'scher Drehofen



Tafel 14 gibt eine Uebersicht über die Produkte der Tieftemperaturverkokung und deren weitere Verwendung und soll zeigen, welche Probleme auf diesem Gebiete bereits als gelöst zu betrachten sind und welche noch gelöst werden müssen.

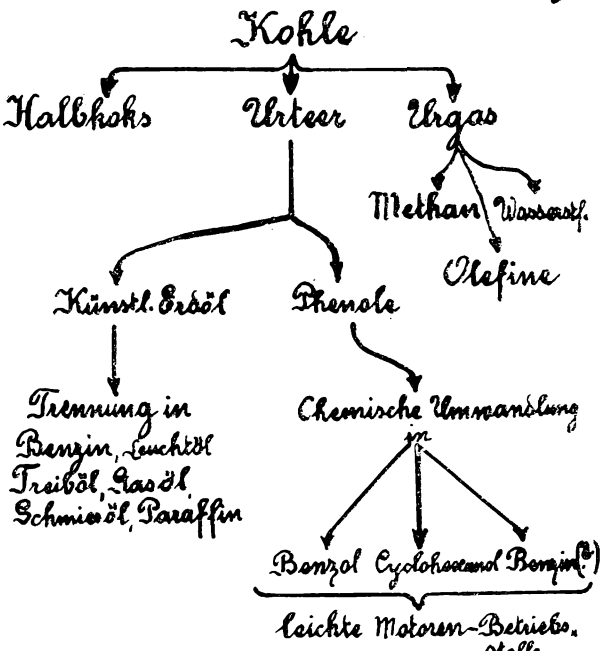
Wir sehen als Produkte der Urverkokung Halbkoks, Urteer und Urgas angeführt. Der Halbkoks kann, wie wir später sehen werden, verschieden weiter verarbeitet bezw. weiter verwendet werden. Der Urteer muß zunächst in seine beiden hauptsächlichen Komponenten, nämlich das künstliche Erdöl einerseits, die alkalilöslichen Bestandteile (im wesentlichen Phenole) anderseits zerlegt werden. Geeignete Trennungsmethoden hierzu sind vorhanden, aber es fehlt noch an einer wirklich wirtschaftlich arbeitenden.

Die Verwendung des künstlichen Erdöles ist gegeben. Es wird zweckmäßigerweise nach den Methoden der Erdölindustrie aufgearbeitet werden in Benzin, Leuchtöl, Treiböl, Gasöl, Schmieröl und Paraffin, dagegen ist die zweckmäßigste Verwendung der Phenole noch nicht völlig geklärt. Daß die Lösung

dieser Frage von wesentlicher Bedeutung ist, geht daraus hervor, daß die Menge der Phenole bei den an Teer ergiebigsten Steinkohlenarten rund die Hälfte des Teeres ausmacht, aber eine gewisse Klärung ist doch schon eingetreten. Abgesehen davon, daß man die Phenole in harz- und asphaltartige Stoffe umwandeln kann, bietet sich die wahrscheinlich wichtigere Möglichkeit, sie in leichte Motorenbetriebsstoffe durch Behandlung mit Wasserstoff überzuführen. Nach einem in unserm Institut gefundenen Verfahren können sie durch Erhitzen mit Wasserstoff auf 750° in einer innen verzinnten Eisenapparatur bei ge-

Tafel 14

Die Produkte der Urverkokung



wöhnlichem Druck in sehr guten Ausbeuten in Benzol und Toluol umgewandelt werden. Nach dem Verfahren der Tetralin G. m. b. H. ist es möglich, die Phenole bei Gegenwart von feinverteiltem Nickel mit Wasserstoff unter geringem Druck in Cyclohexanol, ein neutrales, als Motorenbetriebsstoff geeignetes Produkt umzuwandeln. Auch nach dem Verfahren von Bergius dürfte es möglich sein, durch Einwirkung von Wasserstoff von einigen hundert Atmosphären und bei einer Temperatur von 400° ohne Anwendung eines Katalysators die Phenole in leichten Motorenbetriebsstoff überzuführen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Urgas und die in ihm enthaltenen Olefine, so sehen wir, daß auch die letzteren die Möglichkeit bieten, durch Umwandlung in Alkohol Motorenbetriebsstoffe zu erzeugen.

Die Urverkokung, sowohl der Steinkohle als auch der Braunkohle gibt demnach die Möglichkeit, alle Erdölprodukte und die verschiedensten Arten leichter flüssiger Betriebsstoffe für Motoren zu erzeugen.

Der Halbkoks, der bei der Urverkokung hinterbleibt, enthält noch fast sämtlichen Kohlenstickstoff, und da die Vergasung bei Gegenwart von viel Wasserdampf der geeignetste Weg ist, um den Kohlenstickstoff als Ammoniak zu gewinnen, so scheint die Vergasung des Halbkokses die zweckmäßigste Verwendung desselben zu sein. Der aus Steinkohlen gewonnene Halbkoks besitzt nicht mehr die Fähigkeit zu backen und eignet sich deshalb besonders für einen ungestörten Generatorbetrieb. Das entstehende Generatorgas ist frei von Teerdämpfen, da der Teer bei der Urverkokung ja bereits gewonnen wurde, der Reinheit des aus dem Generatorgas gewinnbaren Ammoniaks dürfte diese Tatsache zustatten kommen. Was die Verteilung der Vorgänge auf die einzelnen Zonen des Generators angeht, so findet gleichzeitig mit der Vergasung des Kohlenstoffs die Bildung des Ammoniaks aus den im Koks enthaltenen Stickstoffverbindungen statt. In dem Maße, wie diese Verbindungen während des Vergasungsvorganges freigelegt und dem Wasserdampf zugänglich gemacht werden, erfolgt die Entstehung des Ammoniaks. Da das Ammoniak bei hohen Temperaturen in Wasserstoff und Stickstoff zerfällt, muß entweder die

Tafel 15

Die Vergasung des Halbkokses.

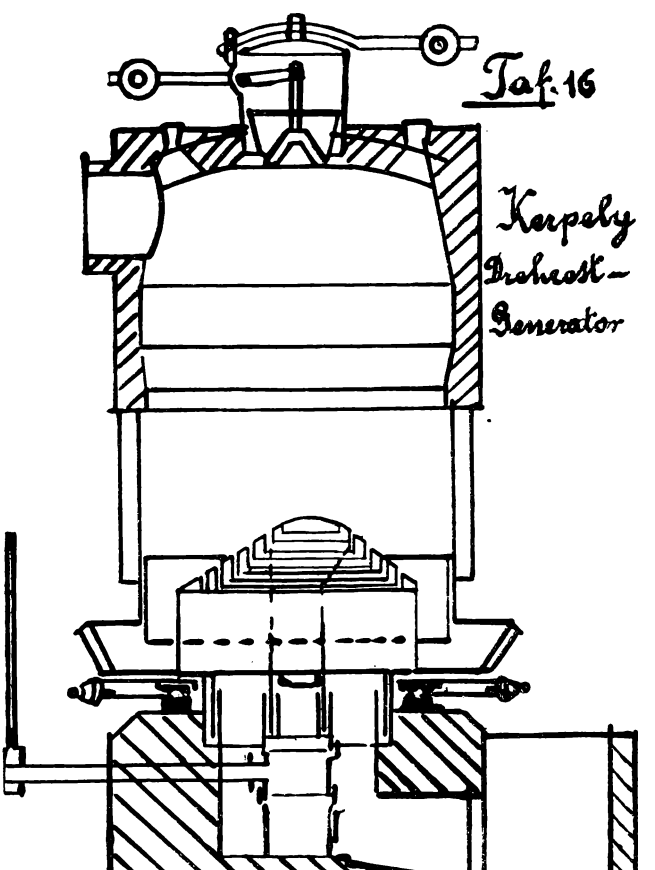
Ausgangsstoffe: Halbkoks (N-haltig)
Luft
Dampf

Endstoffe: Generatorgas
Ammoniak

Verteilung der Vorgänge auf die Zonen des Generators

Vergasung selbst bei der niedrigsten eben noch möglichen Temperatur ausgeführt, oder doch wenigstens das Ammoniak möglichst schnell aus dem Bereich hoher Temperatur fortgeführt werden. Beides wird durch Zusatz größerer Mengen Wasserdampf erreicht (Mondgasverfahren). Die von dem unteren Teil des Generators aufsteigenden mit Ammoniak und Wasserdampf beladenen heißen Gase treiben in den oberen Zonen des Generators aus dem Halbkoks den letzten Rest seiner flüchtigen Bestandteile in Form von Wasserstoff und etwas Methan aus.

Tafel 16 zeigt einen für die Vergasung von Halbkoks geeigneten Gaserzeuger. Nimmt man nun als Kohlenveredelungsprozeß beispielsweise die Reihenfolge Trocknen, künstliche Inkohlung, Urverkokung, Vergasung des Halbkokses an, so ergeben sich für die Verwendung der dabei entstehenden Nebenprodukte die in Tafel 17 zusammengestellten Gesichtspunkte.



Der Schwefel, der aus dem Schwefelwasserstoff der künstlichen Inkohlung entstand, kommt sowohl für die Landwirtschaft, als für die chemische Industrie in Frage. Die bei der Urverkokung entstehenden Bestandteile des Urteeres können zu Oelen für Schweröl motoren, anderseits zu leichten Betriebsstoffen Verarbeitung finden. Auch das Urgas kann durch verhältnismäßig einfache chemische Prozesse flüssige Brennstoffe in Form von Alkoholen liefern. Das bei der Vergasung des Halbkokses entfallende Ammoniak kommt wohl in erster Linie für landwirtschaftliche Zwecke in Frage.

Der Menge nach, in der die erwähnten Produkte entfallen, handelt es sich um Nebenprodukte, das Hauptprodukt der Urverkokung ist jedoch der Halbkoks. Selbstverständlich kann er als rauchlose, aber seiner flüchtigen Bestandteile wegen noch mit längerer Flamme brennende Kohle als Brennstoff verwendet werden. Der Halbkoks vieler Steinkohlen ist sehr zerreiblich, ebenso der der Braunkohlen. Es wird deshalb häufig zweckmäßig sein, ihn unter Pechzusatz zu brikettieren. Die leichte Zerreiblichkeit des Halbkokses hat jedoch auch ihre guten Seiten, er läßt sich leicht mahlen und dürfte für zweckmäßig gebaute Kohlenstaubfeuerungen ein vorzügliches Material sein. Leider aber sind sich die Konstrukteure der Kohlenstaubfeuerungen häufig nicht darüber klar, daß auch die kleinsten Kohlenstaubteilchen immer noch weit entfernt von dem gasförmigen Zustand sind, sie bestehen aus Tausenden zusammengeballten Molekülen, die deshalb eine längere Abbrandzeit erfordern, im Gegensatz zu den schnell abbrennenden Gemengen von Gasen. Der Kohlenstaub muß deshalb, wenn er völlig abbrennen soll, Gelegenheit haben, genügend lange Zeit in einem Raum von hoher Temperatur zu schweben oder sich zu bewegen.

Wie ich schon erwähnt habe, ist es, wenn man Wert darauf legt, den Stickstoff des Halbkokses für Ammoniak zu gewinnen, am zweckmäßigsten, den Halbkoks zu vergasen. Das dabei entstehende Generatorgas findet seine einfachste Verwendung zu Feuerungszwecken, auch zur Krafterzeugung mit Hilfe von Gasmaschinen oder Gasturbinen kann es herangezogen werden.

Leider fehlt es bis heute an geeigneten thermoelektrischen Batterien, die mit einigermaßen brauchbarem Nutzeffekt Wärme direkt in elektrische Energie umsetzen. Ueber eine Ausbeute von 2—3 % ist man bis heute nicht hinausgekommen, sonst wäre die Beheizung thermoelektrischer Batterien mit Generatorgas eine ideale Lösung.

Aber auch zum Betriebe von elektrischen Brennstoffelementen eignet sich das Generatorgas. Ich werde auf diese Verwendungsart gleich zurückkommen. Eine weitere Verwendungsmöglichkeit des Generatorgases bezw. des Wassergases ist in der prinzipiellen Möglichkeit der Umwandlung dieser Gase in flüssige Brennstoffe oder in chemische Produkte zu

sehen, aber hier steckt man erst in den Anfängen. Die stille elektrische Entladung bietet hier Möglichkeiten, aber einstweilen scheint dieser Weg noch zu kostspielig, entweder muß er verbilligt, oder es muß ein anderer gefunden werden.

Tafel 17

Verwendung d. Nebenprodukte.

1.) Schwefel: Landwirtschaft u chem Industrie

2.) Ammoniak: Landwirtschaft

3.) Urteerbestandteile: Krafterzeugung m. Ölmotoren bez. Ölturbine

4.) Urgas: für chem Verarbeitung

Verwendung d. Hauptprodukte

1.) Halbkoks: a.) Heizmaterial
b) zur Brikettierung
c) zur Kohlenstaubfeuerung

2.) Generatorgas durch Vergasung von Halbkoks
a.) Feuerungszwecke
b.) für Gasmaschinen
c) für elektr. Brennstoffelemente
d.) für Thermoelemente
e.) Umwandlung d. Gase in Öle oder chem. Produkte z. B. d. elektr. Entladungen

Tafel 18 soll ein Bild von der bisherigen Entwicklung der Brennstoffelemente geben. Gewissermaßen an Stelle des Zinks der galvanischen Elemente kann man entweder die Kohle selbst in leitendem Zustande als Elektrode verwenden (die Kohle wird durch Erhitzen auf 600—700° leitend und behält dann ihre Leitfähigkeit auch beim Abkühlen), oder es kann eine unveränderliche Elektrode mit den aus Kohlen herstellbaren Gasen beladen werden, wobei dann die Oxydation dieser Gase zur Stromlieferung benutzt wird. Von Elementen, die mit Kohle als Lösungselektrode bei gewöhnlicher Temperatur ararbeiten (kalte Kohleelemente), ist keine in Betracht kommende Konstruktion bekannt geworden. Erst in der Hitze wird die Kohle so reaktionsfähig, daß nennenswerte Ströme entnommen werden können. Aber die mit Kohle als Elektrode arbeitenden Elemente haben alle den Nachteil, daß der Elektrolyt durch die Asche der Kohle bald verunreinigt ist, auch ist die Herstellung be-

sonderer Kohlenelektroden kostspielig. Das Element von Jacques hat den Nachteil, daß das Aetznatron beim Betrieb des Elementes in kohlensaures Natron übergeht.

Besser sieht es mit den Gaselementen aus. Das Element von Mond und Langer ist eine Nachbildung der Groveschen Gaskette. Poröse, mit verdünnter Schwefelsäure vollgesaugte Steinplatten, die auf den gegenüberliegenden Seiten mit Platin belegt sind, sind ausprobiert worden. Aber schon allein die Notwendigkeit von Platin dürfte einer Verwendung im großen Maßstabe entgegenstehen. Ein anderes in der Kälte arbeitendes Element benutzt statt Wasserstoff das Kohlenoxyd, statt Platin das Kupfer, statt Schwefelsäure eine Aetznatronlösung. Aber bei diesem Element ist wieder die Forderung nach der Unveränderlichkeit des Elektrolyten nicht erfolgt. Die Natronlauge geht durch die Oxydation des Kohlenoxyds in eine Natriumkarbonatlösung über. Außerdem teilt dieses Element die Eigenschaft aller *kalten* Gaselemente, daß es verhältnismäßig träge arbeitet und die Entnahme großer Stromstärke, ohne daß das Element ungeheuere Dimensionen annimmt, nicht gestattet.

Tafel 18

Die bisherige Entwicklung der Brennstoffelemente

a.) Kohle als Lösungselektrode

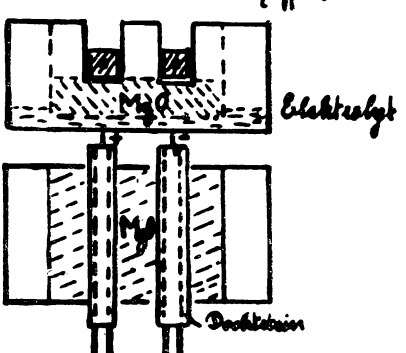
Brennstoff	+ Elektrode	Elektrolyt	− Elektrode	Depolarisator	Temperatur	EMK
1) Kalte Elemente						
2) Heiße Elemente						
Jacques	Kohle	$NaOH$	Fe	Luft		
Korda	"	K_2CO_3	Cu	"	900	1,1
Baur	"	"	Ag	"		
b) Gas als strom-liefernder Stoff						
1) Kalte Elemente						
Mond u. Langer	H_2	Pt	H_2SO_4	Pt	"	
K. A. Hofmann	CO	Cu	$NaOH$	Cu	"	
2) Heiße Elemente						
Atkinson	H_2	Pt	PtO	Ag	"	
Baur u. Tobler	H_2+CO	Pt	K_2CO_3 K_2CO_3	Fe_2O_3	800	1

Bezüglich der heißen, mit schmelzflüssigen Elektrolyten arbeitenden Gaselementen ist in Tafel 18 auf Element von Atkinson hingewiesen.

Es benutzt als Elektrolyten geschmolzenes Bleioxyd, als negative Elektrode geschmolzenes Silber, als positive Elektrode geschmolzenes Blei. Das geschmolzene Silber hat die Eigenschaft, aus Luft leicht Sauerstoff aufzunehmen und sich dadurch in eine gute Sauerstoffelektrode zu verwandeln. Beim Betrieb des Elementes wird das Blei oxydiert, das Silber aber reduziert. Durch Einblasen von Luft in das Silber und von Wasserstoff in das Blei wird der alte Zustand wieder hergestellt. Einen weiteren Fortschritt diesem Element gegenüber stellt nun das neue Brennstoffelement von Baur und Treadwell dar, auf welches ich etwas näher eingehen möchte.

Tafel 19

Die Baursche Konstruktion und ihr Nutzeffekt



Die Zelle für 1 Kilowatt erfordert etwa 1 cbm Magnesia-Kanal-Mauerwerk

E.M.K c. 1 Volt bei 800°

Nutzleistung in Form elektr. Energie höchstens 60%

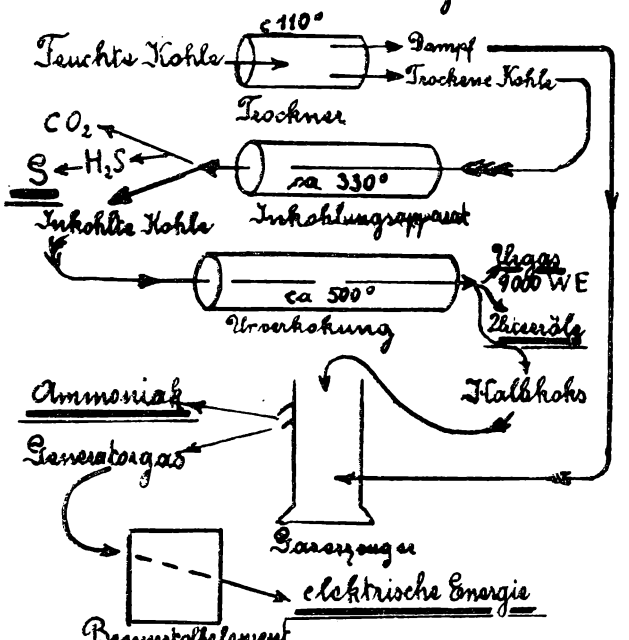
von der Verbrennungswärme der Kohle

In Tafel 19 sind die Prinzipien dieser Konstruktion angedeutet. Für die Sauerstoffelektrode benutzt das Element Eisenoxyde, für die Gaselektrode Eisen. Als Elektrolyt dient ein hälftiges Gemisch von geschmolzenem Natriumkarbonat und Kaliumkarbonat. Dieser Elektrolyt befindet sich in aufge-

saugtem Zustand in porösen Steinen aus Magnesia, dem einzigen Material, das von diesem Elektrolyten nicht angegriffen wird. Kanäle in diesen Steinen sind mit Eisendrähten zur Stromabführung versehen, die Eisendrähte selbst sind entweder mit Eisenoxyden oder mit feinverteiltem metallischen Eisen umgeben. Durch die Oxydkanäle wird Luft, durch die Metallkanäle Brennglas geleitet. Eine derartige Zelle hat bei 800° eine E.M.K. von 1 Volt, die Nutzleistung in Form elektrischer Energie schätzen Baur und Treadwell auf etwa 60%. Allerdings wird für eine Zelle, die ein Kilowatt liefern soll, etwa 1 cbm Magnesia-Kanal-Mauerwerk erfordert, das von vielen Kanälen durchzogen und dauernd auf einer Temperatur von 800° ge-

Tafel 20

Ein einstweilen noch unerreichbares Beispiel der Kohlenverwendung



halten werden muß. Die Baursche Zelle stellt durch den Verzicht auf teure Metalle durch die Verwendung eines unveränderlichen Elektrolyten und durch die Leistungsfähigkeit der Zelle zweifellos einen wissenschaftlichen Fortschritt dar. An die technische Ausführung einer größeren derartigen Zelle ist man aber bisher nicht herangetreten.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse den in seinen einzelnen Abschnitten bereits besprochenen Kohlenverarbeitungsprozeß, der keineswegs ein Problem, sondern nur ein lehrreiches Schulbeispiel sein soll, im Zusammenhange, so ergibt sich das Bild der Tafel 20.

Die feuchte Kohle wird durch Außenbeheizung in einem beweglichen Trockner getrocknet. Der entweichende Dampf wird später in einem Gaserzeuger verwendet. Die trockene Kohle wird zunächst (unter Gewinnung des Schwefels) der Inkohlung (die Inkohlung spielt nur für jüngere Brennstoffe eine Rolle) und dann der Urverkokung unterworfen. Das Urgas von hohem Heizwert (9000 WE) und die Urteeröle werden gewonnen und in besonderen Prozessen weiter verarbeitet. Der Halbkoks wird noch heiß einem Gaserzeuger zugeführt und dort in Generatorgas und Ammoniak verwandelt. Das Ammoniak wird ausgeschieden, das Generatorgas aber in Brennstoffelementen unter Stromerzeugung verbraucht.

Schluß.

Wie ich schon eingangs sagte, soll das Bild, das ich hier von den Zielen und bisherigen Ergebnissen der Kohlenforschung entworfen habe, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Nicht nur neue Ergebnisse und Möglichkeiten, sondern auch neue Ziele werden im Laufe der Entwicklung sichtbar werden. Mögen heute manche Forschungsergebnisse technisch oder wirtschaftlich undurchführbar erscheinen, andere Zeiten, die über fortgeschrittenere technische Hilfsmittel verfügen, werden dann die Verwirklichung ermöglichen. Weder darf den Forscher entmutigen, wenn seine Ergebnisse nicht sofort Anwendung finden, noch dürfen diejenigen, die die Mittel der Forschung zur Verfügung stellen, in solchem Falle fruchtlose Arbeit sehen. Denn die Umwandlung der Unkenntnis in Wissen ist unter allen Umständen und auf jedem Gebiete ein erfolgreicher Vorgang, die wissenschaftliche Aufklärung ist die solide Grundlage des technischen Erfolges.

***

Das junge Frankreich und das junge Deutschland

von ord. Universitätsprof. Dr. Eduard Wechßler

Kein anderes Volkstum ist scheinbar so leicht und tatsächlich so schwer zu ergründen wie das französische. Das liegt nicht nur daran, daß in dieser Volksart ein natürlich-ursprünglicher, wurzelhaft-triebhafter Lebenswille mit veredelter und gepflegtester Gedanklichkeit zu einer unteilbaren Einheit verschmolzen ist, so daß die recht eigentlichen Franzosen bald kindlich-unerfahren und jugendlich-beschwingt, bald überreif und übersättigt erscheinen. Mehr noch liegt die Schwierigkeit des Erkennens für uns Deutsche daran, daß das echt französische Ueberlegenheitsgefühl jedes Einzelnen sich immer neu dagegen auflehnt, Dinge und Menschen, Umwelt und sachliche Bindung so völlig ernst zu nehmen und sachlich anzuerkennen, wie es der echte und gute Deutsche nicht anders gewohnt ist. Wer französische Volks- und Geistesart in ihrer Tiefe verstehen will, muß gelernt haben, das feine und heimliche Lächeln zu erraten, das jedem eigentlichen Franzosen auch bei den ernsthaftesten Dingen und Gedanken Mund- und Augenwinkel umspielt. Es werden wenige gute Bildnisse französischer Männer und Frauen gemalt, wo nicht dieses leise und ungewollte, aber doch wesenhafte Lächeln in irgendeiner Ecke oder Falte emporhuscht. Dieses schalkhafte Lächeln heißt ihnen ironie, blague, sourire malin, malice, raillerie, moquerie, mièvrerie.

Der Sinn dieses Lächelns ist anders als ein vorschnelles Urteil wohl meint. Es beweist keinerlei Mangel an ernstlichem Lebenswillen und tieferem Lebensgefühl, keinerlei Unfähigkeit oder Widerwillen, einen für wertvoll erachteten Lebensinhalt mit allen Mitteln und Kräften zu erkämpfen und diesen Zielen auch die letzten und schwersten Opfer zu bringen. Wer die französische Ironie richtig deuten will, wird darin nur die Auflehnung der Person gegen die Sache, des Ich gegen die Umwelt erkennen. Der echte Franzose fühlt und erfaßt sich in der Tiefe seines Wesens als sichtbar-wirksame Lebenseinheit, die mit Sinnlichkeit und Verstand alles Fremde zu erobern hofft, und er ist immer eifrig bemüht, diese sichtbar wirksame Lebenseinheit auch gegenüber dem Unheimlichen und Geheimnisvollen, auch gegenüber den ernsthaftesten Dingen und Fragen der Welt und des Lebens kühn zu behaupten. Allen von andern Menschen selbstherrlich gesetzten Zwecken und Zielen begegnet er mit unbesiegbarem Zweifel, und wo er sie zu durchschauen glaubt, mit Spott und mit Hohn. Aus der Tiefe dieses Willens entspringt ihm jene Leichtigkeit, jene Schalkhaftigkeit, jene Schelmerei und nur scheinbare Gleichgültigkeit, jener scheinbare Leichtsinn, der zu Zeiten, so im Rokoko des Regenten, in

légèreté und frivolité zerflattern konnte, immer aber aus der Spannkraft ungelähmter Sprungfedern sich in höchst ernsthaftem Willen zu entladen vermochte. Wie jede Wesenseigenschaft einer großen Volksgemeinde liegt auch dieses französische Leichtnehmen der Dinge zunächst jenseits von Gut und Böse und wird zum Charakterfehler nur da, wo es hemmungslos sich über Rücksicht und Vorsicht hinwegsetzt.

Einen groben, für ihn selber gefährlichen Mißgriff würde begehen, wer diese weltüberlegene Geisteshaltung, die im Grund eine Stärke des Franzosen bedeutet, als eine Schwäche auslegen wollte. Fast könnte es scheinen, als wäre Lessings Riccaut de la Marlinière manchem Deutschen noch heute ein Urbild französischer Volksart. Solche Deutsche vergessen, daß aus Frankreich nach Preußen nicht nur edle Emigranten und unedle Abenteurer gekommen sind, sondern ein Jahrhundert früher die höchst gediegenen bürgerlichen Hugenotten; und vergessen, daß die französische Politik gegenüber dem einst stammverwandten deutschen Nachbar seit Philipp August und der Schlacht bei Bouvines, ja seit Karl dem Kahlen und der Schlacht bei Andernach alles andere denn ziellos und leichtfertig gewesen ist (Fritz Kern hat in einem Geschichtswerk von erzieherischem Wert die uralten Ausdehnungsbestrebungen gegen das deutsche Rheinufer vor Freund und Feind aufgedeckt). Das Märchen von der angeblichen französischen Leichtfertigkeit sollte endlich einmal aus deutschen Köpfen und deutschen Schulen ausgetilgt werden. Daran glauben heute nur noch solche deutsche Diplomaten, die es nicht für nötig hielten, so wie einst Bismarck die Seelenverfassung und Geistesentwicklung unseres willenskräftigen Nachbarn sorgfältig zu ergründen, sondern beim Dejeuner im heiteren Geplauder den französischen Kollegen zu erfassen vermeinten. Wieviel uns dieser verhängnisvolle Irrtum schon gekostet hat, wieviel er das deutsche Volk täglich kostet und vielleicht noch künftig kosten wird, läßt sich schwerlich ermessen und ahnen. Vor jedem Raum und in jedem Raum, worin deutsche Jugend in Französisch unterrichtet wird, müßte neben die phonetische Lauttafel und die geographische Wandkarte eine Inschrift angeschlagen werden: „Gedenke, Deutscher, daß der Franzose oft ironisch, selten leichtfertig ist! Nimm seine Aeußerungen und Gebärden nicht wörtlich, aber suche dahinter stets einen tieferen, den eigentlich französischen Ernst!“

Bei keinem anderen Begriff des neueren geistigen Frankreichs bedarf der Deutsche so sehr dieser Vorsicht und ernstlichen Prüfung, wie dem von den Franzosen selber entdeckten Niedergang des französischen Volkes und Volkstums. Das Schlagwort von der Dekadenz der romanischen Völker und zuerst der Franzosen wurde von Männern aufgebracht, die neuen Lebenswillen damit wecken wollten oder selber schon betätigten. Kürzlich hat Ernst Robert Curtius in der „Inter-

nationalen Monatsschrift" (15. Jahrgang Spalte 35 ff. und 147 ff.) über „Entstehung und Wandlungen des Dekadenzproblems in Frankreich" mit gründlicher Kenntnis geschrieben, hat dieses Schlagwort von Montesquieu bis Proudhon, von Baudelaire zu Huysmans und Bazalgette verfolgt. Willig und dankbar wird sich auch der Kenner dieser Dinge der weitblickenden Führung überlassen und wird dabei vielleicht nur zweierlei wünschen: daß der ironische Nebensinn des Schlagworts Décadence ausdrücklicher und eindringlicher angemerkt und daß darauf hingewiesen wäre, wie uns nichts verhängnisvoller werden kann, als dergleichen Gerede und trostreiche Aussicht dem deutschen Volke vorzusprechen. Gewiß war es einem Gobineau und einem Bazalgette bitterer Ernst mit ihren Klagen und Anklagen über den angeblich drohenden Niedergang und Untergang. Wohl war der Vorwurf berechtigt gegen die führenden und maßgebenden Gesellschaftskreise, wie gegen die ganze Lebensführung und Gebahrung des zweiten französischen Kaiserreichs. Aber als die neue Jugend von 1885 sich in überlegener Selbstironie ihrer immense fatigue und ihrer langueur rühmte, hatte für die Augen der Sehenden bereits ein neuer Aufstieg des geistig-sittlichen Lebens begonnen. Als ein Kritiker, wie Rémy de Gourmont in seiner Culture des idées ansprechend erzählt hat, die unerhört seltsame Dichtung von Mallarmé mit den Versen des Sidonius Apollinaris zusammenbrachte, als Verlaine, der andere Führer und Meister dieser Jugend, ein Sonett mit dem berühmten Verse begann: Je suis l'Empire à la fin de la décadence, als Paul Adam in einer Bierwirtschaft des Pariser Studentenviertels die Zeitschrift La Décadence begründete, als Henri de Régnier und Jean Moréas sich des Namens Décadents laut rühmten, als dieser letztere gar eine Schule dieses Namens um sich versammelte: damals trieb geistige Selbstgewißheit und Jugendübermut ein neckisches Spiel vor Philistern und akademischen Zöpfen mit dem Gedanken der Edelfäule. Tatsächlich ging aus eben dieser Jugend von 1885 eine Reihe höchst eigenartiger und höchst selbständiger Verskünstler und Prosadichter hervor; eine neue, nicht minder strahlende Plejade zog herauf, mit neuen Malern und neuen Philosophen, Staatslehrern und Erziehern aufs engste verbündet. Von Griechenland und Südamerika erschienen Jean Moréas und Jules Laforgue, aus Nordamerika die Angelsachsen Francis Vielé-Griffin und Stuart Merrill, aus der engeren Heimat Henri de Régnier und Albert Samain, aus Flandern der größte von allen, Mooris Maeterlinck; mit den Prosaikern Remy de Gourmont, Maurice Barrès, Paul Adam und den Brüdern Rosny; dazu die Maler des Pointillismus Seurat, Signac und Croß; dazu der geistige Steuermann Henri Bergson und die Politiker Jean Jaurès und Georges Sorel. So wurde ein neuer erfolg-

reicher Aufstieg und ein neuer Glaube die Ironie jenes Schlagworts, das nur draußen, nicht drinnen zu täuschen vermochte, aber nur den irreführte, der es nicht für nötig hielt, tiefer zu blicken.

Die Altersgenossen von 1885, die jenes Schlagwort vom Niedergange im Munde geführt hatten, wurden alsbald überholt und widerlegt durch die Jugend von 1894. Charles Péguy mit seinen Cahiers de la Quinzaine, Paul Claudel, der Mythendichter, Francis Jammes, ein kleinerer Franziskus, Paul Fort, der Sänger heimatlicher Landschaft, Charles Louis Philippe, der Legendenerzähler von Pariser Dirnen und Zuhältern, André Gide, der Philosoph des geistigen Weiterstrebens, Henri Barbusse, der in alle Untiefen der Seele hinableuchtete, Romain Rolland, der Geschichtsschreiber dieses jungen Frankreich, Gräfin de Noailles, die Sängerin der Liebe als Naturkraft, und mit ihnen viele geistige Männer und geistige Frauen waren die Führer und Schöpfer des Esprit nouveau. Und diese Bewegung war nicht Angelegenheit von Literaten und Genießern, sondern ging in die Tiefe, bedeutete tatsächlich eine Erziehung zur heiligen Pflicht und heiligen Bindung an Haus und Staat, an Vorfahren und Ueberlieferung. Seit Ernst Robert Curtius in seinem fesselnden Buche diese „Wegbereiter des neuen Frankreich" geschildert hat, ist es nicht mehr erlaubt, davon nichts zu wissen. Auch die Provinzen begannen damals sich auf ihre Eigenart und eigentümlichen Aufgaben zu besinnen: Frau Hedwig Hintze hat kürzlich diesen „Regionalismus" eingehend gewürdigt (in dieser Zeitschrift Septemberheft 1920 und im Aprilheft der „Deutschen Nation").

Entzündet und bewährt hat sich dieser neue Geist in der berüchtigten Affäre, im Dreyfusprozeß. Auch dieses folgenschwere Ereignis, das an Wirkungen der großen Revolution verglichen worden ist, wird bei uns heute noch von den meisten verkannt. Wir haben uns gewöhnt, widerwillig vor all dem Unrat den Rücken zu wenden, der damals aufgerührt wurde. Wir haben nicht bemerkt, daß damals von Péguy und seinen wehrhaften Freunden ein Kampf der Bekenner und der Blutzeugen gegen die Geschäftspolitiker, der Gläubigen gegen die Glaubenslosen geführt worden ist. Es ging um die eine entscheidende Frage, ob es in Frankreich noch Gesetzlichkeit und Wahrheitsliebe geben solle und geben könne. Man hat bei uns nicht bemerkt, wie während dieses Bürgerkriegs Gläubige und Geschäftsleute in beiden Lagern gestanden haben, bei den Dreyfusards und Antidreyfusards: so schwer war die allgemeine Verwirrung. Und doch kam Klarheit und Gesundung aus diesem echt französischen Rechtsstreit: die neue Jugend hatte sich dabei erkannt und geläutert. Nicht dieses Ereignis hatte ein junges Frankreich, vielmehr ein junges Frankreich dieses Ereignis hervorgebracht.

So konnte die nächste Altersgemeinschaft mit Duhamel und Vildrac, Romains und Chennevière, Beauduin und Arcos, Jouve und Deubel noch kühneren Flug wagen zu einem Imperialismus des Geistes, den drüben zuerst Ernest Seillière als Zeichen der Zeit erkannt und benannt hat. Wie dieser Eroberdrang im Streit um Marokko seiner selbst bewußt und sicher wurde, das habe ich in meiner Schrift „Die Franzosen und Wir" (Jena 1916) zu zeigen versucht.

Noch bleibt im Großen und im Einzelnen das bedeutungsvolle und denkmalmäßige Ereignis zu erweisen, daß seit Frau von Staël und Benjamin Constant, von Bergson bis kurz vor dem Weltkrieg, die denkenden und strebenden Franzosen sich auf Schußweite, möchte ich sagen, dem älteren Deutschtum angenähert hatten, das in unserer klassischen Dichtung und in unserer Idealphilosophie niedergelegt und neuerdings in wenigen Nachgeborenen wieder aufgelebt ist. Hegel und Schopenhauer, Schelling und Nietzsche, Novalis, Kant und Fichte sind Wegführer zu einer neuen französischen Geistigkeit geworden. Man hat sie drüben übersetzt und gelesen, aber nicht eigentlich nachgeahmt, sondern den eigenen neuen Glauben an das Geistige und an dessen Wirklichkeit und Wirksamkeit, durch dieses Vorbild geklärt und gefestigt. Gleichzeitig aber mit dieser Angleichung an die großen deutschen Denker vollzog sich eine Abkehr von den wissenschaftlichen Methoden, die man nach 1870 mehr äußerlich vom deutschen Nachbarn eingeführt hatte. Und man übernahm von der deutschen Idealphilosophie auch jetzt nur solche Gedankenreihen und Lebenswerte, die sich dem eigenen bestehenden Zusammenhang und Aufbau einschmelzen ließen. Ihren Höhepunkt erreichte diese Hochschätzung und Empfänglichkeit für das alte Reich deutscher Ideen gegen 1900, in den Jahren, wo führende Franzosen, wie Gide und Rolland, ihre besten eigenen Gedanken unter den Schutz und Schild eines deutschen Titelhelden stellten, und wo mehr als ein junger strebender Franzose aus aufrichtiger Neigung für jenen alten deutschen Geist zu uns herüberkam. Es lag an den Schwierigkeiten staatlichen Lebens, daß damals diese Annäherung des jüngsten Frankreich an den Geist des früheren Deutschland keine Entspannung oder gar Aussöhnung brachte, sondern im Gegenteil nur dieser Jugend drüben das Wollen und Denken schärfte und stählte, gegen uns einen Kampf der erbarmungslosen Entscheidung zu wagen.

Unversöhnlich waren und blieben die Alten vom vorigen Kriege. Noch lebten einige aus der Altersgenossenschaft von 1866, wie Georges Clemenceau und Emile Combes; mehr noch aus der Jugend, die man 1873 hatte hervortreten sehen. Diese alle haben als junge Männer oder Knaben den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs noch miterlebt. Diese Greise von heute beherrschen noch das öffentliche Leben und die Familien

durch die Macht ihrer Jugenderinnerungen und ihren Glauben an die alleinige Wirksamkeit von Kraft und Gewalt. Ihre biologisch-naturwissenschaftliche Denkweise, ihre Erziehung in den positivistisch-sensualistischen Erbschaften des alten französischen Geistes, ist unberührt geblieben vom neueren Sozialismus und Pazifismus, wie von den Heilslehren der Seele, die neuerdings mitten in den Stürmen des Weltkriegs und unmittelbar nach dessen Ende vielen Tausenden von Lesern der Kriegsarzt Georges Duhamel als neue Religion verkündet hat.

Diese Alten, die nichts Neues mehr lernen wollen noch können, haben sich jetzt verbündet mit dem einheimischen Großkapital, das keinen Wettbewerb deutscher Arbeit und deutscher Arbeiter, auch nicht zum Wiederaufbau, zulassen will. Die seit 1881 in Frankreich herrschende Bourgeoisie (die mit unserem deutschen Bürgertum wenig mehr als den Namen gemein hat) und ebenso das kleine Rentnertum streben noch heute dem Ideal des einstigen königlichen Höflings nachzukommen: von seinen Renten zu leben und damit gesellschaftsfähig zu werden, ist ihre höchste Sehnsucht. Und darum sind auch die Kleinbürger und gehobenen Lohnarbeiter, ohne die eine große sozialistische Partei nicht auskommen kann, für einen ernsthaften Sozialismus nicht zu gewinnen. Eine Einkommensteuer hat erst im Weltkrieg der Minister Ribot nach schweren Kämpfen durchgesetzt. Die Türen- und Fenstersteuer, die 1795 das Direktorium eingeführt hatte, besteht unverändert bis heute und raubt den Häusern der kleinen Leute Luft und Licht. In allem und jedem setzen diese Parteien das alte Frankreich noch fort, nur nicht in einer adligen Tugend, deren sich drüben alle mit besonderer Vorliebe rühmen, der *générosité*. Einstweilen werden wir Deutsche noch mit all der Verleumdungssucht und Gehässigkeit verfolgt, die dieses Volk im Lauf seiner Geschichte bei so und so vielen Bürgerkriegen grausam und unersättlich gegen sich selber gekehrt hat. Daß die angeblich demokratische Republik in Wahrheit eine kapitalistische Oligarchie ist, haben alle tiefblickenden Franzosen längst erkannt und ausgesprochen.

Daß von den bejahrten Inhabern dieser kapitalistischen Oligarchie das besiegte und entwaffnete Deutschland alles andere eher als Schonung zu erwarten hat, bedarf keiner Worte. Und ob in den Jungen der Imperialismus der Vorkriegszeit oder das von Duhamel verkündigte „Königreich der Seele" stärker sein wird, darüber fehlt jede Gewißheit; und Worte nicht, nur Taten werden das erweisen.

Es wäre nicht nötig, hier diese bekannten Tatsachen noch einmal auszusprechen, wenn nicht bei uns die maßgebenden und führenden Kreise die Rede vom Niedergang des französischen Volkstums so ernst genommen und darauf sogar unsinnige politische und militärische Erwartungen gegründet

hätten. Allerdings, wer von dem drüben aufkommenden neuen Geist und Willen nichts wußte, wer den Blick nur nach rückwärts wandte, blieb an allerlei Ueberresten und Trümmern des Alten, am nur Ueberlieferten hängen und konnte ehrlich an diesen angeblichen Niedergang glauben. So entstanden Bücher wie das von Frau A. Lien, das Märchen von der französischen Kultur (Berlin 1915) und Nostradamus, Die Franzosen wie sie sind (Freiburg i. Br. 1916): Bücher, die viele richtige Beobachtungen vereinigen, aber trotz allem ein einseitiges und irreführendes Gesamtbild enthalten. Zwar hatte schon früher der vornehmste Kenner französischen Bildungswesens, Karl Hillebrand, in seinen Essays über Frankreich (zuerst 1871; jetzt bei Trübner in Straßburg) ähnlich geurteilt und hatte darin einen Vorgänger gehabt in Hippolyte Taine, dessen Vie et Opinions de M. Thomas Graindorge (1867, Hachette) mit köstlichem Witz das Alte und das Neue in der damaligen Pariser Gesellschaft auf seinen wirklichen Lebenswert prüfte. Aber man beging in Deutschland den großen Fehler, die beiden Bücher, die ausschließlich das zweite französische Kaiserreich im Auge hatten, als allgemeine Zeugnisse zu nehmen, und nur wenige ahnten damals bei uns, wie seitdem der Geist unseres neuen Kaisertums dem des damaligen französischen so bedenklich nahe gekommen war.

In einem freilich schienen die Warner drüben Recht zu behalten. Der Geburtenrückgang, so konnte man denken, bestätigte ihre Besorgnis. Aber es fragt sich, ob die große Zahl der Bewohner ein Volk und Land stark und widerstandsfähig macht, oder ob dies nicht eher der Lebenswille und der politische Sinn einer kleineren, aber wohlgenährten und lebensklugen Bevölkerung bewirkt. Auch hier kommt es nicht auf die Massen, sondern auf die Eigenschaften an. Ein kleineres Volk, das weiß, was es will, und die Mittel wohl abwägt, leistet im Wettkampf des Lebens mehr als ein zahlreicheres, das fernen Zielen entgegenträumt und über die nächsten Hindernisse und Gefahren hinwegstürzt. Wer auf Geburtenzahl und Geburtenrückgang so viel Gewicht legt, fällt in die Fehler der materialistischen Geschichtsschreibung zurück und schadet schwer seinem eigenen Volk.

Ob es einmal noch verschwinden wird aus deutschen Zeitungen und Zeitschriften, das Schlagwort vom Niedergang des französischen Volkstums? Als das opfervoll eroberte Fort Douaumont vor Verdun durch einen nächtlichen Ueberfall verloren ging und die ganze Besatzung gefangen wurde, da fehlten bei uns die Reserven: ein Divisionsgeneral, so erzählte mir kurz darauf ein beteiligter Offizier, hatte die gewünschten Reserven für entbehrlich erklärt: denn „die Franzosen seien längst dekadent". Und noch auf dem Neuphilologentag in Halle a. S. im Oktober 1920 begann ein führender Leipziger Anglist seine

Rede mit dem Satz: „Frankreich ist ein todkrankes Land.“ Das lange Aushalten dieses Volkes im Weltkrieg und seine nichts weniger als dekadente Politik vor- und nachher hätten diesen Forscher eines Besseren belehren können. Wer aber hat, auch unter den berufenen Gelehrten und Staatsmännern, heute bei uns genauere Kenntnis oder auch nur Teilnahme für den Esprit nouveau?

* * *

II.

Es ist das Schicksal der Völker, daß keines das andere sieht, wie es wirklich ist, sondern wie es in einem herkömmlichen Bilde erscheint. Nicht Urteil, sondern Vorurteil, nicht ganze, sondern halbe und schiefe Wahrheiten bestimmen das Verhalten der Völker zu einander und damit ihre Geschichte. In Frankreich gehört zum eisernen Bestand auch der Wissenschaft seit 1870 das Märchen von den deux Allemagnes, von dem alten guten und dem neuen bösen Deutschland. Das eine habe seine Heimat in Weimar und gipfle in Goethe und seinen Altersgenossen; das andere stamme aus Potsdam und gipfle in Bismarck. Das eine ein erhebendes Vorbild für andere Völker, das andere ein abscheuliches Schreckbild für alle Welt.

Wieder einmal hat die den Franzosen eingeborene Neigung, die ganze Welt in gegensätzliche Bilder mit Weiß und Schwarz aufzuteilen, eine Märchenbühne mit guten und bösen Menschen auferbaut. Und diese Märchenbühne verdeckt ihnen den Ausblick auf die geschichtlichen Zustände und Wandlungen, worin Menschen und Gedanken, Taten und Ereignisse bunt und mannigfaltig, gefleckt wie des Feiresiz Haut, noch immer sich mischen. Es erinnert an uralten Märchenstil, wenn Romain Rolland seine große Lebens- und Zeitgeschichte von Hans Christoph Krafft auf einem doppelten Gegensatz errichtet. Drüben liegen das alte und das junge Frankreich im Kampf, das von 1866 und 1873 mit dem von 1885 und 1894; hüben das alte Deutschland der Zeit vor 1870 und das neue der folgenden Jahrzehnte. Frankreich, so lehrt und meint der Verfasser, ist im Aufstieg, Deutschland im Niedergang begriffen. Immer wieder stellt er hier die Vertreter des guten Alten in Gegensatz zu dem des schlechten Neuen: des Helden Mutterbruder Gottfried, den armen Hausierer und Volksliedsänger, gegen den Vaterbruder Theodor, einen Hamburger Großkaufmann; so auch den trefflichen Großvater gegen den verbitterten Vater; so den Tübinger Musikdirektor Schulz mit seinen biederen Freunden gegen den Berliner Kapellmeister Haßler. So sehr dadurch die künstlerische Gliederung des Ganzen gewinnt, so sehr leidet darunter die sachliche Wahrheit. Auffälliger noch und gewaltsamer wird jene Zweiteilung in Alfred Fouillées Buche über die Psychologie der europäischen Völker. In zwei

nahezu gleichen Hälften wird aufs schärfste getrennt: Le peuple allemand et la vie idéale (S. 245—315) und Le peuple allemand et la vie réelle (S. 316—76). Dort blüht die blaue Blume in weltabgeschiedener Idylle, hier qualmt der Hochofen Westfalens und dröhnt Gleichschritt preußischer Regimenter.

Es ist nicht allzu schwer, die Einseitigkeiten dieses Märchens aufzuzeigen. Im besonderen hat Hanns Heiß in einer Dresdener Festrede vom 1. Juni 1915 (Dresdener Anzeiger, Sonntagsbeilage 1915 Nr. 33) die noch ins Zeitalter Geßners zurückreichenden Ursprünge jener Selbsttäuschung vom weltfremden Deutschland nachgewiesen. Wer aber zwei Jahre nach dem Weltkrieg den bisherigen Ablauf der deutschen Geschichte überblickt, der wird doch auch diesem Märchen einen unzerstörbaren Kern und tieferen Sinn nicht absprechen wollen. Bald nach 1870 erstanden unserem Volk ehrliche und eindringliche Warner und Propheten: Friedrich Nietzsche mit den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", Paul de Lagarde mit den „Deutschen Schriften" und Friedrich Theodor Vischer mit den „Neuen kritischen Gängen". Und mein Marburger Kollege Paul Natorp hat mir einmal öffentlich bezeugt, wie auffällig ihm, dem damaligen Straßburger Studenten, der Umschlag im Denken und Meinen der meisten Deutschen erschienen sei.

Mit jener doktrinären Ausschließlichkeit, die eine dauernde Gefahr deutscher Art und Weise scheint, brachen die führenden und vorbildlichen Kreise mit der altheimischen Ueberlieferung, vergaß man dort unsere eingeborene Bestimmung und Verpflichtung zur Sachlichkeit und Freiheit des Gewissens, zur Gläubigkeit und Geistigkeit, und erwartete alles Heil künftig von Wirtschaft und Technik, die unser religiöser Sinn wie heilige Dinge verehrte. Blindlings überantworteten sich sogar führende und vornehmste Geister dem Empirismus der Engländer, dem Positivismus der Franzosen, dem Pragmatismus der Nordamerikaner. Wohl liegen die Systeme von Schelling und Hegel zerbrochen, wie Burgen des Mittelalters: ihre Schöpfer hatten zu kühn den Flug über Beobachtung und Versuch hinaus unternommen. Statt aber nun auf festen Dämmen sich den Zielen jener großen Denker des neuen Deutschland sorgsam und langsam zu nähern, ließ das neue Deutschland ihre Wunderbauten zur Seite liegen und versuchte sich an fremder Art und fremdem Vorbild. Ein Geist wie Wilhelm Dilthey mühte sich vergebens damit ab, das Fremde und Neue mit dem Eigenen und Alten in Einklang zu bringen. Um dieselbe Zeit, wo drüben Renan und Taine mit ihren Altersgenossen die ältere deutsche Geisteswelt als einen Tempel anbetend aufsuchten, opferte das neue Deutschland fremdländischen Göttern, die ihm nur Götzen werden konnten.

Wenn solches bei den Großen des Geistes geschah, so war vom neudeutschen „Bildungsphilister" und seiner „Ge-

bildetheit" — die Worte stammen beide von Nietzsche — wahrlich nichts besseres zu erwarten. Als gar die Männer ausschieden, die noch aus den früheren Altersgemeinschaften in das neue Kaisertum hineinragten, schien ganz Deutschland der Sorge um äußeren Wohlstand und Erfolg alles andere unterzuordnen. Und man geriet alsbald in die bedenkliche Nähe des zweiten französischen Kaiserreichs, dessen Wege man ahnungslos beschritten hatte: wer den verborgenen inneren Aehnlichkeiten nachforscht, wird fast erschrecken über das Gemeinsame beider Gesichter. So unaufhaltsam jagte das deutsche Volk auf seiner neuen Bahn dahin, daß die wenigen Warner als Prediger in der Wüste selten angehört, öfter verlacht oder geschmäht wurden. Erst heute verstehen wir den tiefen Sinn von Nietzsches Wort: (Schopenhauer als Erzieher) „mich überkommt öfter der Verdacht, als ob der Deutsche sich jenen alten Verpflichtungen jetzt gewaltsam entziehen wollte, welche seine wunderbare Begabung, der eigentümliche Schwer- und Tiefsinn seiner Natur, ihm auflegt."

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß jene fremden Gottheiten an sich Götzen gewesen wären. Dem Franzosen, der mit den vereinigten Kräften der Sinne und der Logik eine gegebene Welt zu erfassen gewillt und überzeugt ist, war die Religion des Positivismus von jeher an- und eingeboren. Aber unsere Seele, die deutsche Seele, mußte dabei Schaden nehmen. Unsere besten Fähigkeiten und Eigenschaften, die uns nicht als Erbe mitgegeben, sondern als Bestimmung erst aufgegeben sind, mußten dabei notwendig verkümmern.

Aber es blieb nicht immer so, wie die ausländischen Darsteller und ein Teil der einheimischen Geschichtschreiber es tadelnd oder lobend verkündeten, daß Wirtschaft und Technik allein unsere geistigen Kräfte gefesselt gehalten hätten. Als 1914 der Weltkrieg losbrach, da hatten bei uns wieder Alte und Junge genug einen sicheren und anhaltenden Aufstieg begonnen. Am sichtbarsten zeugten Städtebau, Inneneinrichtung (Werkbund) und Buchausstattung von einer neu erwachten Geistigkeit, die, an die Zeit des Biedermeier anknüpfend, auf allen Gebieten ehrlich und kraftvoll um neuen Ausdruck und neuen Stil sich bemühte. Noch fehlt uns, meines Wissens, eine geschichtliche Darstellung dieses jungen Deutschland zwischen 1890 und 1914 (einige wesentliche Züge und führende Namen habe ich kürzlich in der Intern. Monatsschrift 1921, Heft 5 und 6, Spalte 435 ff., zusammengefaßt). „Jene Führer und die Jüngeren, die ihnen anhingen, setzten dem Seelenlosen das Seelenhafte, dem Mechanischen das Organische, der Verwaltungsbehörde den Geist, selbstherrlicher Obrigkeit den selbstherrlichen guten Willen des freien Staatsbürgers, der Verzweiflung an Glaubenswerten eine neue Gläubigkeit entgegen . . ." Ueberall erstanden Erzieher und Führer der heranwachsenden Jugend.

Auch das deutsche Bürgertum wandte sich schließlich von dem sinnbildlicher Maler der Gründerjahre, Hans Makart, und der Kultur des Makartbouquets ab und folgte den Avenarius, Schultze-Naumburg und Lichtwark als Erziehern zu einer ehrlich-bürgerlichen Kunst der deutschen Stadt- und Landhäuser.

Die große weltgeschichtliche Tat dieses jungen, seelenhaften Deutschland war die Teilnahme an der allgemeinen Erhebung des deutschen Volkes zur Abwehr überlegener Feinde im August 1914: ihre ganze Begeisterungsfähigkeit und Opferwilligkeit stellte sich in den Dienst des bedrohten Vaterlands. Und ein zweites weltgeschichtliches Zeugnis dieser Gesinnung wurden die besten Verse und Briefe unserer Kriegsliteratur, die der eben genannte Aufsatz im Mai- und Juniheft der „Internationalen Monatsschrift" würdigt. Neben unsere Kriegsdichter Fritz von Unruh und Reinhard Göring, Walter Flex und Heinrich Lersch traten nach Waffenstillstand und Umsturz jüngere und ältere Deuter und Erzieher: der viel umstrittene und eben dadurch anerkannte Oswald Spengler, Leopold Ziegler, Graf Hermann Kayserling, Kurt Hildebrandt neben den altbewährten Paul Natorp, Ernst Troeltsch, Friedrich Meinecke, Hans Delbrück, Richard Dehmel, Paul Ernst und Thomas Mann. Ihnen sei hier noch Hermann Hesse angereiht, in dem die heranwachsende Jugend seit „Zarathustras Wiederkehr" und „Demian" einen Berater und Führer erblickt.

Der Geist dieses jungen, seelenhaften Deutschland lebt und ist da. Aber sein Wille, so scheint es, ist schwer getroffen von den Trümmern des zusammengebrochenen Reichs. Manche der Jungen müssen erst lernen, daß ein neuer Aufstieg nur langsam und mühsam emporführen kann aus strenger Selbstzucht und neuer schwerer Entsagung.

Und doch ist das Wunder viereinhalbjährigen Widerstands gegen die Massen einer feindlichen Welt im Vierfrontenkrieg darum keine geringere Tat, weil ihr der äußere Erfolg versagt blieb. Religion und Philosophie aller Völker und Zeiten achten eine sittliche Leistung nur um ihrer selbst, nicht um der äußeren Wirkungen willen. Ermattung und Not macht diesen Kleinmut auch Edelgesinnter wohl erklärlich, doch niemals verzeihlich.

Was hätte französischer Stolz und französischer Ehrgeiz aus so viel Siegen für den Ruhm und die Erhöhung des französischen Namens gezogen! Schon der Dichter des Rolandsliedes hat auf eine Niederlage gegen die Heiden ein ruhmvolles Heldenlied gesungen, und ein anderer auf Wilhelms Schlacht bei Aliscans. Niederlagen vor einer Uebermacht in einen Sieg des sittlichen Willens zu wandeln, das war oft genug die erstaunliche Tat des französischen Geistes.

Schlecht stünde uns Deutschen solches Selbstlob: Ruhm-

begierde würde uns zur Ruhmredigkeit. Nichts bleibe uns ferner, als erneuter Nachahmung französischen Wesens das Wort zu reden! Aber eines fordert von uns unser Gewissen, daß wir sachlich und ehrlich die Dinge sehen und anschauen wie sie sind, nicht wie sie sein könnten und sollten.

Was wir selbst uns schuldig sind, das sollten wir halten und leisten. Das leidvolle Heimweh nach altehrwürdigen, liebgewordenen Dingen und Einrichtungen, nach früherem Wohlstand und Behagen ist deutsch. Auch das Vergessenwollen in Kino und Teediele, bei Negertänzen oder edler auf heimatlichen Wanderungen ist deutsch. Aber beides ist schlechtes, ist weichlich-nachgiebiges Deutschtum. In beidem bekundet sich noch das neudeutsche Wesen der Gründerjahre oder das altdeutsche der Romantik. Beides hält uns fest, die wir vorwärts schreiten sollten. Die maßlos schwere Zukunft verlangt von jedem Deutschen, von Mann und Frau, nichts so gebieterisch wie schonungslosen Einblick in unsere äußere Schwäche und in die äußeren Machtmittel unserer Gegner und Frankreichs zuerst. Nicht nur von dort droht unserem Staat und unserer Gemeinschaft die allerschwerste Gefahr. Gefährlicher kann uns der Feind im eigenen Herzen werden, wenn wir nicht mit klarem Blick acht haben auf das, was vom schlechten neudeutschen Geist oder vom träumerischen Geist der blauen Blume; was von allerlei Ueberresten jener deux Allemagnes noch in uns steckt und junge Tat und junges Werk zu ersticken droht.

Der Urgrund alles Unheils war dieses gewesen, daß man im offiziellen und literatenhaften Deutschland die Seele und das Seelisch-Gewachsene vergaß oder doch unterschätzte. Von diesem Grundirrtum sind alle jene nicht geheilt, die immer noch von Organisation und Verwaltungsreformen Rettung erhoffen und Besserung erwarten: als ob überhaupt ein Organ oder Organismus sich nach Art einer Maschine und eines Mechanismus ins Leben rufen ließe, als ob nicht Organ und Organismus gewordene und gewachsene, selbstherrliche und höchsteigene Lebenseinheiten wären! Von diesem Wahn sind jene nicht genesen, die, ohne ihren undeutschen Empirismus zu erkennen, irgendeinen sinnfälligen Deutschen mit dem echten idealen Deutschen verwechseln, der so, wie ein Fichte es fordert, sein Deutschtum sich als Ziel und Bestimmung und heilige Aufgabe setzt.

Es gab eine Zeit, da waren die Deutschen das große Volk des freien sittlichen Gewissens, der freien wissenschaftlichen Forschung, der gewollten Selbstverantwortlichkeit vor Gott und Obrigkeit. So waren sie das Volk Luthers, der Reformation und der evangelischen Lehre geworden. So hatten auch die deutschen Katholiken sich dem Stuhl Petri in Rom oft mißliebig oder unbequem gemacht. Aber schon vor Jahrhunderten

beugte sich der deutsche Geist willig vor dem patriarchalischen Regiment der kleinen Landesväter, vor ihrer Polizei und ihren Verordnungen, wobei es dahingestellt sei, ob die unbeschränkte Staatshoheit des Fürsten diese Untertanengesinnung neu gezüchtet, oder umgekehrt diese letztere das Landesfürstentum erst ermöglicht hat. Immerhin erwuchs an den Höfen und in den Hauptstädten einiger aufgeklärter Fürsten- und Freistaaten die deutsche klassische Dichtung und Idealphilosophie. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann der neudeutsche Geist sich der Umwelt und der Mehrheit anzupassen und dem Erfolg und der Auszeichnung sich zu fügen. Schon Bismarck vermißte tadelnd die „Zivilkourage" am damaligen Deutschen. Aber derselbe Bismarck sagte auch von den höchsten militärischen Stellen, „daß sie gern durch Befehle gedeckt sind", und dieser schöpferische und eigenwillige Geist ließ gern seinen kaiserlichen Herrn die Verantwortung für eine wichtige Regierungshandlung übernehmen. Und während des Weltkriegs bezeugte Erich Everth in einem unschätzbaren Büchlein „Von der Seele des Soldaten im Felde", daß „der deutsche Soldat oder Offizier sich willig die Verantwortung vom Vorgesetzten abnehmen lasse". Noch bis in den Weltkrieg hinein bewiesen die deutschen Beamten Gewissen und Treue. Doch es war den meisten eine nur negative Gewissenhaftigkeit, die Untreue ausschloß; nicht aber jene alte und echte deutsche Gewissenhaftigkeit, die der inneren Stimme eher gehorcht als irdischen Vorgesetzten und Vorurteilen. Und es wurde unser Unheil im Weltkrieg, daß schließlich die Männer mit eigenem Gewissen und mit Selbstverantwortlichkeit immer seltener wurden und durch Bürokraten ersetzt werden mußten, die die Last der Verantwortung zwischen den Instanzen hin- und herzuschieben verstanden. Denn je schwerer ein Mensch die Verantwortung auf sein Gewissen drücken fühlt, desto eher wird er den Gehorsam als Erleichterung empfinden. Dies gilt von Einzelnen und gilt von einem Volk. So löst sich ein scheinbarer Widerspruch, so klärt sich ein Rätsel deutschen Wesens, das auch Alfred Fouillée als Beweis der deutschen Dunkelheit und Roheit hingestellt hat.

Diese Furcht vor Verantwortung, diese Scheu vor dem eigenen Gewissen hält gegenwärtig viele Urteilsfähige ab, über neue Werke unserer Dichter und Künstler, unserer Forscher und Politiker ein offenes Urteil abzulegen. Statt daß jeder Deutsche, Mann und Frau, ausspäht und auslugt nach neuen Gütern deutschen Geistes und Volkstums, die geeignet sind, uns im Innern zu fördern und im Ausland neue Achtung zu gewinnen, überlassen viele solche Wegführung und Bekanntmachung volksfremden Einwanderern und wundern sich nachher voller Entrüstung, wenn die hohe Aufgabe von diesen nicht glücklich erfüllt worden ist. An seine eigene Mitschuld denkt dabei keiner.

Durch eine Unterlassungssünde anderer Art hat das neudeutsche Wesen unser und unserer Enkel äußeres Leben zugrunde gerichtet und bedroht es täglich aufs neue. Einst galten die Deutschen als das philosophische Volk vor andern, als ein Volk gleich groß im kühnen Aufbau und scharfen Unterscheiden der Begriffe. Seit aber die greifbare Tatsache und die Erfahrung des Tages den meisten und den maßgebenden Deutschen mehr gilt als die Welt der Ideen, seitdem werden die Reiche des Geistes vermengt und vermischt. Charaktereigenschaften, die wir zu Tugenden durchglühen und durchläutern sollten, entarten zu Fehlern und Lastern. Was uns emporheben sollte, zieht uns hinab. So verwechseln die Nachfahren von Kant und Fichte, Hegel und Herbart heute fortwährend Moralität und Legalität. Im Leben der Völker untereinander sollte Legalität, im Leben des einzelnen und der Familie Moralität gelten. Wenn der Durchmarsch durch Belgien 1914 unvermeidlich war, mußte er rechtlich genau so sorgfältig vorbereitet werden wie militärisch. Ein Vertrag war vorhanden, der uns unter Voraussetzungen ein Besetzungsrecht sicherte, und Belgien hatte seinerseits die Neutralitätspflichten gegen uns mit Frankreich öffentlich verletzt. Beides mußte, streng juristisch, nicht aber moralisch, herausgestellt werden. Statt dessen trat Bethmann-Hollweg vor den Reichstag und bekannte sich in seinem Gewissen schuldig. Es war eine herostratische Tat, deren Ungeheuerlichkeit in ganzer Tiefe dem unklaren Denken vieler Deutscher noch gar nicht aufgegangen ist. Und wieder mußten wir uns darüber klar werden, daß Erzbergers Unterschrift unter den Waffenstillstandsbedingungen und Müllers Unterschrift unter dem Friedensvertrag Frankreich unzweideutige Rechte einräumte, jenseits von aller Moral und Moralität. Wie klug und vorsichtig haben schon Frankreichs Legisten unter Philipp dem Schönen den damaligen Länderraub gegen uns auf angebliche Rechte gestützt und Ludwig XIV. seine Reunionen in ähnlicher Weise, oder später die Männer der Revolution und Napoleon I. ihre Eroberungen mit den neuen Freiheiten zu rechtfertigen gesucht! Gewiß wird durch juristische Begründung kein Unrecht zum Recht, aber diese Franzosen alle fühlten doch und anerkannten die Verpflichtung zur Legalität. Fiat jus, pereat Germania! denkt der Franzose und nennt seine eigenen Ueberschreitungen des Friedensvertrags, diese Gewaltakte gegen ein wehrloses Volk, keck „Sanktionen". Aber Herr Simons tritt vor den Reichstag und rät, „nicht Böses mit Bösem zu vergelten". „Der Deutsche hat nur Sinn für Moralität", hat ein großer Deutscher einmal gesagt oder hätte es sagen können. Wann endlich kehrt das Volk der Dichter und Denker von solcher Begriffsverwirrung zur Logik zurück?

Das Unbegreiflichste der jüngsten deutschen Geschichte ist dieses. Unsere angebliche Schuld am Ausbruch des Welt-

kriegs dient als wohlerdachte Rechtsgrundlage unserer ganz irrationalen Bestrafung. Endlich, seit es Lloyd George vor aller Welt ausdrücklich versichert hat, geht das auch dem gemütlichsten Deutschen ins Hirn. Hier einmal konnten uns die Franzosen das Vorbild unmittelbar zeigen. Wie hat drüben eine kleine, scheinbar machtlose Minderheit den verurteilten Hauptmann Dreyfus wieder und wieder zu retten unternommen und im wechselreichen Ringen schließlich die Schuld eines andern erwiesen! Nun aber steht noch bis heute die kaiserliche deutsche Regierung von 1914 mit dem Brandmal des Verbrechens belastet vor der feindlichen Welt, die als Richter in eigener Sache ihren Urteilsspruch zu vollstrecken sich anschickt. Sofort nach dem Waffenstillstand mußte es das erste für jede deutsche Regierung und jeden deutschen Politiker sein, hier eine Revision zu erzwingen. Wie advokatisch geschickt und wortgewandt hätte Frankreich eine solche Aufgabe gelöst! Statt dessen überläßt man es bei uns einer einzigen Partei, diese erste und letzte, diese einzige wichtige Frage aufzunehmen. Und Herr Georg Bernhard rät nachdrücklich ab, da „ja die feindlichen Staatsmänner doch längst Bescheid wüßten und man dort kaum mehr ernstlich an unsere Schuld glaube". Viele fürchten heute Frankreich dadurch zu verletzen, daß sie Gerechtigkeit verlangen von einem Volke, das von jeher la justice und la justesse als seine vornehmste Angelegenheit rühmte. Viele bei uns wollen diese Frage der Schuld am Kriege künftiger Geschichtsschreibung überlassen, als wäre es eine rein akademische, eine richtige „Doktorfrage". Statt daß wir Stunde für Stunde immer aufs neue die sachliche Antwort auf diese Frage verlangen, nicht für uns, sondern für Europa und den künftigen Frieden, für die allgemeine Wahrheit und Gerechtigkeit. Und diese Sprache, die ihnen selbst geläufig ist, würden gewiß auch die Franzosen verstehen.

Ebensowenig werden sie sich dem Selbstbestimmungsrecht der Völker entziehen können, wenn wir es immer aufs neue mit Ruhe und Festigkeit fordern. Die Abstimmungen in Ostpreußen und Oberschlesien, in Tirol und in Salzburg haben uns nach dem Krieg als erste sittliche Tat überall wieder einige Achtung verschafft und die Nebel der Lüge und Verleumdung zu zerstreuen begonnen. Auf die Dauer kann das Selbstbestimmungsrecht den Deutschen nicht geweigert werden. Frankreich hat kluge Anwälte zu Staatsmännern: Briand erweist sich als ein großer Rhetor, in welchem uraltes Erbe aus hellenischer und gallorömischer Zeit wieder zu lebendigen Taten erwacht. Wir müssen seine Sprache reden, wenn wir Eindruck auf ihn und seine Hörer machen wollen: an die heiligen Menschenrechte der französischen Revolution, an die heiligen Volksrechte müssen wir beweglich erinnern, wenn wir gehört werden wollen.

Zu alledem aber tut not dieses eine, daß das junge,

seelenhafte Deutschland sich durchsetze und bewähre: jenes Deutschland, das wir jung nannten, nicht um seiner Lebensjahre willen. Wir nannten es jung, weil es das alte Deutschland unserer klassischen Dichtung und Idealphilosophie fortsetzt, jenes alte Deutschland, an dem das junge Frankreich von heute seinen sittlichen und staatlichen Lebenswillen gestärkt und geläutert hat. Was aber unseren Feinden gedient hat und noch weiter dient, das ist für uns Deutsche eben gut genug. So wird urteilen müssen, auch wer unermüdlich nach fremden Göttern Ausschau hält.

***

Die Stellung und Behandlung der Psychologie an den Universitäten *)

von ord. Universitätsprofessor Dr. Karl Marbe

Vorstand des Psychologischen Instituts a. d. Universität Würzburg

Hochgeehrte Damen und Herren! Nicht als Forscher und nicht einmal als Referent über anderer Forschungen spreche ich heute zu Ihnen, sondern nur als Universitätspolitiker und als Schulmeister. Die Gesichtspunkte aber, die ich aufzurollen beabsichtige, sind indirekt auch für die Wissenschaft von Wert. Denn sie betreffen die äußeren Existenzbedingungen der Psychologie und die Ausbildung der jungen Psychologen. Unter Psychologie verstehe ich übrigens in meinem Vortrag nur die positive empirische Wissenschaft, die man heute mit diesem Namen belegt und nicht einen Teil der Philosophie. Lediglich die Vertreter dieser positiven Wissenschaft bezeichne ich als Fachpsychologen oder auch kurz als Psychologen. Persönlich liegt mir die Philosophie ebensosehr am Herzen wie die Psychologie. Doch gehört das nicht hierher.

Als ich anfangs der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts Psychologie studierte, war es nicht schwer, die wichtigsten Leistungen in diesem Gebiet zu überblicken. Wenn man die psychologischen Schriften von Fechner, Helmholtz, Wundt und G. E. Müller und etwa noch Ebbinghaus' Büchlein über das Gedächtnis kannte, wenn man die damals noch geringe Anzahl von Bänden der Philosophischen Studien und der Zeitschrift für Psychologie verfolgt hatte und noch einige psychologisch wichtige Aufsätze aus andern deutschen und ausländischen Zeitschriften gelesen hatte, so konnte man in jener Zeit als Kenner der Psychologie gelten.

Heute ist das ganz anders geworden. Die Literatur der Psychologie ist so groß geworden, daß sie schon fast unübersehbar ist. Das Experiment und die Statistik, die Hauptmethoden der Psychologie, haben immer weitere Gebiete des Seelenlebens erfaßt. Die Beziehungen der Psychologie zu den verschiedensten anderen Wissenschaften werden immer reger. Die angewandte oder praktische Psychologie, von der im Jahre 1890 kaum die Rede sein konnte, ist heute allein schon ein ungeheuer weitschichtiges Gebiet.

Die angewandte Psychologie ist in der letzten Zeit insbesondere durch den Krieg gefördert worden, der uns die psychologischen Prüfungen für Flieger und Kraftfahrer, die Ver-

*) Vortrag, gehalten auf dem 7. Kongreß für experimentelle Psychologie zu Marburg im April 1921.

wendung der Psychologie im Artilleriedienst, den Anschluß des Diensthundewesens an die Tierpsychologie und vor allem die psychologische Behandlung der Gehirnverletzten gebracht hat.

Auch der Aufschwung unserer Industrie vor dem Krieg und der gleichzeitige und spätere Wunsch, die industrielle Arbeit und auch das Handwerk so planvoll als möglich zu gestalten, sowie der hiermit zusammenhängende Ruf nach der Anwendung des Taylorsystems in Deutschland haben zu umfangreichen Untersuchungen im Gebiet der praktischen Arbeitspsychologie geführt, insbesondere die heut viel diskutierten psychologischen Eignungsprüfungen geschaffen und somit die angewandte Psychologie gefördert.

Auch das Anwachsen der pädagogischen Interessen innerhalb der letzten Jahrzehnte kam der angewandten Psychologie und der Psychologie überhaupt zugute, da eine psychologische Schulung der Pädagogen von den verschiedensten Seiten lebhaft gefordert wurde.

Die Bedeutung der Psychologie für die Medizin wurde in der letzten Zeit nicht nur von Psychologen, sondern auch von hervorragenden Medizinern vielfach betont. Die Frage, ob die Psychologie als Pflichtfach in das Physikum eingeführt werden soll, wurde lebhaft besprochen. Jedenfalls dürften heute die meisten Mediziner der Ansicht beipflichten, daß das psychologische Studium für den medizinischen Nachwuchs von großer Wichtigkeit ist. Auch der Wert der Psychologie für die Jurisprudenz wurde von vielen hervorragenden Juristen anerkannt.

Dementsprechend ist auch das Interesse an der Psychologie in der Studentenschaft immer mehr gewachsen. Die Vorlesungen über Psychologie und die psychologischen Kurse an den Universitäten erfreuen sich einer ausgezeichneten Frequenz.

Mit dem heutigen hohen Entwicklungsstadium der Psychologie, mit der praktischen Bedeutung dieser Wissenschaft und mit dem Interesse, das sie allgemein findet, stehen nun die äußeren Lebensbedingungen der Psychologie an den Universitäten in gar keinem Verhältnis. Es gibt in Deutschland immer noch einzelne Universitäten, welche über eine Lehrkraft, die einer fachmäßigen Behandlung der Psychologie fähig ist, überhaupt nicht verfügen. Einzelne Universitäten haben bis heute noch kein psychologisches Institut oder höchstens ein kleines Laboratorium ohne Hilfskräfte und ohne ausreichende Mittel, und auch die besten und größten psychologischen Institute in Deutschland sind hinsichtlich ihrer Einrichtungen und ihres Etats noch nicht alle auf der Höhe, die ihnen gebührt. Unter diesen Umständen leiden natürlich die psychologische Forschung, der psychologische Unterricht und alle Wissenschaften und praktischen Betätigungen, die aus der Psychologie Nutzen ziehen können.

Die angedeutete Kalamität hängt damit zusammen, daß es die Regierungen bis heute im allgemeinen an der wünschenswerten Unterstützung der Psychologie fehlen ließen. Man wird billigerweise von einer Regierung nicht verlangen, daß sie große Mittel für rein theoretische Disziplinen zur Verfügung stellt, zumal wenn diese Disziplinen im Lehrplan der Schulen keinen oder nur einen untergeordneten Platz einnehmen. Für praktische Dinge aber hat jede verständige Regierung eine offene Hand. Wenn daher die Psychologie bei den Regierungen bisher nicht die wünschenswerte Unterstützung fand, so liegt dies daran, daß die Regierungen die praktische Bedeutung der Psychologie bisher nicht genügend gewürdigt haben. Nachdem diese Bedeutung jedoch durch den Krieg und durch die Fortschritte der Arbeitspsychologie offenbar wurde, nachdem das Reichsarbeitsministerium mehrfach den Wert der Arbeitspsychologie anerkannt hat, dürfen wir hoffen, daß heute auch mit einer besseren finanziellen Unterstützung der Psychologie von seiten der Regierungen gerechnet werden darf.

Ich habe daher die Möglichkeit erwogen, daß vielleicht die Gesellschaft für die experimentelle Psychologie oder deren Vorstand oder vielleicht auch nur die Mitglieder der Gesellschaft, welche Institutsdirektoren sind, an die deutschen Regierungen und philosophischen Fakultäten ein Rundschreiben ergehen lassen, in welchem sie die Notwendigkeit der Erweiterung des psychologischen Unterrichts und der psychologischen Institute betonen. Eine Aussprache über diesen Punkt auf dem gegenwärtigen Kongreß anzuregen, ist *einer* der Zwecke meines Vortrags. Diese Aussprache braucht natürlich nicht notwendigerweise in der dem Vortrag etwa folgenden Debatte stattzufinden. Auch brauche ich wohl nicht zu betonen, daß ich im allgemeinen Interesse der Sache und nicht nur pro domo spreche. Denn in Bayern, wo ich selbst tätig bin, ist für die Psychologie verhältnismäßig schon sehr viel geschehen und mein Würzburger psychologisches Institut gehört gewiß nicht zu denjenigen, die am schlechtesten ausgestattet sind.

Der Nutzen besonderer psychologischer Professuren ist schon oft von andern und auch von mir betont worden. Auch wird man gewiß an den Universitäten, wo die Psychologie zur Zeit überhaupt noch nicht vertreten ist, auf die Einrichtung besonderer Lehrstellen für Psychologie hinzuarbeiten haben. An den Universitäten aber, wo philosophische Professuren bestehen, deren Vertreter auch die Psychologie fachmäßig zu lehren imstande sind, erscheint eine Befürwortung eigener psychologischer Professuren im gegenwärtigen Moment nicht opportun. Wir leben in Deuschland im Zeitalter der Armut und dürfen daher nicht hoffen, daß eine verständige Regierung ohne gebieterische Not neue Professuren errichtet. Die Zeit, wo die Personalunion zwischen Philosophie und Psychologie aufhört, wird ganz

von selbst kommen: nämlich dann, wenn infolge der fortwährenden Erweiterung der Psychologie keine Personen mehr zu finden sind, die beide Gebiete zu vertreten imstande und gewillt sind.

Für alle Zeiten erscheint es mir aber dringend notwendig, daß die Psychologie in der philosophischen Fakultät verbleibt. Bei aller Bedeutung der Psychologie für die Medizin glaube ich doch den gelegentlich hervorgetretenen Vorschlag, demzufolge die Psychologie in die medizinische Fakultät eingereiht werden soll, nicht billigen zu können. Die Psychologie würde dadurch den Beziehungen allzusehr entrückt werden, die sie mit den außerhalb der medizinischen Fakultät liegenden Fächern verbinden. Die Jurisprudenz, Pädagogik, Geschichte, Philologie, Sprachwissenschaft, Naturwissenschaft, Arbeitswissenschaft und Technik und vor allem die Philosophie würden der Psychologie allzusehr entfremdet, wenn diese in den Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten nur als medizinisches Fach erschiene. Auch ist zu bedenken, daß die Elemente der psychologischen Wissenschaft für den Studenten aller Fakultäten dieselben sind und daß schon deshalb die Erhaltung der Psychologie in der philosophischen Fakultät ebenso geboten erscheint als die der Physik, Chemie oder der anderen Hilfswissenschaften der Medizin.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Vertreter der Psychologie an den Universitäten scheint mir überdies gerade darin zu liegen, daß sie neben der Pflege der wissenschaftlichen Forschung und neben dem Vortrag der Grundzüge der psychologischen Wissenschaft die Bedeutung derselben für die verschiedensten anderen Gebiete der Wissenschaft und der Praxis betonen und in concreto nachweisen. Dadurch wird das Interesse für Psychologie am meisten gestärkt und dadurch erwachsen der Psychologie immer neue Hilfskräfte aus den verschiedensten wissenschaftlich interessierten Kreisen. Dadurch wird auch der Gesichtskreis der Hörer der Psychologie mächtig erweitert, dadurch tritt die Psychologie in hohem Maße in den Dienst der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, die für Studierende jeder Fakultät von unersetzbarem Werte ist.

Wenn daher unsere Gesellschaft oder andere kompetente Stellen im Sinne meiner Anregungen verfahren sollten, so wäre im Auge zu behalten, daß etwaige neue Lehrstellen für Psychologie unter allen Umständen nur innerhalb der philosophischen Fakultäten errichtet werden. Die Beibehaltung der Psychologie in der philosophischen Fakultät schließt natürlich nicht aus, daß der Psycholog je nach den lokalen Bedürfnissen auch Spezialvorlesungen für Mediziner, Juristen oder andere Interessentengruppen abhält. Auch die Errichtung von Lehrstellen für psychologische Spezialgebiete in der medizinischen Fakultät wie z. B. für die Psychologie der Gehirnverletzten wird durch meine Vorschläge nicht ausgeschlossen. Auch die

Zoologie gehört ja, wie allgemein zugegeben wird, in die philosophische Fakultät, und doch hat man an einer Universität eine Lehrstelle für medizinische Zoologie errichtet, deren Inhaber die Zoologie der medizinischen wichtigen Mikroorganismen zu behandeln hat.

Eine Aktion zugunsten der Psychologie bei den Regierungen wird vielleicht besonders auch deshalb heute auf günstigen Boden fallen, weil von amtlicher und außeramtlicher Seite der Ruf nach praktisch verwendbaren Fachpsychologen immer lauter ertönt. Man fordert Schulpsychologen, psychologische Untersuchungen der Hilfsschulbedürftigen und teilweise auch der für Begabtenschulen in Betracht kommenden Kinder, man fordert (auch in sozialem Interesse) Eignungsprüfungen der Lehrlinge und Arbeiter, man fordert sogenannte Berufspsychologen, die die aus der Schule entlassenen Jugendlichen geeigneten Berufen zuführen sollen. Alle diese Psychologen können nur etwas leisten, wenn sie eine planmäßige Vorbildung genossen haben, wie sie nur in einem psychologischen Hörsaal und in einem psychologischen Institut völlig zufriedenstellend stattfinden kann.

Die eben erwähnten Forderungen setzen aber nicht nur wohleingerichtete psychologische Institute voraus, sondern auch einen systematischen, den Zuhörer fesselnden, pädagogisch wirksamen Unterricht.

Den psychologischen Unterricht fesselnd und im Zusammenhang hiermit didaktisch glücklich zu gestalten, ist keine allzu große Kunst, wenn man über ein angängiges Institut und über geeignete Hilfskräfte verfügt. Es gibt wohl kaum eine Vorlesungsgebiet, das sich anziehender gestalten läßt als das der Psychologie. Denn der Psycholog hat, auch wenn er in seinem Vortrag den theoretischen Ausführungen ihr volles Recht einräumt, in hohem Maße Gelegenheit, anziehende Demonstrationen und Experimente vorzuführen. Experimentalvorlesungen erregen im allgemeinen immer mehr Interesse als rein theoretische Darlegungen. Der psychologische Unterricht kann aber besonders dadurch anziehender als jeder andere Experimentalunterricht gestaltet werden, daß der Zuhörer möglichst ausgiebig bei den Experimenten selbst mitwirkt.

Im Sinne dieser Erwägungen bin ich seit einer Reihe von Jahren in Würzburg bestrebt, im weitesten Umfang Experimente in meiner Vorlesung vorzuführen und möglichst alle Tatsachen, auf die ich hinweise, durch Versuche, die jeder Zuhörer genau verfolgen kann, zu belegen. Die Grundtatsachen der Psychophysik, des Talbotschen Gesetzes, der Kinematographie, des Bewegungssehens, der optischen und der anderen Täuschungen und überhaupt alles, was sich demonstrieren und experimentell vorführen läßt, suche ich zur Anschauung zu bringen. Auch der psychogalvanische Reflex, die Tatsachen des Gedächtnisses, der

Assoziation und der Psychologie des Denkens, den Einfluß des Alkohols auf die psychischen Leistungen und vieles andere demonstriere ich ad oculus. Intelligenz- und Eignungsprüfungen führe ich unmittelbar vor den Zuhörern aus. Dabei dienen mir (abgesehen von den bei Intelligenzprüfungen zu verwendenden Kindern) immer wieder andere, aus dem Auditorium gewählte Studenten als Versuchspersonen.

Um das Interesse möglichst zu steigern, suche ich ferner im weitesten Umfang den Massenversuch als Vorlesungsversuch zu verwenden. Zu den ersten Massenversuchen, die überhaupt ausgeführt wurden, gehören wohl die sogenannten Ketten — Reaktionen von Münsterberg. Ich habe dann schon vor mehr als zehn Jahren Assoziationsversuche als Massenversuche zu psychologischen Demonstrationen verwendet. Ich rief einfach dem Auditorium gewisse Worte zu, während die Zuhörer die Aufgabe hatten, auf das zugerufene Wort hin irgendein anderes niederzuschreiben. Durch Feststellung der Niederschriften ließ sich dann schlagend das Phänomen der bevorzugtesten, minder bevorzugten und auseinanderfallenden Assoziationen nachweisen. Auch die Tatsache, daß Verwandtschaftsnamen vorwiegend Verwandtschaftsnamen, Zahlwörter vorwiegend Wörter für höhere Zahlen hervorrufen und viele verwandte Tatsachen lassen sich auf diesem Wege demonstrieren. Auch gewisse Einstellungsphänomene lassen sich mit Hilfe von Massenversuchen vorführen, wenn man z. B. einsilbige und zweisilbige sinnlose Gebilde zuruft und die Zuhörer die Aufgabe haben, mit irgendeinem anderen sinnlosen Gebilde schriftlich zu reagieren. Es zeigt sich dann, daß auf einsilbige Gebilde vorwiegend mit einsilbigen, auf zweisilbige vorwiegend mit zweisilbigen reagiert wird. Auch gewisse Tatsachen des unmittelbaren Gedächtnisses demonstriere ich mittels Massenversuchen, indem ich z. B. der Reihe nach je eine, dann zwei, dann drei Ziffern usw. vorspreche und die vorgesprochenen Ziffern aus dem Gedächtnis niederschreiben lasse. Es zeigt sich dann nicht nur die bekannte Grenze des unmittelbaren Behaltens, sondern auch die große individuelle Verschiedenheit der einzelnen Beobachter. Auch die wesentlich bessere Leistung im Falle gleichzeitiger akustischer und optischer Darbietung der Reize läßt sich auf diesem Wege zur Demonstration bringen. Bei diesen und vielen anderen Versuchen verfahre ich so, daß ich nach Schluß der Stunde auf Grund der Versuchsergebnisse Tabellen und Kurven zeichne, die ich dann in der nächsten Stunde bespreche. Auch die Versuche zur Psychologie des Lebens, der Aussage, ja auch gewisse optische Täuschungen, sowie die Experimente zur psychologischen Aesthetik und vieles andere, dessen Erörterung hier viel zu weit führen würde, behandle ich als Massenversuche.

Ein derartiger anschaulicher Vortrag ist nach meinen Er-

fahrungen nicht nur geeignet, das Interesse der Zuhörer zu fesseln, sondern er ist auch pädagogisch in hohem Maße wirksam, da er den Lehrstoff fest in das Gedächtnis einprägt.

Natürlich müssen aber Vorträge der geschilderten Art durch umfangreiche, praktische Uebungen ergänzt werden. Denn nicht nur Wissen, sondern auch Können wird von den Psychologen verlangt. Ich habe daher in Würzburg ein halbtägiges, auf mehrere Semester berechnetes Praktikum eingeführt, in welchem jeder Teilnehmer ganz bestimmte Aufgaben in exakter Weise zu lösen hat. Erst wenn die Kandidaten dieses Praktikum erfolgreich absolviert haben, erst wenn ich mich an der Hand eines Examens davon überzeugt habe, daß sie psychologisch genügend vorbereitet sind, werde ich ihnen künftighin Themen für Doktorarbeiten geben. Dabei wird freilich ins Auge zu fassen sein, daß eine isolierte psychologische Vorbildung für den Psychologen ungenügend ist. Er muß auch Physik gehört und ein physikalisches Praktikum erfolgreich besucht haben, er muß ansehnliche philosophische und pädagogische Kenntnisse haben und soll auch noch mit der Forschungsweise und den wichtigsten Tatsachen aus anderen Gebieten der Wissenschaft, die mit der Psychologie in Beziehung stehen, vertraut sein.

Sollte mein Vorgehen bei den andern Institutsvorständen Beifall finden, so würde ich vorschlagen, daß wir nach dem Muster der Chemiker ein Verbandsexamen einführen und daß wir niemandem eine Doktorarbeit geben, der dieses Verbandsexamen, über dessen Charakter wir uns genau zu einigen hätten, nicht gemacht hat.

Denn die Ausbildung junger Fachpsychologen, die jetzt so lebhaft verlangt wird, setzt nicht nur geeignete Institute und einen geeigneten Unterricht voraus, sondern auch gewisse, nicht zu kleine Leistungen der Kandidaten. Die Anforderungen, die an die angehenden Psychologen zu stellen sind, werden aber an den verschiedenen Universitäten nicht allzu verschieden sein dürfen. Wir müssen daher (ohne natürlich die Lehr- und Lernfreiheit in unzulässiger Weise zu beschränken) zu möglichst einheitlichen Anforderungen zu gelangen suchen; dies wird durch das Verbandsexamen unterstützt. Wir müssen aber auch zu einem möglichst einheitlichen Unterrichtsgang an den verschiedenen Hochschulen kommen. Ueber alle diese Dinge unter den kompetenten Faktoren persönliche Aussprachen einzuleiten, ist der Hauptzweck meines gegenwärtigen Vortrags.

Der Ruf nach Fachpsychologen und die tatsächliche Notwendigkeit derselben verlangen aber schließlich auch einen rein äußerlichen Befähigungsnachweis. Nach meiner Ansicht wird derselbe analog wie z. B. in der Chemie und Nationalökonomie am besten durch ein in der Psychologie abgelegtes Doktorexamen erbracht. Im Zusammenhang mit dieser Ansicht bin ich der Meinung, daß der noch mehrfach bestehende Zustand, nach

welchem die Psychologie im Doktorexamen überhaupt kein Prüfungsfach ist, aufhören muß. Auch die Gepflogenheit, daß die philosophischen Ordinarien, die zugleich Psychologen sind, die Psychologie nur unter dem Deckmantel der Philosophie prüfen dürfen und die Einrichtung, daß psychologische Experimentalarbeiten, um als Promotionsarbeiten zu gelten, unter der Flagge der Philosophie segeln müssen, scheint mir auf die Dauer weder im philosophischen noch im psychologischen Interesse besonders glücklich. Ich meine, die Psychologie muß künftighin als besonderes Fach neben der Philosophie gelten, wie hoch man die Bedeutung der Philosophie für die Psychologie und die Bedeutung der Psychologie für die Philosophie auch einschätzen mag.

Diese Ansichten stimmen völlig überein mit dem Standpunkt der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg, die vor einigen Wochen beschlossen hat, daß die Psychologie in Würzburg ein besonderes Fach darstellt, das im Doktorexamen als Hauptfach oder als Nebenfach mit allen Fächern der philosophischen Fakultät kombiniert werden kann. Vielleicht wird es sich empfehlen, über diesen Punkt eine Anregung an diejenigen Fakultäten gelangen zu lassen, die zwar über ein Institut und über einen Psychologen verfügen, die aber die Psychologie bisher noch nicht zu einem besonderen Universitätsfach erhoben haben.

Man verlangt heute oft und zwar mit Recht, daß von Fabriken und Behörden keine Dilettanten zur Anstellung psychologischer Untersuchungen verwendet werden. Wie sollen aber Stellen, die über ein fachmäßiges Urteil nicht verfügen und die ein solches ja auch gar nicht beanspruchen, den Dilettanten vom Fachmann unterscheiden, wenn dieser nicht einen Befähigungsnachweis erbringt? Bei der heutigen Lage der Dinge aber scheint mir der Befähigungsnachweis am besten durch einen Doktortitel erbracht zu werden, der auf Grund einer Prüfung in der Psychologie und auf Grund einer tüchtigen oder doch genügenden psychologischen Arbeit erworben ist. Ob wir auch ein psychologisches Diplomexamen oder etwas ähnliches einführen sollen, ist eine Frage für sich. Vielleicht wäre es übrigens rätlich, das Diplomexamen mit dem Verbandsexamen zusammenfallen zu lassen und von den praktischen Psychologen noch ein Jahr praktischer Tätigkeit in Fabriken, Schulen, Kliniken oder andern praktischen Betrieben zu fordern.

Weniger zweckmäßig wäre es, wenn man heute schon besondere Lehrstellen oder gar besondere Prüfungen für angewandte Psychologie ins Auge fassen wollte. Die angewandte Psychologie muß in der wissenschaftlichen Psychologie wurzeln und darf nicht zu einer bloßen Fertigkeit herabsinken. Die reine Psychologie kann andererseits nur gewinnen, wenn sie aus allen Beziehungen der Psycho-

logie zu anderen Gebieten Anregung schöpfen kann. Man muß nicht ohne Not spezialisieren. Selbst aber wenn die Psychologie einmal so weitsichtig werden sollte, daß besondere Professuren für angewandte Psychologie erforderlich schienen, sollte sich jeder junge Psycholog erst dann der angewandten Psychologie zuwenden, wenn er die Grundzüge und Methoden der reinen Psychologie beherrscht.

Hochgeehrte Damen und Herren! Ich bin am Schlusse meines Vortrags angelangt. Die Fragen, die ich aufgerollt habe, sind, wie ich anfangs sagte, keine wissenschaftlichen. Sie betreffen aber, wie Sie mir jetzt zugeben werden, wichtige Angelegenheiten der Psychologie und die Stellung, die wir zu diesen Fragen einnehmen werden, ist sicherlich indirekt auch für die Wissenschaft von Bedeutung.

Im Anschluß an diesen Vortrag hat die Gesellschaft folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Es werden Rundschreiben an die Regierungen gerichtet mit der begründeten Forderung, daß die psychologischen Institute den Bedürfnissen der Zeit gemäß besser dotiert werden mögen.
2. Die Universitäten, technischen Hochschulen und Verwaltungshochschulen, an denen die Psychologie noch nicht vertreten ist, sowie die Regierungen, denen diese Hochschulen unterstehen, werden in einer motivierten Eingabe gebeten, ausreichend remunerierte planmäßige Professuren für Psychologie zu errichten.
3. Diejenigen philosophischen Fakultäten Deutschlands, welche die Psychologie bisher nicht als besonderes Fach anerkannt haben, sollen ersucht werden, sie zu einem besonderen Fach zu erheben.
4. Der Vorstand der Gesellschaft wird mit der endgültigen Abfassung der unter 1–3 erwähnten Eingaben betraut.
5. Die Frage der Vorbildung der Psychologen und insbesondere auch die Examensfrage soll in einem besonderen Ausschuß der Gesellschaft behandelt werden.

***

Das Vermögen und die Geschäfte des Kardinals Mazarin*)

von Dr. Karl Federn

Ein Italiener hat vor Bonaparte, wenn auch auf andern Wegen, eine der seinen ähnliche Laufbahn gemacht. Wie Bonaparte einer italienischen Insel entstammend, so wie er der Sohn eines kleinen Edelmanns von zweifelhafter Art, gelangte Giulio Mazzarini in Frankreich zur Macht. Erst päpstlicher Offizier, dann Diplomat, diente er französischen Interessen und trat schließlich in französische Dienste. Nach Richelieus Tod ins Ministerium berufen, wurde er nach dem des Königs Ludwigs XIII. dank seiner außerordentlichen Gewandtheit erster Minister und Günstling der Königin Anna, die für den minderjährigen Ludwig XIV. die Regentschaft führte.

Die durch den langen Krieg verursachte Not, der Kampf der zwiefachen Geistesströmungen der Zeit, von denen die eine nach republikanischer Freiheit, die andere nach absolutistischer Konzentration strebte, und der Haß gegen den Fremden, führten zur Revolution von 1648, in der Mazarin fliehen mußte, geächtet und für immer verbannt, von den furchtbarsten Schmähungen und Beschimpfungen verfolgt wurde, und die er zuletzt dennoch durch unerhörte Klugheit, gewandtestes diplomatisches Spiel und zähesten Willen überwand und niederwarf.

Von da an wuchs sein Glanz, sich ausbreitend, wie ein goldner Baum. Der Sohn des Haushofmeisters der Colonna sah seine Familie innig mit dem königlichen Hause von Frankreich verbunden. Er war der Geliebte der Königin, von Ludwig XIV. gleich einem Vater geehrt, zwei seiner Nichten mit Prinzen vom Geblüt vermählt. Und der Baum trug goldene Früchte. In den acht Jahren, die ihm nach seiner Rückkehr zur Macht noch gegeben waren, türmte er ein ungeheures Vermögen, sicherlich das größte Privatvermögen des siebzehnten Jahrhunderts auf. Die Gier nach Geld und Besitz war ihm angeboren, und er empfand die Freude des Habsüchtigen am Anblick kostbarer Steine und Metalle. Der Ungenannte, der die Geschichte seiner Jugend schrieb, erzählt, daß er schon damals, wenn er alles verspielt hatte, zu sagen pflegte: „Wenn der Mensch kein Geld hat, ist er nur ein dummes Tier!" Als junger Vizelegat in Avignon soll er vor dem Denkmal

*) Aus einem Werk „Die Geschichte des Kardinals Mazarin", an dem der Verf. seit zehn Jahren arbeitet und das zu Weihnachten 1921 bei Georg Müller in München erscheinen dürfte. Es ist die erste deutsche Geschichte der Regentschaft der Königin Anna, eine Darstellung der Kultur und des Lebens jener Zeit, vor allem des Aufstands der Fronde, in der die Gestalt des Kardinals den Mittelpunkt bildet.

Johanns XXII. ausgerufen haben: „Das war ein großer Papst! er hat acht Millionen hinterlassen!“ In der Zeit seiner Verbannung hatte er erfahren, wie furchtbar das Geld dem fehlen kann, der öffentlich wirken will, und er wollte sich nie wieder gleicher Gefahr aussetzen. Er sorgte dafür; und mit dem ganzen verbissenen Eifer und dem außerordentlichen Geschäftsblick, den er besaß, arbeitete Colbert für ihn. Sie hatten alle Vorteile der Macht, und auf hundert Wegen leiteten sie die Erträgnisse in seine Kammern und Truhen.

Sogleich nach seiner Rückkehr war ein Erlaß des Conseil ausgegeben worden, durch den die Rückstellung der versteigerten, verpfändeten oder verschleppten Gegenstände aus dem Besitz des Kardinals befohlen wurde. Seine Verluste sollten festgestellt und aus dem Staatsschatz vergütet werden. Vier besondere Kommissare wurden ernannt, den Erlaß durchzuführen, und die Minister Servien und Le Tellier erhielten den Auftrag, sie zu unterstützen. Die erschrockenen Besitzer beeilten sich, die geraubten oder erstandenen Gegenstände mit vielen Entschuldigungen zurückzugeben, froh, auf solche Weise davonzukommen, nachdem der verhaßte Purpurträger die Macht wieder in Händen hatte und eine ganz andere Rache hätte nehmen können. Dienstbereite Agenten halfen freiwillig auf die Spur verlorener Sachen. Der Goldschmied Lescot, bei dem Mazarin viel gekauft hatte, entdeckte verschwundene Kostbarkeiten, ein Herr Brisacier fand die Gobelins „Amor und Psyche“; der Beichtvater des Königs, Pater Paulin, konnte dem Kardinal mitteilen, daß zwölf Büsten römischer Kaiser bei einem Herrn Lambert versteckt waren. Vornehmere Leute schickten die Sachen ohne weiteres in seinen Palast, andere ließen sich entschädigen, nur die Buchhändler, die ihre spottbilligen Einkäufe ungern verloren gaben, machten Schwierigkeiten und suchten kostbare Stücke beiseite zu schaffen. Aber sie hatten es mit Colbert zu tun, der den „Conseil“ hinter sich hatte und die Beschlagnahme verfügen ließ. Auch bei den Räten der großen Kammer Pithou, Petau und Portail, die die Versteigerung geleitet hatten, wurde die Beute gefaßt. Bei Herrn Portail wurde auch eine Marmorstatue, eine Atalante, entdeckt und beschlagnahmt, die er in seinem Hause verborgen hatte. Große Neukäufe wurden sogleich vorgenommen und an Stelle Naudés, der nach seiner Rückkehr aus Schweden gestorben war, wurde sein bisheriger Hilfsarbeiter, ein Herr de la Poterie, Bibliothekar des Kardinals.

Während der Fronde hatte Mazarin sieben der schönsten Diamanten für ein Darlehen von 100 000 Livres verpfänden lassen. Ein früherer Dominikaner, Hiacynthe Serroni, der mit Michele Mazzarini nach Frankreich gekommen und hier Bischof von Orange geworden war, arbeitete im Verein mit anderen Personen daran, sie ihm wiederzuschaffen. Der Mann, der sie

zur Zeit besaß, wird in den vielen Briefen nie mit seinem Namen, sondern stets nur der „Edelsteinhändler, der die Diamanten hat", genannt. Die Steine waren in Barcelona verpfändet worden, und ein Herr Jean Martin hatte den Empfang bestätigt, waren aber seither nach Genua gebracht worden. Ebenso merkwürdig ist, daß der Kardinal nicht den ganzen Betrag, sondern nur 60 000 Livres zurückgeben und keine Zinsen zahlen wollte, und daß der Besitzer nach langwierigen Verhandlungen darauf einging, und nur den Erlaß einer Schuld von 14 000 Livres forderte, die er seinerzeit bei der Verpfändung dem Erzbischof von Toulouse, Herrn von Marca, einem der tüchtigsten Theologen und Finanzbeamten der Zeit, zugesagt hatte. Schließlich trafen ein Edelsteinhändler aus Toulon für den Kardinal und einer aus Genua für den anderen Mann in Nizza zusammen, wo der Ausgleich und die Rückstellung zustande kam. Mazarin hatte an Diamanten eine besondere Freude und sammelte sie seit langem. Einen der berühmtesten und schicksalsreichsten Diamanten, den einst Karl der Kühne in seiner letzten Schlacht am Degenknauf getragen hatte, den „Sancy", hatte er von der verwitweten Königin von England gekauft, sowie er die verpfändeten Steine der Königin Christine auslöste und erwarb. Im Jahre 1657 kaufte er für 300 000 Livres Diamanten von Frau von Chevreuse und vom Herzog von Epernon. Diamanten stellten damals die größten Werte im kleinsten Raum dar, waren leicht zu verbergen, leicht mitzunehmen und immer verwertbar. Ein Teil seines Vermögens wurde in Diamanten angelegt.

Mazarins Einkünfte flossen zunächst aus seinen weltlichen und geistlichen Aemtern. Er war Minister und Chef des Conseils, Oberaufseher der Hofhaltung der Königin sowie der Erziehung des Königs und des Herzogs von Anjou, Statthalter in der Provence, im Elsaß, im Pays d'Aunis und Brouage, in Auvergne, sowie Gouverneur wichtiger Festungen wie Breisach und La Rochelle, Schloßhauptmann von Fontainebleau und von Vincennes, Oberamtmann, Forst- und Wassermeister zu la Fère, Ham in der Grafschaft Marle und im Walde von Saint-Gobain; — ungeweihter — Bischof von Metz, Prior von Chastenoy, Abt von Saint Germain d'Auxerre, von Notre Dame de Cercamp, von Saint-Denis, von Cluny und vierzehn anderen Kommenden im Jahre 1658; bei seinem Tode zählt der jüngere Brienne ihrer neunundzwanzig auf, Nani, der venezianische Gesandte, spricht von „vierzig Abteien". Als der Prinz von Conti die Nichte des Kardinals heiratete, hatte er dem Kardinal seine einträglichsten Pfründen wie Cluny und Saint-Denis abtreten müssen.

Nach einer Aufstellung, die Colbert ihm im Sommer 1658 vorlegte — „kollationiert für Seine Eminenz am 22. Juni 1658" —, betrugen Mazarins Einkünfte als Minister 20 000

Livres jährlich, als Chef des Conseils weitere 6000; als französischer Kardinal bezog er vom Staat 18 000, als Oberaufseher der Erziehung des Königs 60 000 Livres; ein Gehalt von weiteren 100 000 Livres war ihm als besondere Zulage bewilligt worden. Seine anderen Stellungen, Statthaltereien und Schloßhauptmannschaften sind in die Aufstellung zwar eingezeichnet, aber die Beträge aus irgend einem Grunde nicht ausgeworfen, noch mitgerechnet. Die Einkünfte aus den Pfründen beziffert Colbert auf 478 330 Livres — die von Saint-Denis allein auf 140 000 —, und nach Abzug aller Lasten auf 248 863 Livres. Auf das Bistum von Metz verzichtete Mazarin noch in diesem Jahre zugunsten des Grafen Franz Egon Fürstenberg; die Statthalterschaft von Metz, die er gesondert verkaufte, scheint ihm etwa eine halbe Million eingetragen zu haben. Was er überhaupt durch Aemterverkauf einnahm, läßt sich nur vermuten; es müssen ungeheuerliche Beträge gewesen sein.

Aber Mazarin war ein großer Handelsmann in jedem Sinn; er kaufte und verkaufte, spekulierte in Geld und Waren und war an den mannigfachsten Unternehmungen beteiligt. Aus seiner Jugend wird erzählt, daß er auf der Durchreise in Montferrat von einem Geistlichen einen Rosenkranz kaufte, den dieser für Glas hielt, während er in Wirklichkeit aus sechzig Saphiren und Smaragden mit einem Diamantkreuz bestand; er hätte ihn in Paris verkauft und damit den Grund zu seinem Vermögen gelegt. Die Sache sieht ihm ähnlich und könnte wahr sein. In einer Mazarinade wird behauptet, daß er in seiner ersten Pariser Zeit in einem Laden in der Rue Bons Enfants durch einen Angestellten einen lebhaften Handel mit Büchern, Antiquitäten und Galanteriewaren betrieben hätte. Für seine späteren Geschäfte und Unternehmungen liegen die beweisenden Papiere vor. Schon vor der Revolution hatte er eine kleine Flotte von Handelsschiffen besessen, zum Teil gemeinschaftlich mit Duquesne, dem berühmten Admiral. Aus Briefen, die zwischen ihm und Colbert gewechselt wurden, geht hervor, daß er im Jahr 1651 im Havre eine größere Menge schwedischen Kupfers liegen hatte, das die Herzogin von Aiguillon nicht herauslassen wollte, weil der Kardinal ihr 40 000 Livres schuldete. Die Königin Christine hatte ihm aus Gefälligkeit den Ausfuhrzoll erlassen und ihm das Schiff für den Transport zum Geschenk gemacht. Da er als Minister stets solche und ähnliche Erleichterungen und Vorteile genoß, oder wo es nottat, amtlich durchsetzte, war er bei seinen Unternehmungen allen Konkurrenten überlegen. Während der Fronde in der Zeit seiner Not scheint er die Schiffe wieder verkauft zu haben. Aber er war und blieb Gesellschafter der „Compagnie du Nord", die Walfischfänger ausrüstete und das Privilegium für die Einfuhr von Thran hatte, und erhielt außer seinem Gewinnanteil besondere Bezüge als Minister, dessen Teilhaberschaft wertvoll

war; als zwei ihrer Schiffe in englischen Häfen beschlagnahmt wurden, erwirkte der Kardinal durch den Gesandten, Herrn von Bordeaux, ihre Freigebung. Er ließ aber auch später wieder eigene Schiffe fahren. In den Briefen und Aufstellungen werden die „Bergère" und die „Cardinale" genannt, die mit französischen Waren für ihn nach Portugal fuhren und dort Zucker luden, der in Italien verkauft wurde; ferner die Schiffe „Saint Jean-Baptiste", „Le Berger", der „Saint Estienne" und die „Anna". Die „Bergère, die ihn 26 000 Livres gekostet hatte, verkaufte er dann für 31 000 an die „Compagnie du Nord". Im Jahre 1652 gründete er zusammen mit dem Marchese Pallavicini, der gleich seinem Bruder an vielen dieser Geschäfte beteiligt war, eine Handelsgesellschaft mit einem Kapital von 200 000 Livres zur Ausbeutung der Korkwaldungen und Korallenriffe an der algerischen Küste, wo er einen kleinen Hafen, den „Bastion de France", der eigentlich anderen gehörte, in nicht ganz einwandfreier Weise erworben hatte. Er rüstete Kaperschiffe aus, die auf spanische und englische Handelsschiffe Jagd machten; er hätte es eigentlich nicht nötig gehabt, da er sich schon vor der Fronde das Recht auf ein Dritteil aller Prisen, die von französischen Schiffen im Seekrieg gemacht wurden, hatte zusprechen lassen; offenbar trug die Kaperei auf eigene Rechnung noch mehr. Eine größere Handelsunternehmung, die nach Madagaskar gehen sollte, wo seit 1642 eine kleine französische Niederlassung gegründet war, die er im Jahre 1657 gemeinschaftlich mit dem Marschall von La Meilleraye ausrüstete, mißlang: die Schiffe scheiterten auf der Fahrt. Der Kardinal verlor dabei 600 000 Livres; Colbert war denn auch ein Gegner so gewagter Unternehmungen.

Er spekulierte in Gold und Geldsorten und gewann viel, als der französische Staat seine Münzen verschlechterte. Er handelte mit Getreide, Spezereien, Zucker, Seife, Hanf und Bernstein und mit Adelspatenten. Wenn die Getreidepreise hochstanden, dann verkaufte er das Getreide der Prisen, die ihm seine Kaperschiffe einbrachten; waren die Preise niedrig, dann kaufte er Getreide und ließ daraus Biskuit backen, das er an die Armee lieferte, an die auch seine Getreidelieferungen größtenteils gingen. Und sein Gewinn war um so größer, da seine Getreideschiffe die Zölle und Schiffsgelder nicht zahlten; als die Zollbehörden auf dem Rhône Schwierigkeiten machten, wiesen mitfahrende Beamte des Großprofossen von Frankreich die schriftliche Weisung vor, die Ladung zollfrei passieren zu lassen. Zwar erhob Servien als Oberintendant der Finanzen Einwendungen dagegen, daß der erste Minister Staatslieferungen im großen übernehme, die der Schatz selbstverständlich sofort und vor anderen Forderungen bezahlen sollte; der gefälligere Foucquet trat dafür ein und erfüllte Mazarins Wünsche. Auf den Rechnungen und Weisungen wurde der Kardinal nicht

genannt. „Mein Name darf nicht erscheinen", schreibt er am 12. Juni 1657 an Colbert, „man kann den Namen „Albert" verwenden oder irgendeinen, den Sie gut finden". Er lieferte der Armee auch Munition, selbst das Wasser und stets mit reichlichem Gewinn; er lieh dem Staate Geld und verdiente daran. Geschäfte, die er mit Bernstein machte, werden erwähnt. Im Dezember 1657 machte er größere Hankäufe, vornehmlich im Dauphiné; über Qualitäten, Arten und Preise macht Colbert die genauesten Angaben; der Akademiker Chapelain, der Verfasser der unendlich langweiligen „Pucelle", der aber ein trefflicher Geschäftsmann war, beteiligte sich als Mittelsmann, der Commodore Chevalier Paul sorgte für den Seetransport. Seife verkaufte er an das Landvolk durch die Brüder Girardin, zwei üble Spekulanten, die auch den Vertrieb von Adelspatenten an Kunden anderer Kreise übernahmen. Dreihunderttausend Livres wollten sie für den Vertrieb des Adels bezahlen. Colbert schacherte lang mit ihnen; er schätzte das Geschäft höher ein und forderte 400 000.

So strömten von allen Seiten ungeheure Beträge in seine Kasse. Gold und Diamanten lagen in mächtigen Truhen in seinen Schlössern verteilt, vor allem in der Festung von Vincennes, zu deren Erwerb Colbert ihm geraten hatte, „denn Ew. Eminenz müssen einen Platz für Ihr Geld haben; man kann einer Person 60 000 Livres anvertrauen, der man 200 000 nicht mehr anvertrauen kann." Dort wurden sie von seinen berittenen Musketieren und seinen dreihundert Fußgardisten bewacht, während Löwen, Tiger und Bären im Zwinger und in den Gräben umhergingen. Ein Teil der Gelder, nach der Aufstellung von 1658, 413 067 Livres, lag bei dem Bankhaus Cenami in Lyon, als Saldoabschluß von 1654 erwähnt; das Haus Cenami stand 1660 vor dem Zusammenbruch; dies dürfte also ein Verlustposten sein. Andere Gelder gingen vermutlich nach Italien, wieder andere wurden in klugen und großartigen oder vorteilhaften Käufen verwertet und angelegt.

Als die französische Linie des Hauses Gonzaga mit Karl von Nevers im Herzogtum Mantua zur Herrschaft gelangte, da hatte der darüber ausbrechende Erbstreit dem jungen Mazarin die diplomatische Laufbahn geöffnet: ein Menschenalter später gab der gleiche Erbfall ihm Gelegenheit, die Größe und den Glanz des eigenen Hauses in Frankreich zu festigen. Der einst als kleiner Infanteriehauptmann auf Kurierwegen geritten war, den Streit im Hause Gonzaga zur Schlichtung zu bringen, der war jetzt mächtig und reich genug, den Gonzaga ihre französischen Besitzungen, das Erbe des Hauses Cleve, abzukaufen. Im Jahre 1654 hatte er für 756 000 Livres die Baronie Mayenne von ihnen erworben, die für ihn zum Herzogtum gemacht wurde. Abrundungen des Besitzes kosteten ihn weitere 234 000 Livres. Im Jahre 1659 kaufte er ihnen nach

langen Verhandlungen mit ihrem Vertreter, dem Grafen Sannazaro, ihre übrigen Herzogtümer Nivernois und Donziois, zuletzt auch das von Rhetelois ab. Nach der Aufstellung Colberts schuldeten die Gonzaga, die sich in schweren Geldnöten befanden, dem Kardinal im Jahre 1658, nach dem Verkauf von Mayenne, dessen Preis sehr gedrückt erscheint, noch über 1 332 000 Livres. Der ganzen Sache haftet, wie so vielen seiner Geschäfte, etwas Dunkles und Zweideutiges an. Der venezianische Gesandte Nani schreibt darüber, ohne Mazarin zu nennen: „In Frankreich hat man den Herzog von Mantua wegen Schulden und durch Untreue der Minister" — seiner oder der französischen? — „in kläglicher Weise aller Güter beraubt, und was noch da ist, läuft auch Gefahr, bald versteigert zu werden. Dadurch ist er zwar von jenen Fesseln befreit, die ihn von dieser Krone abhängig machten, aber auch des bestehenden Nutzens und Glanzes beraubt, den diese Gebiete ihm brachten." Sollte Mazarin, der kurz vorher mit Mantua einen Staatsvertrag abgeschlossen hatte, nach dem Frankreich in Casale eine Besatzung von Schweizern halten durfte, dies schon mit dem Gedanken an das herrliche Privatgeschäft getan, und patriotische Bedenken damit beruhigt haben? Tatsächlich fiel der Mantuaner bald darauf von Frankreich ab und erklärte sich neutral.

Aus der königlichen Domäne erwarb er für 500 000 Livres die Herrschaften von Ham und Marle, sowie die Waldungen von Saint-Gobain. All diese weiten, zum Teil vernachlässigten und wüst liegenden Gebiete — zum Nivernois gehörten fünfzehn Schloßgüter in den „schwarzen Bergen", dem Morvan — wurden von Colbert sofort in eine straffe, kaufmännisch nutzbringende Verwaltung genommen, die Pachtgelder erhöht, oder auch, wenn dies unbedingt nötig erschien, weil sich kein Pächter mehr fand, herabgesetzt, die Abrechnungen scharf geprüft, Jagdfrevel bestraft, Eisenwerke gegründet, aus den Wäldern, aus dem Erdreich, aus der Fischerei herausgeschlagen, was möglich war. Jeder Fußbreit Landes wurde überwacht und genützt. Der Park von Vincennes wurde abgerundet und ergänzt und aufs sorgsamste gepflegt. Die Ausgaben trug der Staat, da der Kardinal, wie beim Schlosse La Fère nur den Nutzgenuß hatte. Auf den weiten Wiesen um La Fère legte Colbert eine Pferdezucht an, teils zum Verkauf, teils für die Dienstpferde des Kardinals. Aus dem Wald von Fontainebleau wurde das Reisig, von den Wiesen das Heu für Rechnung des Kardinals verkauft; dies allein brachte 7500 Livres jährlich. Nichts war so gering, daß der Verwalter und der Minister selbst nicht ihr Auge darauf gehabt hätten. In endlosen Briefen reicht Colbert seine Abrechnungen, Berichte und Vorschläge ein, der Kardinal schreibt sein „gut" dazu oder macht ausführlichere Bemerkungen. „Ich habe", schreibt Colbert im Jahre 1657, „ein fettes

Kalb, Truthühner und Fasanen geschickt. Sowie die Melonen reif sind, werde ich jede Woche eine oder zwei schicken." All dies war für die königliche Tafel bestimmt, als Mazarin mit dem Hof bei der Armee weilte; der Kardinal schrieb zurück, daß Fasanen und Tauben nicht weiter geschickt, sondern nunmehr ausschließlich zur Zucht verwendet werden sollten. Colbert berichtet vom Viehhof in Vincennes, daß er „drei vorzügliche Milchkälber habe, viel frische Eier, sechs Dutzend Truthühner und ebensoviel Hühner und Hühnchen, hundert Mutterschafe . . . das kleine siamesische Schwein habe sechs Ferkel geworfen, die nicht durchkommen werden, . . . er richte zwei große Taubenschläge ein; der Park sei voll Wild; an Herrn von Broglio habe er um holländische Kühe geschrieben, Herr von Bourges schicke Vieh aus Auvergne, . . . der Königin schicke er Konfitüren in Porzellantöpfen". Ein andermal klagt er, daß die Krähen im Park Verheerungen anrichten und verlangt, daß sie von Soldaten abgeschossen werden.

In Rom besaß Mazarin einen Palast auf dem Monte Cavallo, den er von den Bentivoglio gekauft hatte, und dessen herrliche Höfe und Gärten gerühmt wurden. Mazarin ärgerte sich sehr, als er erfuhr, daß neben dem Palast Feuerwerke zu Ehren der Königin Christine abgebrannt wurden und schrieb, daß er im Falle eines Schadens den Ersatz fordern werde.

Sein Palast in Paris war von den Architekten Mansart und Lemercier längst neu in Stand gesetzt worden; und da der Kardinal ihn nicht bewohnte, so diente er ihm nur zu seinen Festen oder als Wohnung, die er fürstlichen Gästen, wie dem Herzog von Modena und dem von Mantua, zur Verfügung stellte, vor allem aber als eine Art Museum für seine Sammlungen. Denn Habsucht und Geiz dieses klugen Intellektuellen waren nicht blinde Leidenschaften; er verstand auszugeben, er liebte die Pracht um seine Person; er machte die reichsten Geschenke, dort wo es nötig und vorteilhaft für ihn sein mußte, und in der ganzen Welt kauften seine Agenten nach wie vor Kunstwerke und Herrlichkeiten für ihn ein. Auf den Preis und die Gelegenheit wurde geachtet, und Mazarin gewann bei jedem Geschenk und bei jedem Kauf.

Am 9. Januar 1654 schreibt er an Herrn von Bordeaux nach London: „er höre, man könne zwei Bilder von Mantegna billig haben, bei denen auch der spanische Gesandte gehandelt habe, und die er jetzt nicht mehr haben wolle", und am 26. Februar: „er wolle einen Van Dyck und sonst Bilder von guter Hand", und Bordeaux antwortet, „man habe ihm die Rechnung über vier Van Dycks gebracht; der teuerste koste 1000 Francs; das finde er übertrieben, obschon die Bilder groß und voll von Figuren seien", Mazarin erwiderte am 22. März: „Wenn Sie zweifeln, ob die Bilder echt sind, so kaufen Sie

nicht. Was den Giulio betrifft, für den 800 Livres verlangt werden, so möchte ich wissen, ob das Gemälde groß, was für Figuren darauf sind, ob es ein schönes Werk und ob es sicher echt ist". Er möchte auch „Gobelins mit gleicher Zeichnung, wie die vier Meleagers, die der Agent Renards gekauft hat". Außer Kunstwerken kaufte der Gesandte englische Pferde für den Kardinal ein. In Italien war der Abbate Elpidio Benedetti sein Agent; unter andern ist ein Brief des Kardinals an ihn vorhanden, den Colbert verfaßt und geschrieben und der Kardinal unterschrieben hat, und in welchem dem Abbate vorgehalten wird, daß er Fächer zu teuer gekauft habe, daß er zu viel Geld für die Reinigung eines silbernen Tischchens aus dem Nachlaß des Kardinal Montalto ausgegeben, daß er einen mit farbigen Steinen eingelegten Schrank für einen höheren Preis erstanden, als er in seinem vorhergehenden Briefe angegeben, „denn mein Entschluß, solche Dinge zu kaufen, hängt immer vom Preis ab", „die Silberstatuen, die Sie mir geschickt haben„ sind so teuer, daß ich gar kein Vergnügen davon habe", unerhört sei ferner, daß Benedetti Silbermousseline aus Neapel nicht zollfrei habe senden lassen, er müsse doch wissen, daß nur Leute, die keine Beziehungen haben, oder Kaufleute, die so große Mengen befördern, daß es sich nicht umgehen läßt, Zoll bezahlen, außerdem seien die Stoffe teurer, als er angezeigt, vor allem die Verpackung in Stroh und Wachsleinewand viel zu kostspielig. Besonders aber wird ihm verübelt, daß er zwei Kisten mit Reliquien geschickt hatte, das möge er ohne ausdrücklichen Auftrag nie wieder tun, „da es eine unnütze Ausgabe ist, mit der ich nichts anfangen kann". Endlich wird ihm ausdrücklich untersagt, je wieder Maurer-, Schlosser-, Brunnen- oder Gartenarbeiten im Palast Mazarins in Rom machen zu lassen, ohne vorher angefragt und ausdrücklich den Auftrag dazu erhalten zu haben. Sechs Jahre später, im April 1660, schreibt Colbert dem Kardinal, „es sei ein Paket für ihn von einem Karthäusermönch, Dom Jacques, gekommen; der gute Mann müsse wohl ein wenig verrückt sein, denn als er es geöffnet, seien nur Heiligenbilder und dergleichen darin gewesen; er schicke es daher Seiner Eminenz, man könne es ja der Königin zum Geschenk machen."

Als die Herzogin von Aiguillon, Richelieus Nichte, die fromm geworden war, ihre schönsten Sachen verkaufte, um in ihrer Wohnung beim Luxembourg hinfort in strenger Einfachheit zu leben, da erwarb der Kardinal ihr berühmtes kostbares Silbergeschirr, das er nach dem Gewichte bezahlte. In der Politik, in Geschäften, als Sammler handelte er immer gleich klug, zielbewußt und unvornehm. Er erfuhr alle Gelegenheiten, konnte immer warten, hatte immer flüssiges Geld, jeder wollte ihn verpflichten; sein kaufmännisches Verständnis wie sein Geschmack kamen ihm zugute, und so sind jene groß-

artigen Sammlungen, jene Galerien und Säle voll von Gemälden, Statuen, Büsten, Gobelins, Geweben und Teppichen, Möbeln und Truhen mit Prunkstücken und Kostbarkeiten jeder Art aus allen Ländern und aus jedem Stoff der Erde, in Gold, Silber und Marmor, in kostbarem Holz, in Perlmutter und Elfenbein, Schildpatt, Mosaik und Email; Fächer, Schmucksachen, Kristalllampen, Leuchter und Spiegel, Gefäße, Waffen, herrliche Wagen, Decken und Geschirr, chinesische, indische und antike Herrlichkeiten zusammengekommen, die die Sammlungen Foucquets so sehr überstrahlten, wie Mazarins Vermögen das des Oberintendanten übertraf, die das Staunen aller Besucher waren, über die Bücher geschrieben worden sind, und von denen ein Teil heute zu den wertvollsten Schätzen des Louvre zählt.

Halb bewundernd, halb verächtlich schildert der junge Brienne, der so oft in diesen Räumen war, ihre verblüffende Fülle: „in den Bodenräumen war soviel aufgehäuft, daß man sie eher für einen Jahrmarkt oder eine Trödelbude gehalten hätte, als für den Möbelspeicher eines Kardinals und Ministers. In den Sälen hingen die schönsten Wandteppiche aus Flandern, Italien, Spanien und Frankreich. Er besaß die „Scipio-Teppiche" des Marschalls von Saint-André, und von dem verstorbenen Lopez, dem portugiesischen Juden, hatte er die „Apostelgeschichte", ich weiß nicht wie, bekommen. Der König von Spanien hatte ihm die „Arbeiten des Hercules" geschenkt, nach Zeichnungen von Tizian; Don Luis de Haro gab ihm herrliche gewebte Wandteppiche, Brügger-Fabrikat, die die zwölf Monate des Jahres darstellten, nach Zeichnungen eines Flamen, eines Schülers von Rafael, an den Namen erinnere ich mich augenblicklich nicht. Dazu mindestens dreißig Wandbehänge in römischer Silberstickerei oder Mailänder Arbeit, farbige ausgeschnittene Sammetblumen auf reichstem Sammetgrund, mit wundervoller Kunst appliziert, antike Teppiche aller Art, ebenso moderne im Louvre gefertigte, teils bedruckt, teils Gobelins . . . Die Bilder und Statuen kann ich nicht aufzählen, das geht über jeden Begriff. Außer dem Sposalizio des Correggio und drei großen Bildern, einer Venus von Tizian, einer von Correggio, der Sündflut von Antonio Carraciolo, die aus der Galerie des verstorbenen Königs von England stammten, hatte er durch Herrn von Bordeaux ein kleines Bild in Wasserfarben erworben, dessen Gegenstück Jabach" — ein bekannter Bankier und Sammler der Zeit, der den Kardinal oft beraten hatte — „gekauft hatte, und die jetzt beide in der königlichen Sammlung sind. Herr von Bordeaux hatte ihm auch einen der besten van Dyck zum Geschenk gemacht — denn ich glaube nicht, daß ihm die Kosten erstattet wurden, — auf dem die königliche Familie von England in einer wirklich prächtigen Weise dargestellt ist. Ich kenne nichts von ihm, das besser wäre. Zu den besten Bildern des Kardinals

gehörte noch eine Muttergottes von Raphael, die er von Herrn von Fontenay zum Geschenk bekommen, eine große Landschaft von Domenichino, die mir der Herr Herzog von Mazarin nach dem Tode Seiner Eminenz zum Geschenk machte. Im Vordergrund Fischer, die Netze ziehen, eine Barke mit Musikanten und Frauen gleitet sanft über das friedliche Meer im leisen Winde dahin, und die Bäume am Ufer sind von wunderbarer Frische. Dann ein ausgezeichneter Guido, unsern Herrn auf dem Oelberg im höchsten Schmerz darstellend, kleine, von ihren Flügeln getragene Engel zeigen ihm die Marterwerkzeuge . . dieses Gemälde wurde vom Herrn Herzog von Mazarin der verwitweten Herzogin von Chevreuse zum Geschenk gemacht, die es seither verkauft hat, was daraus geworden, weiß ich nicht . . ." „Bei alledem", sagt Brienne, „ein wirklich feiner Kenner war er nicht, es wäre denn für Edelsteine, auf die er sich trefflich verstand. Lescot, sein Juwelier, hat viele Geschäfte mit ihm gemacht. Wenn Bilder für ihn anlangten, ließ er immer Mignard kommen, damit er ihm, wenn die Verpackung geöffnet wurde, seine Meinung sagte. Ein Italiener, dessen Namen ich nicht weiß, hat ihn öfter betrogen, indem er ihm Kopien als Originale verkaufte, die er so herzustellen wußte, daß sie alt erschienen. Das hat den Kardinal so verdrossen, daß er fast das Sammeln aufgeben wollte. Ich war einmal dabei, als ein Bild von Lanfranco ankam, das man ihm als einen Annibale Caraccio verkauft hatte; er fragte mich um meine Meinung; ich sagte, ich glaubte nicht, daß es von Annibale sei, daß es aber trotzdem ein Original und vollkommen schön wäre. Jabach war dabei und sagte, der Cavaliere Lanfranco hätte es gemalt, „Ja", fügte Mignard hinzu, „aber nach einer Zeichnung von Caraccio". Der Kardinal wußte nicht, was er sagen sollte. Die Zeichnung gefiel ihm, er entschloß sich also, es zu behalten und verbot uns zu sagen, daß er betrogen worden sei. Ich mußte heimlich lachen, einen so reichen Mann um so wenig in solcher Gemütsbewegung zu sehen. Er schwankte lange, . . . aber als Mignard ihm sagte, er halte es für ausgezeichnet, und es sei wohl das Geld wert, das er dafür gegeben, war das Gemälde, das Jabach ihm schon hatte abnehmen wollen, sogleich unverkäuflich, und Seine Eminenz sagte zufrieden, „Ich würde es nicht für tausend Pistolen hergeben . . ."

Brienne, der nicht unbedingt verläßlich ist, behauptet auch, daß jenes großes Gemälde von Correggio, das Sposalizio, dem Kardinal Antonio Barberini gehört hätte: um es zu bekommen, hätte Mazarin die Königen veranlaßt, so davon zu reden, daß dem Barberini nichts übrig blieb, als es von Rom nach Paris bringen zu lassen und es ihr zu schenken. Sie hätte es für kurze Zeit in ihr Schlafzimmer gehängt und dann sofort dem Kardinal gegeben. Der Kardinal Antonio hätte sich bitter beklagt und

laut gesagt, er habe es nur dem Königlichen Hause geschenkt, aber „was der Kardinal einmal hatte, gab er nicht mehr her".

Dennoch wußte er auch herzugeben. Mademoiselle schildert ein Fest, das er 1658 zur Fastenzeit in seinem Palais gab, wo nach einem großartigen Fischdiner der erstaunte Hof Säle voll von Herrlichkeiten — auch sie sagt, „wie ein Jahrmarkt, aber lauter ausgewählte Stücke, — etwa eine halbe Million im Wert, als Lotteriegewinne ausgestellt sah. Jeder Gast erhielt ein Los und jedes Los gewann. Der Haupttreffer, ein Diamant im Wert von 12 000 Livres, fiel einem Leutnant der königlichen Gensdarmen, Herrn von La Salle zu. Ganz Europa sprach von diesem Fest. Das war auch zweifellos die Absicht des Festgebers und sein Beweggrund gewesen.

Vielleicht hat der weniger kunstsinnige Colbert, manchmal den Kopf geschüttelt, obwohl er sehen mußte, daß sein Herr immer vorteilhaft kaufte; aber er war mehr für die nutz- und fruchtbringenden Anlagen, und nicht nur die Herrschsucht, mit der er alle andern im Dienst des Kardinals tätigen Personen, soweit es irgend anging, zu drücken und unbeliebt zu machen suchte, nicht nur seine eiserne Sparsamkeit, auch die Abneigung gegen den Einkauf und die Einkäufer von Kunstgegenständen, mag ihn veranlaßt haben, jenen Brief an Benedetti dem Kardinal vorzulegen. Er erhob auch Einspruch gegen zwei Windhunde, die der Kardinal irgendwo hielt, und die zuviel fraßen, und noch heftiger dagegen, daß ein Bruder des früheren Verwalters Jobart, den er, Colbert aus seiner Stellung gedrängt hatte, einen Freitisch an der Tafel des Kardinals erhielt: „es sei wichtig, keine unnützen Fresser im Hause zu halten, man könne ihm eine kleine Gratifikation geben, bis man sehe, wozu er zu brauchen wäre". Solche Sparsamkeit fand Verständnis und Anerkennung bei Mazarin, der es mißbilligte, daß sein Neffe Pferde kaufte, da er doch welche mieten könnte, und der Benedetti in jenem selben Briefe anwies, seiner Stiefmutter Porzia Orsini, der er, vermutlich nach dem Testament des Vaters, eine jährliche Rente für ihren Unterhalt zu zahlen hatte, nahezulegen, daß sie auf diese Rente verzichte und eine Abfindung dafür annehmen möge. Seinem Enkel Beudôme schlug er eine Pfründe ab, die selbst Colbert ihm zu überlassen geraten hatte. Dagegen lehnte er es nicht ab, als „Souzerain" im Nivernais, die eingezogenen Güter eines Gehängten zu beanspruchen, und war sicherlich nicht erzürnt, als Colbert ihm vorschlug, für die Erzeugnisse seiner Eisenwerke die gut eingeführten Marken der Lothringer Werke, die den Herren von Fabert und Créqui gehörten, zu erwerben und zu benützen.

Im Sommer 1658 legte Colbert dem Kardinal jene Aufstellung vor, nach der sein Vermögen sich auf 8 025 165 Livres, 7 Sous 11 Deniers belief, die jährlichen Einkünfte auf 793 570 L. 8 Sous, die Passiva auf 378 185 Livres 2 Sous 8 Deniers. Die

drei später erworbenen Herzogtümer erscheinen in dieser Aufstellung noch nicht; sein ganzer kostbarer Hausrat, Wagen, Pferde, die Sammlungen und die Bibliothek sind nicht berücksichtigt. Ebensowenig die riesigen Bargeldbestände und Edelsteinvorräte. Das Vermögen des Kardinals war also in Wirklichkeit viel größer. Der Palast in Paris ist mit 1 200 000 Livres bewertet, der römische Palast mit 75 000 L. In den drei Jahren, die dem Kardinal noch gegeben waren, hat er seine Reichtümer noch ins außerordentliche vermehrt. Er ließ sich im Elsaß, wo er bereits die Grafschaft Belfort besaß, vom König die Herrschaften Thann, Delle, Altkirch und Ensisheim schenken, Städte, Schlösser, Gerechtsame, Wälder und Teiche; Thann allein zählte außer der Stadt zweiundvierzig Dörfer. Er erwarb weitgedehnte Domänen in Auvergne und in Languedoc und mindestens neun neue Pfründen. Von der Königin von Polen erreichte Colbert die Zahlung von 300 000 Livres, die Mazarin ihr geliehen hatte, und von Karl Stuart wenigstens die Anerkennung seiner Schuld von 100 000 Livres und der Zinsen. Immer wieder konnte er dem Kardinal berichten, daß es ihm gelungen war, den jährlichen Ertrag einer Pfründe um so viel Tausend; einen bestimmten Zoll um soviel Zehntausende zu steigern. Und selbstverständlich war das ganze ungeheure Vermögen von allen Steuern befreit.

Der Mann, der der mächtige und geschichtsberühmte Minister des Königs werden und Frankreichs Volkswirtschaft neu aufbauen sollte, hatte jetzt die größten wie die kleinsten Aufträge für seinen Herrn zu besorgen: er bestellte Schlafröcke und Pelzstiefel für den Kardinal, insbesondere einen „samtenen Schlafrock, der mit feuerfarbener Seide gefüttert wurde", er sah sich um einen neuen Schneider um, als der bisherige Schneider Seiner Eminenz gestorben war, er schreibt, „Frau Le Tellier" — die Gattin des Kriegsministers — „habe ihm von Stoffen, Posamenten, Spitzen und Wäsche gesprochen, die für die Fräulein Nichten besorgt werden sollten;" er ließ die Livres für die Dienerschaft arbeiten, er tadelt es, daß ein Anzug für den Kardinal mit Gold gestickt worden, bei dem dies nicht nötig gewesen. Er hatte für die Tafel des Kardinals zu sorgen, für die nicht gespart, für die das Köstlichste aufgeboten wurde; Früchte und Gemüse womöglich aus den eigenen Gärtnereien, ebenso Fleisch und Wild aus seinen Wirtschaften und Jagden; Orangen kamen stets frisch in Kisten aus Portugal, ausgewählte Weine von überall her; an seinen Bruder Charles, der Intendant im Elsaß war, schrieb Colbert: „ich höre, daß die Elsässer Weine sehr gut sind, da muß man Seiner Eminenz jedes Jahr die besten senden und sie noch zu verbessern suchen, sie liebt die deutschen Weine sehr", aber es fand sich, daß die Elsässer Weine nicht gut genug waren.

Befreundete Fürsten sorgten für den Weinkeller des Mi-

nisters. Der Kurfürst von Mainz schickte acht Fässer mit Rheinwein, der Großherzog von Toskana ebensoviele Kisten mit Muscateller und „Verdée", einen grünen Wein, der bei Florenz gezogen wurde. Vom Herzog von Parma zeigt Colbert eine Sendung kostbaren Parfums an, der sechs Stück Parmesankäse beigegeben sind. Da der Kardinal an der Gicht litt, mußte er Mineralwasser aus Spa trinken, das der Marschall von Fabert für ihn kommen ließ; es wurde für die Tochter des Marschalls bestellt, damit es nicht auffalle und aufgehalten würde, wenn die Kisten auf Eseln durch die spanischen Linien nach Sedan und von da weiter gebracht wurden. Colbert vergißt nicht zu bemerken, daß bei einer Sendung statt 216 nur 200 Flaschen angekommen seien.

Dieser außerordentliche Verwalter, der alles förderte und nichts übersah, kostete den Kardinal keinen Pfennig. Nicht, daß Colbert so uneigennützig und selbstvergessen oder gar Mazarin so liebevoll ergeben wäre, und wenn er schon im Jahre 1651 schrieb, „sein stets reger Geist hätte ohne diese große Arbeitslast sich gegen sich selbst gekehrt, und er müsse dem Herrn Kardinal für die Arbeit dankbar sein", so war dies vielleicht mehr als eine bloße Redensart, aber er wußte auch, was er tat, und wußte, daß er selbst am besten fuhr, wenn er jeden Gehalt ablehnte. Von Reisekosten ist die Rede, die er ersetzt bekommt, von 18 000 Livres Unterhaltskosten in den Jahren 1655 und 56, aber seine eigentliche Entlohnung bestand in Aemtern und im Verkauf von Aemtern, und zwar schattenhaften, noch gar nicht bestehenden Aemtern im künftigen Hofhalt der künftigen Königin, die Ludwig XIV. früher oder später heiraten mußte, und in dem des kleinen Herzogs von Anjou. Das kostete scheinbar niemanden etwas als jene, die diese Aemter kauften, und Colbert brachte es ein Vermögen. So verkaufte er das Amt, das er erst für sich selbst behalten wollte, das eines „Sekretärs der Bestellungen der Königin", für eine halbe Million Livres an den Herrn Brisacier, den Sohn eines Geldmannes, der eitel und ehrgeizig genug war, für einen Hoftitel jeden Betrag zu bieten. Er wird auch andere Geschäfte gemacht haben. Jedenfalls konnte er schon im Jahre 1656 Schloß und Herrschaft Seignelay für sich kaufen, da eine Gelegenheit sich bot, sie billig zu erwerben, und da ihm, wie er schrieb, 60 000 Livres zum vollen Kaufpreis fehlten, ließ ihm der Kardinal ein Gnadengeschenk in dieser Höhe aus der . . . . königlichen Kasse gewähren.

Zugleich versorgte Colbert, der selbst seit 1649 den Titel eines Staatsrats besaß, seine Familie. Sein älterer Bruder, der Abbé Nicolas Colbert, wurde königlicher Bibliothekar, obwohl ein berühmter Gelehrter wie Ménage sich um die Stelle bewarb; er starb als Bischof von Auxerre. Charles Colbert ging als Attaché mit der großen Gesandtschaft Lionnes

und des Marschalls von Gramont nach Deutschland, wurde Chef der Regierung im neu eroberten Elsaß und in späteren Jahren Marquis von Croissy und französischer Gesandter in London; ein dritter Bruder, Edouard François, wurde Hauptmann erst im Regiment Navarra, dann in der Garde. Nach Mazarins Tod wurde er als Graf von Maulévrier Kapitänleutnant der schwarzen Musketiere des Königs, die aus Mazarins Musketieren gebildet wurden. Zwei Vettern fielen als Hauptleute im gleichen Regiment Navarra, ein dritter, Colbert du Terron, machte Karriere als Finanzintendant. Fast alle waren tüchtige, aber nicht angenehme Leute. Dem liebenswürdigen Karl II. war die grobschlächtige Art des Gesandten Colbert de Croissy unerträglich. Scharf zeichnete Jean Baptiste Colbert, der Vermögensverwalter, sich selbst als einen Mann der „weder mit Ausschweifungen noch Unterhaltungen oder Spaziergängen Zeit verliere", „der Umgang mit Damen locke ihn nicht" und ebenso: „ich bin kein großer Geist, der alles umfaßt, ich bin mittelmäßig, eine Geschäftsnatur, aber mit der Leidenschaft und dem Fleiß, diese Geschäfte vollkommen zu erledigen". Er hatte eine Leidenschaft gehabt, den Trunk, und sie mit eiserner Selbstbeherrschung abgelegt; aber er trug noch Leidenschaften in sich, die er nicht gestand, deren er sich vielleicht nicht bewußt war: einen geheimen Neid gegen alle, die glänzender waren und freier begabt als er, sowie eine düstere niedergehaltene Eitelkeit; er war jähzornig, haßvoll, böse und roh, ungemütlich und unerfreulich, ein Mensch, der nur für den Nutzen Sinn hatte; aber auf diesem realsten Gebiet des Lebens war er ein großer, klarer, weitblickender Kopf, ein unerbittlicher Rechner, und so, wie er jetzt das Vermögen eines Mannes in Unermessene auszubauen bestrebt war und selbst Ausgaben zugunsten des Staats nur mit Aerger sah, so entwarf er später für diesen Staat und seinen wirtschaftlichen Ausbau die großzügigsten Pläne und führte sie mit solcher Hingabe und solchem Scharfblick durch, daß er nicht mit Unrecht in der französischen Geschichte der große Colbert genannt worden ist.

Und sein Wesen, wie seine Begabung führten dahin, daß er wenige Menschen so bitter haßte, wie Nicolas Foucquet, den Finanzminister, der leicht, glänzend, liebenswürdig und beliebt war, und der nach Colberts Ansicht die finanzielle Kraft des Landes dem Augenblick zuliebe vergeudete, und das schlecht machte, was er gut zu können glaubte, der ihm im Wege stand, wie kein anderer.

Mazarin war von feinerem Wesen als Colbert; er war gelassener, schmiegsamer und milder, seine kalte Seele kannte auch den Haß nicht; mit seinen Berechnungen verband er eine kühle geistige Liebe zum Schönen und zur künstlerischen Pracht. Von ungeheurer Arbeit Tag und Nacht belastet, hatte er wenig Zeit, seine Schätze zu genießen: sie mußten ihm, phantastisch,

welterstaunend, wie sie waren, die Freude flüchtiger Augenblicke oder eine Hoffnung für sein Alter bleiben, wenn er solche Hoffnung hegen konnte. Seit seiner Verbannung, seit den Nöten und dem Verdruß jener Zeit war der ewig gehetzte, abgearbeitete Mann krank; und sich zu schonen, blieb ihm nicht die Zeit. „Ich bin seit acht oder neun Tagen so grausam von Nierenschmerzen gequält", beginnt ein Brief an Foucquet vom 16. Oktober 1657 aus Metz, denn er muß unaufhörlich reisen, mit dem Hof zur Armee, oder wo seine Gegenwart sonst nötig wird, und nur manchmal in Paris, wenn er nicht weiter kann, legt er sich zu Bett und arbeitet in seinem Zimmer. Als Arzt und als hämischer Feind verzeichnet Guy Patin in einem Brief an seinen Kollegen Falcombet aus dem selben Jahre: „Der Kardinal ist sehr bleich, sein Haar wird schon ganz weiß, er leidet an Gicht und Steinen und ist doch noch jung, noch nicht über fünfundfünfzig", und er schreibt vielleicht nicht ganz mit Unrecht: „Ich bin glücklicher mit meinen Büchern und mit meiner Muße, als der Mazarin mit seinem Geld und seiner Unruhe".

Während das Vermögen des Kardinals und die Goldflut in seinen Truhen schwoll, während seine Schlösser, die Pracht seiner Aufzüge und Livreen die Welt mit Neid und Erstaunen erfüllten, arbeitete er, ausgemergelt und erschöpft, aber mit zähem unbezwinglichem Willen an seinen Aufgaben fort. Denn noch war der Weltkrieg nicht beendet, dessen Ausbruch zu verhindern er vor vielen Jahren durch die Ebenen der Lombardei und die savoyischen Berge geritten war.

***

Anwendung und Bedeutung des Testverfahrens*)

von Hildegard Strecker.

Unter dem Testverfahren versteht man nach dem Hamburger Psychologen William Stern eine Prüfungsart, die mit Hilfe von Experimenten, sogenannten Tests, „in einem gegebenen Fall die individuelle psychische Beschaffenheit einer Persönlichkeit oder eine einzelne psychische Eigenschaft von ihr festzustellen" sucht. Diese Tests oder Stichproben brauchen nicht immer rein experimentellen Charakter im naturwissenschaftlichen Sinne zu tragen; sie sind einfache Aufgaben in Form von Fragen oder Aufträgen, die dem Prüfling zur Lösung vorgelegt werden. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Prüfungsfragen setzen sie im allgemeinen keine bestimmten Kenntnisse und Fertigkeiten voraus.

Anfänglich wurde diese in Amerika und England aufgekommene Methode auf dem psycho-physischen Gebiete, besonders zur Untersuchung der Sinneswahrnehmungen angewandt, bald aber auf die Prüfung geistiger Fähigkeiten übertragen. Neuerdings wird sie auch zur Feststellung technischer Geschicklichkeiten und sittlicher Anlagen benutzt. Für diese beiden letzten Zwecke jedoch ist die Methodik noch nicht so weit vorgeschritten, wie für die sogenannten Intelligenzprüfungen. Diesen liegt W. Sterns Definition der Intelligenz zugrunde: „Intelligenz ist die allgemeine Fähigkeit eines Individuums, sein Denken bewußt auf neue Forderungen einzustellen; sie ist allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens."

Der Franzose A. Binet war es, der sich im Jahre 1896 als erster des Testverfahrens bediente, um die intellektuelle Beschaffenheit des Menschen zu erforschen. Seine Arbeiten erwuchsen aus der ihm gestellten Aufgabe, ein Verfahren zu ersinnen, das geeignet wäre, geistige Minderwertigkeit an Kindern zu erkennen. Das Wesen der Gesamtintelligenz sollte zunächst durch Prüfung der intellektuellen Einzelfunktionen erfaßt werden. Zu diesen rechnete er unter anderm das Gedächtnis, die Phantasie, das ästhetische Gefühl, die lautliche und gedankliche Sprachentwicklung, das Zahlenverständnis, die Kombinationsfähigkeit und die Suggestibilität. Jede dieser Funktionen wurde durch eigens zu dem Zwecke erdachte Tests geprüft. Diese wurden vorher an einer großen Zahl von normalbegabten Prüflingen durchprobiert und auf diese Weise „geeicht". Ein Test galt als charakteristisch für die zu untersuchende Seite der

*) Dieser Aufsatz ist als Seminararbeit an der Staatlichen Augustaschule zu Berlin entstanden.

Intelligenz und als normal für ein bestimmtes Alter, wenn er von drei Vierteln aller Geprüften dieser Altersstufe richtig gelöst war. Um ein Gesamtbild von dem geistigen Niveau eines Kindes zu erhalten, wurden fünf solcher Tests, die der Untersuchung möglichst verschiedenartiger Funktionen dienten, zu einer „Testserie" vereinigt. Indem Binet für die einzelnen Lebensalter solche Testserien aufstellte, gelangte er zu einer Altersstaffelung nach den Intelligenzleistungen.

Mit Hilfe dieses Staffelsystems vollzieht sich die Prüfung eines Kindes folgendermaßen: Es wird zunächst das „Intelligenzalter" (J.A.) eines Prüflings berechnet. Als Ausgangsalter dient dabei dasjenige, bis zu dem alle Tests gelöst sind. Es wird dann die „Streuungsbreite" bestimmt, d. h. festgestellt, wieviel Tests der höheren Staffel es zu lösen vermag. Je fünf von diesen machen wieder ein Jahr aus. Ein einzelner Test gilt also ein Fünftel Jahr. Das Intelligenzalter erhält erst einen Wert, wenn man es zum Lebensalter (L.A.) in Beziehung setzt. Es geschieht dieses durch die Differenz: J.A.—L.A. Ist diese Differenz positiv, so ist das Kind seinem physischen Alter um den Differenzwert voraus, es hat einen „Intelligenzvorsprung". Eine negative Differenz liefert den „Intelligenzrückstand". Beträgt dieser zwei Jahre oder mehr, dann ist das Kind als schwachsinnig anzusehen. Da der Differenzwert J.A.—L.A. für die einzelnen Lebensalter nicht dasselbe bedeutet, vielmehr bei jüngeren Kindern schwerer, bei älteren dagegen leichter wiegt, bestimmt man heute meistens den Intelligenzquotienten: $J.Q. = \frac{J.A}{L.A.}$ Hat er den Wert 1, so entspricht das Intelligenzalter dem Lebensalter, ein unechter Bruch zeigt höheres, ein echter Bruch tieferes geistiges Niveau an.

Der jüngere Zweig der Intelligenzprüfungen, der ebenfalls bedingt ist durch Bedürfnisse des praktischen Lebens, sucht feinere Intelligenzunterschiede bei Gruppen Gleichaltriger festzustellen und ihre Leistungen miteinander zu vergleichen. Man will auf diese Weise die Befähigtsten aus einer bestimmten Anzahl von Kindern herausfinden, um sie einer höheren Schulart zuzuführen; Einzeluntersuchungen würden hierbei viel zu viel Zeit beanspruchen, daher müssen Massenprüfungen vorgenommen werden. An Stelle der mündlichen Tests treten nun schriftliche. Die bisher benutzten Alternativtests, bei denen nur die Möglichkeit der Beantwortung und der Nichtbeantwortung bestand, reichten nicht mehr aus; neue Tests wurden ausgedacht und ausprobiert, vor allem solche, die graduelle Verschiedenheiten erkennen lassen. Um die verschiedensten geistigen Fähigkeiten einer Prüfung zu unterziehen, benutzt man auch hier bestimmte Testzusammenstellungen. Eine solche enthält gewöhnlich einen Lücken- und einen Bilderbogentest und einen Test, der die Kritikfähigkeit zu prüfen erlaubt. Als Lückentest wird

den Kindern häufig ein Text, bei dem bestimmte Wörter ausgelassen sind, zur Ergänzung vorgelegt. Da hierbei jedes fehlende Wort von den einzelnen Prüflingen richtig, halbrichtig, falsch, mehrfach oder auch gar nicht ergänzt wird, erlaubt der Test eine weitgehende Differenzierung. Der Bilderbogentest gestattet eine Beurteilung aller möglichen Funktionen, läßt z. B. erkennen, in welcher Weise und mit welcher Genauigkeit ein Bild betrachtet und der darauf vorgestellte Vorgang erfaßt wird, ob der Prüfling sich in fremde Situationen hineinfühlen kann, ob er über Phantasie oder Humor verfügt. Die Fähigkeit zur Kritik wird an der mehr oder weniger vollkommenen und richtigen Korrektur fehlerhafter Texte geprüft. Auf Grund jedes Testausfalls erhalten die Geprüften einen bestimmten Testrangplatz. Der Mittelwert aller Testrangplätze eines Schülers gibt seinen Intelligenzgrad an. Bestimmt man diesen für alle Prüflinge derselben Gruppe, so kann man sie nach ihren Intelligenzleistungen rangieren und unter Umständen eine Auswahl aus ihnen treffen.

Fast in allen größeren Städten werden jetzt Begabtenschulen eingerichtet; die Auslese wird gewöhnlich mit Hilfe von Testprüfungen getroffen. Bei der ersten Auswahl für die Berliner Begabtenschulen durch Moede und Piorkowski war lediglich der Testausfall bestimmend. In den meisten andern Fällen jedoch bildet das Testergebnis nur einen Faktor neben anderen. Diese sind das Schulzeugnis, die pädagogische Prüfung und der psychologische Frage- bzw. Beobachtungsbogen, der den Zweck hat, das Urteil der Lehrer, die das Kind jahrelang kennen, in weitem Maße mit heranzuziehen.

Seit einigen Jahren wird mittels Tests auch die Eignung für bestimmte technische Berufe untersucht, bzw. erfolgt oft die Auswahl dafür auf diesem Wege. Die erste Aufgabe der zu diesem Zwecke errichteten psycho-technischen Prüfungsanstalten liegt darin, Berufsanalysen vorzunehmen, d. h. sorgfältig zu prüfen, welche Ansprüche jeder einzelne Beruf an seine Ausüber stellt. Danach werden geeignete Apparate konstruiert und passende Tests ersonnen. Einer derartigen Prüfung geht im allgemeinen eine Feststellung der geistigen Beschaffenheit des Prüflings voraus. Es sei z. B. ein Mann auf seine Tauglichkeit als Fliegerbeobachter zu untersuchen. Dieser Beruf fordert von ihm eine genaue Beobachtungsgabe, rasche und sichere Auffassung, ständige Reaktionsbereitschaft, Geistesgegenwart, motorische Exaktheit und Schnelligkeit, Sicherheit, Ruhe, sowie größte Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit. Er erhält nun folgende Aufgabe: ein ständig wechselndes Gesichtsfeld muß scharf beobachtet, jeder dabei auftretende neue Reiz sofort durch ein Klingelzeichen angegeben werden. Zu den optischen Reizeinwirkungen kommen noch akustische hinzu, auf die der Prüfling in irgendeiner andern Weise reagieren muß.

Neuerdings schiebt man bei den Testprüfungen zuweilen auch solche Tests ein, die die moralische Anlage feststellen sollen. Den Kindern wird beispielsweise irgendein möglicher Konflikt geschildert, und sie müssen angeben, wie sie in einer derartigen Lage handeln oder die Handlung eines andern beurteilen würden. Aus den Antworten, die stets begründet sein müssen, glaubt man auf das sittliche Empfinden des Geprüften schließen zu dürfen. Systematischere Untersuchungen in dieser Hinsicht hat vor kurzem ein Arzt in Berlin-Lichterfelde, Prof. L. Jacobsohn, unternommen. Er legt den Jugendlichen sieben verschieden schwere Vergehen, in eine kleine Geschichte eingekleidet, zur Beurteilung vor. Sie müssen diese je nach dem Grade der Schwere, den sie den einzelnen zuschreiben, in eine Reihe ordnen und dabei den Grund für die Wahl der Aufeinanderfolge darlegen. Bewertet werden diese Ausführungen nach der Art, in der die für eine Handlung angegebenen Motive, das Alter und andere Begleitumstände bei der Urteilsbildung berücksichtigt wurden. Nachdem auf diese Weise die einzelnen Vergehen zunächst in eine Reihe mit gleichen Abständen eingeordnet sind, läßt Jacobsohn sie, um auch feinere Unterschiede zahlenmäßig zu bestimmen, in eine hundertteilige Skala eintragen. Wiegen zwei von ihnen nach dem Urteil des Prüflings fast gleich schwer, so dürfen sie nur eine geringe Differenz erhalten, im andern Falle müssen sie weit auseinandergestellt werden. Aus den Urteilen maßgebender Persönlichkeiten hat er sodann eine Standardreihe zusammengestellt; an ihr werden die in den einzelnen Klassen erzielten Durchschnittsreihen gemessen.

Dem geschilderten Testverfahren wird von seinen Anhängern eine große Bedeutung für die Zukunft zugeschrieben. Es stelle zunächst eine Scheidung der Menschen nach Art und Grad ihrer Begabung in Aussicht; die Schwachbegabten würden frühzeitig erkannt und in Hilfsschulen untergebracht werden können. Ist ein Kind hervorragend befähigt, so kann es ebenfalls von Anfang an seinen Anlagen entsprechend ausgebildet werden. Hierzu gehören auch solche, die auf sprachlichem, mathematischem oder zeichnerischem Gebiete außergewöhnliche Leistungen versprechen. Die geplante Einheitsschule wird bei allen normalen Kindern diejenigen, die mehr zur logisch-theoretischen Seite neigen, von denen trennen, die praktisch-technisch veranlagt sind. Beide Gruppen sollen dann in besonderen Schulzweigen, die nach dem Testverfahren zu wählen wären, weiter unterrichtet werden. Die Schule selbst könnte auf Grund solcher Testprüfungen anders organisiert werden, z. B. durch Errichtung von „Qualitätsklassen". In ihnen könnten höhere Anforderungen gestellt werden, weil keine schwachen Schüler die andern aufhalten würden. Ueberhaupt könnte man die Lehrpläne nach dem Stufenmaß der Intelligenz aufbauen.

Findet so schon durch die Einheitsschule der Zukunft eine gewisse Trennung der Begabung statt, so könnten andererseits Testprüfungen auch wichtig werden für die spezielle Berufswahl; ihre Anwendung in Berufsberatungsstellen würde also unentbehrlich sein.

Ferner könnte das Testverfahren eine große Bedeutung auf dem Gebiete der Jugendpflege gewinnen; es ist eine höchst schwerwiegende, bisher aber nicht zu entscheidende Frage, welches Maß von moralischer Einsicht man in einem bestimmten Alter voraussetzen und wie weit man einen jugendlichen Uebeltäter für seine Handlungen verantwortlich machen kann.

In der Psychopathologie würden Testuntersuchungen wichtig werden zur Erkennung von Schwachsinn. Neuerdings hofft man, sie auch zur Prüfung von Taubstummen und Kriegsverletzten heranziehen zu können.

Ebenso glänzende Hoffnungen knüpft der Psychologe hinsichtlich der Erweiterung unserer Kenntnisse in der Jugendpsychologie und differentiellen Psychologie an die Testprüfungen. Gesetze über das geistige Wachstum des Kindes ließen sich daraus ableiten, z. B. über den Verlauf der Denkprozesse, typische Unterschiede der Geschlechter würden festgelegt, der Einfluß der Umgebung auf die geistige Entwicklung könnte erkannt werden. Diese Resultate würden dann wieder für Pädagogen bedeutungsvoll.

Wir sehen also: das Testverfahren eröffnet eine Fülle von Möglichkeiten und Aussichten für die Zukunft, sowohl für die Entwicklung des einzelnen Menschen wie für den Fortschritt auf wissenschaftlichem, kulturellem und volkswirtschaftlichem Gebiete. Die hier angeschnittenen Fragen sind Probleme, von deren Lösung es abhängen kann, ob unser Volk einen neuen Aufschwung nehmen und sich durch eigene Arbeit wieder eine Stellung in der Welt schaffen wird!

Die Verwirklichung dieser glänzenden Aussichten hängt jedoch von einer Bedingung ab, nämlich der, daß das Testverfahren selbst fehlerlos ist. Trifft dieses zu? Eine Frage gilt es zunächst zu beantworten: Ist es überhaupt möglich, die exakte, naturwissenschaftliche Methode zur Erforschung psychischer Vorgänge anzuwenden? Auch bei dem Testverfahren handelt es sich um Experimente, wobei allerdings — wie im Anfang erwähnt — dieser Begriff etwas weiter gefaßt werden muß. Wäre der Mensch nur ein Teil der Natur, so könnte man ihn ohne weiteres experimentell untersuchen, z. B. feststellen, wie er auf plötzliche Schall- oder Lichtreize reagiert, oder wie stark die Sinnesempfindungen bei ihm ausgeprägt sind. Nun ist er aber in mindestens ebenso starkem Maße ein geistiges Wesen und gehört als solches der Geisteswelt an. Diese hat ihre eigenen Gesetze, die wir vorläufig noch kaum kennen. Wir wissen nur, daß die seelischen Vorgänge äußerst kompliziert

sind. Was beispielsweise die Intelligenz eigentlich ist, können wir nicht so leicht erklären. Kann sie wirklich gleichgesetzt werden der Summe der Teilfunktionen, wie dieses durch die Experimentalpsychologen vielfach geschieht? Nach meiner Meinung nicht —, ganz abgesehen davon, daß es vielfach gar nicht möglich ist, die einzelnen geistigen Fähigkeiten für sich zu bestimmen, stehen doch alle höheren Seelentätigkeiten untereinander in viel zu engem Zusammenhange! Mit Hilfe der Tests prüft man immer nur eine Reaktion auf irgendeinen Reiz, der von außen an den Prüfling herankommt, ihn aber innerlich oft überhaupt nicht berührt. Gerade das, was als das wichtigste angesehen werden muß, das Schöpferische im Menschen, kann durch das Testverfahren niemals in genügender Weise erkannt werden. Wenn jemand etwas aus Interesse, nach selbstentworfenen Plänen und mit rastloser Energie ausführt, so entwickelt er dabei innere Kräfte, die sich jeder Prüfungsmöglichkeit entziehen. Die spontane Intelligenz eines Menschen zeigt sich auch in der Art seines Verkehrs mit andern, sowie in seinem Verhalten bestimmten Lebenslagen gegenüber. Bei dem Kinde regt sie sich in seinem Spiel, bei den — nicht immer laut werdenden — Fragen, die in ihm durch den Unterricht wachgerufen werden. Den freien Neigungen und Regungen der menschlichen Seele gegenüber ist das psychologische Experiment eben immer etwas Gekünsteltes und Unnatürliches, mag es noch so gut ausgedacht sein.

Dazu kommt ferner, daß die seelische und auch die körperliche Leistungsfähigkeit jedes Menschen gewissen Schwankungen unterliegt, zu manchen Zeiten größer, zu anderen wiederum geringer ist. Abgesehen von der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper spielen bei vielen Leistungen noch eine Reihe anderer, unbestimmbarer Faktoren mit, augenblickliche Lust oder Unlust, tiefe innere Erschütterungen und dergleichen mehr. Ist der Prüfling sich der Wichtigkeit der Prüfung bewußt, entscheidet diese vielleicht über seine Zukunft, so können dadurch schon Begleitumstände eintreten, die ebenfalls das Ergebnis beeinflussen. Es sind dieses freilich Momente, die mehr oder weniger bei jeder Prüfung mitspielen, also nicht speziell gegen diese Methode sprechen.

Noch ein weiterer Einwand läßt sich gegen das Testverfahren erheben, und dieser macht es meiner Meinung nach besonders für wissenschaftliche Zwecke mehr oder weniger unbrauchbar: Im Wesen des Experiments liegt es 1., daß es eine Beobachtung irgendeiner Naturerscheinung unter ganz bestimmten Gesichtspunkten erlaubt, bzw. das Eintreten derselben überhaupt erst künstlich hervorruft, 2., daß es unter genau denselben Bedingungen wiederholbar und infolgedessen kontrollfähig ist, 3., daß es unter willkürlich veränderlichen Bedingungen unternommen werden kann. Wenn auch Punkt 1 bei dem psy-

chologischen Experiment noch in gewisser Weise als erfüllt angesehen werden kann, so läßt sich doch die Wiederholung unter gleichen Umständen und das planmäßige Herumprobieren nicht ganz nach Belieben des Beobachters vornehmen. Das Ergebnis wird ein anderes sein, wenn auch nur einer der unkontrollierbaren Faktoren wechselt. Bei vielen Tests ist nur beim ersten Male die notwendige Unbefangenheit, Ungeübtheit und Selbständigkeit vorauszusetzen. Besonders nach Massenuntersuchungen werden sich die Prüflinge über den Verlauf der Prüfung und deren mutmaßliche Absicht unterhalten und schon dadurch ganz andere Bedingungen für eine Wiederholung schaffen. Ferner kann die zu prüfende Fähigkeit in der Zwischenzeit gesteigert sein.

Hinsichtlich der Resultate, die auf individuell-psychologischem Gebiete durch das Testverfahren gewonnen sind, ist folgendes zu sagen: Vielfach kommen verschiedene Forscher in derselben Frage zu gerade entgegengesetzten Schlüssen. So können beispielsweise nach einem Experimentalpsychologen kleine Kinder leichter Bilder erkennen als Veränderungen an solchen erfassen, während nach anderen das Gegenteil zutrifft. Ferner, wenn man hört, daß experimentell festgestellt worden sei, die Kinder besserer Stände besäßen im allgemeinen ein höheres geistiges Niveau als die ärmeren Schichten, oder bei denen, die ständig unter erziehlichem Einfluß stehen, finde eine gesetzmäßig fortschreitende sittliche Ausreifung statt, so fragt man sich wohl, ob zu diesen Erkenntnissen der ganze Aufwand von Testprüfungen notwendig ist.

Auf eine ausführliche Kritik der einzelnen Tests kann ich mich hier wegen der Fülle des Materials nicht einlassen. Nur einige allgemeine Punkte seien angeführt. Viele Tests genügen nicht den Anforderungen, die an sie gestellt werden müssen; oft bilden sie nicht ein möglichst eindeutiges Kennzeichen für die zu untersuchende psychische Eigenschaft. Daß Gedächtnisleistungen in Form von Nachsprechen sinnlos aneinandergereihter Silben oder Sätze nicht maßgebend für die Intelligenz sind, dürfte einleuchten. Infolge von Einflüssen von Haus und Schule, die sich nicht vollständig ausschalten lassen, ist auch die Forderung nicht durchführbar, daß der Test vom Prüfling stets nur eine ihm unbekannte Aufgabe verlangen soll. Wenn ein fünfjähriger Junge — wie berichtet wird — sämtliche Tests für Sechs-, Sieben- und Achtjährige richtig löst, nur bei einem Test für Neunjährige versagt und sogar Testfragen für Zehn-, ja Zwölfjährige beantwortet, so läßt dieses verblüffende Resultat mancherlei Schlüsse zu. Vorausgeschickt sei, daß der Junge im Vergleich zu seinen Altersgenossen keineswegs überragend begabt war. Es können, was tatsächlich häufig der Fall ist, die für die einzelnen Altersstufen festgesetzten Tests zu leicht sein, oder aber es spielen andere Umstände

mit; in Wahrheit war der Knabe von seinem älteren Bruder und von Dienstboten stark beeinflußt, viele seiner richtigen Antworten waren lediglich Gedächtnisleistungen. Für höhere Altersstufen fehlen vielfach überhaupt noch brauchbare Tests, auch Paralleltests sind nicht in genügender Menge vorhanden. Die meisten Testprüfungen untersuchen zu stark die sprachlich-logische Seite, also Funktionen, die von vornherein gewisse Anforderungen an die Sprach- und Ausdrucksfähigkeit des Prüflings stellen und infolgedessen von seiner sozialen Umgebung abhängen. Dagegen vernachlässigen sie die praktische Intelligenz, die doch gerade für das Leben so wichtig ist. Daß hier eine gewisse Einseitigkeit vorliegt, hat man wohl erkannt; man bemüht sich daher jetzt auch sogenannte stumme Tests einzuführen, um das praktische Verhalten zu prüfen. Doch stehen diese Versuche noch sehr in den Anfängen, und es wird selbst durch die beste Testmethode nicht möglich sein, die hier vorhandene Schwierigkeit völlig zu überwinden.

Ist so schon die Frage der Auswahl brauchbarer Tests noch nicht zur Zufriedenheit gelöst, so stellen sich auch der Eichung große Hindernisse in den Weg, und nicht weniger der Bewertung und Berechnung der Ergebnisse. Z. B. ist der Intelligenzvorsprung oder -rückstand gewisser Willkür unterworfen; er hängt ab von den gewählten Tests und wird je nach der benutzten Testserie ganz verschieden ausfallen. Wenn Binet und Simon die einzelnen Tests gleich, jeden mit 1, bewerten und den Intelligenzgrad nach der Summe dieser Einheiten bestimmen, sehe ich darin eine zu mechanische Behandlungsweise, die den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. Liegt doch überhaupt immer etwas Gezwungenes darin, eine seelische Leistung, ein so kompliziertes Produkt vieler psychischer Vorgänge, rein zahlenmäßig oder durch ein Wort bewerten zu wollen. Ob man dem Ziele durch Benutzung sehr verwickelter, mathematischer Formeln, zu deren Aufstellung erst — wie es tatsächlich geschehen ist — die Sternwarte zu Hilfe gezogen werden muß,*) näher kommt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Zum mindesten scheint es mir ein sehr umständlicher Weg. Ihn nachgehen und die Rechnungen prüfen kann man nicht, da die Zwischenrechnungen nicht mit angegeben sind.

Für die Beurteilung der Ergebnisse liegen verschiedene Stufen der Schwierigkeit vor. Relativ am leichtesten und einwandfreiesten läßt sich ein Urteil über die Alternativtests abgeben, weil ihr Ausfall nur entweder positiv oder negativ bewertet werden kann. Aber hierbei liegt die Gefahr vor, daß das Resultat durch Zufall richtig geraten ist. Schon weniger leicht und demgemäß mit noch größeren Fehlerquellen verbunden ist die Bewertung der graduellen Tests, die doch die

*) Vergl. O. Lipmann, Zeitschrift f. ang. Psych. 13, 1918. S. 354 f.

Grundlage für die Rangierung bilden. Hier müssen bei den Leistungen Umfang und Beschaffenheit berücksichtigt werden, und auch das Arbeitstempo wird eine große Rolle dabei spielen; denn es ist ganz klar, daß gleichen Lösungen ganz verschiedener Wert hinsichtlich der Fähigkeit des Geprüften zukommt, je nachdem eine auffallend große oder eine sehr kleine Zeitspanne gebraucht wurde. Noch schwieriger und willkürlicher gestaltet sich die Zensierung solcher Aufgaben, die in ganz verschiedener Weise gelöst werden können, wie Testergänzungen oder Assoziationstests. Die Bearbeitungen solcher Tests weisen oft eine große Mannigfaltigkeit auf und sind mitunter bedingt durch ganz eigentümliche Assoziationsvorgänge, die rückwärts zu verfolgen unmöglich ist. Dazu kommen noch alle die andern unkontrollierbar mitwirkenden Faktoren.

Jede Testprüfung müßte eigentlich begleitet sein von einer sorgfältigen Beobachtung der einzelnen Prüflinge. Wie soll eine solche aber bei den großen Massenuntersuchungen durchgeführt werden? Von dem Versuchsleiter allein läßt sie sich nicht vornehmen. Eine Heranziehung noch anderer Personen bringt die neue Fehlerquelle mit hinein, daß jeder Beobachter einen etwas anderen Maßstab zugrundelegt. Derselbe Einwand läßt sich auch erheben gegen verschiedene Leiter paralleler Gruppenprüfungen, deren Resultate nachher verglichen werden sollen; denn die psychische Einstellung auf die Arbeit wird in gewisser Weise durch die leitende Persönlichkeit bedingt. Praktisch wäre die Ausübung durch einen Leiter aber nur möglich, wenn die einzelnen Prüfungen zeitlich nacheinander stattfänden. Dann aber können die Späteren von den zuerst Geprüften beeinflußt sein, wodurch das Ergebnis unbrauchbar würde. Von diesen beiden Uebeln glaubt man das kleinere zu wählen, wenn man die einzelnen Gruppen zu gleicher Zeit von verschiedenen Personen prüfen läßt. Ob es tatsächlich das kleinere ist, läßt sich schwer entscheiden. Die allgemeine Forderung, bei den Prüflingen für gleiche Arbeitsbedingungen zu sorgen, dürfte überhaupt in Wirklichkeit nur annähernd erfüllbar sein. Eine Ungleichheit der Bedingungen tritt besonders durch die Zeit ein. Bei Festsetzung einer Maximalzeit können sich Kinder, besonders die etwas schwerfälligen, beengt fühlen. Läßt man umgekehrt jedem Kinde die volle Zeit, die es zur Erledigung seiner Aufgabe gebraucht, dann haben die Kinder eine ungleich lange Erholungszeit zwischen den einzelnen Prüfungen.

Ist es überhaupt möglich, Menschen einer Gruppe in eine Begabungsreihe einzuordnen? Es ist zwar richtig, Begabungen sind quantitativ verschieden, aber es werden sich mit Hilfe des Tests immer nur ganz grobe Unterschiede feststellen lassen. Andererseits bestehen zweifellos auch starke qualitative Verschiedenheiten. Diese aber gegeneinander abzuwägen ist vollends schwer. Nicht auf Gleichheit oder Ungleichheit kommt

es also letzten Endes hinaus, sondern auf Gleichwertigkeit oder Ungleichwertigkeit.

Abgesehen von allen diesen Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen, sind noch andere technischer Art vorhanden. Wo sollen solche Massenprüfungen vorgenommen werden? In der Schule vielleicht? Man mag zugeben, daß für Lehrer zunächst die Versuchung naheliegt, dieses neue Verfahren auch auf ihre Schüler anzuwenden, sei es aus wissenschaftlichem Interesse, sei es zum Zweck der Rangierung nach Begabungsgraden. Doch derartige Experimente gehören nicht in die Schule; sie stören den Schulbetrieb zu sehr und setzen Versuchsleiter voraus, die sowohl theoretisch mit der Methode, als auch praktisch mit der Ausübung vollauf vertraut sind. Eine solche Vertrautheit aber kann nur durch eingehende Beschäftigung damit erreicht werden. Entziehen die Lehrer nicht dadurch einen Teil ihrer Kraft und Zeit einer Aufgabe, die für sie wichtiger wäre? Unsachgemäße Prüfungen können andererseits dem Ganzen eher schaden als nützen und leicht zu falschen Verallgemeinerungen führen.

Welche Erfolge hat denn das Testverfahren bisher aufzuweisen? Zur Untersuchung dieser wichtigen Frage müssen wir die Testergebnisse mit den späteren Leistungen der Geprüften vergleichen. Leider ist bis heute versäumt worden, das weitere Schicksal derer zu verfolgen, die bei einer Testprüfung nicht bestanden haben. Ueber die ersten 34 Schüler, die für die Berliner Begabtenschule mittels Tests geprüft waren, berichtet ein Lehrer,*) daß zwischen dem Testausfall und den Schülerleistungen während des ersten Jahres keineswegs große Uebereinstimmung geherrscht hätte; denn von den 34 Geprüften mußten nach Verlauf eines Jahres 9 die Schule wieder wegen gänzlicher Untauglichkeit verlassen. Unter ihnen befand sich sogar einer, der in der psychologischen Prüfung das Zeugnis „sehr gut" erhalten hatte. Wie im übrigen die Verteilung war, möge folgende Tabelle veranschaulichen:

	Gruppierung auf Grund der Schulleistungen				Summe
	sehr gut	gut	schwach	untauglich	
Von den auf Grund des psychologischen Experiments 7 sehr guten sind	5	1	0	1	7
Von den 18 guten sind . .	3	7	5	3	18
Von den 9 schwachen sind .	2	2	0	5	9
Summe:	10	10	5	9	34

*) Vergleiche Schönebeck, Zeitschrift für angewandte Psychologie 15, 1919, S. 427 ff.

Man wird zugestehen müssen, daß diese Tabelle nicht gerade zugunsten der Methode spricht! Aehnliches wird von den Schülerinnen des Hamburger Lehrerinnenseminars berichtet. Freilich kann eine völlige Uebereinstimmung gar nicht erwartet werden, da — worauf schon kurz hingewiesen wurde — für die Schulleistungen Faktoren mit in Betracht kommen, die dem Experiment entgehen, wie Arbeitswille, Fleiß, Ausdauer. Diese Eigenschaften können einen mittelmäßig begabten Schüler doch zu guten Erfolgen führen, während einem faulen und interesselosen selbst die besten Fähigkeiten wenig nützen. Dazu kommt noch, daß für viele ehemalige Volksschüler vollständig neue Arbeitsverhältnisse und äußere Hemmungen eintreten, wenn sie plötzlich auf eine höhere Schule versetzt werden. Aber trotzdem müssen besonders bei der Berliner Auslese auch wesentliche Versehen bei der Prüfung selbst vorgekommen sein. Der Hauptmangel scheint mir in der zu mechanischen Handhabung zu liegen, sowohl hinsichtlich der Auswahl als auch der Bewertung der Tests, und in der Tatsache, daß lediglich das Testergebnis für die Auswahl bestimmend war. Bemerkenswert ist auch, daß vielfach die sogenannten Begabtenklassen nicht viel Besseres leisten als gewöhnliche Klassen derselben Stufe, bzw. Jahrgänge, bei denen die Auswahl auf anderem Wege vorgenommen ist. So berichtet Penkert von Hamburg: „Interessant dürfte sein, daß dieser aus einer ganz besonders großen Anzahl erwählte Jahrgang geistig nicht über den andern Jahrgängen steht, die besten Jahrgänge nicht erreicht und eigentlich ohne geistige Führerin ist." Eine verhältnismäßig gute Uebereinstimmung zwischen der Testprüfung und der Beurteilung der Schülerinnen durch die Lehrer, die sie jahrelang kannten, ist neuerdings an der Augustaschule zu Berlin erzielt worden.*) Nur in 7 von 35 Fällen gehen die Urteile der Psychologen, die die Prüfung leiteten, und die der Lehrer in erheblichem Maße auseinander. Aus dieser Tatsache geht hervor, daß das Testverfahren, wenn es sehr sorgfältig angewendet wird, doch gewissen relativen Wert erhalten kann.

Dieses günstige Resultat an der Augustaschule ist nach meiner Ansicht auch wesentlich dadurch bedingt, daß die Prüfung an Schülerinnen vorgenommen wurde, die die Entwicklungsjahre hinter sich hatten. Es ist dieses ein Punkt, der bei der bisherigen Anwendung des Testverfahrens noch nicht in genügender Weise berücksichtigt ist und sie auch für die Zukunft, jedenfalls für die Einheitsschule, bei der die Auslese an zehnjährigen Kindern getroffen werden muß, sehr fraglich macht. Letzten Endes hängt überhaupt die ganze Frage der Zukunftsschule davon ab. Der Ausfall von Testprüfungen kann bei dem-

*) Engelmann, Zeitschrift für päd. Psychologie. 21. Heft 3—5. 1920. S. 109 ff.

selben Prüfling je nach der Altersstufe ganz verschieden sein, denn über die geistigen, praktischen und sittlichen Anlagen eines Menschen läßt sich auf keinen Fall vor Eintritt der Geschlechtsreife ein maßgebendes Urteil fällen. Gerade die Entwicklungszeit, also die Zeit zwischen dem 12. und 15. Jahre, ruft bei einem Kinde ebenso gewaltige psychische Veränderungen hervor, wie sie der Körper in anatomisch-physischer Hinsicht erfährt. Erst während dieser Jahre und nach ihrer Ueberwindung entwickelt sich die eigentlich produktive Fähigkeit im Menschen, sowie das begriffliche Denken und ein selbständiges Urteil.

Ebenso gilt hinsichtlich der technischen Prüfungen, daß sich ihre Bewährung erst in der Praxis herausstellen muß. Das vorläufig vorliegende Material ist auch hier zu gering. Allgemein kann man einwenden, daß die besonders Tüchtigen sich auf jeden Fall im Leben durchsetzen werden, ob sie nun mittels Tests geprüft sind oder nicht.

Einige Worte noch über die Bestrebungen, auch die sittlichen Anlagen der experimentellen Methode zu unterwerfen. Nach meiner Meinung kann man sich wenig Vorteil davon versprechen. Schon die Tatsache, daß es sich hier um das Urteil über eine Handlung, aber nicht um diese selbst, handelt, läßt das Ergebnis eines solchen Tests mehr oder weniger illusorisch erscheinen; denn ihm fehlt die wirkliche Beziehung zum Leben, aus der heraus jede sittliche oder unsittliche Tat entspringt. Ein solches Experiment bringt an den Prüfling etwas ihm Wesensfremdes heran. Auch ist es für den Prüfenden nicht leicht zu beurteilen, ob er es mit einem echten oder nur vorgetäuschten sittlichen Gefühl zu tun hat. Es ist doch sehr wohl denkbar, daß ein Jugendlicher — vielleicht aus eigener Erfahrung — eine gewisse Kenntnis der Beurteilung von Vergehen erworben hat und nun diese zum Ausdruck bringt, sein eigenes Empfinden aber sorgfältig verbirgt. Wie weit überhaupt die Intelligenz hier mitspielt, läßt sich schwer bestimmen.

Fassen wir zum Schluß das Resultat dieser Untersuchung noch einmal kurz zusammen. Wegen der Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der seelischen Vorgänge wird es niemals möglich sein, mittels der Testprüfung ein absolutes Urteil über die intellektuellen, sittlichen und technischen Fähigkeiten eines Menschen zu gewinnen. Daher darf eine solche auch nicht allein bei der Beurteilung z. B. bei einer Auslese maßgebend sein. Welche Bedeutung das Verfahren innerhalb der ihm von der Natur gesteckten Grenzen hat oder erhalten kann, darüber zu entscheiden muß der Zukunft überlassen werden. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß es selbst nach der Meinung der Experimentalpsychologen nur die Rolle eines Ergänzungsmittels spielen soll. Von den oben geschilderten Hoffnungen, die man auf die Anwendung von Tests setzt, wird sich wahrscheinlich nur wenig verwirklichen können. Man wird im allgemeinen

W. Stern, einem der Hauptarbeiter auf diesem Gebiete, zustimmen, wenn er über den Wert dieser Prüfungsmethode folgendes sagt: „Der Test ist nur eine, nicht die Form der psychologischen Individualitätsprüfung. Vor allem macht er die nicht experimentelle Beobachtungsmethode nicht überflüssig; er ergänzt sie zwar, wird aber durch sie ergänzt, ist oft auf sie zur Sicherung und Erweiterung seiner Befunde geradezu angewiesen und muß für viele Fälle hinter ihr zurücktreten. Die reine Testprüfung ist nur als psychographisches Minimum zu bezeichnen; sie dient als Notbehelf, wo Zeitmangel oder andere Umstände ergänzende Methoden nicht zulassen; und sie dient als Vorarbeit, um aus einer großen Masse diejenigen Individuen herauszufinden, die dann für eine genauere psychographische Untersuchung in Betracht kommen. Genau ebenso dient das Testverfahren bei allen Auslesen nur als ein mitspielender Faktor. Vor Ueberschätzung der Testmethode ist daher zu warnen!“

***

In den Gesprächen Goethes mit Eckermann, der es sich nach des Dichters Wort zurechnen konnte, daß der zweite Teil des Faust zustandekam, ist vielfach von Musik zu Faust die Rede gewesen. Goethe forderte sie und billigte sie. Namentlich für den zweiten Teil tauchte der Gedanke an dessen Gestaltung als Oper auf. Auf Eckermanns beharrlichen Wunsch, daß nur ein recht großer Komponist sich daranmachen möchte, folgte einst Goethes überraschende Forderung: „Es müßte einer sein, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden, und ich habe keinen Zweifel." Sie wünschten sich auch Mozart oder Rossini dafür. Aber Mozart hat den Faust nicht komponiert; kaum hat er noch die Veröffentlichung des „Fragmentes" erlebt. Und weder Meyerbeer noch Rossini haben sich daran gewagt. Aber Beethoven hat sich in seinen späteren Jahren und kurz vor seinem Tode noch für den Plan begeistert, „zu schreiben, was mir das Höchste ist, Faust." Szenen aus Goethes Faust hat Schumann für den Konzertsaal komponiert; unübertrefflich in überirdisch verklärter Schönheit ist wenigstens ein Teil der Schlußszene geglückt, hier ist es der Musik in der Tat gelungen, was dem Meister „am liebsten war, von vielen zu hören, daß ihnen die Musik die Dichtung erst klar gemacht hat."

Musik zu den einzelnen Stellen der Goetheschen Dichtung, die sie ausdrücklich fordern oder voraussetzen, ist besonders zahlreich vorhanden, von älterer Zeit an bis auf unsere Tage: Radziwill, Lindpaintner, Lassen, Dräseke, Weingartner, Schillings und Schreker sind da etwa zu nennen. Den Grundgedanken des Werkes gestaltet packend „Eine Faustouvertüre" Wagners, aus dessen Frühzeit neuerdings auch Gesänge aus Faust veröffentlicht wurden. Die Hauptgestalten schildert Liszts Faustsymphonie, deren Schlußchor dann für mein Empfinden noch schöner, reiner, tiefer und ergreifender als Schumanns Vertonung die mystischen Worte in mystischen Klängen deutet.

Der einst beliebten Oper Spohrs liegt eine andere Dichtung zugrunde; aber die Welschen haben, genau wie es der Dichter selbst voraussah und nicht mißbilligte, seinen Faust zu ihren Zwecken verwandt. So Berlioz, dessen dramatische Legende „Fausts Verdammnis" man in Italien und Frankreich als Oper aufführt, so Boito, so Gounod, der erfolgreichste von allen, in seiner Oper „Margarete", die trotz Acht und Bann auf allen Bühnen der weiten Welt fortlebt.

Eine neue musikalische Gestaltung aber und die erste Faust-Trilogie, ist, genau so wie Goethe das in den oben angeführten Worten einst noch ahnte, wünschte und forderte, in unseren Tagen in Italien von einem deutschen Tondichter geplant und geschaffen worden. Zwei Teile derselben, „Der Doktor Faust" und „Gretchen", sind bereits vollendet und veröffentlicht (Ricordi u. Co.), nur der dritte Teil, „Helena", steht noch aus. Aber niemand kennt sie bei uns. In Italien freilich, auf dem heißen Boden der Scala, hat das Werk vor dem Weltkriege nach mir vorliegenden Berichten in italienischen Zeitschriften (Corriere della Sera, Ars et labor u. a.) glänzenden Erfolg gehabt, seitdem aber schien es vergessen und kaum kennt jemand bei uns, im deutschen Vaterland, auch nur den

Namen seines zu uns heimgekehrten Schöpfers, seines „Komponisten“: Alfred Brüggemann.

Ich schätze an dem Werke Brüggemanns vor allem, daß er in seiner Textgestaltung als Deutscher dem Goetheschen Faust voll und ganz gerecht wird. Er hat sich die für seine „Gesangspiele“ — so will er diese Opern benennen — ausgewählten Szenen aus Faust mit Geschick derart zusammengestellt, daß sie den ganzen Gang der Handlung klar und im wesentlichen lückenlos vergegenwärtigen. Als „tüchtiger Poet“ hat er dabei auch „seinen Vorteil“ wahrgenommen, ohne freilich zu ahnen, daß das Goethe selbst ja einst verstattet hatte. Er hat nämlich sogar hier und da durch Hinzufügung weniger Worte den Text für seine musikalischen Zwecke und bühnengemäß weiter ausgestaltet, so z. B. dem Gesang der Engel im Himmel zur wirkungsvollen Steigerung und zum Abschluß Worte eines Psalms angefügt.

Für Musik zu Goethe und zu seinem Faust aber stimmt in überraschender Weise jener Wunsch des greisen Dichters, daß ein Komponist sich für die Dichtung fände, „der lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände“, mit der bekannten Forderung Nietzsches: „Il faut méditerraniser la musique“ überein.

Dieser übereinstimmenden Forderung der beiden erlauchten Geister, von welchen denn doch wohl der eine so wenig wie der andere heute weder von dem fanatischsten Goethephilister noch von dem einseitig voreingenommensten Musikkritiker einfach übersehen werden kann, entspricht nun die Lösung der Aufgabe durch Brüggemann, der sich gezwungen fühlte, sein Fausterlebnis auf seine Weise in Tönen zu gestalten, geradezu verblüffend. Als alter Wagnerianer, dem Nietzsche einst in persönlichem Verkehr und an seinem Klavier das Verständnis für die Meistersinger, für Tristan und Bayreuth erschloß, schätze ich die deutsche Grundlage dieser neuen Faustmusik hoch ein, worin die bleibenden Werte des Musikdramas als solche gelten. Aber darum verkenne ich dennoch die Bedeutung der Tatsache durchaus nicht, daß der belebende, anfeuernde Einfluß südlicheren Empfindens hier in zukunftfrohen Klängen, Rhythmen und Weisen der Gefahr entgegenwirkt, die der Wagnernachfolge drohte, die unter der schwer auf ihr lastenden Wucht des Rüstzeuges zu erstarren begann. Ohne freilich geradezu „braun und böse“ zu werden, erfüllt Brüggemanns an sich frische, gesunde, herb-fröhliche, aber außerordentlich vielseitige und von staunenswerter Innenkraft beseelte Tonsprache, jene Forderung Nietzsches dadurch, daß bei ihm die Harmonie der Melodie wieder untergeordnet ist. Zurück zu Mozart! heißt es jetzt allerorten und immer wieder. Zurück zu Mozart! aber heißt im Grunde: Zurück zum Süden! Eine Wechselwirkung zwischen deutscher und italienischer Musik insbesondere hat von jeher und zumal, um nur einige der allerbekanntesten Namen herauszugreifen, seit den Tagen eines Händel, Gluck und Mozart einerseits, Cherubinis, Rossinis und Verdis andererseits, Wagners und Berlioz' zuletzt noch, immer aufs neue wieder stattgefunden. Und elektrisierender Kontakt derart ist immer noch wirkungskräftig und leistungsfähig. —

Artistische Kunst also — l'art pour l'art — wie sie augenblicklich gerade mehr als je zuvor vielleicht das Monopol beansprucht und

diesen Anspruch solchen aufzwingt, die zu eigenem Urteil unfähig und jenem Anspruch gegenüber wehrlos sind, ist Brüggemanns Faustmusik keineswegs. Sondern indem sie als ausgesprochen rein dramatische Musik, ohne in und bei noch so schönen lyrischen Augenblicken zu verweilen und darin zu schwelgen, ausschließlich auf Bühnenwirkung des Dichterwerkes eingestellt ist, steht sie der Wortdichtung durch das, was sich in Worte nie und nimmer fassen läßt, durch den musikalischen Ausdruck der seelischen Empfindung, als deren Ergänzung zur Seite. So ist sie denn Kunst für die Empfänglicheren und Verständnisvollen unter den Hörenden und Schauenden, die von ihrer eigenen kulturellen Höhenlage aus aufwärts strebend ihr Vertrauen willig solchen wirklich leistungsfähigen Führern zu ästhetischer Kultur schenken. Auf einfache Menschen wird diese Musik, in ihrer im besten Sinn des Wortes volkstümlichen und trotzdem zugleich durchaus vornehmen Weise als Erlebnis wirken und zu ihrer Seele sprechen. Der Gegenwirkung — der Reaktion — gegen die über die Grenzen des Musikalisch-Schönen wie des Musikalisch-Erhabenen noch hinausstrebende Artistensprache des musikalischen Futurismus gehört in der Welt der Wirklichkeit die zunächst bevorstehende Zukunft.

Ist das nun „Wiederkunft des Gleichen", wenn man heutzutage vom Musikdrama zur „Musizieroper" zurückstrebt? Ist es nach Mendelschen Gesetzen ein Wiederaufleben von Keimzellen aus der Erbschaft unserer Vorfahren, die sich vor einem Jahrhundert gleichfalls von dem allzu schwer auf ihnen lastenden Klassizismus in der Musik abkehrten, um jahrzehntelang leichtbeschwingter italienischer Musik den Vorzug zu geben — für dramatische ein Schopenhauer sogar, der in Norma das unerreichte und nicht zu übertreffende Vorbild tragischer Wirkung sah, Wagners Annäherungsversuch aber ablehnte? Oder vollzieht sich die Entwicklung dennoch nach Hegels Gesetz, und findet ein ewiges Fortschreiten statt, indem die Folgezeit das wertvolle Ergebnis des vorausgegangenen Zeitabschnittes zwar aufhebt, aber in sich aufnimmt und so mit seinem Widerspiel zu höherer Einheit verschmilzt? Genug, es ist so, daß Aktion und Reaktion den Verlauf alles Geschehens ausmachen, und scheint ewig so sein und bleiben zu wollen. —

Ueber den Aufbau und die Gestaltung der beiden bisher vorliegenden Teile von Brüggemanns Faust-Trilogie kann ich nur nach dem Klavierauszuge berichten. Die Berichte über die Mailänder Aufführungen loben die Partitur „wegen der Mannigfaltigkeit, des Reichtums, der Eleganz, der Leuchtkraft und Neuheit ihrer orchestralen Farben." Und ein Zuhörer dieser Aufführungen hat es mir bestätigt, daß die Partitur den Besitz der modernen Kunst der Instrumentierung und deren volle Beherrschung verrät, daß sie aber darüber hinaus noch überraschende Klangwirkungen erzielt und verwertet, deren Ursprung und Herkunft man vergebens zu erraten versuchte, weil der Gedanke an die zu ihrer Erzeugung verwandten Instrumente und Mittel gar zu fern lag.

Beide „Gesangspiele", Der Doktor Faust und Gretchen umfassen je vier Aufzüge. Gemeinsam ist ihnen auch mit Wagner einerseits, mit der älteren Oper andererseits die im Wesen der künstlerischen Wirkung begründete und nie versagende Unterordnung des einzelnen unter das Gesetz des großen Crescendo, des gewaltigen

Anschwellens vom einfachsten Ausgangspunkt zu irgendwie glanzvollstem oder innerlich wirkungsvollstem Abschluß des ästhetischen Eindrucks, sowohl in den einzelnen Teilen, als auch im ganzen Werke. Deshalb rühmt denn auch die Kritik in einer italienischen Zeitschrift das Werk als „wahrhaft künstlerische Tat eines Opernkomponisten mit allen auserlesensten Eigenschaften der Phantasie und des Talentes, und zwar der schöpferischen Phantasie und des Talentes, welches alles zu ordnen, auszumalen und einer sicheren ästhetisch-theatralischen Wirkung unterzuordnen versteht", und feiert „außer dem psychologischen Takt des Komponisten — — die besondere Begabung des künstlerischen Temperaments Brüggemanns, tief und eigenartig, über einer soliden und festen technischen Grundlage."

Der erste Aufzug des Doktor Faust ist der Prolog im Himmel: ein prachtvolles Freskogemälde im blau-weiß-goldenen Farbendreiklang Murillos, musikalisch aber im Anklang an die historisch gegebene Tonsprache der römisch-katholischen Modulationen entworfen. So singen die Engel des Fiesole und Melozzo da Forli's. Aber gerade dadurch, daß hier Gegebenes und Altvertrautes die musikalische Voraussetzung und den Ausgangspunkt bildet, ist auch die Möglichkeit für die Steigerung und zu wachsender Anteilnahme an der dramatischen Entwicklung vorbereitet.

Tritt hier bereits der Tondichter mit selbständigem Erfassen der Aufgabe jenen volkstümlich naiven und so geschickt von ihm verwerteten Formen der Chorgesänge gegenüber, so geschieht das erst recht durch Einsatz seiner so überraschend vielseitigen schöpferischen Erfindungskraft vom zweiten Aufzuge an, der uns in irdisches Erleben abwärts führt: ins Studierzimmer Fausts, wo er den Erdgeist beschwört, wo Wagner ihn stört, wo er zur Phiole greift, der Osterchor aber, welcher — vom Glockenklang unterbaut — wieder in anderer Weise volkstümlich erfunden ist, ihn dem Leben zurückgibt.

Buntes Leben grüßt Faust im dritten Aufzug unter der Linde. Auf dem Heimweg gesellt sich unter den Klängen eines dämonischen Zaubermotivs der Pudel zu ihm, als dessen Kern, im Studierzimmer, dann Mephistopheles seinen Vertrag mit Faust zum Abschluß bringt. Das alles ist mit verhaltener Glut einerseits, mit tief durchdachter Thematik andererseits, dabei stets charakteristisch, frisch und lebensvoll wiedergegeben und verrät wieder die erstaunliche Vielseitigkeit des Komponisten. Aber auch diese beiden Aufzüge drängen hin auf den wirkungsvollen, wahrhaft glänzenden und zündenden Abschluß des ersten Teils der Trilogie in dem in hinreißender Steigerung durchgeführten vierten Aufzug.

Die Szene in Auerbachs Keller schon kann man sich kaum noch anders denken, sobald man diese dem sprühenden Leben und dem studentischen derbjugendfrischen Erleben, wie es im Wechsel der Zeiten ja stets verwandte Kennzeichen aufweist, abgelauschten Klänge einmal auf sich wirken ließ. Und dennoch steigert sich die so erzielte Stimmung noch überraschend und aufs höchste, in einfach genialer Weise, im zweiten Teil dieses vierten Aufzuges, in der Hexenküche, die nur eins unglaublich erscheinen läßt, nämlich daß diese Szene des Dichterwerkes noch niemals früher schon zur Vertonung gereizt hat. Sonst glaubt man der Musik hier einfach alles: Märchen, noch so wunderbar, ihre Künste machens wahr. Die entzückendsten

Melodien entquellen in unglaublicher Fülle und in hinreißenden Rhythmen hervorsprudelnd der geschilderten Situation, bald einschmeichelnd süß, bald kindisch hold, und immer doch mitschwingend ein Unterton gespenstischen Grauens, der zwischendurch hineinklingt. Und das alles in immer sich steigernder Wirkung, so daß dem Herrn und Meister dieser Zauberwelt zuletzt gar selbst fast der Kopf zu schwanken anfängt. Zarathustras Tanzlied ist ehrbare Philistermoral gegen diese Aufhebung alles Oben und Unten, aller Schwerkraft, aller in der Welt der Wirklichkeit unantastbaren Naturgesetze. Scheint eine noch weitere Steigerung dieser Zaubermusik zuletzt kaum noch möglich, so tritt aus einer anderen Welt her erklingend die Kontrastwirkung zu ihr hinzu im Blicke Fausts in den Zauberspiegel. Was für eine reine, adelige, deutsche Natur erkennen wir hier durch den Zauberspiegel der Musik in diesem grundguten Menschen, der auch in der Hexenküche sogar des rechten Weges sich bewußt bleibt, als er dies in tiefster Seele ihn erschütternde Erlebnis zum Ausdruck bringt und uns dadurch in seiner Seele lesen läßt. Wie aber befremdet diese Musik an dieser Stelle hier und an jenen weiteren später, im zweiten Teil der Trilogie, die in ihr wurzeln, denjenigen, der verzehrende Sinnenglut bei einem Faust gesucht und erwartet hatte, den dereinst als edles Glied gerettet selige Geister emportragen werden! — Wenn dann der durch Zaubertrank verjüngte Faust von allen Lebensgeistern hinaus in ein neues, seiner neuen Jugend geschenktes Leben gelockt wird, so sind dafür gleichfalls wieder die richtigen Rhythmen und Weisen in der Tonfarbe realer Wirklichkeit und in glücklich ersonnenem Kontrast zum berückenden Zauberspuk, der vorherging, erfunden — Rhythmen und Weisen von einer Freudigkeit des bejahenden Willens zu dieser Wirklichkeit durchtränkt, die in seltener, in einziger Weise diesem Komponisten als Geschenk seiner Muse zuteil geworden scheint. —

Mit einem ganz kurzen Vorspiel, dem gesangvollen Gretchenmotiv, leitet der Beginn des ersten Aufzuges im zweiten Teil der Trilogie — Gretchen — die erste Begegnung auf der Straße ein. In Gretchens Zimmer erleben wir mit ihr den Eindruck, den diese Begegnung ihr hinterließ; mit Faust atmen wir die reine Luft, die sie dort umgibt. Aber Faust ist nicht allein dort; sein Gefährte birgt, was zur Versuchung werden soll im Schrein. Und wir empfinden die Trübung in der dumpfen Schwüle, die in Gretchens Lied vom König in Thule mit eisigem Nord zu kämpfen scheint. Reinheit und Gold? — Rheingold! — Ach wir Armen. —

Der zweite Aufzug führt uns mit dem Versucher erst in Frau Marthens Haus, dann abends, nach einer melodiösen Verwandlungsmusik, in deren Klängen Fausts edel-schönes Liebesmotiv zum erstenmal sich ankündigt, in ihren Garten. Rühmend sprechen die italienischen Kritiker von „jenem entzückenden Terzett“ dieses zweiten Aktes in Frau Marthes Haus, „einem Terzett, das ein wahres Kleinod ist an Form, Ausdruck und Inspiration, so leicht beschwingt, so humorvoll, so originell, so in jedem Teile vollkommen, daß es allein schon ein Maß dafür abgeben könnte, was der Autor zu schaffen imstande sein wird“, und von „dem charakteristischen pikanten Geschwätz der Nachbarinnen auf dem Platze“, welches Gretchens Gebet zur Schmerzenreichen vorhergeht. In der Liebesszene im Garten hat dann der Komponist, wie bereits angedeutet

wurde, weise Zurückhaltung geübt, was auch die kritischen Berichte über die Aufführungen in der Scala sehr richtig hervorhoben. Es fehlt dabei aber dem Abschluß der Gartenszene in ihrem Aufschwung zur Liebesszene keineswegs an der hinreißenden sinnlichen Wärme und glanzvoll mächtiger Steigerung, welcher auch hier, wie an so manchem Höhepunkt der Handlung die Farben des südlicheren, heißeren Empfindens verliehen sind, worin der Komponist mit packender Wucht elementares Erleben zu schildern weiß. So hat denn auch die gerade für derartiges ebenso anspruchsvolle und empfindliche, wie empfängliche Zuhörerschaft in Mailand ausgerechnet diese Szene mit dem lautesten und lebhaftesten Beifall vor allen übrigen ausgezeichnet, und das, obschon hier doch der Vergleich mit den ihr bekannten früheren Kompositionen dieser Szene besonders zur Ablehnung gereizt haben würde.

Im dritten Aufzug Gretchen vor dem Bilde der Schmerzenreichen! Ich kenne in der gesamten Welt der Oper und des Musikdramas kaum eine ergreifendere, seelisch tiefer erschütternde, einmal erfaßt unvergeßlicheren Eindruck wirkende Stelle, als dieses Gebet, in wehmütigem, rührendem Sprechton beginnend, vom Orchester, wie ein italienischer Bericht es sehr schön hervorhebt, mit der „Woge einer melodischen Phrase umschmeichelt", auf der sich „diese ganze gedämpfte Szene aufbaut", bis sie im Aufschrei höchsten Schmerzes, höchster Qual gipfelt, dann aber verlöschend die Heimkehrende, welche Glockenschläge zurückrufen, heimwärts geleitet. Freilich, dieses Gretchen fordert hier und im weiteren Verlauf dieser beiden Aufzüge der Tragödie eine ganz große Künstlerin, um so erträglich zu sein, wie der Komponist sie auffaßt. Aber eine Begabte kann auch an dieser Aufgabe ihre Kunst zu vollem Erblühen und zur Reife fördern. Nur keiner Routinierten darf man sie anvertrauen! Adel der Seele ist hier unbedingte Voraussetzung des Gelingens. — Den Schluß des dritten Aufzuges bildet dann in grandios gesteigertem Aufbau die erschütternde Valentinszene. In neuem Lichte erscheint uns hier durch Wirkung der Musik die Selbsttäuschung des „braven Soldaten", der in seiner Roheit verblendet den ersten Stein auf „sein" einst so stolz geliebtes Gretchen schleudert, der als erstes Glied der Kette das sich erfüllende Strafgericht in Bewegung setzt. Und in all den Jammer tönt dann als Volksstimme die Gottesstimme einer südlich gefärbten verklärenden Kantilene immer aufs neue wieder hinein, als wollte sie darauf hinweisen, wie für den Frommen alles Leid dieser Zeit, wovon die Schuld der Uebel größtes ist, als Folge und somit als Strafe die Tilgung seiner Ursache heraufbeschwört, wenn er diesem Gericht sein Recht läßt, so daß die Stimme von oben ihr: Ist gerettet! ihm nicht versagt. Ein freier Geist aber, dem ein Nietzsche Führer ist, hört in diesen Klängen vielmehr die dionysische Weisheit, daß wir nur als ästhetisches Phänomen das Dasein und die Welt, das Leben mit seinem Leid dennoch ewig gerechtfertigt und bejaht empfinden. Wie jener Glockengießer in Klängen einst mehr als Klang gehört hat, so stellte ein Nietzsche befreundeter Musiker die These auf: „Etwas ist an der Musik, das gar nicht gehört wird, und das ist das Beste daran." Solcher überirdische Trost in rührendsten und herzbewegendsten Tönen erklingt nun aber hier ganz eigenartig und überraschend unter Verwendung des Tongeschlechtes Dur, und

zwar a-Dur, wie vorher in Gretchens Gebet der Ausdruck allerhöchsten Schmerzes in as-Dur. Und so schreit der Gequälte in der Tat im höchsten Dur. Moll ist Wehmut, Schmerz — höchste Qual ist Dur, ist hart. Hier aber, am Schluß der Valentinszene, erzielt diese a-Dur-Kantilene eine andere Wirkung, die diesem Tongeschlechte nur selten, aber in Stellen von höchster Eindrucksfähigkeit zugemutet wird. Nach seinen Randbemerkungen zu Bizets Carmen rührte einst den Nietzsche der Zarathustrazeit der plötzliche Eintritt eines Dur in Moll-Umgebung zu Tränen, worauf Bertram vor kurzem hinwies. So ist es auch hier: so ist es gemeint, so wirkt es, so muß, so soll es wirken auf den, der für solche Einwirkung reif ist. Wem freilich die Fähigkeit zur Einfühlung in all solches so mannigfach gestaltete Empfinden eines Tondichters infolge von besonderer Einstellung seiner eigenen Natur und Kultur versagt ist, der hat am allerletzten das Recht, nach dem eingangs Ausgeführten und Angeführten sich auf Goethe zu berufen. Ob unsere Zeit wohl wieder reif ist für solches Dur, für die musique méditerranisée?

Der schaurige Abschluß der Tragödie führt uns im vierten Aufzug an trübem Tag aufs Feld in der Nähe des Brockens, wo wir die heimkehrenden Scharen gespenstisch vorüberhuschen hören. Faust hat von Gretchens Elend erfahren und verlangt ihre Rettung. Unter Nebel und wachsender Finsternis vollzieht sich, von einem packenden, auch rhythmisch ganz eigenartig gestalteten Instrumentalsatz — Hexenritt? — begleitet, unter den herben Klängen eines unsichtbaren Chores mit Dies irae, den Stimmen der rächenden Geister des Gewissens — einst nannte man sie den Gesang der Erinnyen — der Uebergang zur Kerkerszene. Und auf dem Wege, wie am Ziel verwendet nun der Komponist in erschütternder Tiefe der Empfindung jene gewagtesten Klänge und Tonfolgen, mitunter selbstverständlich unter Aufhebung aller und jeder Tonalität, wie sie der Zeit nach Wagner, der solche Geister einst rief, die für Goethe mit dem Schöpfer des Don Juan entschwunden schienen — „an sich abstoßend, widerwärtig, furchtbar", genau wie der Dichter das forderte — in reichem Maße zuströmten, und wie sie auch der zünftige bewußte „Neutöner" nicht grauenvoller und erschütternder zu ersinnen vermöchte. In seinen späteren Instrumentalwerken hat Brüggemann an der Erweiterung der musikalischen Ausdrucksmöglichkeit durch Verwendung früher noch ungehobener Schätze von Mitteln dafür erfolgreich mitgearbeitet. Hier hat ihre Kenntnis und ihr Besitz ihm erst die Fähigkeit verliehen, durch der Töne Gewalt der Menschheit ganzen Jammer jetzt derart erschütternd und des Hörers Mark verzehrend in dessen Seele hineinklingen zu lassen, so daß er in die tiefsten Tiefen menschlichen Elends hinabschauend die tragische Wirkung erlebt. — Mildernd kontrastiert musikalisch mit solchen Klängen die Erinnerung an verlorenes Glück, wie sie das Bewußtwerden der Nähe des wiederkehrenden Geliebten in Gretchens umnachteter Seele weckt. Mit Faust erleben wir gerade dadurch Dantes tiefste Höllenqual: „Kein größrer Schmerz, als seines Glücks im Elend zu gedenken." Dazu treten aber jetzt zwei neue Motive, welche die Wandlung in der Gesinnung der beiden Menschen, deren Geschick wir hier mit ihnen erleben, kennzeichnen. „So sehen wir im Trauerspiel", sagt Schopenhauer einmal, „zuletzt die Edelsten nach langem Kampf und Leiden den Zwecken, die sie bis dahin so heftig ver-

folgten, und allen den Genüssen des Lebens auf immer entsagen oder es selbst willig und freudig aufgeben — so das Gretchen im „Faust“. Ihrer Gesinnung entspricht in der Musik hier ein Motiv, welches das der religiösen Hingabe genannt werden könnte; ihr leuchtet die Erkenntnis auf, daß ein durch Gemeinschaft mit dem grauenhaft Bösen erkauftes Glück verruchte Sünde war, der sie, durch tiefstes Leid geläutert und wissend, jetzt im für alle Ewigkeit entscheidenden, rettenden Augenblicke endgültig entsagt. Und aus dem Motiv der Befreiung aus dem Kerker, verheißungsvoll bei Faust, wehmütig in Gretchens Gesängen variiert, entwickelt sich dann ein Motiv der geläuterten Liebe, welches uns in der Seele Fausts zu lesen verstattet, eine jener Dur-Kantilenen, deren eigenartige Wirkung in der Valentinszene bereits erörtert wurde. Indem sie andeutungsweise zuerst im Moment des Wiedersehens erklingt, jäh freilich durch Gretchens Wahn und durch ihr rettendes Erkennen unterbrochen, dann aber in machtvoller Steigerung und großartiger Ausgestaltung anwachsend, bereitet sich die Weise vor, welcher der Komponist die Worte des alten Kirchengesanges Gaude, gaude, Margareta unterlegt, und worin sich dann als Erfüllung der Verheißung jener Stimme von oben, als Bestätigung ihres Ausspruchs: „Ist gerettet!“ die Lösung des tragischen Konfliktes vollzieht.

Mit Gretchens letztem Ruf muß auf deutschen Bühnen der Vorhang fallen. Unbedingt. Was noch folgt, muß mit dem Ohr, nicht mit dem Ange erschaut werden. In Italien scheint man sich für krassere Schlußwirkungen gehärteter Nerven zu erfreuen. Aber der Komponist wird die angedeutete Forderung abgeänderter Inszenierung hier weder ablehnen dürfen, noch ablehnen wollen. Und wenn dann der Gesang Gaude, gaude, Margareta die Tragödie der Geretteten abschließt, so muß er von unsichtbarem Chore gesungen sein.

Von dem überraschenden und glänzenden Erfolg des deutschen Werkes in Italien wurde bereits berichtet. Ob diese Musik auch für uns das leistet, was sie erstrebt, und zwar besser, stilgerechter und wirkungsvoller, als das früher Gebotene, ob sie unserer Zeit und unserem deutschen Empfinden jetzt zunächst dies Bedürfnis befriedigt, das kann nur eins entscheiden, nämlich ihr Erfolg, und dauernder Erfolg. Aber der Versuch muß gemacht werden, und dafür den Weg zu bahnen ist des Schweißes der Edlen wert. Die deutsche Bühne wird uns die Prüfung ermöglichen müssen, ob und inwiefern Brüggemanns Faustmusik den Forderungen Goethes und Nietzsches gerecht geworden ist. Sie würde auch, das ist meine feste Ueberzeugung, nur zu ihrem eigenen allergrößten Schaden darauf verzichten. Ist dieser „Faust“ überhaupt erst einmal bei uns eingeführt, so wird er nicht so bald wieder von der deutschen Bühne verschwinden.

Aber „Faust“ soll auch zu den Müttern hinabsteigen und „Helena“ heraufbeschwören!

Coblenz. Prof. Lic. Dr. E. Kretzer.

Während nach der überwiegend älteren Auffassung Bibliographie einen Sammelnamen für eine Art allgemeiner Bücherwissenschaft darstellt, zu der man das Buchgewerbe, die Bibliophilie, das Bibliothekswesen, die Kunde von den Nachschlagewerken, ja bisweilen sogar die Literaturgeschichte zu rechnen pflegte, und zwar bald alle, bald einzelne dieser Gebiete, versteht man darunter heutzutage fast nur noch die Lehre von den Bücherverzeichnissen. Im strengsten Sinne sogar nicht einmal von allen, sondern nur von denen, die, selber Bibliographien geheißen, Literatur ohne Rücksicht auf deren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sammlung vereinigen. Die Verzeichnisse an Bibliotheksbeständen dagegen, die Kataloge, betrachtet man in der Regel im Zusammenhang mit dem Bibliothekswesen. Sie unterscheiden sich in nicht wenigen Punkten grundsätzlich von jenen anderen Verzeichnissen.

In ihrer engeren Bedeutung hat die Bibliographie drei allgemeine Aufgaben zu erfüllen, nämlich das Sammeln, Beschreiben und Ordnen von Titeln.

Das Titelsammeln liegt, wie begreiflich, zunächst einmal in den Händen des Buchhandels; zweitens in denen der Gelehrten, die allerdings dabei von jenem in beträchtlichem Maße abhängig sind. Daneben kann es bei Pflichtexemplaren und amtlichen Drucksachen Sache der Behörden sein. Kataloge anzufertigen ist eine ganz eigentlich bibliothekarische Tätigkeit.

Ob die Verzeichnisse dem Handel oder der Wissenschaft dienen sollen, beeinflußt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, ihre Vollständigkeit in bezug auf die Zahl und damit auch in bezug auf die Art der Titel. Die Handelsbibliographien sollen so erschöpfend wie möglich sein, besonders wenn sie die jeweils neuesten Erscheinungen periodisch verzeichnen. An die fachwissenschaftlichen ist diese Forderung nicht so unbedingt zu stellen, wenn sie auch von mancher Seite mit gleichem Nachdruck erhoben wird. Im allgemeinen wird man hier dem Bibliographen das Recht der Auswahl zwischen toter und lebender Literatur zugestehen müssen. Zwar erhebt man dabei die freilich durchaus ideale Forderung, er habe sie nur auf Grund der Beherrschung wirklich des gesamten Stoffes vorzunehmen. Immerhin überträgt man ihm ein Richteramt. Aber selbst falls er einmal irrt und eine erwähnenswerte Schrift wegläßt, so bleibt der Nachteil doch minder groß, als wenn er lediglich äußerlicher Vollständigkeit zuliebe auch alle zweifellos abgestorbene Literatur anführen wollte. Je näher der Neuzeit, um so vollständiger freilich muß seine Liste werden. Eine auf Sachkenntnis beruhende, nicht engherzige Auswahl, die sich unter bestimmten Voraussetzungen der Vollständigkeit zu nähern hat und womöglich inhaltlich kritische Bemerkungen bei vielen Titeln bringt, nützt meist mehr als eine ins Unendliche gehende Titelmasse, die den Benutzer nur zu leicht in die Gefahr versetzt, im Stoffe stecken zu bleiben. Wer vermöchte sich beispielsweise durch die mehr als 20 000 Nummern einer bekannten Goethebibliographie oder durch die 12 000 Schriften über die Jungfrau von Orleans tatsächlich durchzuarbeiten?

Es ist also auch das immer wiederkehrende Verlangen nach einer Weltbibliographie zurückzuweisen, da ihr Nutzen kaum für

Handelszwecke und auf keinen Fall für wissenschaftliche im angemessenen Verhältnis zu den ungeheueren Mühen und Kosten der Herstellung dieses Verzeichnisses vieler Millionen von Titeln stände, um von anderen unausbleiblichen Mängeln ganz abzusehen.

Man darf ja auch nie außer acht lassen, daß es sich bei der Masse von Titeln nicht bloß um solche von Büchern handelt. Dem gewaltigen Steigen der Zeitschriftenliteratur entsprechend kann man schon lange nicht umhin, auch die Titel der in ihnen erschienenen Aufsätze, an Zahl jährlich einige hunderttausend, wenigstens in Auswahl zu verzeichnen. Die Amerikaner, die damit den Anfang gemacht haben, ja gelegentlich sogar die Kapitelüberschriften in Büchern bibliographieren, tun es oft auch für Kataloge, während wir Deutschen dies Verfahren auf Zeitschriften beschränken und es vorläufig nur bei Bibliographien anwenden. Es enthalten also die systematischen Kataloge der großen wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands keinen erschöpfenden Nachweis der über ein bestimmtes Gebiet auf der Bibliothek vorhandenen Literatur, sondern nur der darauf bezüglichen, dort befindlichen Bücher.

Es ist weiter empfohlen worden, den Bücherinhalt auch da, wo er nicht durch Titel irgendwelcher Art angedeutet wird, bibliographisch zu verwerten, also etwa alle Stellen in Schriften sonst ganz beliebigen Inhalts, an denen von Goethe die Rede ist, in eine Bibliographie über ihn aufzunehmen. In vernünftigen Grenzen ist diese Gedankenbibliographie segensreich und durchführbar. Zu weit getrieben schlägt sie in Wahnsinn um.

Die zweite Aufgabe der Bibliographie, die Beschreibung der Bücher, hat, wenn irgend möglich, von dem Buche selbst auszugehen. Ihre Grundlage ist das Titelblatt mit seinen Bestandteilen, nämlich der Verfasserangabe, dem Sachtitel, der die eigentliche Benennung der Schrift bringt, der Bezeichnung des Verlagsortes, des Verlegers oder Druckers, des Erscheinungsjahres und oft auch der Auflage. Es werden diese Angaben gern in einer bestimmten Reihenfolge verzeichnet, die mit der auf dem Titel vorliegenden nicht immer übereinzustimmen braucht. Aus dem Buche selbst sind Seitenzahl und Format zu entnehmen. Eben daher oder auch aus anderen Quellen versucht man auf dem Titelblatt fehlende oder absichtlich falsche Angaben, so bei anonymen und pseudonymen Werken, zu ermitteln oder richtigzustellen. Auch die der eigentlichen Titelaufnahme oft folgenden kritischen oder antiquarischen Zusätze, die sich auf Inhalt, Schicksale, Eigentümlichkeiten und Preise der Bücher beziehen und die den Wert einer Bibliographie oft sehr erhöhen, können meist nur aus dem Buche oder aus anderen Quellen entnommen werden.

Wie der Umfang der Sammlung, so richtet sich auch der der Aufnahme in vielen Fällen nach dem Zweck der Verzeichnisse. Freilich muß sie auch in der kürzesten Fassung, wie sie bei Katalogen fast allgemein üblich und bei Handelsbibliographien vorherrschend ist, die eindeutige Bestimmung jedes Werkes ermöglichen. In den bibliophilen und damit auch in den Inkunabelverzeichnissen erfolgt die Aufnahme öfters diplomatisch getreu nach der Vorlage. In den fachwissenschaftlichen wird es besonders auf den Sachtitel ankommen, während Verlag und Preis hier nicht die Rolle wie in Handels-

bibliographien spielen. Dafür sind auf den Inhalt bezügliche Anmerkungen hier oft von entscheidendem Nutzen. Sie sind ein Kennzeichen der sogenannten kritischen Bibliographien. Es läßt sich also von keiner Durchschnitts- oder gar einer allgemeinen Idealaufnahme reden. Sie muß zweckentsprechend und wird daher verschieden sein.

Welches die beste Art die Titel zu ordnen ist, hängt von der Frage ab, die die Bibliographie im einzelnen Falle beantworten soll. In Deutschland sind, von den Bibliothekskatalogen her, am bekanntesten die lediglich von der Form ausgehende alphabetische Anordnung, die die Kenntnis der Verfasser voraussetzt und nur nähere Angabe über ihre Schriften, bringt und daneben die den Inhalt zugrunde legende systematische, die darüber Auskunft gibt, welche Titel sachlich nach über- und untergeordneten Gruppen zusammengehören.

Eine weitere Ordnungsart ist die nach Schlagworten, die zwar ebenfalls nach dem Alphabet ordnet, aber nach dem der Hauptsinnworte des Titels oder Buches, also beispielsweise Olga von Gerstfeldts Pilgerfahrten in Italien unter Italien stellt. Endlich ist zu nennen die noch mehr als die vorige gerade in angelsächsischen Ländern beliebte Kreuz- oder Wörterbuchanordnung (dictionary catalogue), die jeden Titel zweimal bringt, nämlich gleichzeitig unter Verfassernamen und unter dem Schlagwort.

Selbst die einfachste dieser Anordnungen, die alphabetische, ist in der Anwendung nicht so selbstverständlich als der Fernerstehende glaubt. Daher haben es Bibliographen und Bibliothekare fast aller Länder für nötig erachtet, in „Instruktionen" Vorschriften für ihre Durchführung niederzulegen. In weit höherem Grade freilich bereitet die systematische Ordnung Schwierigkeiten. Von den enzyklopädisch-philosophischen Systemen ausgehend, die von Bacon, d'Alembert, Comte, Wundt und anderen entworfen, die Wissenschaften begrifflich ordnen, streben die bibliographischen Systeme eine Gruppierung der Bücher nach praktischen Gesichtspunkten an. Man hat nun hin und wieder versucht, ein Schema von internationaler und dauernder Geltung zu schaffen. Am bekanntesten, freilich mehr durch Reklame als durch Erfolge, ist das auf der Zehnteilung der Wissenschaften beruhende System des Amerikaners Melvil Dewey in der Umarbeitung des Brüsseler Institut international de bibliographie geworden. Bemühungen dieser Art könnten aber nur dann auf Verwirklichung hoffen, falls und solange die Welt ein einheitliches Reich mit beinahe gleicher Kultur und daher gleichen Anschauungen aller Völker bildete. Bis dahin werden sich nur bestimmte Gebiete vornehmlich der exakten Wissenschaften und der Technik wenigstens annähernd einheitlich ordnen lassen.

Die Fragen, die die moderne Bibliographie beschäftigen und die noch durchaus nicht sämtlich geklärt sind, konnten hier nur in knapper Auswahl angedeutet werden. Sie nehmen in jüngster Zeit das Interesse weiterer Kreise stärker in Anspruch als vordem. Da es ein Hauptzweck der Bibliographien ist, Führer durch die Literatur zu sein, kann sich bei der unheuren Zunahme des Schrifttums das lesende Publikum der Notwendigkeit ihres Daseins, zugleich aber auch der ihrer sachverständigen Bearbeitung immer weniger verschließen. Gerade unsere jetzige Lage drängt dazu, auch unsere geistige Tätigkeit nach

Möglichkeit klar und geordnet zu gestalten. Vor dem Kriege war ein starkes Anwachsen der Zahl der Verzeichnisse festzustellen. Man konnte sogar insofern von einem Ueberfluß reden, als nicht selten die gleichen bibliographischen Arbeiten von mehreren Seiten in Angriff genommen wurden. Diese Fülle scheint freilich gelegentlich nicht der Notwendigkeit, sondern der Ueberschätzung der Bibliographie entsprungen zu sein, als ob sie die wesentlichste Vorbedingung für das Gedeihen der Wissenschaften wäre. Ein Irrtum, der vor allem auf einer übertriebenen Bewertung der Bücher selbst beruht. Andererseits bleibt die Bibliographie das einzige Mittel, uns der immer zahlreicher auf uns eindringenden Büchermyriaden zu erwehren. Schon deshalb hat sie Anspruch auf gerechte Bewertung. Man soll aber auch nicht glauben, daß sich ihre Technik von selbst verstünde. Sie ist eine Fertigkeit, die gelernt werden muß, die nie mechanisch, sondern individuell zu handhaben ist, die nicht selten ein enzyklopädisch-geartetes Wissen, aber ebensogut eindringende Fachkenntnisse voraussetzt, die Bildung und Urteil verlangt, und die in ihren höchsten Formen beinahe eine Wissenschaft genannt werden darf.

Berlin. Dr. Georg Schneider.

Besprechungen

Theologie

Franz Overbeck, Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Carl Albrecht Bernoulli. Benno Schwabe & Co. Basel 1919.

Die theologische Gelehrsamkeit des Baseler Kirchenhistorikers, die hier die Geschichte des Christentums von seinen Anfängen über Mittelalter, Reformation und Aufklärung bis ins 19. Jahrhundert mit kritischen Anmerkungen begleitet, bildet nur eine Seite des Werkes, freilich von nicht alltäglichem Interesse, da ein Theologe durch die Theologie von der Theologie sich loslöst und sich endlich mit überlegenem Spott und oft auch mit bissiger Bosheit gegen ihre „modernen" Vertreter wendet. Ob es gerade im Sinne von O. ist, daß alle diese funkelnden Bosheiten hier festgenagelt wurden? Er wußte sehr wohl, daß die „Individuen nun einmal notwendigerweise Kämpfer sind und zwar Kämpfer untereinander und eben darum zu nichts weniger berufen als zu Richtern untereinander." Und eine so wohl vertraute Empfindung ihm „intellektuelle Entrüstung" (im Gegensatz zur „moralischen") war, so suchte er doch auch diese bei sich zu hüten und einzudämmen: „Eben als Entrüstung schießt für mich auch intellektuelle Entrüstung übers Ziel, und mein Urteil nimmt für mein Gefühl einen totschlägerischen Charakter an, der es mir unsäglich widerlich macht". So wurde ihm nach seinem eigenen Zeugnis selbst die Freude an wissenschaftlicher Polemik verleidet. Warum also ihr in diesem Nachlaßband einen gar so breiten Raum verstatten? — Das Buch hätte des pikanten Reizes einer Polemik gegen noch Lebende (vor allem gegen Adolf Harnack) sehr wohl entraten können; birgt es doch des Lesens- und Wissenswerten wahrlich genug. Seine Hauptbedeutung scheint mir in der Art zu liegen, wie hier ein reifer und selbständiger Denker zu einer Reihe von allgemeinen Fragen des Lebens und der Wissenschaft Stellung nimmt. So taucht gleich auf den ersten Seiten die Frage nach dem Sinn der Geschichte auf. Es kommt nach Overbeck hier alles darauf an, sie innerhalb ihrer Grenzen zu verstehen. Er betont die Schwierigkeit, die „theologischen Elemente" aus dieser „Lebensfrage der Wissenschaft" fernzuhalten, will aber gerade in ihr „nicht mehr den leisesten Duft von Theologie" geduldet wissen. — Daß es mit dem Christentum zu Ende gehe, ist ihm so „augenscheinlich wie das Leuchten der Gestirne". Das wird ohne Bedauern aber auch ohne Frohlocken ruhig festgestellt. Der Verfasser steht meist auf so hoher Warte, daß Gegensätze, die sonst mit leidenschaftlicher Erregung diskutiert zu werden pflegen, hier an Größe und Bedeutung ganz wesentlich einbüßen. Er ist erhaben über jeden Konfessionalismus, von dem ihn die Wissenschaft „befreit" hat. Das tritt besonders in seiner ruhigen und unparteiischen Beurteilung der Jesuiten zutage. Mit derselben Geistesfreiheit und dem milden, durchaus nicht herben Lächeln eines gütigen Skeptikers prüft er auch andere große Werte und Begriffe, mit denen die

Menschen ihr Leben zu unerhörter Wichtigkeit zu erhöhen trachten Er weiß, daß „kein Rittertum unter Menschen gefährlicher ist als das der Wahrhaftigkeit“; und ohne jede umstürzlerische Gebärde spricht er das schlichte und kühne Wort: „Moral ist das fragwürdigste aller unter Menschen bestehenden Gebilde“. Innerhalb der menschlichen Moral erscheint ihm „die Alternative von Altruismus und Individualismus ebenso töricht wie in der Weltschätzung die des Pessimismus und Optimismus“.

Es liegt auf der Hand, daß ein so freier und lichter Geist uns vieles gar nicht Alltägliches zu sagen hat, wenn er etwa über Paulus, Luther, Pascal oder über den ihm nahe befreundeten Friedrich Nietzsche spricht, dem er übrigens durchaus nicht unkritisch gegenübersteht. Ganz ausgezeichnet scheint mir das Wesen der Religion Bismarcks getroffen zu sein, und sehr fein wird das schwierige Kapitel: Goethes Verhältnis zum Christentum behandelt.

Das Wertvollste geben uns vielleicht die letzten Blätter des Buches, wo wir es miterleben dürfen, wie ein wahrhaft Weiser nicht nur im allgemeinen über den Tod philosophiert, sondern an der Schwelle des Greisenalters dem eigenen Tode ohne den Trost verhüllender Illusionen, aber in scheuer Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, gelassen, aber ohne jede Pose entgegensieht. Diese Seiten sind ganz auf das Shakespeare-Wort gestimmt: „Reif sein ist alles“, das übrigens auch Max Klinger vertraut war und uns aus dem Entwurf zu seiner tiefsinnigen Radierung: „Der Tod als Heiland“ entgegentönt. O. zieht „Montaignes und Spinozas Art den Tod zu betrachten der christlichen sehr vor.“ Was er selbst zu diesem ernsten Kapitel sagt, ist in seiner harmonischen Mischung von Lebensbejahung und Todesbereitschaft so tief und reif, daß kein Empfänglicher, er sei jung oder alt, das Buch ohne Bewegung aus der Hand legen wird.

Berlin. Hedwig Hintze.

Friedrich Heiler, Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen. Ernst Reinhardt. München 1919.

Der moderne Mensch ist ein Mensch der Praxis, er will die Welt zu einem Paradiese umschaffen. Aber so sehr er nach außen gerichtet ist, er hat auch einen Hang zur Innerlichkeit. Die Mystik ist die Religion des modernen Bildungsmenschen, dem Kulturarbeit, Wissenschaft, Philosophie und Kirche nicht befriedigen. Die Zahl dieser „Stillen im Lande“ ist heute größer, als man gemeinhin glaubt.

Mystik ist das heimliche, das jeder Mensch mit sich und Gott abmacht, Abkehr von der Welt, aber auch Abkehr von sich selbst, Aufgehen des Ichs in Gott. Sie ist übergeschichtlich, überkirchlich und gemeinschaftslos. Es sind nicht immer edle Formen, in denen Mystik heute ihr Wesen treibt. — Mystik aber (zeigt nun Heiler) durchflutet und belebt die großen Weltregionen: Buddhismus, Judentum, Islam und Christentum. Das gesamte Religionsleben der Erde erscheint Heiler als der Kampf der Mystik mit den Offenbarungsreligionen; und es sind insbesondere Buddhismus und Christentum Pole dieses Kampfes. Islam und Judentum sind mittelbar daran beteiligt.

Warum neigen viele moderne Europäer zum Buddhismus? Er kennt keinen Glauben an Gott, an einen letzten ruhenden Weltgrund; er kennt kein beharrendes Ich. Seine mystische Gotteinigung, Nirwana, ist ein Gegensatz zur Ekstase europäischer Mystiker: ein Ruhm, ein Schweigen, ein Verzicht auf jede letzte Lösung um der Lösung willen. Heiler zeigt: Der Buddhismus ist ursprünglich Mystik; erst später entwickelt er sich zur missionierenden Religion. Mystik gedeiht nur unter kirchlichen Formen, die sie vor dem Veräußern bewahren. Die Nirwanamystik Buddhas aber wurde selber Universalreligion und durch Popularisieren schlechthin veräußerlicht. — Judentum, Islam und Christentum sind im Gegensatz zum Buddhismus Offenbarungsreligionen, die im Laufe der Geschichte ständig mehr Mystik von außen in sich aufgenommen haben. So hat die Mystik den Geist dieser Religionen umgestaltet, insbesondere das Christentum. Jesu glühende Sehnsucht ist nicht ekstatisch, sondern richtet sich auf den Anbruch der vollendeten universalen Gottesherrschaft. Jesu unio mystica, sein Gottesbewußtsein, ist souveränes Herrscherbewußtsein. Im Gegensatz zur Mystik ist Jesu Religion Zukunftsreligion, leidenschaftlich durchglüht, herb und hart, männlich-willensmäßig. Mystik und Offenbarungsreligion vereinen sich in Paulus, dem vierten Evangelisten, Augustin, insbesondere Luther. — So setzen sich auf der westlichen Erdhälfte Offenbarungsreligion und Mystik auseinander, wobei die Mystik bislang geheim siegt; die östliche Erdhälfte hat ihre Menschen aus der Nirwanamystik zu einer erstarrten Universalreligion geführt.

Heiler kommt es auf die Synthese zwischen Mystik und Offenbarungsreligion im Großen an. Beide, Mystik und Offenbarungsreligion, sind zwei Seiten eines Brennstrahls. Die Mystik ist trotz des Vergottungsgedankens persönlichkeitsverneinend, die Offenbarungsreligion trotz des Abhängigkeitsgefühls persönlichkeitsbejahend. Und so gebührt in dieser Synthese der Offenbarungsreligion in letzter Zukunft das Uebergewicht.

Dr. Max Wieser.

Philosophie

Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, herausgegeben von Raymund Schmidt, I. und II. Band, Felix Meiner, Leipzig 1921.

Es ist eine oft betonte Wahrheit, daß die Geschichte überall dem Leben Gewalt antut, daß aber auch nur so Geschichte überhaupt zu entstehen vermag. Wer eine Reihe von komplizierten Begebenheiten aus der Entfernung nach ihrem tatsächlichen Entwicklungsbestande und inneren Zusammenhange darzustellen sucht, streift zuerst daran alles Zufällige, Nebensächliche, anscheinend Bedeutungslose ab und sucht in dem Labyrinth der mannigfachen Erscheinungen, die er beiseite schiebt, vor allem jenen dürren ununterbrochenen Faden, der das Vergangene mit dem Gegenwärtigen verknüpft. So wird aus dem Leben mit all dem Reichtum seiner Entfaltungen zuletzt die schematisch in Zeitalter und Zeitabschnitte gliedernde geschichtliche Uebersicht, ein Abstraktionsprodukt des kategorial ord-

nenden, nach Werten wählenden Denkens. Was aber die Geschichtsforschung als belanglos, als nicht greifbar dem Reich des Bedeutungslosen zuweist, ist ja auch Leben und birgt in den meisten Fällen sogar die Urgründe jener Tatsachen, die einzig und allein geschichtlich fixierbar sind. Will man sich eines Gleichnisses bedienen, dann kann man etwa sagen: Die Geschichte zeigt das Leben wie einen Strom aus der Vogelperspektive dahingleiten; in ihm werden die Wellen sichtbar, die nach oben drängen; die Ur- und Untergründe der Fluten aber bleiben verborgen.

Wir besitzen einige literarische Versuche, die neueste Geschichte der Philosophie, etwa seit dem Erwachen der Neukantischen Bewegung, in den Haupterscheinungen darzustellen. Sie fangen das philosophische Leben der letzten Jahrzehnte, wie es geboten ist, ordnend in Schemata ein, sorgfältig die verschiedenen Richtungen nach ihren Hauptvertretern, ihre Anknüpfungspunkte an Vergangenes, ihre jüngste Entwicklung und wechselseitigen Zusammenhänge heraushebend. Sie zeigen so die bedeutsamsten Regungen und Strömungen der Gegenwartsphilosophie, wie Wellen im Flusse, die am mächtigsten emporsteigen; die Ur- und Untergründe bleiben verborgen. Wesen der Geschichte —

Das Werk, das soeben im Verlag von Felix Meiner in Leipzig mit zwei höchst geschmackvoll gebundenen Bänden zu erscheinen begonnen hat, ist nicht Geschichte, sondern Leben. Hier sucht man vergebens nach Ordnung und Einteilung in Schulen und Richtungen, vergebens nach dem roten, strengen Faden der Auf- und Auseinanderfolge. Die zufällige Ordnung des Alphabets hat in beiden Bänden die Kapitel aneinandergereiht. In ihnen spricht jeder der einzelnen Mitarbeiter von sich selbst und der Sache, die er in der Gegenwartsphilosophie vertritt. Und doch ist das Ganze auch wieder mehr als eine bloße Sammlung von Selbstbiographien oder wissenschaftlichen Selbstbespiegelungen. Es ist in den Anfängen, in denen es vorliegt, ein beginnendes Stück konzentriertesten philosophischen Lebens der Gegenwart in treuester Gestalt und erweckt somit die Hoffnung, daß das Interesse eines größeren Leserkreises eine weitere Folge von Bänden ermöglichen werde.

In der Tat ist hier für die Gesamtbeurteilung der Gegenwartsphilosophie, wenigstens soweit die deutsche in Frage kommt, ein nicht hoch genug zu schätzendes Quellenwerk im Werden. Einmal, weil es nicht schlechthin objektiv die Resultate der verschiedengearteten philosophischen Bestrebungen aufrollt (wie es in den philosophischen Werken sonst in der Regel der Fall ist), sondern deren subjektive Verankerung in der Persönlichkeit der Philosophen und ihr Entkeimen aus dieser aufzeigt, wertvoll nicht nur für das Verständnis der Philosophien, sondern vor allem auch für die Kenntnis ihrer Urheber selbst; — zum andern, weil es — gewissermaßen ein Extrakt der modernen Philosophie — ein Spiegelbild des modernen Kultur- und Geisteslebens entwickelt, wie es wenige von solcher Reinheit gibt. Ist jede Philosophie, mit Hegel zu sprechen, „ihre Zeit in Gedanken gefaßt", so gewährt uns diese Sammlung der mannigfaltigen, kaum unter bestimmte Einheiten zu bringenden Erscheinungen der Gegenwartsphilosophie aufs deutlichste das Abbild der Zerrissenheit und Zersplitterung auf der einen,

aber auch des Reichtums und der Vielgestaltigkeit der geistigen Kultur unserer Zeit auf der anderen Seite. Wer von den erstaunlichen Klüften und Abgründen zwischen den einzelnen Denkern unserer Zeit, von dem geradezu erschütternden „Aneinander-Vorbeiphilosophieren" einen Begriff gewinnen will, der muß zu diesen Bänden greifen.

Ein Vergleich mit anderen Wissenschaften liegt nahe. Auch in den zahlreichen Einzelzweigen der Natur- und Geisteswissenschaften herrschen unbestreitbar weitgehende Auffassungsdifferenzen selbst in ganz prinzipiellen Fragen. Man erinnere sich, um statt vieler nur ein Beispiel zu nennen, an die fast beispiellose Verwirrung, die durch Einstein in die moderne theoretische Physik gebracht worden ist. Das aber ist nichts gegen die Zersplitterung auf philosophischem Gebiet. Es ist wie beim Turmbau zu Babel: sie alle reden verschiedene Sprachen; sie verstehen einander nicht. Man denkt unwillkürlich an Kants heroischen Versuch, auch der Philosophie den „sicheren Gang einer Wissenschaft" zu weisen. Philosophie als „Wissenschaft"? — Sollten nicht am Ende auch die vielumstrittenen erkenntnistheoretischen Annahmen des Rationalismus und Empirismus, des Idealismus, Realismus und Positivismus einander gleichberechtigte, gleichmögliche Betrachtungsweisen des Wirklichen sein, sich einander ausschließend wie Kants Antinomien, aber als Antworten auf Grenzfragen menschlichen Erkennens keiner so oder so gearteten allgemeingültigen Lösung zugänglich? Sollte es schließlich nicht auch der kritischen Erkenntnistheorie unserer Zeit widerfahren (wie ehedem der Metaphysik des Dogmatismus), daß ein zweiter Kant sie eines Tages als einen „Kampfplatz" entlarvt, „der ganz eigentlich dazu bestimmt zu sein scheint, seine Kräfte im Spielgefechte zu üben?" — „Es ist kein Zweifel, daß ihr Verfahren bisher ein bloßes Herumtappen, und was das Schlimmste ist, unter bloßen Begriffen gewesen sei." —

So möchte man skeptisch werden, an der Philosophie zuletzt ganz verzweifeln. Und doch: „Es ist umsonst, Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann." Es ist das Wesen der Philosophie, sich an solchen Fragen zu erschöpfen, die letzten Endes, wenn es einen Gott gibt, nur göttlicher Geist endgültig zu beantworten vermag. Mithin: „Irgendeine Metaphysik ist immer in der Welt gewesen, und wird auch wohl ferner ... darin anzutreffen sein." Wieviel primitive, billige Metaphysik materialistischer Art z. B. steckte, nur verhüllt, selbst in der so bahnbrechenden, philosophiefeindlichen Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts! Um wie viel höher steht in dieser Hinsicht doch die erkenntniskritisch fundierte, bewußte Metaphysik der Gegenwartsphilosophie! —

Zu einer Metaphysik drängt in unseren Tagen wieder die Mehrzahl der Philosophen. So verschieden die persönliche Veranlagung, so verschieden die teils geisteswissenschaftlichen, teils naturwissenschaftlichen Ausgangspunkte und die Methoden — gleichviel, gemeinsam ist ihnen das Ziel: die wissenschaftlich begründete Metaphysik. „Seit Jahrzehnten schwebt mir als Ziel vor Augen, eine zusammenhängende Metaphysik als letzten, reifsten Lebensertrag zu geben" (Volkelt); „Obwohl Erkenntnistheoretiker mit Leib und Seele, habe ich doch einen ganz festen metaphysischen Standpunkt" (Adickes); „Daß eine universelle Aufgabe der Philosophie, wie die großen

metaphysisch gerichteten Systeme sie erstrebten, nicht preisgegeben werden dürfte, ... daran habe ich stets festgehalten" (Baeumker); „Unsere erkenntnistheoretischen Darlegungen haben uns mehrfach an die Grenze der Metaphysik geführt. Diese hängt in der Tat mit der Erkenntnistheorie eng zusammen und muß sich auf sie stützen" (Becher); „Metaphysik als Lehre vom ‚Wirklichen', vom ‚An sich' ist hypothetisch und induktiv als Wissenschaft möglich" (Driesch). — Diese Aeußerungen ließen sich leicht vermehren. Und selbst da, wo wir nur streng kritisch-logischen und metaphysik-feindlichen Gesichtspunkten zu begegnen glaubten, finden wir — zu unserer großen Ueberraschung! — mystisch-metaphysische Ansätze. Z. B.: „Alles also, was je die Seele in sich erschaut (und sie kann nur in sich schauen), ist Durchschau zum letzten Grunde, aus dem freilich für sie nur je ein einzelner Strahl des Lichtes fällt, das, als Ganzes, sie blenden müßte, so daß sie nichts erschaute. Sonnenhaft aber ist dennoch ihr Auge, fähig nicht, ohne Blendung der Sonne volles Licht zu ertragen, wohl aber in ihrem Lichte solches und nur solches zu erblicken, das *ist*, sei's auch mit Nichtsein gemischt; nicht aber, was überhaupt nicht ist, denn im völligen Dunkel läßt sich nichts sehen." — Wer schreibt so? — — Der Neukantianer *Paul Natorp*; eine Probe seiner noch nicht erschienenen Allgemeinen *Logik*. Er fügt hinzu: „Grundlos ist hier aller Verdacht willkürlichen Konstruierens". — Grundlos?? — — — —

Wir segeln mitten in einer Zeit des *Ueberganges*. Standpunkte schießen zahlreich empor; schnell, wie sie kommen, verschwinden sie. Reges Leben, stärkstes Streben an allen Orten; aber nichts Großes, nichts Ueberragendes wie zur Zeit von Leibniz, Kant, Hegel. Und doch kann man den Eindruck nicht abwehren, der sich uns aufdrängt: daß sich in all diesem kleinen, bunten, regen Getriebe etwas ganz Großes, Neues vorbereitet. Unser Tun ist nur Mittel; dieses Große zu ermöglichen ist das Ziel. Ich entlehne Worte von *Troeltsch*: „Was wir heute treiben, ist alles Epigonenwerk, wenn auch kein totes und überflüssiges ... Die neuen Wege und Durchbrüche liegen heute vorerst auf dem Gebiete der Einzelwissenschaften, da, wo sie sich mit philosophischem Geiste und universalem Zuge erfüllen. Erst von da aus werden dann einmal, wenn man an eine Wiederberuhigung der gegenwärtigen Weltwirren denken darf, irgendwo und irgendwann neue Systeme entstehen."

Die „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen" hält unserer Zeit den Spiegel vor. Sie zwingt zur Einkehr; und zur Frage: Wo stehen wir, wohin geht es hinaus? Selbstbesinnung aber ist für die geistige Entwicklung förderlich, wie die Sonne für junge Pflanzenkeime. Die „Philosophie der Gegenwart" hilft mit an der Entwicklung der großen Philosophie der Zukunft, auf die wir alle warten.

Nur noch ein Wort der Ergänzung: Im ersten Bande sind vereinigt: Barth, Becher, Driesch, Joel, Meinong, Natorp, Rehmke, Volkelt; im zweiten: Adickes, Baeumker, Jonas Cohn, Cornelius, Groos, Höfler, Troeltsch, Vaihinger; zum dritten Bande, der noch aussteht, dürften u. a. Heinrich Maier und Rickert Beiträge zugeben. Von jedem Denker hat der Verlag dankenswerterweise ein vorzügliches Lichtbild beigefügt.

Berlin. Dr. Kurt Joachim Grau.

Graf Hermann Keyserling: Was uns not tut. Was ich will. Otto Reichl Verlag. Darmstadt 1919.

Die Frage: Was ist deutsch? Was ist des deutschen Schicksal und Aufgabe in der Welt? ist so alt wie das Bewußtsein der Deutschen, eine Nation zu bilden. Je mehr dieses nationale Bewußtsein sich vertieft hat, um so stärker ist das Bedürfnis empfunden worden, Charakter und Beruf des Deutschen zu erkennen. Es ist nur natürlich, daß nach den erschütternden Erlebnissen der jüngsten Zeit diese alten Fragen besonders lebhaft uns bewegen.

Graf Hermann Keyserling sucht in der oben genannten Schrift, ebenso wie in der vorangehenden über Deutschlands wahre politische Mission, die Antwort zu finden in einer Zusammenstimmung der höchsten Weltaufgabe, die dem gegenwärtigen und kommenden Zeitalter gestellt sein kann, und dem eingeborenen Charakter der Deutschen. Die neue Synthese, die Verknüpfung von Seele und Geist, die durch die immer weiter gesteigerte Intellektualisierung den abendländischen Kulturvölkern verloren gegangen ist, das ist es, was Keyserling als das eigentlich Notwendige fordert. Nur von der Philosophie her kann heute diese rettende „Wendung" kommen, und darum ist diese Weltaufgabe der Erneuerung des Lebens eine besonders deutsche Aufgabe. Die Angelsachsen sind zur Beherrschung des Erdkreises bestimmt, die Romanen zur Gestaltung der Ausdruckskultur. Die Deutschen allein unter den westländischen Völkern tragen den philosophischen Drang in sich. Sich der Politik hinzugeben war der größte Irrtum, den die Deutschen begangen haben und begehen können. Es fehlt ihnen alles, aber auch alles, um hier etwas zu leisten. Im großen betrachtet, braucht der Deutsche das nicht zu beklagen, denn die Politik muß ganz allgemein als „ein zu Überwindendes" gewertet werden. „Politik soll überflüssig werden".

Noch nie ist den Deutschen die Abkehr von Staat und Politik in so verführerischer Weise gepredigt worden. So viel wir uns auch aus den Gedankengängen Keyserlings zu Eigen machen können, dieses indische Ideal, diese Umdeutung des Negativen ins Positive, dieses geistvolle Sichabfinden mit dem Schicksal, diese Wegbereitung für den orientalischen Quietismus — wir müssen ihn so scharf und klar wie möglich abweisen. Es ist nicht wahr, daß der Deutsche immer unpolitisch, daß er, weltpolitisch betrachtet, noch nie ein führender Mensch gewesen ist. Wohl tragen wir noch schwer an den Folgen unserer langen staatslosen und darum unpolitischen Zeit. Wille und Erziehung aber werden uns befähigen, uns von den letzten Schlacken dieser gefährlichsten Jahrhunderte der deutschen Geschichte zu befreien. Sollte man mit Keyserling wenig Glauben an die Wirksamkeit der Erziehung des Willens zur Politik in Schule, Presse und Universität haben, so kann man sich damit trösten, daß stärkere Mächte diese Erziehungsaufgabe in nachhaltiger Weise übernommen haben.

Hamburg. Dr. Adolf Rein.

Ferdinand Gregorovius, Der Geschichtschreiber der Stadt Rom. Mit Briefen an Cotta, Franz Rühl und andere. Von Johannes Hönig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1921.

Johannes Hönig, ein Schüler von Max Koch in Breslau, der vor sieben Jahren das Buch „Ferdinand Gregorovius als Dichter" erscheinen ließ, hat es jetzt unternommen, das gesamte Leben und Schaffen des Verfassers der Geschichte Roms im Mittelalter, dessen Wesensart der Oeffentlichkeit zuerst durch seine 1892 von Friedrich Althaus herausgegebenen Tagebücher erschlossen wurde, in ausführlicher Darstellung zu schildern. Man wird sagen müssen, daß es ihm durchaus gelungen ist, die künstlerische Persönlichkeit von Gregorovius, dessen hundertster Geburtstag kürzlich gefeiert wurde, zu veranschaulichen. Fürwahr, Gregorovius ist eine starke dichterische Natur gewesen. Als meisterhafter Landschaftsschilderer behauptet er in unserer Literatur einen der ersten Plätze; besonders bemerkenswert sind seine begeisterten Schilderungen der Mittelmeerinseln (Korsika, Elba, Capri, Korfu). Aber Gregorovius war auch eine von heiligem Eifer nach Wahrheit durchdrungene zähe Forschernatur, die in unendlichem Fleiße und mit außerordentlicher Geisteskraft die wissenschaftlichen Quellen zu erschließen und zu deuten verstand. Wie er im Staub der italienischen Archive gewühlt hat, um Licht in die Dinge zu bringen, soll ihm nie vergessen werden. Mit seiner Geschichte Roms gelang ihm sein Hauptwurf, der ihm künstlerisches Erlebnis war. Es ist doch eine erstaunliche Tatsache, daß dieses achtbändige Werk schon zu seinen Lebzeiten — damals wurden von den Deutschen Bücher viel weniger gekauft als in den Jahrzehnten darauf — vier Auflagen erlebte. Neben dieser in siebzehn Jahren vollbrachten Leistung, die ihm einen Weltruf verschaffte und dazu den Ehrenbürgerbrief Roms, sein stolzestes Besitztum, eintrug, kommen seine anderen historischen Arbeiten, selbst die Geschichte Athens im Mittelalter und seine Lucrezia Borgia, so wertvoll gerade die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Werke sind, nicht auf. Die Verbindung von Künstler und Forscher in ihm kann als eine äußerst glückliche bezeichnet werden; freilich wird man zugeben müssen, daß der Künstler sich bei ihm als das stärkere Element erweist. Gregorovius war eine sehr selbstbewußte, fest in sich gegründete Persönlichkeit, die sich darüber hinwegzusetzen vermochte, daß die historische Fachwissenschaft ihm wenig hold war. War er sich doch bewußt, daß er auch als Forscher bestand und fühlte er sich doch gerade in dieser Beziehung Historikern, wie Alfred Reumont, der ähnliche Stoffe, wie er, behandelte, weit überlegen. Gelitten hat er allerdings darunter, daß viele seiner Werke anfangs mehr bei anderen Nationen Eingang fanden als in Deutschland. Paul Kehr berichtete neulich, daß die Italiener ihn vielfach geradezu als den Ihrigen, nicht als Deutschen, betrachten. Der Gregorovius eigene auf pathetischer Grundlage ruhende stark lyrisch-epische Zug spiegelt sich selbst in den 1894 von mir herausgegebenen Briefen an den ihm befreundeten Staatssekretär Hermann von Thile, auf dessen Urteil, wie Hönig bemerkt, Gregorovius wohl am meisten gab, und in den von Sigmund Münz veröffentlichen Briefen an Donna Ersilia Caetani Lovatelli wieder. Dies konnte bei der größtenteils geschäftlichen Korrespondenz mit Cotta und

Rühl, deren Wiedergabe in dem vorliegenden umfangreichen Werke Hönigs den meisten Platz beansprucht, nicht so der Fall sein. Es war eigentlich, namentlich in der Gegenwart, ein außerordentliches Wagnis, eine derartige Korrespondenz abzudrucken. Die Verbreitung des Lebensbildes, welches Hönig mit so viel Feinsinnigkeit und Liebe entworfen hat, muß darunter leiden. Es sind doch recht erhebliche Durststrecken, die man beim Lesen dieser Briefe durchwandert.

Aber man entnimmt doch auch diesem Teile des Buchs allerlei Interessantes, so die Tatsache, daß Gregorovius der Cottaschen Buchhandlung die Anregung zu der Herausgabe der „Bibliothek deutscher Geschichte“ gegeben hat und daß er auch zuerst die Herausgabe der Acta nationis germanicae universitatis Bononiensis betrieb. Es scheint Hönig nicht bekannt gewesen zu sein, daß diese Akten, gewöhnlich verständlicher „Bologneser Universitätsmatrikel“ bezeichnet, später, noch zu Lebzeiten von Gregorovius, tatsächlich herausgekommen sind; sonst hätte er das wohl erwähnt. Zusammen mit dem italienischen Archivar Carl Malagola, für den sich Gregorovius einsetzte, hat der preußische Archivrat Ernst Friedlaender die Ausgabe im Jahre 1887 in Berlin bei Georg Reimer besorgt. Es ist ein stattlicher Quartband von 542 Seiten. Ein Lesefehler, der auch in dem von Hönig seinem Werke beigegebenen sorgfältigen Register wiederkehrt, ist es, wenn es S. 13 heißt: „Judicher Wald bei Königsberg.“ Es handelt sich um den schönen Wald von Juditten, des Geburtsorts Gottscheds.

Berlin. Staatsarchivar Dr. H. v. Petersdorff.

Ernst Lissauer, Der inwendige Weg. Neue Gedichte. Eugen Diederichs, Jena 1920.

Es ist nicht leicht, über dieses jüngste Werk von Ernst Lissauer zu einem objektiven Urteil zu kommen, soweit Objektivität in künstlerisch-ästhetischen Dingen überhaupt möglich oder auch nur anstrebbar ist. Es liegt dies aber hauptsächlich daran, daß die einzelnen Steine, die dieses Werk bilden, sehr ungleichartig, um nicht zu sagen, ungleich an Wert sind. So stehen neben so glücklichen Stücken wie „Der Gefangene“ (S. 7), „Weltmitte“ und „Der Raum ist dir nah“ (S. 112, 113), die in ihrer packenden Plastik fast an Stefan George erinnern, wenngleich ohne dessen geistige Höhe, andere, unerhobene Strophen, die — schon rein sprachlich — hart an Prosa grenzen und die doch andererseits auch jenes symbolischen Zaubers, jener Deutbarkeit auf ein Ueberpersönliches, Objektiv-Menschheitliches entbehren, das für den auffälligen Mangel an ursprünglicher dichterischer Gestaltung wieder entschädigen könnte. Es nimmt dies aber um so mehr wunder, als Ernst Lissauer — und das erhebt ihn bedeutsam über die Unsumme von Lyrik, die die unselige deutsche Vielschreiberei Jahr für Jahr an den Strand wirft — ohne Zweifel zu denen gehört, die das Ueberpersönliche, Geist- und Gotthafte inbrünstig suchen. Das bezeugt unwiderleglich vor allem das dichterisch-mystische Hauptwerk, das er gegeben: „Die ewigen Pfingsten“ (Diederichs 1919). Und wo hier eigenes Erlebnis, symbolische Schauung, Nähe des Genius (Luther, Goethe, Bruckner, Beethoven, Bach) und glückhafte Sprachkraft einander begegnen, da schießen

Kristalle zusammen, denen man wohl die höchste und einzige Ehrung für einen Dichter: Dauer — nicht wird absprechen können.

Aber gerade wenn man dies glaubt, wird man diese Erhebung über das Nur-Subjektive, diese Leidenschaft für das Menschheitlich-Kosmische in der letzten Gabe des Dichters um so schmerzlicher missen. Damit hängt auch zusammen, daß der Titel des Buches nicht ganz das hält, was er verspricht. „Der inwendige Weg": da erwartet man, daß ein seelisches Schicksal in mythischer Selbstschau seinen eigenen inneren Gott-Aufstieg gleichnishaft formuliert: Zarathustra" und „Ecce homo", um ein größtes Beispiel zu nennen. Statt dessen empfängt man bei Lissauer wohl die Perspektive eines seelischen Aufstiegs, der von Werktag und Schaffen, über Dämmer und Dunkel zu Durchbruch und Jubel, ja zu dem intuitiven Erlebnis der „Weltmitte" emporführt, aber dieser Empor- oder Hinabstieg ermangelt, bei großer Schönheit im Einzelnen,*) doch jenes Menschheitlich-Typischen, jenes Objektiv-Schicksalhaften, welches allein diesen Titel bis in seine innerste Tiefe rechtfertigen könnte. Dazu kommt, daß E. Lissauer das im strengsten Sinne Lyrische, jenes ganz ursprünglich Traumhaft-Quellende, jene Himmelsfülle der Selbstunbewußtheit und Selbstunschuld, wie sie Nietzsche an Mozart so packte und deren Mangel er sogar Richard Wagners Gestaltungen vorwirft, fast fehlt.

Und man braucht nur z. B., um das zu prüfen, eine einzige Hymne Tagores neben die Strophen des deutschen Dichters zu halten, um sofort zu erkennen, wo die „Götter" wirklich ganz quellend und ganz erfüllend — am Werk sind, wo nur als Gesicht oder Strahlung der eigenen Sehnsucht. Doch wäre es ungerecht und unsachlich, den deutschen Former und Sucher an dem großen asiatischen Seher zu messen. Innerhalb der Gesamtlyrik unserer Tage bleibt E. Lissauer eine überragende Stimme, wenn auch sein Werk, gemessen an dem steilen Aufstieg zu der großen geistigen Kunst der Zukunft, kaum mehr als eine Stufe darstellen wird.

Dresden. Martin Kaubisch.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. 10. Bd. Berlin. Georg Bondi.

Mit Erscheinen des längst erwarteten, durch den Krieg verzögerten 10. Bandes der Gundolfschen Shakespeare-Uebertragung ist das vor Jahren begonnene, großartige Werk vorläufig als vollendet anzusehen. Dieser Schlußband bringt den Sommernachtstraum auf Grund der Schlegelschen Uebersetzung, Cymbeline nach Durchsicht der Tieckschen Verdeutschung, desgleichen das Wintermärchen, während der Sturm wieder auf Schlegels Meisterübertragung zurückgeht.

Es wäre überflüssig, noch irgend etwas zum Lobe der Gundolfschen Ausgabe zu sagen. Sie hat längst auch ihre anfänglichen Widersacher besiegt, nicht zuletzt durch die pietätvolle Art, mit der der Schlegelsche Anteil fast überall gewahrt blieb, während die

*) Vergl. z. B. „Schweigen" S 77.

Mängel der sogenannten Tieckschen Version doch zu allbekannt waren. Heut ist der Gundolfsche Shakespeare unbestritten diejenige deutsche Ausgabe des großen Briten, die allein gültig ist und darum in jedes Haus gehört. Die schwerprächtige äußere Form, die ihr die Gotik Melchior Lechtners gegeben hat, ist ebenfalls bekannt. Es erfordert aber staunende Anerkennung, daß es bei den heutigen technischen Schwierigkeiten überhaupt möglich war, diesen Schlußstein in das große Gebäude so vollendet einzufügen.

Was leider natürlich viele von dem Erwerb dieser innerlich und äußerlich kostbaren Ausgabe abhalten dürfte, ist der Preis, und da ist es ein wirklich genialer Gedanke des Verlages, gerade jetzt die ganze Gundolfsche Shakespearearbeit in einer verhältnismäßig sehr billigen Volksausgabe (der Pappband 28 Mark) auf den Markt zu bringen. Zwei Bände sind bisher erschienen, und das Ueberraschende gegenüber dem etwas schweren, nicht für jedermann geeigneten Prachtrahmen der Originalausgabe ist die ganz sachliche und dadurch wirklich wundervolle Schlichtheit, die diese schön geformten, gut und klar gedruckten und bei aller Einfachheit doch monumentalen Bände wohltuend auszeichnet. Das ist eine richtige, echte Volksausgabe, wie man sie sich nicht vollendeter denken kann, und man möchte nur wünschen, daß sie recht bald komplett würde, damit dann jeder Gebildete seinen Shakespeare in einer geradezu idealen, vornehmen, nach Text und Gewand gleich gültigen Form besitzen kann.

Der erste Band bringt uns den Coriolan, Caesar, Antonius und Cleopatra, Romeo und Julia, Othello und den Kaufmann, der zweite ist den ersten sechs Königsdramen gewidmet.

Während des Satzes dieser Zeilen kommt soeben der dritte Band heraus. Er führt die Königsdramen zu Ende und fügt noch die vier Lustspiele: Verlorne Liebesmüh, die beiden Veroneser, die Komödie der Irrungen und die Widerspänstige hinzu. Der Verlag verheißt die Vollendung der Volksausgabe bis spätestens Anfang 1922.

In der Volksausgabe spricht nur der Text. Anmerkungen sind am Schluß auf das Allernotwendigste beschränkt, ebenso ein kurzes Vorwort und eine Zeittafel. Das ist gut so, und selbst diese Knappheit bringt genug des Wissenswerten. Das Schreiben über die Dichter ist heut zu einem solchen Unfug ausgeartet, daß man nicht eindringlich genug die Werke selbst sprechen lassen muß. Geradezu mit Sehnsucht sieht man den weiteren Bänden der Volksausgabe entgegen und beglückwünscht immer wieder diese in schwerer Zeit doppelt dankenswerte Tat.

München. Dr. Thassilo von Scheffer.

André Suarès. Die Fahrten des Condottiere. Eine italienische Reise. Uebertr. von Franz Blei. Kurt Wolff. München 1914.

Das eigenwilligste Buch über Italien, das mir je vorgekommen ist. Subjektiver kann man nicht mehr schreiben, aber schreiben kann man das überhaupt nicht mehr nennen, es ist die Feuerseele eines Dichters, die da singt, sich hingibt, berauscht, der tausend Kleinigkeiten zu Welten werden und die daneben leiden, zürnen, geißeln, vernichten kann. Nie hätte ein Deutscher Italien so ge-

sehen, so beschrieben. Suarès selbst weiß das und betont das immer wieder. Wir haben in Stendhal, dem er hier herrliche Seiten widmet, schon einmal einen Franzosen neben Taine gehabt, der mit glühender Seele dies Land erfaßte, in dem man im Gemenge der Nationen doch verhältnismäßig wenig Angehörige Galliens reisend antrifft. Beide Völker sind zwar nicht Schwesternationen, wie man oft sehr fälschlich meint, dennoch blüht der Franzose am Süden und seinen Natur- und Kunstschönheiten ganz anders auf als der Deutsche. Der Vergleich mit Goethe, den Suarès gut kennt, ist äußerst lehrreich und bezeichnend; er wird auch vielfach in dem Buch bewußt gezogen. Schade ist dabei nur, daß hier nur Oberitalien bis einschließlich Ravenna in Betracht kommt, also Stätten, zu denen Goethe nicht in Beziehung trat außer dem göttlichen Venedig, das Suarès wie ein großer, selig trunkener Lyriker besingt. Seine Städtebeschreibungen werden im Subjektivismus seiner Inbrunst oft ganz einseitig, sogar abhängig von rein zufälligen, äußeren Begleitumständen der Reise. Aber selbst wo ein Dichter einseitig sieht, sieht er schärfer das wirkliche Wesen, die Seele der Dinge. Wohl niemals sind Mailand, Pavia, Padua, Mantua, Verona, Ravenna derart begriffen worden wie hier. Sie alle individualisieren sich bei Suarès mit einer hinreißenden, oft schauerlichen Lebendigkeit. Suarès ist wirklich ein Condottiere, der erobert. Er bringt Schätze heim, die niemand erträumte, selbst der nicht, der Italien wie sein eigenes Land zu kennen glaubte und das Beste darüber gelesen hat.

Auch der Deutsche wird wieder südwärts ziehen. Das Buch erschien bei uns in dem unglücklichen Augenblick des Kriegsausbruches. So lebt es erst jetzt wirklich auf, und viele werden es begeistert, zuweilen erstaunt lesen. Die Uebersetzung ist blendend und zeigt eine prachtvolle Sprache, aber es fehlt nicht an Stellen, wo das französische Fremdwort, ja auch die Konstruktion zu unvermittelt stehen blieb. Muß man unausgesetzt sublim und lügüber sagen? Und dann noch eins. Wollen wir nicht das schreckliche Relativum „als welcher“ nur Schopenhauer als einen Reiz seines Stils reservieren? Ich habe es nie in eines Deutschen Rede gehört; warum kriecht es denn auf das Papier? Wir wollen lesen, wie wir reden.

Ganz wundervoll, noch beste Friedensklasse, ist die Ausstattung des prächtigen, mit 32 Abbildungen geschmückten großen, aber handlichen Bandes. Papier, Einband, Druck in dieser Güte sind wir kaum mehr gewöhnt, zumal zu verhältnismäßig so wohlfeilem Preis, wie ja überhaupt beim Wolffschen Verlag das Verhältnis von Preis und Gebotenem durchweg oft staunenerregend erfreulich ist. Wessen Herz noch am Süden hängt, der nehme diesen Schatz mit sich. Der Gewinn ist groß.

München. Dr. Thassilo von Scheffer.

G. Lowes Dickinson: The Magic Flute (Zauberflöte). London. Allen & Unwin, 1920.

Ein phantasie- ung gedankenvoller Geist hat in diesem englischen Büchelchen versucht, den tiefen Sinn der Sarastrofabel in Gedanken und Gestalt schärfer zu umreißen, als es Schikaneder gelang, hat versucht, was Mozarts Musik uns überwältigend empfinden und

als Gehalt des Mythus ahnen läßt, in seiner Sprache, in Vers und Prosa, Lehre und Legende eindeutiger zu sagen. In den Kampf der hellen und dunkelen Gewalten des Lebens, Geist und Begierde, Sarastros und der Königin der Nacht sehen wir den Menschen gestellt, Tamino, den ziellos Schweifenden, bis das Gesicht Paminas ihm Sehnsucht zum Willen härtet. Besitz freilich wird sie ihm nicht. Das Sinnbild des höchsten Wunsches würde darüber seine lebenspendende Kraft verlieren. Die Feuerprobe führt Tamino durch den Krieg unserer Zeit, Haß, Gier, Verhetzung, bis ihm aus dem brechenden Auge eines Feindes die Erkenntnis wird, daß Feind und Bruder zwei Worte für denselben Menschen sind. Nun sieht er überall die Fratze hinter den Menschengesichtern, im Felde und in der Heimat. Er kommt ins Gefängnis, ist dem Verzweifeln nahe, da erscheint ihm Pamina, der Zauberton der eigenen Flöte befreit ihn, während Papagenos Lockpfeife die Menschen zum trügerischen Frieden überredet. Die Wasserprobe führt den Helden durch die gefährlichere Versuchung der Weltanschauungen, die sich verachtend, verneinend, oder entschuldigend und wiederum sie ausnützend mit dieser Welt abgefunden haben. Er trifft auf seinem Wege Candide, trifft Satan und unter dessen Vorsitz die geistlichen Führer der europäischen Menschheit, den Jesuiten, den Puritaner, den Weltgeistlichen, den russischen Priester. In einer Szene, die in ihrem Pathos und ihrem Hohn Dostojewski Großinquisitor nahe kommt, streiten diese, erregt durch das Gerücht, Jesus sei wiedererschienen, über Person und Lehre des Heilands, die Möglichkeit und Wünschbarkeit seiner Wiederkunft, seine Stellung zur bestehenden Kirche, bestehenden Gesellschaft. Während sie streiten, sieht Tamino Jesus' dunkel strahlende Augen unter den Sternen, Satan sieht sie auch, doch die anderen spüren nichts. Ein buddhistisches Kloster vermag Tamino auch nicht zu geben, was er sucht. Den schließlich im Gebirge Verirrten, zwischen Fels und Wassersturz dem Tode Nahen rettet noch einmal Paminas Erscheinung und der Ton der Flöte. In Sarastros Hallen wird ihm das Geheimnis enthüllt: Liebe zur Wahrheit der Dinge und der Werte, Glaube und Hoffnung geübt im Dienst der Welt.

Dies Märchen unserer Tage zu erzählen, daß wir es so gern lesen wie es uns besinnlich macht, verlangte einen seltenen Zusammenklang von Geist und Phantasie, Ernst und Schalk, Weisheit und Humor. Seine äußere Form ist ein schlichtes Prosakleid in leicht fließenden Falten, bestickt um Saum und Gürtel mit Blumen und Kränzen, das will sagen mit Gedichten, die für den Geschmack des Poeten nicht minder zeugen als für seine Eigenkraft. Wie Tamino im Zauberspiegel der Königin Paminas Gesicht zum erstenmal sieht, bricht er aus, sich selbst vergessend:

Known and unknown, remembered and forgot,
Loved before birth, and yet encountered not,
Lost architect of nature's empty shell,
Music that wanders in the sky's blue bell,
Gleam on the sea, echo on haunted shore,
Fugitive, fitful, ever on before,
At last I find thee, stretch my arms and fold!

Und so möchte im Deutschen Papagenos Lockruf klingen

Törichte Burschen, wollt ihrs leiden?
Wo sind eure Sommerfreuden?
Glaubt ihr nicht mehr Mutter Erde,
Daß sie süß und heiter werde?
Fern ruft ferner Wachtelschlag,
Hört ihn nur, o seliger Tag!
Ueber die Höhn im Silbersaum
Schafe ziehen wie ein Traum.
Wiesen mähen Knechte jung,
Singt durchs Gras der Sensenschwung
Heideröse vom Dornstrauch winkt,
In tausend Eimer rinnt und klingt
Milch in diesem seligen Tal,
Kühe brülln aus jedem Stall,
Und Tag für Tag zur Dämmerzeit
Geht der Bursch zu seiner Maid.
Juni wards im Jahresgang.
Horch! Vernahmt ihr seinen Klang?
Fern ruft ferner Wachtelschlag,
Hört ihn nur, o seliger Tag!

Wir würden uns freuen, wenn dies Buch voll Geist und Musik, Ernst und Liebe einmal im deutschen Gewande zu uns käme.

Berlin. Dr. Kurt Busse.

Geschichte

Erich von Kahler, Das Geschlecht Habsburg. Verlag „Der Neue Merkur". München 1919.

Die politische Katastrophe Oesterreichs hat mehr oder weniger in ihren Strudel auch ein Werk hineingezogen, daß eben auf diese tief ergriffene Perspektive hin abgestellt, zugleich doch auch und gerade bei stark verringertem aktuellen Bezuge an und für sich als geistige Erscheinung, als methodischer Versuch ernste Beachtung verdient. Es war Kahlers Absicht, aus der Erkenntnis und der Anschaulichkeit der herrschenden Dynastie heraus das prädestinierte Schicksal Oesterreichs aufsteigen und sich ausbreiten zu lassen, um daraus die Notwendigkeit des Zusammenbruchs, die Folgerungen der Zukunft herzuleiten. Vollendet wurde von diesem weitgedachten Unternehmen nur die grundlegende Einleitung, die Darstellung des „Geschlechtes Habsburg" — eine Familiengeschichte also, freilich eine von sehr eigenem Stil: Nicht die Folge der Generationen in ihrem chronologischen Ablauf, ihre Verwebung in das allgemeine linear gefaßte Geschehen ist das Objekt, sondern das „Geschlecht" auf seinem Wege von ursprünglicher Wesenheit zu empirischer Gestalt, geschaut, wie es das Vorwort ausspricht, „als runde metaphysische Figur innerhalb des historischen Weltraums". — Man wird sich an dem prätentiösen Klang solcher Dikta, an der häufigen Annäherung an Wortformen einer gewissen literarischen Mode nicht stoßen und darüber den echten Kern historischer Intuition nicht übersehen dürfen, der mit ungewöhnlicher Kraft hier zur Aussprache drängt. Auf dem Grunde einer offenbar sehr starken, schmerzlich verhaltenen Gefühlsbeteiligung

versucht Kahler die konzentrierte, bis in die feinsten Veräftelungen wirksame Stileinheit des Geschlechts, das in ihr wurzelnde Schicksal zur Anschauung zu bringen. —

Für eine solche „organische" Darstellung ist das Haus Habsburg ein Vorwurf von exemplarischer Eignung um seiner einzigartigen „Abgeschlossenheit" und „Dichtigkeit" willen: es unterscheidet sich dadurch grundlegend etwa von den französischen und englischen Dynastien ebenso wie von den Hohenzollern, daß es in sich ruht, daß es weder einer nationalen noch einer geistigen Tendenz je ganz sich hingibt, daß es auch innerhalb seines eigenen Kreises dem Singularen abgewandt, gebändigt, gedämpft, auf lange überindividuelle Räume hin angelegt erscheint. Vorzüglich werden im einzelnen die Züge dieser „animalisch waltenden Weisheit" geschildert, die mehr instinkthaft als bewußt Zusammenhang und Größe des Geschlechtes wahrt, — der Rhythmus der Gewichte und Gegengewichte, der Spaltungen und Wiederangleichungen. Ueberall teilnehmend und doch seelisch unbeschwert bleibt das Geschlecht nach außen kühl und souverän, nur in der eigentümlichen Form der Gnade sich hingebend, grundsätzlich antiheroisch und antikriegerisch, durch die Mittel der Sonderung und der Versöhnung, durch Wirkung von Mensch zu Mensch seine Autorität wahrend, tief geborgen in der anonymen Macht der Tradition und der Kirche. „Sie machen sich", sagt Kahler, „langsam schwer und schwerer wie jemand, der sich nicht heben lassen will." Damit scheiden sie sich aber allmählich — in tragischer Umkehr — von der lebendigen Entwicklung ab, das Geheimnis und die Geborgenheit, die in dem spanischen Typus ihre große geschichtliche Kraft bewähren, zerfallen in ein Nebeneinander unnahbarer Hoheit und eines spielenden Sich-Kleinmachens, einer aus Naivität und Berechnung gemischten Vertraulichkeit; das Verhältnis zur Bildung erschöpft sich in einem bloßen Sammeln, einem selbstgenugsamen Einheimsen; immer Geschlechtswesen, nie Mensch, schafft der Habsburger um sich herum einen von oben nach unten absteigenden Kreis der Ratgeber, des Hofes, der Beamtenschaft, des Volkes, der gleichfalls unpersönlich, unproduktiv, im letzten leerlaufend ist — machtlos gegenüber den neuen elementaren Kräften. Auf das Säkulum der Höhe von Karl V. bis Rudolf II. folgen so drei Jahrhunderte des Abstiegs, wie ihm aufsteigend die gleiche Zeit voranging. In Franz Josephs Leben bricht die angewachsene Last nur scheinbar sinnlos mit gehäuftem Unglück in den engsten Familienbezirk ein, Franz Ferdinand in seiner passiven Rolle ist ein fast mythischer Abschluß der Reihe: indem das Gefäß zerbrochen wird, strömt das unendliche Leiden in die Welt.

Wichtiger noch als der Inhalt dieser Schilderung, von deren Plastik immerhin eine nähere Vorstellung hier zu geben war, ist nun aber die Methode der Forschung und Darstellung, deren Kahler sich bedient. Sie ist vielleicht nicht so originell, wie der Verfasser meint: es gehen ganz bestimmte Fäden zur Historie Rankes hinüber, der nicht zufällig mehrfach zitiert wird, aber zugleich ist nicht zu verkennen, wie starke, spezifisch moderne Züge Kahlers Studie trägt. Man braucht nur an Spengler zu erinnern: der geschichtstheoretische Standpunkt, die Ablehnung der linearen Kausalität, die Betonung der Intuition und der organischen Lebensprozesse sind vergleichbare Momente. Dabei ist zugunsten Kahlers zu betonen, daß seine Dar-

stellung von ursprünglich sinnlicher Anschauung auf das stärkste durchdrungen ist und daß sie sich von dem Tone einer verallgemeinernden Prophetie wohlweislich fernhält. Um so stärker — weil weniger gewollt und zugespitzt — kommt die tragende Schicksalsidee zur Wirkung, die Anschauung einer bei aller individuellen Freiheit sinnvollen und beziehungsreichen Geschlossenheit. Vielleicht bedurfte es erst der eigenen erschütternden Schicksalserfahrung, um diesen alten Gedanken wieder ganz lebendig zu machen; man wird auch so sich hüten müssen, ihn zum Prinzip schlechthin zu erheben, aber für die großen Stoffe und Zusammenhänge kann er in der Tat eine ungemeine Fruchtbarkeit entfalten. Dem Referenten selbst hat sich bei einer ganz konkreten Studie über Clausewitz sowohl für das persönliche Schicksal wie für die Einordnung in den nationalen Lebensrhythmus die Bedeutung der Stileinheit, der, wenn man es denn so nennen will, „organischen" Verknüpftheit, nachhaltig aufgedrängt. Vom höchsten Standpunkt aus gesehen schließen sich hier die Gegensätze, die unsere heutige Geschichtsauffassung in einen proletarisch-deterministischen und einen bürgerlich-politischen Flügel spalten. Was in der einen Sphäre als dialektischer Ablauf, als bloße Fatalität, in der anderen als persönliche Freiheit, als individueller Eingriff erscheint, fügt sich für eine breitere Ueberschau zu einem Sich-Begegnen und Durchdringen von Leistung und Wille, zu jener „Eintracht der Geschicke", wie sie aus der Kraft selbst erlebter Synthese heraus in Rankes „großen Mächten" lebendig wurde als Programm seiner Geschichtsschreibung und als Vermächtnis für die Gegenwart.

Archivrat Dr. Hans Rothfels.

Politik

Will. Adams Brown jr. The groping Giant. Revolutionary Russia as seen by an american Democrat. Yale University Press, New Haven; London, H. Milford 1920.

Diese mit künstlerischem Empfinden verfaßte, psychologisch feine und sehr schön geschriebene Darstellung der gesellschaftlichen Lage in Rußland nach dem Umsturz läßt klar erkennen, in welchem Maße dieses Reich unter der alten Herrschaft tatsächlich in zwei Völker auseinandergefallen war. Allein auch innerhalb der Ober- wie innerhalb der Unterschichte klaffte ein tiefer Spalt.

Die machthabenden Kreise wurden von den Gebildeten innerlich scharf kritisiert. Die von jeder Gestaltung des Lebens der Gemeinschaft ferngehaltenen Gebildeten wurden zu unfruchtbaren Radikalen, in untätiger Selbstanalyse schwelgenden und in Gefühlsüberschwang lebenden Menschen. Die Masse bildeten vor allem die mit starken Instinkten begabten Bauern — „Kinder, mit den Leidenschaften von Erwachsenen" — und die traditionslosen, einseitig rationalistischen, halbgebildeten und zum Teil fanatischen städtischen Arbeiter. Deren Aufgipfelung stellten die geistig kühnen, disziplinierten und sorgsam ausgelesenen Kommunisten dar. Der Umsturz bestand darin, daß diese „Bolschewiken" unter Hilfe der Bauern und der Arbeiter die oberen Schichten zerstörten. Die weitere Entwicklung wird wohl die

breite Masse der Landbewohner bedingen — der bloß seine engsten Lebensgebiete überblickende, der Stimme seines Gewissens nicht verschlossene und gläubige russische Bauer. Seine geistige Anregung und Bildung und die Stellung, welche die Kirche einnehmen wird, werden Rußlands fernere Zukunft entscheidend beeinflussen. Er ist der noch „tappende Riese", der nach der Freiheit greift.

Wie die Dinge einstweilen liegen, schildert Brown; er liefert damit eine wertvolle Ergänzung zu den tiefen Analysen der geistigen Grundlagen Rußlands, die uns Karl Nötzel vor einigen Jahren (in seinem bei Diederichs in Jena erschienenen schönen Buche) beschert hat.

Wien. Hofrat Prof. E. Schwiedland.

H. N. Brailsford, The russian workers republic. Allen & Unwin. London 1921.

Arthur Ransome, The crisis in Russia. Allen & Unwin London 1921.

Die Durchführungsmöglichkeit der russischen sozialen Revolution hat auf der elenden Lage der Bauernschaft beruht. Den Vollzug der Revolution wie deren Kundmachungen und Verfügungen besorgten freilich die extremen Führer des städtischen Proletariates. Da aber vier Fünftel der Russen der Landbevölkerung zugehören und die Bauernschaft nur das Interesse hatte, ihren Landhunger zu befriedigen, dürfte die weitere Entwicklung zu einer der bäuerlichen Psyche entsprechenden radikalen republikanischen Verfassung hinleiten.

Die erste der beiden oben bezeichneten Schriften schildert anschaulich, wie die kommunistische Partei geartet ist — wie schwach sie verhältnismäßig der Zahl nach und mit welcher strengen Auslese sie rekrutiert ist. Man könnte ihre Anhänger als weltliche Jesuiten und Verschwörer bezeichnen. Ueber die Wirkungen der starren Zentralwirtschaft erfährt man aus beiden Büchern nicht viel — wohl aber über das Elend, das die drei Kriegs- und die weiteren drei Blockadenjahre über das Reich brachten. Gegenüber den Reaktionsversuchen hat sich die Bauernschaft sowie die gewerbliche Arbeiterschaft geschlossen hinter die gegebene Regierung gestellt: die Arbeiter wegen der menschlichen Freiheit, die Bauern wegen des Landbesitzes, die sie ihr danken. Nach Einkehr des Friedens dürfte, nach Meinung beider Berichterstatter, Lenins Realismus die Entwicklung in fügsame Bahnen lenken. Freilich hängt viel davon ab, ob er sich gegenüber seinen eigenen Parteigenossen auf die Dauer halten wird. Brailsford meint, daß auf alle Fälle das Ergebnis all der Greuel der letzten Jahre feststeht, daß der einfache Mann, mit seiner an das zwölfte Jahrhundert gemahnenden und durch die Leibeigenschaft geformten Geistigkeit, in einen neuzeitlichen Europäer verwandelt worden sei, und Ransome vertraut seinerseits darauf, daß Rußland die Krise überwinden, d. h. nicht in Barbarei zurück verfallen, sondern den Weg einer eigenen Zivilisation gehen werde. Zu diesem Behufe müsse ihm auch die englische Politik den Frieden bringen, denn Europa brauche den russischen Markt als Abnehmer wie als Lieferer. Deutschland sei auf ihn in hohem Maße angewiesen und dadurch mittelbar auch das von den Leistungen Deutschlands abhängige Frankreich.

Wien. Hofrat Prof. E. Schwiedland.

Richard Benz: Ein Kulturprogramm; Die Notwendigkeit einer geistigen Verfassung; Die geistigen Grundrechte des deutschen Volkes; Ueber den Nutzen der Universitäten für die Volksgesamtheit und die Möglichkeit ihrer Reformation; Das Problem der Volkshochschule; Die Grundlagen der deutschen Bildung, Vorlesungen; Heinrich Sachs: Entwurf einer Kunstschule. Eugen Diederichs Verlag in Jena 1920.

Diese Schriften enthalten die Grundzüge einer Kulturpolitik und deren Anwendung auf die verschiedenen geistigen Gebiete, wie sie durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse sich ihren Verfassern als wünschenswert erwiesen haben. Wie schon in seinen früher erschienenen „Blättern für deutsche Art und Kunst", wendet Benz sich auch hier vor allem gegen die einseitige Pflege des klassischen Ideals in unseren höheren Bildungsanstalten, um dafür auf die Grundlagen unserer deutschen Kultur, unsere heimatliche bildende Kunst und die Ausgestaltung unseres eigenen Wesens im Mittelalter hinzuweisen. Von besonderem Interesse sind seine Ausführungen über den Nutzen der Universitäten für unsere Volksgesamtheit. Sie enthalten eine in vielen Punkten leider nur zu berechtigte Kritik an der Art, wie gegenwärtig die Wissenschaften an unseren höchsten Unterrichtsanstalten gehandhabt werden, an ihrer einseitigen Ausbildung der Fachgelehrsamkeit, ihrer Pflege des bloß theoretischen Wissens und einer rein um der Wissenschaft willen betriebenen Forschung, die nur den ganz wenigen Gelehrten zugute kommt, während sie dasjenige, was vielen zugute käme, die Vorbildung zu den praktischen akademischen Berufen, nur unzulänglich, das, was allen zugute käme, die geistig kulturelle Erziehung, gar nicht zu leisten imstande sind. Wie kann diesem Uebel gesteuert werden, das eine Verschwendung materieller und geistiger Kraft bedeutet?

Benz fordert eine Trennung der Einrichtungen und Anstalten nach ihrem theoretischen und praktischen Zweck, eine Abspaltung der Fachhochschulen von dem theoretischen Wissenschaftsbetrieb und entwirft dabei ein Bild der Volkshochschule, wie diese nach seiner Ansicht beschaffen sein müßte, um den Erfordernissen wahrer Volkskultur gerecht zu werden. In keiner Weise darf eine solche Volkshochschule an die bestehenden Universitäten nur einfach angegliedert werden. Denn damit würde sie nur zu einer Schule des Fachwissens für alle werden und nur dahin führen, die Wissenschaft zu popularisieren. Es kann sich aber nicht darum handeln, bloß den Verstand zu bilden und das Wissen zu vermehren, sondern dem Volke die Möglichkeit zu einem geistigen Erlebnis zu verschaffen, wie solches nur durch die Kunst geschehen kann, dies Wort im weitesten Sinne verstanden als die schöpferische Tätigkeit des Menschen auf den verschiedenartigsten Gebieten überhaupt. Die Volkshochschule soll eine Kulturhochschule sein für das ganze Volk. Sie soll keinen Fachunterricht, keine Anweisung zu sachlicher Arbeit ihren Angehörigen aufzwingen, sondern ihnen die Dinge in einer Form darbieten, in der sie den ganzen Menschen ergreifen und ihn über sein Alltagsdasein hinausheben. Darum fordert Benz als Typus des geistigen Führers viel mehr den Prediger und Seelsorger als den Lehrer und verlangt, den geistigen Stoff in künstlerischer Form den Hörern nahe zu bringen. „Man

lasse nur Menschen lehren, die an etwas glauben, und lasse sie nur das lehren, woran sie mit ganzer Seele glauben. Und man stelle niemand neben sie, der das Gegenteil von dem ehrt, was sie glauben." So wird die Bildung zwar notwendig einseitig ausfallen, aber nur auf diese Weise kann wahre Kultur begründet werden. Dabei versteht es sich nach Benz von selbst, daß es für uns Deutsche nur eine Kunst geben kann, nämlich die deutsche Kunst, und nur einen Geist, nämlich den deutschen Geist. M. e. W.: „Die Volkshochschule diene nicht dem Volksunterricht — das hat die Schule in allen ihren Arten zu tun — sondern der Volkserziehung. Volkserziehung aber werde nicht erstrebt durch moralische Einwirkung, welche den geistigen Bildungsstoff geringschätzt und die Charakterbildung des Einzelnen sich zum Ziel setzt, sondern durch Lehre deutschen Geistes und deutscher Kunst, welche allein dem gesamten Volke wieder Charakter zu geben vermag, den eine vielhundertjährige Einwirkung fremder Bildung und fremder Lebens- und Arbeitsauffassung ihm genommen hat."

Die bisherigen Grundlagen der deutschen Bildung entsprachen diesem Ideal keineswegs. Bildung bedeutet, daß man nach einem Bilde formt. Die Bilder aber, nach denen bisher der deutsche Mensch gebildet wurde, waren nicht seinem eigenen Wesen entnommen, sondern von außen an ihn herangebracht. Und zwar waren es vor allem zwei Bilder, die aller unserer bisherigen Bildung des leiblichen und geistigen Lebens formend zu Grunde lagen; das Bild des orientalischen und das Bild des klassischen Menschen. Beide werden von Benz in eindringlicher Weise geschildert. Wie der erstere wesentlich religiös gestimmt ist, so der letztere wesentlich künstlerisch und wissenschaftlich. Benz betrachtet es als eine besondere Eigentümlichkeit des klassischen Menschen, daß für ihn Inhalt und Form der Darstellung auseinanderfallen; er erblickt hierin einen tiefen Unterschied der griechischen von der deutschen Kunst. Darin vermag ich ihm nicht zuzustimmen. Es erscheint mir eine durch nichts begründete Ansicht, daß nur der freie Rhythmus dem deutschen Geiste gemäß und daß im Griechischen die Darstellung des Geistigen in einer für sich bestehenden sinnlichen Form bezeichnend sein sollte. Hegel hat bekanntlich gerade im Gegenteil die völlige Uebereinstimmung beider für das Wesen der klassischen Kunst erklärt. Und niemand wird meiner Ansicht nach mit Recht behaupten können, daß im Deutschen der Inhalt eines guten Gedichtes mit der Versform nicht zusammenstimme, auch wo diese Form eine feststehende ist. Hier scheint seine Kampfstellung gegen das klassische Ideal den Blick des Verfassers doch in erheblicher Weise getrübt zu haben, wie er denn auch sonst der Bedeutung des Altertums für die Bildung der Folgezeit kaum gerecht wird. Mit um so größerer Zustimmung wird man seine Schilderung des gotischen Menschen des Mittelalters und des modernen Menschen seit der Renaissance lesen, von denen ihm jener in seiner Ausgeglichenheit von Körper und Geist, von Schauen und Leben als ein verlorenes Ideal erscheint, während in diesem sich ihm dasjenige Menschenbild verkörpert, auf dessen völlige Ueberwindung die Zukunft unserer Kultur beruht.

Und welches ist nun dasjenige Bild, das der Bildung des Deutschen zu Grunde liegen muß? Benz handelt von ihm unter der Ueberschrift „der deutsche Mensch der Zukunft." Dieser Mensch hat nichts mit dem orientalischen und klassischen Menschen zu tun,

welche beide Bedingungen des Klimas, der Sprache und Rasse voraussetzen, die den unseren tieffremd und entgegengesetzt sind. Es ist auch nicht der gotische Mensch, der Mensch der religiösen Kunst, aber noch nicht der Kunst schlechthin, und vom modernen Menschen der Renaissance unterscheidet ihn der Widerwille gegen die einseitige Herrschaft des Verstandes. Wohl aber gilt auch ihm wieder die Kunst als der höchste Ausdruck des Geistigen, als der Inhalt, der seinem übrigen Leben Sinn und Halt gibt, und zwar eine nationale Kunst, indem Benz mit Nietzsche überzeugt ist, daß das Leben bloß als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt sei und nur die reinkünstlerische Bewertung des Daseins das Leben lebenswert erscheinen lasse.

Es kann leider nicht geleugnet werden, daß diese Schlußausführungen von Benz mit ihrer Verherrlichung einer wesentlich künstlerischen Weltanschauung und Lebensstimmung einen stark anfechtbaren Charakter haben. Benz glaubt mit Schiller und Wagner an die „umwandelnde, Menschen umschaffende, bildende Macht der Kunst“ und erblickt in einer rein „ästhetischen Ethik“ die eigentlich deutsche Lebensansicht, während er die Religion im bisherigen Sinne als etwas Undeutsches (!) bei Seite schiebt, den Gottesglauben als überlebt verwirft und an die Stelle des Wissens und des Glaubens allein das Schauen setzen machte. Als den Beruf des deutschen Volkes betrachtet er „die dichterische Bewältigung der Welt in immer neuen Bildern der Sage und die geistige Durchdringung alles Lebens mit solchem Bild“. Die musikalische Macht Beethovens (über Wagner, der ihm doch nahe stehen müßte, schweigt er sich merkwürdiger Weise aus) wie die denkerische Freiheit Nietzsches vereinigen sich ihm in der Dichtung Alfred Momberts zum ersten Versuch einer gewaltigen neuen Weltdeutung im Wort. „In seinem Aeon-Drama ist eine Geistesbühne enthüllt jenseits von allem unserm Theater, der feierlichen mittelalterlichen Bühne verwandt. Aus dem historischen, wissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen Material ist die Sage des neuen Menschen erschaffen, ist die Philosophie und Kultur der Menschheit, die als Erbe uns aufliegt, bewältigt.“ Solchen Aeußerungen gegenüber verstummt die Kritik. Wir haben während des letzten Menschenalters zu viele derartige künstlerische Welterlöser angepriesen gehört, als daß es auf uns noch einen tieferen Eindruck machen könnte. Vollends wenn Benz in seinem verstiegenen Aesthetizismus für das „Erlebnis“ Beethovens, Glucks, Mozarts, Hölderlins, Nietzsches, Schopenhauers, Momberts usw. einen eigenen Raum verlangt und für eine „Kunstkirche“ der Zukunft schwärmt, in welcher das zentrale geistige Erlebnis seine Kultstätte haben müßte, vermag der nüchterne Leser kaum noch mitzukommen. Hier hat Nietzsche auch auf Benz eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt und ihn zu Uebertreibungen und Verstiegenheiten, zu einem abstrakten Idealismus verführt, der alles Sinnes für die gegebene Wirklichkeit ermangelt. Das schließt jedoch nicht aus, daß auch diese umfangreichste der genannten Schriften über „Die Grundlagen der deutschen Bildung“ viel Anregendes, Tiefes und Beherzigenswertes enthält, so anfechtbar sie auch vielen Lesern in ihrer entschiedenen Ablehnung des klassischen Bildungsideals erscheinen mag und so wenig man dem Verfasser zustimmen kann, wenn er alles Heil des Deutschen von einer rein ästhetischen Religion erwartet.

Die Schriften zur Kulturpolitik sind bezeichnend für unsere Zeit. Sie zeigen, was viele, insbesondere die ideal gesinnte deutsche Jugend von der Neugestaltung unserer Verhältnisse erhofft. Wenn vermutlich nur sehr Weniges von diesen Erwartungen in Erfüllung gehen wird, so wird das nicht sowohl daran liegen, daß die in diesen Schriften aufgestellten Grundsätze und Forderungen keine Verwirklichung verdienten, sondern die allgemeine Verelendung unseres materiellen und geistigen Lebens läßt nur zu vieles von dem hier Erstrebten als unmögliche Schwärmerei erscheinen.

Karlsruhe. Prof. Dr. Arthur Drews.

Kolonialfragen

Hans Poeschel, die Kolonialfrage im Frieden zu Versailles. Dokumente zu ihrer Behandlung. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin 1920.

Dies Buch des ausgezeichneten deutschen Kolonialmannes ist eine Tat. Es bedeutet ein jedem zugängliches wissenschaftliches Archiv, das die wesentlichen offiziellen und inoffiziellen Dokumente enthält, deren Kenntnis unerläßlich sein wird zur geschichtlichen Erforschung des kolonialen Problems, wie es der Ausgang des Weltkrieges neu aufgerollt hat. Es gibt uns zugleich aber auch für die Gegenwart das unanfechtbare dokumentarische Rüstzeug für den noch längst nicht abgeschlossenen Kampf der Geister um die Neuordnung der kolonialen Welt. Ein einleitendes Kapitel enthält die kolonialen Leitsätze der Wilsonschen Friedensgrundlagen, auf Grund deren die übereilte Waffenstreckung Deutschlands erfolgte. Es folgt dann der amtliche Notenwechsel der Regierungen, der zum Ultimatum der feindlichen Mächte und zur Unterwerfung Deutschlands unter den Versailler Diktatfrieden führte. Ein weiteres Kapitel faßt die programmatischen Erklärungen der deutschen Regierung und deutscher Staatsmänner vom Ende des Jahres 1917 bis zum März 1919 zusammen. Ihnen stellt ein späteres Kapitel die Aeußerungen der politischen Führer des Feindbundes aus dem Jahre 1919 gegenüber. Die Erörterung der Kolonialfrage in der deutschen Nationalversammlung, die Kundgebungen des deutschen Volkes und seiner kolonialen Untertanen zur Frage des deutschen Kolonialbesitzes finden ebenso ihre Stätte wie die Stellungnahme der Presse des befreundeten, des neutralen und des feindlichen Auslandes zum deutschen Recht auf kolonialen Besitz. Ein in seiner gedrängten Form nicht immer klar verständliches Kapitel behandelt die Haltung internationaler, besonders sozialistischer Konferenzen zu den kolonialen Ansprüchen Deutschlands. Für und Wider kommt in allen Teilen des Buches unparteiisch und ohne jede eigene Stellungnahme des Verfassers zum Ausdruck. Ausschließlich die Dokumente sprechen ihre allerdings eindeutige Sprache.

In der Argumentation aller dieser Dokumente geht es letzten Endes um das Ganze der deutschen Leistung in den jungen deutschen Kolonien, um den Nachweis der kolonisatorischen Befähigung oder Nichtbefähigung Deutschlands während der kurzen Zeitspanne seiner kolonialen Praxis. Da findet die Poeschelsche Sammlung von

politischen Urkunden zur kolonialen Frage der Gegenwart eine unentbehrliche materielle Ergänzung in dem Kolonialheft der Süddeutschen Monatshefte vom August 1915. Es bringt aus der Feder erster kolonialer Autoritäten zusammenfassende Darstellungen der glänzenden deutschen Leistungen auf allen Gebieten kolonialer Betätigung.

Auf der Grundlage der in diesem Heft mustergültig für das allgemeine Verständnis zusammengerafften großartigen Ergebnisse deutschen Fleißes, deutscher Anpassungsfähigkeit und deutscher Gewissenhaftigkeit in den Kolonien fußt das unanfechtbare Recht Deutschlands auf einen kolonialen Wirkungskreis, der der deutschen Leistungsfähigkeit entspricht. In seiner ganzen Widerlichkeit hebt sich in Poeschels Werk von dem Hintergrunde dieser ehrlichen und erfolgreichen Arbeit die Heuchelei der führenden Siegerstaaten ab. Ihre offiziellen Vertreter wagen es, Deutschland eine barbarische Ausbeutung seiner Kolonien vorzuwerfen und im vollen Bewußtsein der verleumderischen und erpresserischen Absicht jedes Recht auf Kolonien abzusprechen. Zwar hat sich die führende Presse des neutralen und selbst des feindlichen Auslandes, soweit sie selbständig und objektiv ist, von dieser Vergewaltigung der Wahrheit ferngehalten. Ebenso aufrechte Persönlichkeiten außerhalb Deutschlands, selbst in den Reihen unserer Feinde, vor allem E. D. Morel, der unbeirrbare Wahrheitsfreund und Verfechter einer europäischen Verständigung in England. Auch diese Tatsache tritt in Poeschels Dokumenten klar hervor. Aber der Einfluß des gewaltigen Instrumentes einer von den feindlichen Regierungen meisterhaft geleiteten abhängigen Presse war doch so mächtig, daß die feindliche These von den barbarischen kolonialen Methoden Deutschlands Sieger blieb.

Die Beweisführnng hierfür war ebenso einfach wie für den primitiven nationalen Instinkt einleuchtend; die englische bezw. französische Kolonialherrschaft ist selbstverständlich für die kolonialen Rassen ein Segen, die Herrschaft der Deutschen, da sie Hunnen sind und ihr politisches System eine militaristische Gewaltherrschaft, eine furchtbare Geißel für die Eingeborenen. In der Diskussion von vornherein in die Verteidigung gedrängt, argumentierte demgegenüber das öffentliche Deutschland, allen voran Dr. Solf bereits 1917: Wir haben zwar die natürlichen Kinderkrankheiten junger Kolonialvölker durchgemacht, aber im großen und ganzen doch sehr tüchtiges geleistet. Daraus mußte der einfache Verstand des feindlichen und neutralen Ausländers natürlich schließen: Ja, wenn ihr das schon zugebt, so wird's in Wirklichkeit wohl erheblich schlimmer ausgesehen haben. Die politisch verhängnisvolle deutsche Objektivität, die ihren typischen Ausdruck in dem reichsverderberischen Bethmannwort von dem „Fetzen Papier" gefunden hat, tut in solchen Aeußerungen praktisch den ersten Schritt zum politischen Flagellantentum. Diese Geisteskrankheit der Nachkriegszeit tritt in der ekelhaftesten Form in der berüchtigten Rede zutage, mit der der Abgeordnete Henke am 11. Oktober 1919 in der deutschen Nationalversammlung von unseren Kolonien Abschied nahm.

Die Vertretung des deutschen Rechts auf seinen Kolonialbesitz vor der europäischen Oeffentlichkeit blieb schwächlich im Vergleich zu der brutalen Energie der feindlichen Propaganda. In Noten und Reden klammerte sich Deutschland in unbegreiflicher Armut an

fruchtbaren politischen Gedanken an die Strohhalme politischer Utopien, totgeborener Internationalismen, als welche sich die vorgeschlagene Internationalisierung der Kolonien aller Kolonialmächte, die Anrufung eines imaginären Weltgewissens und des internationalen Rechtes dem historisch-politischen Denken darstellen. So erschöpfte sich denn die deutsche Vorbeitung zur Lösung der kolonialen Fragen durch Friedenskongreß in Verteidigungen und leeren Protesten. In dem von Poeschel angeführten Notenwechsel findet sich kein einziges positives Angebot. Ebenso fehlte eine energische moralische Gegenoffensive auf die kolonialen Methoden unserer Feinde. Und es ist charakteristisch, daß der schärfste Angriff auf die Kolonialsysteme unserer Gegner, den Poeschel anführt, die der Völkerbundskonferenz vorgelegte Kolonialdenkschrift eines — polnischen Delegierten des Genfer Friedenskomitees ist.

Am 21. März 1919 setzt der Reichskolonialminister Dr. Bell dem Berichterstatter der New Yorker Evening Post das moralische Recht Deutschlands auf Rückgabe seiner Kolonien auseinander. Der Amerikaner nennt diese schönen Worte ironisch eine „erstaunliche Offenbarung“ und fragt mit Recht, wie denn solche „Großherzigkeit“ von den Verbündeten „als fraglosen Siegern“ erwartet werden könne. In der Tat: auch in Versailles hat, wie stets in der Geschichte, die Macht entschieden und die Ansprüche eines nicht auf Macht gegründeten Rechts hinweggefegt. Nur einem zu neuer Macht erstarkten Deutschland können seine kolonialen Rechte wiedererstehen. Aus Poeschels Dokumenten geht klar hervor die Pleite des Wilsonschen Verständigungsprogramms. Das uralte Vae victis des Siegers ist aus den zerflatternden Nebeln einer ideologischen Friedensphraseologie emporgetaucht und spricht seine unbarmherzige Sprache. Diese Peitsche wird in der Geschichte berufen sein, die politische Wiedergeburt Deutschlands vorzubereiten. Unter ihren Schlägen wird die gegenwärtig politisch tote, aber doch unzerstörbare Kraft des deutschen Volkes den deutschen kolonialen Ansprüchen einstmals neues Leben einhauchen.

Dr. Otto Haintz.

Politische Korrespondenz

Internationale.

Die Mehrheitssozialdemokratie hat den Entwurf eines neuen Programms ihrer Partei veröffentlicht. Alle Einzelheiten dieses Entwurfes und ebenso die Nebenumstände des Ereignisses interessieren wenig. Es hat nämlich sofort die bissigste Kritik und zwar der eigenen Parteigenossen sich über das allerdings dilettantische, weitschweifige und im Grunde verlogene Machwerk hergemacht und besonders scharf verurteilt, daß das neue Programm von verschiedenen Bearbeitern ohne gegenseitige Fühlungnahme und nicht einmal stilistisch aus einem Guß gearbeitet sei. Die Wirkung dieser Kritik könnte sein, daß das Programm, welches für den nächsten Parteitag im Herbst dieses Jahres bestimmt ist, zurückgezogen und seine Beratung und Annahme auf den Parteitag des folgenden Jahres vertagt wird. Alles dies interessiert, wie gesagt, wenig. Die Hauptsache ist, daß die Mehrheitssozialdemokratie durch diesen offiziellen Entwurf eines neuen Programmes dokumentiert hat, daß Erfurt tot ist. Wenn dagegen von bürgerlicher Seite hervorgehoben wird, daß auch das neue Programm statt originell traditionell und kompromißlerisch sei und soviel als möglich von den Erfurter Uranfängen der Partei zu retten suche, so ändert diese Kritik nichts an der Tatsache, daß das in Praxis so und so oft verleugnete Erfurter Programm nunmehr auch offiziell zu den Akten gelegt wird, und es ist gleichgültig, wie lange es noch dauern wird, bis man die letzten Eierschalen des berühmten Systems verloren hat. Im übrigen ist der „Tod von Erfurt" durch das neue Programm auch ausdrücklich zugegeben und zwar durch das Eingeständnis der Unmöglichkeit, die Sozialisierung im marxistischen Sinne durchzuführen. Ein anderer Hauptpunkt des Erfurter Programms, die Internationale des Proletariats, wird nicht in gleicher Weise als Utopie anerkannt. Dabei ist dieser Punkt von der größten gefühlsmäßigen Bedeutung. Auch war in keiner anderen Hinsicht das Erlebnis des Weltkrieges von ähnlich katastrophaler Wirkung für das marxistische Programm. Unter dem Eindruck des Widerspruches von Programm und Wirklichkeit haben mutige Sozialisten wie Lensch und Plenge versucht, die Forderung der Internationalität zu begrenzen und dem nationalen Moment im Rahmen einer proletarischen und sozialistischen Bewegung zu seinem Recht zu verhelfen. Ihre redlichen Bemühungen sind im Phrasensturm der Revolution untergegangen, dafür hat er der zweiten und einer dritten und vierten Internationale zu bescheidenen Existenzen verholfen, deren papierene Bedeutung schon durch die Zersplitterung der Bewegung, das Durcheinander und Gegeneinander der Internationalen bewiesen ist. Die pazifistische Welle, die mit Kriegsende anschwoll, hat zunächst auch die Internationale getragen; indem diese Welle abebbt, verblaßt auch wieder das Dogma der Internationalität und überwiegt die Skepsis gegenüber der Kraft, welche die Forderung internationaler Solidarität in kritischen Augenblicken haben dürfte.

Die sozialdemokratischen Parteien der kriegführenden Länder sind überall mit überwiegender Mehrheit in und für den Krieg ein-

getreten, haben Kriegskredite bewilligt und ihre kriegführenden Regierungen unterstützt. Um ihnen und den Massen ihrer Anhänger diese Haltung leichter zu machen, ist überall der Krieg als Verteidigungskrieg deklariert und mit Ideen aufgeputzt worden, die auf dem demokratischen Phrasenmarkt weltläufig waren. Der deutsche Sozialdemokrat wurde von seiner Partei für den Krieg „beurlaubt" als für einen Kreuzzug gegen den blutigen Absolutismus des Zaren, der englische, der französische Sozialdemokrat zogen wider den Militarismus des Kaisers ins Feld. Hierbei geschah fast überall ein doppelter Betrug. Diese Motivierungen waren nichts als ein Vorwand dafür, daß die Parteien außerstande waren, eine Volksbewegung zu verhindern, die ihren Ursprung und Grund in nationalen Leidenschaften hatte, statt in den diesen entgegengesetzten Parteiprinzipien. Man erfand also Motive, welche die Schwäche der Partei in bewußte Aktion umtäuschten. Umgekehrt sollte der Arbeiter, der im Sturm der Tage zu Volk und Reich stand, darüber beruhigt werden, daß er trotzdem braver Parteigenosse sein und bleiben könne.

Anfangs gab es überall nur eine verschwindende Minorität unter Führern und Anhängern der sozialistischen Parteien, welche anders dachte und treu dem Parteiprogramm den Krieg grundsätzlich verleugnete, Interessen der Humanität und der proletarischen Solidarität über die von Nationen und Staaten stellte. Bei Andauer des Krieges wuchsen freilich die Minderheiten von Tag zu Tag und zwar auf allen Seiten. Das alte internationale Programm wurde ein Magnet nicht nur für überzeugte Doktrinäre, sondern für alle seelisch und physisch Erschöpften und für diejenigen, die von den Entsetzlichkeiten des Krieges zu lebenslänglichen Pazifisten bekehrt worden waren. Es kam die Stunde der Revolutionen und Niederbrüche. In diesem Augenblick hätte überall bei den Siegern die Partei der Internationale siegen müssen, um die Revolutionen zu gewinnen und damit die Aera der internationalen Solidarität heraufzuführen. Statt dessen wurde bei den Siegerstaaten das Häuflein der Internationalen immer kleiner und kleiner, ein Abtrünniger folgte dem andern zu der Partei des schnellen nationalen Sieges und des nationalen Profits. Das war in Brest-Litowsk nicht anders als in Versailles. Um Mißverständnissen vorzubeugen betone ich hier ausdrücklich, daß es mir fern liegt, die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Versailles auf eine Stufe zu stellen; immerhin sind sie sich in den von mir ohne weiteres als berechtigt anerkannten Grundprinzipien gleich, daß die Parole der Internationalität: keine Sieger und keine Besiegten! weder bei Brest-Litowsk noch bei Versailles befolgt worden ist, wie ja diese Parole menschlich und politisch ganz undurchführbar bleibt für Völker und Staaten, die um das A und O ihrer Existenz miteinander gerungen haben. Wäre es aber der Masse, die wenige Monate nach Brest-Litowsk die Revolution in Deutschland gemacht und mitgemacht hat, um ihre Prinzipien ernst gewesen, so wäre nicht die tragische Novemberwoche sondern die Reichstagswoche für die Annahme des Friedens von Brest-Litowsk der Zeitpunkt gewesen, in der der Regierung auf die Gefahr der Revolution hin Ultimaten zu stellen gewesen wären. Ganz genau so, wie das unsere Genossen von ihren Brüdern in London, Paris und Rom anläßlich der Verhandlungen von Versailles erwartet haben. Es ist eine der feigsten Geschichtslügen, wenn die Führer der Mehr-

heitssozialdemokratie die Verantwortung für Brest-Litowsk den bürgerlichen Parteien aufladen wollen, wozu sie allerdings gezwungen sind, weil sie durch Uebernahme der Verantwortung für Brest-Litowsk ihre eigene Revolution Lügen strafen und als Verbrechen am Volk erklären würden. Man sieht also, daß zweimal das nationale Element über die Internationale der Sozialdemokratie gesiegt hat: bei Kriegsausbruch und bei Friedensschluß. Das nationale Moment war stärker als die Ueberzeugung der Doktrinäre, der Abscheu der Pazifisten und die Verzweiflung erschöpfter Massen, das nationale Moment verwandelte sehr schnell diese Müdigkeit in Siegestaumel, in welchem man alle Prinzipien über Bord warf und die nationale Interessen vertretenden Regierungen begeistert unterstützte. Wenn sich diese Führer doch zu neuen Internationalen zusammenfinden, kann die Hoffnung, daß ihr Werk größere Lebenskraft erweisen wird, als die entsprechenden Organisationen der Vergangenheit, nicht sehr groß sein.

Auch die Haltung der sozialdemokratischen Parteien in den neutralen Ländern ließ vom Standpunkt der wahren Solidarität des internationalen Proletariats viel zu wünschen übrig. Fast ausnahmslos haben die sozialdemokratischen Parteien keine vollkommen neutrale Haltung gegenüber den kriegführenden Staaten eingenommen, geschweige denn daß sie in einen heftigen Kampf gegen den Krieg an sich eingetreten wären. Hier und dort waren wohl friedensfreundliche Bestrebungen im Gange, führte der Wunsch nach Beendigung des Kriegs zu internationalen Besprechungen und schwächlichen Versuchen der Friedensvermittlung, wurden mehr oder weniger kriegsfeindliche Reden gehalten; aber das war auch alles! Irgend ein Druck auf die Regierung, die Macht der Neutralen einzusetzen und Frieden oder Waffenstillstand zu erzwingen, wurde nicht gewagt. Im Gegenteil, indem man sich überall in die Diskussion über die eigentlichen Kriegsprobleme mischte — das der Schuld am Kriege und das der Kriegsziele — trat man mit irgend einem Urteil über diese Frage aus der Neutralität schon heraus; selbst diese Diskussion wurde nicht neutral geführt, und faktisch wurde von außen- und innenpolitischen Interessen im Lande das Verhältnis der sozialdemokratischen Parteien zum Krieg bestimmt. Die hauptsächlich seefahrenden Völker (wenn sie nicht als weltwirtschaftliche Trabanten Englands wie die Norweger durch den Ubootkrieg zu wilden Hassern Deutschlands wurden) sympathisierten für das deutsche Kriegsziel von der Freiheit der Meere, das gegen England gerichtet war. So war jedenfalls die holländische und auch die dänische Sozialdemokratie heimlich auf seiten Deutschlands. Für die dänische Sozialdemokratie war ein weiterer Grund der Sympathie für Deutschlund die Tatsache, daß die dänische Bourgeoisie mit allen Fiebern ihres Herzens auf die Niederlage Deutschlands und die dadurch gegebene Revanche für 1864 wartete. Umgekehrt war in Schweden die Sozialdemokratie übermäßig „neutral", die wahre Trägerin des „demokratischen Ideals der Welt", und das alles aus Opposition gegen die bäuerlichen und bürgerlichen Parteien, die aus verschiedenen Ursachen sich Deutschland zuneigten. In der Schweiz wiederum spielten die nationalen Zugehörigkeiten der Bevölkerung eine nicht unbeträchliche Rolle und teilten auch die Sozialdemokratie wie das ganze Land in Anhänger der Mittelmächte und solche der Entente.

Ein Musterbeispiel für wahre internationale Sozialdemokratie hätten die Vereinigten Staaten abgeben sollen. Aber gerade die amerikanische Sozialdemokratie enthüllte die Fragwürdigkeit und Schwäche des internationalen Gedankens in grotesker Form. Das schildert überaus anschaulich Upton Sinclair in seinem Roman Jimmie Higgins.*) Der Held ist ein ausgesuchtes Zuchtexemplar der amerikanischen Sozialdemokratie. Im „Slum" irgend einer der großen Städte geboren, weiß er nichts mehr von Vater und Mutter und welcher Nationalität sie gewesen sind: kann es einen besseren Amerikaner geben als ihn, dessen nationale Herkunft nicht registriert ist und dessen Blut sich ihrer nicht einmal erinnert? Er wächst auf zwischen Not und Verbrechen, ganz ohne Schulbildung, so daß er eines Tages nach Jahren der Walze eine leichte Beute der sozialdemokratischen Partei wird, in deren Ortsgruppe Leesville als Arbeiter der dortigen Maschinenfabrik eingetreten ist. J. Higgins ist Idealist und reiner Tor, der Zeit und Verdienst in der Arbeit für die Organisation, für die großen Ziele von der Befreiung des Proletariats, von der Aufrichtung einer Aera der Freiheit, Menschlichkeit und Bildung opfert.

Der Krieg kam, und aus war es mit der Einigkeit nicht nur des gesamten internationalen Proletariats, sondern auch der kleinen Ortsgruppe von Leesville. Der Bindestrich-Amerikaner fand sich auch unter diesen braven amerikanischen Sozialisten. „Auf der einen Seite standen die Deutschen und Oesterreicher, die russischen Juden, die Irländer und religiösen Pazifisten, auf der anderen zwei englische Glasbläser, ein französischer Kellner und etliche Amerikaner, die wegen ihrer Schulbildung und anderer snobistischen Schwächen einer heimlichen Liebe zu John Bull verdächtigt wurden. Zwischen diesen extremen Fraktionen verharrten die übrigen Mitglieder, verwirrt, bestürzt, nach einem Ausweg aus diesem Labyrinth suchend". Dieser Ausweg bot sich anfangs in der Formel: man müsse den Krieg um des Krieges willen bekämpfen. Aber sobald die Verhältnisse eine Gelegenheit schufen; dies allgemeine Programm in Tat umzusetzen, erwies sich die Schwäche auch dieses Satzes. Die Gelegenheit war da, als sich die amerikanische Industrie auf Munitionserzeugung umstellte. Auch die Maschinenfabrik von Leesville richtet sich ein auf Produktion von Granathülsen. Was geschieht? Ueber einen leeren Protest kommen sie nicht hinaus weder die reinen Internationalisten noch die Parteigänger der Deutschen. Die große Maschine reißt sie alle mit! Man begnügt sich mit einem faulen Kompromiß und arbeitet „für den Krieg", indem man sich vorredet durch Löhne und von diesen genährte Propaganda zu wachsen zur Macht. Auf der Linie des Kampfes um den Achtstundenarbeitstag finden sich noch einmal Internationalisten, die „Jimmie Higgins" und die „Deutschen" zusammen; dieser Achtstundentag ist eine Sache, die allen in den Kram paßt, den Doktrinären, den Deutschen und der großen Masse, die dem Gesetz der Trägheit folgt. Aber der Strike für dieses schöne Ziel zerbricht überall und es gelingt, den Kampf darum elend zu kompromittieren. Wer hat den größten Nutzen von der Einschränkung der Arbeitszeit? Der

*) In deutscher Uebersetzung von Hermynia zur Mühlen erschienen in Gustav Kiepenheuers Verlag, Potsdam 1919.

Kaiser! Der Kaiser zahlt die Propaganda, zahlt die Strikes! „Agenten“ des Kaisers werden gefaßt — verurteilt; Agenten des „Kaisers“ eines phantastischen Ungeheuers, eines lebenden Nero! Der englische Verleumdungsfeldzug hatte gesiegt!

Von der Größe dieses Propagandasieges machen wir Deutschen uns immer noch keine richtige Vorstellung. Selbst Männer, die die englisch-amerikanische Pressetechnik von Grund auf kennen, durchschauen und so und so oft erlitten haben, wie dieses Ungeheuer lebendige Wahrheit tot schwieg oder in eitel Lüge verwandelte, selbst Upton Sinclair*) ließ sich täuschen. Im „Jimmie Higgins“ steht zwischen den Zeilen, daß wenn auch noch so viel gelogen worden ist von deutschen Greueln, einiges davon doch wahr sein dürfte. „Der Krieg ist eine Hölle“ und „alle Heere sind sich gleich“. Telegramme hatten gemeldet, daß bei Kriegsausbruch in Deutschland alle Führer der Sozialdemokratie erschossen worden seien. Bald stellte sich heraus, daß das eine Falschmeldung war (wir wissen aus welcher Quelle, derselben, die sich nun beeilte die deutschen Sozialdemokraten als verräterische, gefällige Leibsklaven des Kaisers zu verdächtigen). Aber die amerikanischen Genossen „vermochten es kaum zu glauben, daß die Nachricht, die sie so sehr erschüttert hatte, bloß eine schlaue Lüge der deutschen Kriegshetzer gewesen sei, zu dem Zweck erdacht, die Sozialisten Belgiens, Frankreichs und Englands zum Aufstand zu treiben und so Deutschland den Sieg zu sichern“. Unglaublich! Nicht wahr? Indessen glaubten das die Jimmie Higgins und, wie es scheint, selbst ein Upton Sinclair.

Indem die Propaganda gegen die „deutschen Greuel“ wirkte, hatte es der „demokratische“ Präsident Wilson leicht, das unmündige amerikanische Proletariat für den Krieg einzufangen. Schließlich meldeten sich deutsch-amerikanische Sozialisten als Freiwillige, um ihre Väter und Brüder aus den Klauen des Militarismus und von der „Tyrannis des Kaisers“ zu befreien. Der Präsident aber erreichte noch mehr; er, der gewählt war auf ein Programm des Friedens, führte sein Volk in den Krieg, angeblich um den Frieden zu erzwingen, den Frieden der Gerechtigkeit für die Großen und Kleinen, die Starken und Schwachen unter den Völkern, den Frieden der internationalen Demokratie, des gleichen Rechtes für alle, den Frieden des Völkerbundes. Wilson, der natürlich ein politischer Kretin ist, weil er besten Falles betrogener Betrüger, eitel, Mann der Phrase und ohne Willen ist, wird dennoch wenigstens von den Amerikanern von heute verkannt. Man sieht nicht, daß er — ein unwürdiges Instrument allerdings — dennoch den ersten Ton — einen falschen vielleicht — dennoch den ersten Ton nationaler Melodie für Amerika angeschlagen hat. Wilson — nicht Roosevelt, dessen Ehrgeiz es gewesen wäre — setzte den Amerikanismus in Wirklichkeit um, schuf die amerikanische Nation, indem er Hunderttausende junger, lebenskräftiger, blutwarmer Amerikaner auf die französischen Schlachtfelder führte, angeblich für ein Menschheitsideal, das nur der Amerikaner träumen, nur der Amerikaner verwirklichen konnte. An dem unausbleiblichen Siege härtete sich das amerikanische Nationalbewußtsein

*) Vgl. die aufregende autobiographische Studie Upton Sinclairs über den amerikanischen Journalismus, betitelt der „Sündenlohn“ — in glänzender Uebersetzung erschienen im „Neuen Geist-Verlag“ 1921.

zu dauernder Macht, die den Vater des Gedankens, Mister Wilson, zu allen Teufeln schickte, als er in Versailles nicht verstand, die sehr realen Werte des amerikanischen Krieges und Sieges als reife Frucht in die nationalen Scheuern einzubringen.

Statt also den Internationalismus unter den Völkern der Erde zu verbreiten, hat der Krieg seinen einzigen Stützpunkt, den, den das amerikanische Proletariat bot, vernichtet, hat der Krieg die amerikanische Nation gezeugt.

Das völlige Versagen der Internationale und des internationalen Gedankens ist leicht verständlich, wenn man bedenkt, wie ungleich die Größen waren, die hier miteinander im Kampfe lagen. Nationen und Staaten sind historische Größen, die aus dem Innersten des neueren Geschichtsprozesses sich gebildet haben, Größen von sehr lebendiger Kraft, die aber den Prozeß, aus welchem sie gekommen sind, fortführen. Die Internationale und das internationale Programm sind dagegen Größen rein rationeller Natur, die, günstigsten Falles, von Sympathien und Gefühlen Einzelner getragen werden, ohne daß diese in irgend einer lebendigen Form einen Treffpunkt fänden. Die ganze Theorie der Internationale setzt sich endlich einsichtslos über historische Wirklichkeiten hinweg. Dieser letzte Satz muß näher erläutert werden.

Das internationale Dogma stammt ebenso wie das demokratische aus dem Kreis von Ideen und Gefühlen der großen französischen Revolution. Deren Parole von Gleichheit und Brüderlichkeit ist von dem Leben der einzelnen Menschen auf das der Völker und Staaten übertragen worden. Diese „demokratische" Forderung ist aber ebenso unzulänglich für die Ordnung der Welt, wie sie es für das innerpolitische staatliche Leben ist. Sie entsprang aus einem ungeheuren echt romanischen Mißverständnis der europäischen Seelengeschichte.

Die Geschichte der romanisch-germanischen Völker zerfällt bis heute in zwei große Abschnitte, die sich natürlich nicht mit der überlieferten Zeiteneinteilung decken. Die große Geschichtswende liegt im 14. Jahrhundert, dessen schöpferische Bedeutung mehr und mehr erkannt zu werden beginnt. Die vielen Jahrhunderte vor diesem Einschnitt sind im ganzen genommen die Frühzeit oder das Altertum der germanisch-romanischen Völker, in welchem das gemeinsam Charakteristische die Gebundenheit des Lebens ist. Die Geschicke der Einzelnen sind bestimmt und eingeordnet in das Leben überindividueller Ideen und Ordnungen. So groß und leidenschaftlich einzelne Persönlichkeiten gewesen sein mögen, nicht ihre Kämpfe werden ausgefochten, sondern die zwischen den Ideen des Kaisertums und des Papsttums, des Imperiums und der ständischen Libertät, des städtisch-bürgerlichen Gedankens und des Adels. Das Leben selbst kennt als Zwischenstufe einer religiösen Entwicklung vom Urbeginn des Göttlichen her bis zur Wiedervereinigung des Irdischen in Gott keine Freiheit individueller Möglichkeiten, kein Recht zur Entwicklung eigenen Wertes und eigener Form. Was aber nun seit dem 14. Jahrhundert beginnt, ist der große Individuationsprozeß alles einzelnen menschlichen und gesellschaftlichen Lebens, der ausgeht von der absoluten Verzweiflung über den katastrophalen Zusammenbruch aller bis dahin geglaubten Wahrheiten, aller bis dahin bestandenen Ordnungen. Während der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, während des babylonischen Exils der

Kirche, während der Ritter- und Städtekämpfe erwacht das große Suchen und Sich-auf-sich-selbst-besinnen der noch mittelalterlichen Menschen. Jetzt erst findet die Gotik ihren leidenschaftlichen Ausdruck, indem die Münster mit Türmen und Pfeilern wie Gebetsflammen zum Himmel schießen, und die Plastik die überlieferte, bis zur Klassik geläuterte Form zerbricht, um im Grauenhaften, Phantastischen und Primitiven, im Einfältigen und Gesteigerten nach einer persönlichen Wahrheit zu suchen. Nichts anderes geschieht im mystischen Beten, Singen und Philosophieren.

Der große Individuationsprozeß stellt von der Selbstbesinnung her als erste seiner Kategorien zu jeder Zeit und für jeden Bezirk des menschlichen Lebens die „Selbstverantwortlichkeit" heraus. Indem der religiöse Mensch sich selbst verantwortlich fühlt, muß er aber gleichzeitig die „Autonomie des Glaubens" fordern, wie es seit den Tagen von Huß bis zu denen von Luther und Bach immer von neuem geschieht. Der im Denken selbstverantwortliche Mensch erzwingt sich durch Bacon die „Autonomie des Denkens" und schließlich fordert der im aufgeklärten Staat sich selbst verantwortliche Bürger des 18. Jahrhunderts die Autonomie des wirtschaftlichen Handelns. Der Kapitalismus als besondere Form der neueren Entwicklung schafft den Unternehmer. So entsteht das moderne nach allen Richtungen des Lebens nur durch sein Inneres gebundene und der Welt gegenüber befreite Individuum, entsteht als höchster kultureller Wert aus der Vollendung dieses Individuums die so oder so entwickelte Persönlichkeit.

Der menschliche Individuationsprozeß wiederholt sich im gesellschaftlichen. Die alten Stände und Berufe entwickeln sich aus öffentlich-rechtlich gebundenen Organisationen zu lebendigen geistig bestimmten sozialen Einheiten, durch die gleiche individualisierende Grundkraft der neueren Entwicklung entstehen endlich im Zusammenhang der politischen und militärischen Kämpfe die modernen Staaten und die Nationen.

Das Geheimnis aller dieser Entwicklung ist das der Differenzierung, ist das der Unterschiedenheit und der Ungleichheit aller unter einander, ist das der Eigenrechtlichkeit und damit endlich das der Auslese.

Während nun die germanische Philosophie wenigstens für den Bezirk der menschlichen Existenz diese Entwicklung theoretisch und praktisch unterbaute durch die Lehre von dem unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele, geschah im romanischen Denken das ungeheure Mißverständnis. Obgleich die Wirklichkeit nur zu erfassen war, indem jede Einheit umgrenzt und als Besonderheit synthetisch erlebt werden mußte, verfuhr das romanische Denken der Masse der Erscheinungen gegenüber durchaus analytisch und begnügte sich damit, die Einheiten als solche festzustellen. Es war das ein Verfahren, welches auf die Welt der mechanischen Vorgänge wohl angewendet werden konnte und in der Mathematik zu Hause war. Die französische Philosophie hat niemals das Problem des Individualismus unserer Kultur begriffen, hat vielmehr durch ihr mechanisch-mathematisches Denken den Individualismus gleichgesetzt oder ihn ersetzt durch einen von ihr erdachten Atomismus. Wie der physische Körper in an sich gleiche kleinste Atome zerlegbar wenigstens gedacht werden kann, so hat die französische Philosophie das gesellschaftliche

Leben aufgelöst in an sich gleiche Einheiten, die menschlichen Individuen, die damit gewissermaßen die Atome der Gesellschaft sind Aus diesem dem Individualismus unserer Kultur absolut entgegengesetzten Atomismus ist die Lehre vom gleichen Recht für alle abgeleitet und also auf diesen Atomismus die westliche Lehre von der Demokratie aufgebaut. An der Unwirklichkeit dieser Lehre, an der wirklichen grenzenlosen Verschiedenheit und Ungleichheit der Individuen ebenso wie der größeren sozialen Einheiten, Staaten und Nationen, an der lebendigen Stoßkraft dieser geschichtlichen Kräfte ist immer wieder die demokratische Lehre im Innern der Staaten ebenso wie im Leben der Völker gescheitert.

Von der Erkenntnis aus, daß Staaten und Nationen bis heute noch unzerstörbare Größen sind, haben denn auch die sozialistischen Parteien der Welt ihr Programm reduziert und umorientiert in dem Sinne etwa, daß an und für sich die Existenz der Staaten und Nationen bejaht worden ist, und nun für diese Größen ein einträchtiges, internationales, von der Demokratie geregeltes Zusammenleben gefordert wird ebenso wie für die Bürger des einzelnen Staates. Die konsequente sozialistische Theorie müßte dagegen fordern, daß diese historischen Größen und Kräfte, Völker und Nationen absterben, Platz machen der Weltherrschaft des weltgeeinten sozialistischen Proletariates. Und in der Tat hat die wenigstens theoretisch allein konsequente Richtung unter den sozialistischen Parteien, hat der Kommunismus oder Bolschewismus diese Forderungen aufgestellt, wobei übrigens als weltgeschichtliche Ironie verbucht werden muß, daß eben dieser Staat und Nationen theoretisch verleugnende Kommunismus wie der russische Bolschewismus sich zur Erreichung seiner Ziele der nationalen Leidenschaften der von ihm beglückten Völker bedient.

Ein solcher konsequenter Radikaler ist nun auch unser Jimmie Higgins, bei dessen Leben wir noch einen Augenblick verweilen wollen. Jimmie Higgins wird von der Weltkriegsmaschine grausam zermalmt. Durch den Hof des kleinen Hauses, in welchem er schließlich abseits von Kriegsindustrie als Ackerbauer lebt, geht das Gleis der Bahn, die von der benachbarten Explosionsstoffabrik ihre gefährliche Ladung zur Granathülsenfabrik führt. In diesem Hof ereignete sich die ungeheure Explosion, die Haus und Frau und Kinder von dem Erdboden vertilgt. Jimmie Higgins geht wieder auf die Walze, arbeitet hier und dort und beteiligt sich überall an syndikalistischen Sabotageakten an der für den Krieg arbeitenden Industrie. Das dauert eine Weile, bis er von neuem und zwar durch die Suggestionskraft des vor ihm paradierenden amerikanischen Militarismus eingefangen wird; als Motorradreparateur nach Frankreich kommt, die Lebensgefahr eines U-Bootangriffes unterwegs erlebt, später durch Zufall in die Frontlinie gerät, hier durch den Kampf auf Leben und Tod, Soldat und Held der Schlacht von Chateau Thierry wird. Der Verwundete wird befördert und als Leiter einer Fahrradreparaturwerkstatt nach Archangelsk transportiert. Er glaubt gegen den deutschen Militarismus, für Befreiung der Deutschen und für die Demokratie der Welt zu kämpfen und muß erfahren, daß seine Arbeit eingesetzt wird gegen den russischen Bolschewismus, gegen die „erste“ proletarische Regierung der Welt. Jimmie Higgins verfällt schnell der bolschewistischen Propaganda, wird ertappt, verurteilt und von der rohen amerikanischen Militärpolizei auf jede erlaubte und

unerlaubte Weise gefoltert, um die Quellen der russischen Propaganda zu verraten. Er widersteht trotz menschlicher Schwäche durch die Kraft der allmählich erwachenden Ekstase des Märtyrers und wird schließlich von allem Jammer der Welt durch friedlichen Irrsinn befreit.

„Der arme verrückte Jimmie Higgins wird nie mehr die öffentliche Ordnung stören, Jimmies Freunde und Anhänger jedoch, die seine Geschichte kennen, sind rasend geworden, sind von einer Tollwut besessen, die für die Gesellschaft weit gefährlicher ist. In der sozialen Revolution, die an die Tore der großen westlichen Demokratie pocht, wird es Männer und Frauen geben, die wildlodernde Bitterkeit beseelt, die jeder Gefahr trotzen und zu jeglicher Rachetat, sei sie noch so grausam, bereit sind, und die große westliche Demokratie wird staunen und nicht begreifen können, woher sie stammt."

Wir können nicht darüber urteilen, ob das, was die Grundlage unserer Entwicklung gewesen ist, unter den Kolonialverhältnissen der Vereinigten Staaten ins Gigantische entartet ist, ob der amerikanische Kapitalismus in der Tat die Bestie ist, die von den amerikanischen Sozialisten tot geschlagen werden muß und tot geschlagen werden wird, allerdings auch nur, um der Anarchie Platz zu machen, wie wir sie soeben in Sowjetrußland erleben. Nur das eine wissen wir, daß es die höchste Zeit ist, sich auf die ethischen Kräfte unserer Entwicklung zu besinnen und das lebendige Prinzip unseres Lebens, das der Individuation von den vergiftenden Wirkungen der atomistisch-demokratischen Lehre zu befreien. Wir haben diese Lehre eben gegen uns selbst angewandt gesehen; dieser Lehre vertrauend hat das deutsche Volk seine Kraft verloren und zur Strafe dafür natürlich nicht ihre versprochenen Segnungen erfahren, sondern das, was diese Lehre direkt verleugnet, die Ungerechtigkeit und die brutale Macht; Ungerechtigkeit und brutale Macht, die aber sofort zu Gerechtigkeit und Kraft werden in dem Augenblick, da auf Widerstand verzichtet und nur theoretisch von Recht, Gerechtigkeit und Freiheit gesalbadert wird. Das geschieht in Deutschland von Tag zu Tag, wenn der Reichskanzler und alle seines Gleichen gegen die grauenhafte Gewalt in Oberschlesien nichts anderes ins Feld führen als leere Proteste, während es darauf ankommt, die letzten physischen und seelischen Kräfte eines ganzen großen Volkes zusammenzunehmen, um sein eigenes nur aus seinem Innern her bestimmtes Recht ihm zu erzwingen. Dieser Kampf, den wir nicht weniger fanatisch führen dürfen als Jimmie Higgins den seinen, ist der einzige, der unsere überkommene Kultur rechtfertigen, heiligen und retten kann ebenso sehr vor den zerstörenden Wirkungen einer doch immer wieder unwirklichen, die großen, lebendigen Unterschiede verwischenden Lehre von der internationalen Gleichheit wie vor den aus dem Urgrund alles Menschlichen steigenden Mächten der Anarchie.

Walther Schotte.

Hinweise und Anzeigen

Meyers Handlexikon liegt in neu bearbeiteter Auflage vor. War schon zu bewundern, daß die 7. Auflage so bald nach Kriegsschluß erschien und auf die ungeheuren Aenderungen der Welt eingehen konnte, so stellt diese 8. Auflage einen neuen und erstaunlichen Fortschritt dar, insofern es gelungen ist, das ganze, in der 7. Auflage noch fragmentarische Weltbild in geklärter Fassung stichwortmäßig zu verarbeiten. An welchem Punkt man auch aufschlägt, ob es sich um die rechtlichen und politischen Veränderungen des Friedens von Versailles oder die kriegstechnischen Errungenschaften des Weltkrieges handelt, überall findet man, wenn nicht eine erschöpfende so doch aufklärende und weiter leitende Auskunft. Kritik im einzelnen ist möglich und sollte von den Lesern dem Herausgeber des Lexikons zur Verfügung gestellt werden, wie das von Seiten des Referenten bereits geschehen ist. Sie hier im einzelnen auszuführen, liegt kaum im Interesse des Lesers, für den wichtiger ist zu wissen, daß Meyers Handlexikon trotz aller Nöte der Kriegszeit auf der wissenschaftlichen und technischen Höhe der Vorkriegszeit steht. W. Sch.

Walther Kaskel, das neue Arbeitsrecht. Jul. Springer, Berlin 1920.

Der Verf., der auch Mitherausgeber der „Neuen Zeitschrift für Arbeitsrecht“ und zweifellos einer der besten Kenner der Materie ist, versucht in diesem Werk eine „systematische Einführung“ in das heutige Arbeitsrecht. Nach einer kurzen Einleitung, in der die Entstehung und die Quellen des neuen Arbeitsrechts — hier eine Aufzählung von 42 Gesetzen vom 4. Oktober 1918 bis 6. April 1920 — angeführt werden, wird der Stoff in 6 Teile eingeteilt: die Arbeitsbeschaffung, die Arbeitslosenfürsorge, die Arbeitsleistung, die Arbeitsverfassung, die Arbeitsstreitigkeiten und das neue Arbeitsrecht für einzelne Berufe. Der erste enthält die rechtliche Regelung von Nachkriegserscheinungen, vor allem die verschiedenen Pflichten der Arbeitgeber Kriegsteilnehmern gegenüber, der zweite Teil behandelt die rechtliche Seite der Arbeitslosenfürsorge, die Voraussetzungen und den Gegenstand des Unterstützungsanspruchs, die Krankenfürsorge der Erwerbslosen. Im dritten Teil sind natürlich vor allem die zahlreichen Bestimmungen über die Arbeitszeit von Wichtigkeit, im vierten das ganze Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920, sowie die Bestimmungen über die Berufsvereine und die gemeinsamen Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Der fünfte Teil behandelt besonders das Schlichtungswesen, der letzte endlich das Recht der Landarbeiter, während die Rechtsverhältnisse der Dienstboten, Bergleute und Heimarbeiter noch der neuen Regelung harren. Ein Anhang: Das neue internationale Arbeitsrecht, in dem die verschiedenen internationalen Einrichtungen, dann die Weiterbildung des bisherigen Rechtes durch den Friedensvertrag besprochen werden, schließt das Buch, das auch für den Nationalökonomen und überhaupt für alle, die sich mit den heutigen Arbeiterverhältnissen und ihrer rechtlichen Regelung zu befassen haben, eine ausgezeichnete Quelle der Belehrung sein wird. R. L.

Die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges. Herausg. von Th. Niemeyer und K. Strupp. IV. Band. Vereinigte Staaten von Amerika. Unterseebootkrieg. Friedensaktionen. Herausg. von Th. Niemeyer. (Jahrbuch des Völkerrechts VI. Band.) Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1920.

„Völkerrecht." Ein bitteres Gefühl steigt im Deutschen auf, wenn er das Wort liest oder hört. Im Namen des Völkerrechts wird die Tragikomödie von Leipzig befohlen. Im Glauben an ein Völkerrecht ließen wir uns auf Herrn Wilsons famose vierzehn Punkte ein, um glatt betrogen zu werden. Die Spuren dieses „Rechts" sehen wir in Oberschlesien, dem Saargebiet, Eupen-Malmedy . . . . . Und doch wird man den Kampf um die Idee nicht aufgeben dürfen, schon damit unsere Feinde nicht ein neues deutsches Debet zu dem angeblichen im Haag und dem umstrittenen in Belgien buchen können. — So muß denn auch obiges Werk als respektable Leistung gewürdigt werden. Das „Institut für internationales Recht" an der Universität Kiel unter seinem Leiter Professor Niemeyer ist ein Brennpunkt jener Bestrebungen, denen neben dem „Jahrbuch" noch zwei weitere periodische Erscheinungen (die „Zeitschrift" und die „Veröffentlichungen des Seminars für internationales Recht") dienen. Der vorliegende Band enthält auf über 300 Seiten mehr als anderthalbhundert z. T. aus schwer zu erschließenden Quellen geschöpfte „Urkunden" in der Hauptsache den „Unterseebootkrieg betreffend, sodann die Friedensaktionen der Mittelmächte, des Papstes und Wilsons, wobei der Notenwechsel zwischen diesem und Deutschland vom Herbste 1918 eingerechnet wird. Auch das Völkerbundsprogramm des Viscount Grey of Fallodon vom 11. Mai 1918 ist nicht vergessen. Sorgfältige Quellenangaben, Register der in den Urkunden vorkommenden „Staatsmänner" und dieser Urkunden selbst in chronologischer Reihenfolge runden das Bild des zuverlässigen Quellenbuchs, das auch dem Laien etwas zu sagen hat. H. O. M.

Alexander Ringleb, Valuta und Staatsbankrott als soziales Problem. Heft 2 der Sammlung „Grundbegriffe der Politik" von K. F. Köhler. Leipzig. 1920.

Diese kurze, aber gedrängte Abhandlung Dr. Ringlebs sei allen an der Aufklärung des Volkes arbeitenden Stellen, Bibliotheken, Volksbüchereien usw., Politikern und Rednern dringend empfohlen. In allgemein verständlicher Sprache werden zunächst die Grundbegriffe des Geldwesens und der Staatsgeldgebarung erörtert, die Ursachen unserer Valutanot klargelegt, schließlich wird das politische Problem des Staatsbankrotts im weiteren Rahmen der Gesundung unseres finanziellen und wirtschaftlichen Lebens behandelt. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Dr. Ringlebs über den Zusammenhang der internationalen jüdischen Demokratie mit der Weltbewegung des internationalen Proletariats und der wirtschaftlichen Weltrevolution. Dr. Ringleb erweist an überzeugenden Beispielen das Interesse der jüdischen Rasse, durch Vorspann des Proletariats und durch wirtschaftliche Weltrevolution jüdischen Zusammenschluß, jüdischen Rassenschutz auf

die Dauer gewaltsam sicher zu stellen. Ringlebs Ausführungen sind ganz ohne Haß, im Gegenteil von starkem Gefühl für die ethischen Werte des Judentums getragen. Es sind objektive Konstatierungen, durch die auch über den Wert der Begriffe Räterepublik, Demokratie usw. an sich nichts ausgesagt wird, sondern nur über die gegenwärtige geschichtliche Bedeutung der genannten politischen Formen. v. Ue.

Pontus Fahlbeck, Klasserna och samhället (Klassen und Gesellschaft) Norstedt och Söners Förlag, Stockholm 1920.

Der bekannte schwedische Gelehrte faßt die Ergebnisse seiner der Gesellschaftswissenschaft gewidmeten Forschungen in einem Werk zusammen, dessen bisher vorliegender 1. Band einen allgemeinen Teil und die Geschichte der antiken Gesellschaft enthält. Es würde zu weit führen, auf ein Werk, das fast ganz auf kritische Auseinandersetzungen verzichtet, weil es nur Grundzüge und damit viel Bekanntes bringen will, im einzelnen einzugehen. Lediglich die viel umstrittene Frage, ob oder wieweit dem Eigentum klassenbildender Wert zukommt, sei herausgegriffen. Für die primitive Ständegesellschaft — von der kulturlosen indifferenzierten Gesellschaft ganz zu schweigen — leugnet F. jeden Einfluß des Eigentums auf die Bildung der Stände. Nur persönlichen Eigenschaften hätten Priester und Häuptlinge ihre bevorzugte Stellung zu danken gehabt, die die Ansammlung größeren Besitzes erst zur Folge gehabt hätte. Dagegen sind auf der verhältnismäßig hohen Stufe der Feudalverfassung die Standesunterschiede „geradezu an das Eigentum gebunden". Man mag F. mit der Einschränkung, daß beim Feudalismus freilich der Stand und nicht das Eigentum über die soziale Bewertung entschied, so weit folgen können und wird doch, wenigstens vom Standpunkt der deutschen Geschichte ihm nicht zustimmen dürfen, wenn er behauptet, Feudalverfassungen *entstünden* in Zeiten „wo ein großes Staatswesen sich in Auflösung befindet". Ist die Feudalverfassung bei uns doch bewußte Schöpfung des erstarkenden Königtums, dessen spätere Schwäche es der Aristokratie erst ermöglicht hat, ihre Macht oft im eignen Interesse zu mißbrauchen und das Königtum in seiner Kraftlosigkeit zu erhalten. Ebensowenig kann Fs. Ansicht gelten, das neue Königtum, das seit dem späten Mittelalter entsteht, hätte die Feudalverfassung vernichtet. Am wenigsten doch in gesellschaftlicher Beziehung. An den sozialen Grundlagen des Feudalstaats hat die Monarchie festgehalten. Der Klassenstaat ist vielmehr durchaus eine Schöpfung des Bürgertums, dessen durch steigenden Besitz und Bildung gehobenes Selbstbewußtsein die Schranken des Feudalstaats durchbrochen hat. Erst jetzt hört Bevorzugung oder Benachteiligung durch Geburt auf. An die Stelle der erstarrten Stände treten die Klassen mit ihrem leichteren Wechsel in den herrschenden Schichten, und die Grundlage der Klassen ist jetzt — auch nach F. — allein das Eigentum, gemildert allein durch das Ansehen, das die geistige Bildung gewährt. Erst im Klassenstaat also ist das individualistische Eigentum von ausschlaggebender Bedeutung für den Bau der Gesellschaft geworden. M. H.

Willy Schlüter, Deutsches Tat-Denken. Anregungen zu einer Forschung und Denkweise. Oscar Laube Verlag, Dresden 1919.

Ein in der Tat ungewöhnliches Buch, wobei „ungewöhnlich“ zunächst weder Lob noch Tadel bedeuten soll. Wenn ich Schlüter recht verstanden habe, so ist das Ziel seines Buches ein praktisch-sittliches: die Herbeiführung einer Gesinnung, die, in die Tat umgesetzt, alle Gegensätze überwindet, nicht nur die im eigenen Lande, sondern die aller Völker der Erde, und die alle Kräfte zu einem einheitlichen, nicht klar bestimmten höheren Tun vereint. Wenn es richtig ist, daß klar Gedachtes sich auch klar muß darstellen lassen, dann hat Schlüter entweder nicht klar gedacht, oder aber bewußt gegen diese Regel verstoßen. Ihm genügt der Sprachschatz, der gemeinhin wissenschaftlich oder unwissenschaftlich gebräuchlich ist, nicht, und so bildet er, um seine Gedanken — (oder seine Gefühle?) — auszudrücken, fast auf jeder Seite neue Worte, neben glücklichen, auch die eigenwilligsten, unklarsten Verstümmelungen. Proben: Was ist ein „Tat-Zuck“ (S. 71)? Was ist „Tatmitte in könnens-ertätigter Raum-Schwebung“ (S. 79)? Was „Geistesmaßkunst“ (S. 243), „Tatführungs-Wohlgestalt“ (S. 247) usw. usw.? — Phrase oder Tiefsinn, ein Drittes gibt es nicht. Der Leser des Buches muß sich entscheiden. Hier sei auf das Erstere als wahrscheinlicher verwiesen. J. G.

Hermann Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Kurt Schröder, Bonn und Leipzig, 1920.

Da in den jetzigen Zeitläuften die Publikation eines größeren Werkes nicht möglich ist, müssen wir es dankbar begrüßen, daß Professor Ehrenberg wenigstens einen Teil des in langjähriger Forschungsarbeit gefundenen Materials im vorliegenden Buche veröffentlicht hat. Seine Studien sind zeitlich durch die Daten 1350 und 1450 begrenzt, lokal auf das ehemalige Deutschordensgebiet beschränkt. Sie umfassen also eine Epoche, welcher sich die deutsche Kunstgeschichtsforschung erst seit einigen Jahren zugewandt hat, um in ihr eine überraschende Fülle des Wertvollen und zu Beachtenden aufzufinden. Sie bearbeiten zugleich ein Gebiet, das bisher zu Gunsten der vielleicht glänzenderen Erscheinung des deutschen Südens vernachlässigt wurde. Hermann Ehrenbergs Arbeit scheint geeignet, die Forschung hinsichtlich der Malerei und Plastik in Ost- und Westpreußen auf neue Grundlagen zu stellen. Sein geschichtlicher Ueberblick über die im Deutschordensgebiet vorhandenen Kunstwerke ergibt das Bild einer reichen künstlerischen Tätigkeit von merkwürdig internationalem Charakter, bei unverkennbar deutscher Grundstimmung.

Es ist eine wehmütige Freude, sich an das gewaltige Kulturleben zu erinnern, das Preußen einst befähigte, die Leitung im deutschen Reich zu übernehmen. R. W.

Die im Februarheft (Bd. 183, S. 275 ff.) besprochenen Schriften: G. Demartial, Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit, sowie E. D. Morel, Der Schrecken am Rhein, bisher im Verlage von H. R. Engelmann, sind in 2. Auflage bei der „Deutschen Verlagsanstalt für Politik und Geschichte“ erschienen.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Reventlow, Chr. Europas Selvinord. Steen Hasselbachs Forlag. Kobenhavn.

Rupp, Elisabeth. Im Zweige. Verlag Seldwyla. Bern 1921.

Ruths, Ch. Indische Entscheidung. Verlag R. Zimmer. Stuttgart 1921.

Rutz, Ottmar. Menschheitstypen und Kunst. Diederichs Verlag. Jena 1921. Brosch. 30 M.

Salz, Arthur. Für die Wissenschaft. Drei Masken Verlag. München 1921.

Sauer, Eberhard. Osteuropa und wir. Neuwerk-Verlag. Schlachtern 1921. 10 M.

Semmig, Jeanne Berta. Die Wege eines Deutschen. Verlag C. H. Beck. München 1921. Geb. 18 M.

Sieber, Siegfried. Die Massenseele. Verlag Globus. Dresden 1918. 2 M.

von Siebert, B. Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Berlin 1921. Brosch. 70 M. Geb. 80 M.

Schroeder, Edward. Zeitschrift für deutsches Altertum. 58. Band, Heft 3/4. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1921.

Schulz, O. Th. Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Friedr. Andr. Perthes. Gotha 1921. 3 M.

Srbik, Heinrich, Ritter von. Wallensteins Ende. L. W. Seidel & Sohn. Wien 1920. 60 M.

Straffer. Taschenbuch der Wiener Börse. Straffer & Co. Wien 1921. 40 Kr.

Strindberg, August. Briefe ans Intime Theater Das Inselmeer. Ein drittes Blaubuch. Verlag Georg Müller. München 1921.

Stutzer, Emil. Deutsche Sozialgeschichte. Buchhandlung des Waisenhauses. Halle a. S. 10 M.

von Tappen. Bis zur Marne 1914. Verlag Gerhard Stalling. Oldenburg 1920. 5 M.

Teich, Walther. Die Gefangenen. Harry Wolff. Hannover 1921. 12 M.

Thedering, F. Sonne als Heilmittel. Verlag Gerhard Stalling. Oldenburg 1921. 6.60 M.

Tschierschky, S. Zur Reform der Industriekartelle. Verlag Julius Springer. Berlin 1921. 13.20 M.

Tugan-Baranowsky, Michael. Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit. Friedr. Andr. Perthes. Gotha 1921. 6 M.

Vanderlip, Frank., A. Was Europa geschehen ist. Drei Masken Verlag. München 1921. 15 M.

Venator, Hans. Unitarismus und Föderalismus. Vereinig. wissenschaftl. Verleger. Berlin 1921. 8 M.

Walther, Andreas. Das Kulturproblem der Gegenwart. Friedr. Andr. Perthes. Gotha 1921. 4 M.

Wiedenfeld, Kurt. Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Duncker & Humblot München 1920. Geh. 10 M.

Notiz.

Herr Professor Dr. G. v. Below hatte in seinem Aufsatze über „Die Hemmnisse der politischen Befähigung der Deutschen usw." Juliheft S. 19, davon gesprochen, daß die neue deutsche Verfassung „von allen ernsten Staatsrechtslehrern mit mehr oder weniger Ironie behandelt wird". Dagegen verwahrt sich Herr Professor Dr. G. Anschütz-Heidelberg in einer Zuschrift, die das Weimarer Werk *und* seine wissenschaftliche Behandlung durchaus *ernst* genommen wissen will. Nun scheint mir auch eine bis zur Ironie gehende Kritik der republikanischen Verfassung möglich, ohne daß damit der wissenschaftlichen Behandlung ihrer Probleme zu nahe getreten wird, insbesondere nicht dem trefflichen Kommentar von Anschütz selbst, der ja in unserem Juniheft seine gebührende Würdigung gefunden hat. Wenn ich v. Below recht verstanden habe, wollte sein verächtliches Urteil über die Verfassung die ernste wissenschaftliche Behandlung dieses lebenswichtigen Gegenstandes auch nicht ausschließen. Daß die politischen Urteile über Wert und Wirkung des Weimarer Werkes weit auseinandergehen, ist bei den Voraussetzungen und Bedingungen seiner Entstehung selbstverständlich. Die Form der Verurteilung ist bei v. Below die des politischen Kampfes, von dem sie auch ihre Rechtfertigung nimmt.

Walther Schotte.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.

Neues über die Ententediplomatie vor dem Weltkriege

von Botschafter a. D. Grafen Friedrich Pourtalès

Vor einigen Wochen ist eine Sammlung diplomatischer russischer Aktenstücke aus der Zeit vor dem Kriege erschienen*), welche eine wertvolle Ergänzung der bekannten Veröffentlichungen des Mitgliedes der Petersburger revolutionären Regierung, Pokrowsky,**) bilden. Enthalten diese Dokumente auch keine sensationellen Enthüllungen, so sind sie doch durch das reichhaltige neue Material, welches sie zur Vorgeschichte des Krieges bringen, von großer Bedeutung. Sie gewähren zugleich einen interessanten Einblick in das diplomatische Spiel der Ententemächte, welches der Weltkatastrophe voranging.

Die veröffentlichten Dokumente beginnen mit dem Jahre 1908, bald nach dem Abschluß der anglo-russischen Entente. In der Tat begann in diesem Augenblick ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Beziehungen der europäischen Großmächte zu einander. Mit Recht konnte der russische Außenminister Iswolsky am 23. Oktober/5. November 1908 an den russischen Botschafter in Paris schreiben, es habe sich „in der allgemeinen europäischen Situation eine radikale Veränderung vollzogen . . Unter dem Einfluß von politischen, ich möchte sogar sagen historischen, unabwendbaren Notwendigkeiten, haben sich die Mächte in zwei verschiedene Gruppen getrennt, auf der einen Seite Deutschland und Oesterreich-Ungarn, auf der anderen Rußland, Frankreich, England. Italien, durch den Dreibund gebunden, aber gleichzeitig sich zu Frankreich und zu uns hingezogen fühlend, scheint zu zögern". Mit diesen Worten hat der russische Minister die damalige Lage zutreffend geschildert, wenn es auch zweifelhaft erscheinen mag, ob wirklich „historische unabwendbare Notwendigkeiten" zu dieser Lage geführt hatten.

Ebenso kann man der Betrachtung nur zustimmen, welche Herr Iswolsky den vorstehenden Worten hinzufügt: „Diese neue Situation bietet uns große Vorteile, was Macht und Sicherheit anbelangt, aber sie enthält auch große Gefahren." Es ist wohl eine unbestreitbare Tatsache, daß vom Jahre 1907 an, als die stärkere Mächtegruppe der französisch-russisch-englischen Entente dem, besonders durch die Unzuverlässigkeit Italiens, erheblich schwächeren Dreibund gegenüber stand, der

*) Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. Herausgegeben von B. von Siebert. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin 1921. (Vorher in der Hearstpresse erschienen).

**) Aus den Geheimarchiven des Zaren, Berlin 1919.

Frieden Europas größeren Gefahren ausgesetzt war, als solange sich zwei annähernd gleich starke Gruppen gegenseitig die Wage hielten.

Der Erkenntnis dieser von Iswolsky selbst zugegebenen Gefahr war es wohl zuzuschreiben, daß in der ersten Zeit, nach Abschluß der englisch-russischen Entente, besonders von russischer Seite, um Deutschland zu beruhigen, immer wieder betont wurde, es sei zwischen Rußland und England nur eine Verständigung über Persien und einige mittelasiatische Fragen geschlossen worden, während von einer allgemeinen politischen Entente keine Rede sein könne.

Anläßlich der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren in den finnischen Schären im Juni 1909 bemühte sich Iswolsky, den deutschen Staatssekretär von Schoen davon zu überzeugen, daß das anglo-russische Einvernehmen keinen für Deutschland bedrohlichen Charakter habe. Er selbst schreibt darüber in einem vertraulichen Brief an den russischen Botschafter in Berlin vom 18. Juni/2. Juli 1909: „Ich habe die Gelegenheit benützt, um ihm (dem Staatssekretär von Schoen) nochmals positive Zusicherungen hinsichtlich der Natur unseres Uebereinkommens mit England zu geben, eines Uebereinkommens, welches keinen allgemeinen Charakter und keine gegen Deutschland gerichtete Spitze besitzt." *)

Wie sehr diese Zusicherungen mit den Tatsachen in Widerspruch standen, beweisen die neuesten Veröffentlichungen aus russischen Archiven. Diese lassen in der Tat keinen Zweifel darüber, daß die englisch-russische Entente eine Annäherung dieser beiden Mächte auf allen Gebieten der Politik bedeutete, und daß sie von vornherein eine von beiden Seiten gewollte Spitze gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn hatte. Der deutschfeindliche Charakter der Triple-Entente ging schon daraus hervor, daß jedesmal, wenn sich Anzeichen der Annäherung eines Mitgliedes derselben an Deutschland bemerkbar machten, die anderen Mitglieder sofort die größte Beunruhigung zeigten.

Beobachtete die neue Mächtegruppierung in der ersten Zeit nach ihrem Entstehen, wohl mit Rücksicht auf den damaligen Stand der russischen Rüstungen, vielleicht auch im Hinblick auf die damalige Stimmung in der öffentlichen Meinung Englands und Frankreichs, noch Vorsicht und Zurückhaltung, so tritt ihre gegen Deutschland gerichtete Spitze mit jedem Jahre klarer und rücksichtsloser hervor, bis sich endlich der Dreiverband in der

*) Wiederholt wurde ich, wenn ich in den ersten Jahren meiner Tätigkeit als Botschafter in Petersburg, bei meinen Unterredungen mit Iswolsky das Wort „Triple-Entente" brauchte, von diesem mit der Bemerkung unterbrochen, es gibt keine Triple-Entente Es gibt zwischen England und Rußland nur eine Entente über gewisse, beide Mächte nahe berührende Fragen.

letzten Zeit vor dem Kriege so einig und sicher fühlte, daß militärische Abmachungen vereinbart wurden, und ein formelles Bündnis zwischen seinen Mitgliedern in Aussicht genommen wurde.

Bei der ersten europäischen Verwicklung ernsterer Natur, der sich die Entente gegenüber befand, scheint zwischen ihren Mitgliedern nicht immer volle Einigkeit geherrscht zu haben. Iswolsky, welcher als Gegenaktion gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn, die Ansprüche Serbiens auf territoriale Kompensationen begünstigte, und dabei auf die unbedingte Unterstützung seiner Ententegenossen rechnete, fand, wie wir sehen, bei Frankreich diese Unterstützung zunächst nicht in dem erhofften Maße. Als die Lage sich im Winter 1909 zuzuspitzen begann, ließ der französische Botschafter Pichon der russischen Regierung eine Mitteilung zukommen (13./26. Februar 1909), in der er darauf hinwies, „daß die russische und französische Regierung alles tun müßten, um die Gefahr eines Konfliktes in einer Frage abzuwenden, von der die Lebensinteressen Rußlands nicht direkt berührt werden. Die französische öffentliche Meinung würde nicht verstehen, daß eine derartige Frage zu einem Kriege führen könne, an dem sich die französischen und russischen Armeen beteiligen müßten". In derselben Mitteilung heißt es weiter: „Was die serbischen Forderungen anbelangt, welche, wie allgemein anerkannt, schwerlich zu rechtfertigen sind, so haben wir Zweifel geäußert, ob es möglich sei, sie zu verwirklichen." Die Verstimmung des russischen Ministers über die zögernde Haltung des verbündeten Frankreich war um so größer, als er von dem Londoner Kabinett das Versprechen einer diplomatischen Unterstützung in der Frage der Kompensationen Serbiens und Montenegros erhalten hatte (Telegramm des russischen Botschafters in London vom 15./28. Januar 1909). Er gibt daher dieser Verstimmung dem französischen Botschafter in Petersburg mit den Worten Ausdruck, die Mitteilung des Herrn Pichon habe in Petersburg „einen peinlichen Eindruck gemacht". Erhöht wurde der Unwille Iswolskys noch dadurch, daß Herr Pichon sich einen deutschen, nach Ansicht Iswolskys von Wien aus inspirierten Vorschlag, in welchem eine direkte Auseinandersetzung zwischen Wien und Belgrad angeregt wurde, anzueignen schien. Iswolsky schreibt am 17. Februar/2. März 1909 an den russischen Botschafter in London: „Der in Berlin vorgeschlagene Text ruft, selbst mit den von Pichon vorgeschlagenen Weglassungen, ernstliche Einwendungen hervor. Der Text ist augenscheinlich in Wien redigiert worden. . . . wir können in keinem Fall diesem Manöver zustimmen . . gleicherweise unannehmbar betrachten wir den Satz: unter Verzicht auf territoriale Aspirationen außerhalb der Grenzen des Königreichs. Kein Land, so schwach und klein es sein möge,

kann eine derartige allgemeine Erklärung abgeben. Die Kabinette von Paris und London müssen auch verstehen, wie sehr die Tatsache, daß ein österreichisch-deutsches Projekt zum Ausgangspunkt der Diskussion gemacht wird, die Möglichkeit einer Versöhnung erschwert."

Iswolsky wollte also, ähnlich wie Sasonow am Vorabend des Weltkrieges, dem österreichisch-serbischen Konflikt durchaus einen europäischen Charakter geben, in der Hoffnung, daß das österreich-deutsche Bündnis sich auf einer allgemeinen Konferenz vor dem mächtigen, womöglich durch Italien verstärkten Dreiverband werde beugen müssen.

Durch seine ernsten Vorhaltungen in Paris erreichte Iswolsky, daß Pichon, von den ihm gemachten Vorwürfen „sehr betroffen", die bestimmtesten Versicherungen gab, „Frankreich werde sein Allianzverpflichtungen loyal erfüllen". Immerhin bemerkte der russische Botschafter in Paris in einem Brief an Iswolsky vom 18. Februar/3. März 1909, daß, wenn er auch keinen Grund habe, an der Aufrichtigkeit der Versicherungen Pichons zu zweifeln, in der französischen Presse vielfach der Standpunkt vertreten werde, „daß Europa in einen Krieg zu verwickeln, um eines territorialen Streifens willen, auf den Serbien duraus kein Recht hat, der verbrecherischste Wahnsinn wäre".

Wie bekannt, fand die bosnische Krisis schließlich ihre Lösung dadurch, daß auf eine von Rußland und Oesterreich gebilligte Anregung Deutschlands sämtliche Mächte ihre Zustimmung zur Anullierung des Artikels 25 des Berliner Vertrages gaben. Dieser Modus gab Rußland die Genugtuung, daß seinem Wunsche, die bosnische Frage als eine europäische zu behandeln, in gewissen Grenzen Rechnung getragen wurde.

Man erinnert sich, daß sich ein Teil der englischen und französischen Presse beeilte, den Schritt Deutschlands in Petersburg so darzustellen, als wäre er mit einer brutalen Drohung verbunden gewesen, der gegenüber das zum Kriege unvorbereitete Rußland hätte nachgeben müssen. Auch die englische Botschaft in Petersburg bemühte sich, diese Version zu verbreiten. In Wirklichkeit war, wie auch die jetzt bekannt gewordenen russischen diplomatischen Akten bestätigen, der Vorschlag Deutschlands durchaus versöhnlich und wurde in freundschaftlichem Tone übermittelt. Iswolsky selbst schreibt am 4./17. März 1909 nach Paris und London: „Der Schritt des deutschen Botschafters scheint auf Wunsch des Berliner Kabinetts hinzuweisen, ein Mittel zu finden, um die Lage zu entspannen." Er fügt hinzu: „Ich habe dem Grafen Pourtalès für die freundschaftliche Mitteilung gedankt." Später hat der Gehilfe Iswolskys, Tscharykow, den deutschen Schritt als einen „großen Dienst" bezeichnet, den Deutschland in jenem Augenblick Rußland erwiesen habe.

Trotzdem nun Iswolsky es sofort als dem russischen Interesse entsprechend erkannt hatte, die ihm von Deutschland gebaute Brücke zu betreten, wurde der deutsche Vorschlag von Frankreich und England nur zögernd angenommen. Der russische Geschäftsträger in Berlin berichtet am 13./21. März 1909: man sei in Berlin enttäuscht darüber, „daß der deutsche Schritt in London keinen Erfolg gehabt, da Grey darauf besteht, daß der (früher) in Aussicht genommene Schritt der Mächte in Belgrad der Anerkennung der österreichisch-türkischen Uebereinkunft (bezüglich der Annexion Bosniens) vorhergehen müsse". Dieses Zögern der Ententemächte verriet deutlich ihre Unzufriedenheit darüber, daß die Lösung der Krisis den zwischen Deutschland und Rußland geführten Verhandlungen zu verdanken war. Von diesem Augenblick an zeigt sich denn auch, wie ihre Hauptsorge darauf gerichtet ist zu verhindern, daß die von Deutschland zur Erhaltung des Friedens unternommene Aktion eine Annäherung zwischen Deutschland und Rußland zur Folge habe. Am 24. März/6. April 1909 weist der russische Botschafter in London in einem Telegramm auf gewisse Befürchtungen im englischen Publikum hin „hinsichtlich der zukünftigen Orientierung der russischen Politik England gegenüber". Benckendorff beeilt sich, Grey zu beruhigen, indem er ihm versichert, „daß der Schritt Deutschlands eine Handlungsweise darstelle, welche Rußland nicht leicht vergessen werde und daß, wenn die indirekte Absicht vorgelegen habe, Zwietracht zwischen Rußland einerseits und Frankreich und England andererseits zu säen, dieser Zweck sicherlich nicht erreicht worden ist".

Die Notwendigkeit eines engeren Zusammenhalts der Ententemächte und einer Verstärkung ihrer militärischen Rüstungen bildet in der Folgezeit ein Hauptthema der Berichte der diplomatischen Vertreter Rußlands bei den Ententemächten.

Der russische Botschafter in Paris weist in einem Bericht vom 19. März/1. April 1909 auf die in der französischen Presse vertretenen Ansicht hin, daß ähnlich wie Deutschland und Oesterreich jetzt einen glänzenden Sieg davongetragen hätten, auch die beiden Westmächte zusammen mit Rußland darauf bedacht sein müßten, ihre Kräfte planmäßig zu entwickeln, um . . . ihrerseits Forderungen aufzustellen, welche das politische Gleichgewicht wieder herstellen würden, nachdem es jetzt zugunsten Deutschlands und Oesterreichs verschoben worden ist".

Immer deutlicher werden die Gesichtspunkte, von denen aus fortan die Politik des Dreiverbandes geleitet werden sollte: Einerseits das Mißtrauen gegen Deutschland, von dem man annahm, daß es alles tun werde, um eine Bresche in die Einigkeit der Ententemächte zu legen, andererseits das Bestreben einer noch weiteren Erstarkung des Dreiverbandes, damit dieser imstande sei, in allen neu auftauchenden Fragen den

Dreibund zu zwingen, sich unter die Entente zu beugen. Eine solche Politik konnte nicht umhin, mit der Zeit eine elektrische Spannung in der politischen Atmosphäre Europas zu erzeugen, welche früher oder später zur Entladung führen mußte.

Wenn auch in der auf die bosnische Krisis folgenden Zeit, auf Anregung des Wiener Kabinetts, zwischen Oesterreich und Rußland Verhandlungen behufs gegenseitiger Annäherung stattfanden, und das Petersburger Kabinett zu einer solchen Annäherung auch die Hand bot, so sehen wir, daß Rußland nur Zeit gewinnen wollte, um, wie sich der russische Botschafter in Paris in einem Schreiben an Iswolsky vom 3. Februar 1910 ausdrückte, „in aller Sicherheit seine militärischen Kräfte auszubilden und sich für Ereignisse vorzubereiten, die nicht vermieden werden können".

Hatte es zwischen den beiden Verbündeten Frankreich und Rußland in der bosnischen Krisis nicht an Meinungsverschiedenheiten gefehlt, so kam es in der Folgezeit in dem Verhältnis Rußlands zu England, trotz des hergestellten Einvernehmens, wiederholt zu Unstimmigkeiten ernsterer Art, welche die Pflege der intimen Beziehungen, wie wir sehen werden, oft sehr erschwerte. Wenn es trotzdem immer wieder gelang, die beiderseitigen Interessen mit einander auszusöhnen, so war dies hauptsächlich auf den großen Wert zurückzuführen, der in den beiden Ländern die maßgebenden Persönlichkeiten auf die Aufrechterhaltung der Entente legten. Die Männer welche in Rußland nach der ersten Revolution die Richtung der auswärtigen Politik bestimmten, waren überzeugte Anhänger des Gedankens, daß erst eine Ergänzung der russisch-französischen Allianz durch ein enges Einvernehmen mit England es Rußland ermögliche, seine historische Mission zu erfüllen. Der russische Botschafter in London gibt diesem Gedanken in einem Bericht vom 26. Januar/8. Februar 1912 Ausdruck. Er beleuchtet dabei die Lage, welche sich nach seiner Ansicht, im Falle einer Auflösung der Entente mit England, für Rußland ergeben würde: „Es will mir scheinen, daß man sich in Rußland über diese Frage nicht genügend Rechenschaft gibt. Ich glaube, man nimmt zu leicht an, daß wir immer noch Deutschland haben, wenn wir England oder sogar Frankreich verlassen.*) Ich darf Eurer Exzellenz meine feste Ueberzeugung nicht verhehlen, daß dies nicht zutreffend ist, wenigstens was die Zuknft anbelangt. Deutschland würde sich endgültig auf die Seite Englands stellen. Für Rußland würde sich eine Isolierung und eine Mächtegruppierung ergeben, deren Kern

*) In der Tat gab es in Rußland Politiker, wie die ehemaligen Minister Durnowo und Graf Witte, welche Gegner des Anschlusses an England waren, und in diesem Anschluß eine große Gefahr für Rußland erblickten.

aus England und Deutschland bestehen würde, was wiederum zur unausbleiblichen Folge führen müßte, daß die russischen Interessen nicht mehr berücksichtigt werden würden."

Auch in England war das Kabinett für eine Politik des Einvernehmens mit Rußland, die Seele dieser Politik war Sir Edward Grey, welcher, wie er selbst dem russischen Botschafter versicherte (Bericht Benckendorffs an Sazonow vom 21. November/4. Dezember 1912), mit der Ententepolitik „steht und fällt". Da ein nicht unbeträchtlicher Teil der englischen öffentlichen Meinung von dem Nutzen einer solchen Politik nicht immer überzeugt, und in mehreren Fällen, wo die englischen Interessen vor dem Ententegedanken hatten zurücktreten müssen, von dem Erfolg derselben keineswegs erbaut war, so gestaltete sich die Stellung Greys wiederholt recht schwierig, was, wie wir sehen, die russische Diplomatie mit ernsten Sorgen erfüllte.

Am 26. Januar/8. Februar 1912, bald nach der Marokkokrisis, bei der England in der bekannten Weise eingegriffen hatte, schreibt der russische Botschafter in London an den russischen Außenminister Sazonow: „Vor allem aber ist das englische Publikum jetzt, da die europäischen Krisen ein Ende gefunden und die Gemüter sich beruhigt haben, erstaunt, feststellen zu müssen, daß England sich zweimal am Vorabend eines fürchterlichen Krieges befunden hat, und zwar aus Gründen, die es, in übrigens kurzsichtiger Weise, nur indirekt mit den englischen Interessen in Verbindung bringen kann. . . . Der Gedanke: wäre ein Uebereinkommen mit Deutschland nicht vorteilhafter? dringt zu mir wie ein Echo, aus einer Richtung, die ich nie erwartet hätte."

Die Reibungen in den Beziehungen zwischen England und Rußland ergaben sich besonders in den Persischen Angelegenheiten, obgleich gerade diese den Ausgangspunkt des anglo-russischen Einvernehmens gebildet hatten. Sie traten aber auch in anderen Fragen des nahen Orients hervor, in welchen, wie z. B bei der Bagdadbahn, die Interessen Rußlands und Englands sich nicht immer miteinander deckten.

In Persien war es das rücksichtslose Vorgehen Rußlands in der ihm durch das anglo-russische Uebereinkommen von 1907 zugewiesenen nördlichen Einflußsphäre, welches in England Beunruhigung erweckte. Wiederholt mahnt Benckendorff die Petersburger Regierung, den Bogen in Persien nicht zu überspannen. „Um die Entente mit England aufrechterhalten zu können", schreibt der Botschafter am 21. November/4. Dezember 1911 an den stellvertretenden russischen Außenminister Neratow, „müssen wir, meiner Ansicht nach, der englischen Regierung erklären, daß wir uns in Teheran an die englisch-russische Konvention halten werden . . ., sonst ist es sicher, daß Grey zurücktreten muß, was er auch sagen oder tun möge. . .

Ich glaube wiederholen zu müssen, der Rücktritt Greys zieht die Neuorientierung der englischen Politik nach sich. Es kann keinem Zweifel unterliegen, was dann folgen würde; gerade jetzt bereitet sich eine allgemeine Annäherung an Deutschland vor. Im Anfang mag diese Annäherung eine teilweise sein, später wird sie jedenfalls allgemein und alles andere ausschließend werden."

Die gemeinsame deutschfeindliche Richtung der Politik der Kabinette von London und Petersburg, sowie ihr gemeinsamer Wunsch, den deutschen Einfluß in Persien so viel als tunlich auszuschalten, bildet den Kitt, mit welchem es immer wieder gelingt, die Risse in der anglo-russischen Entente zu verkleistern. „England hat weniger Interesse daran", schreibt Benckendorff am 4./17. August 1910 an Sasonow, „was in Persien vor sich geht, als daran, daß es jede andere Macht außer Rußland oder England daran verhindern will, in Persien eine Rolle zu spielen. Das bezieht sich vor allem auf Deutschland und die Türkei — natürlich aus politischen Gründen."

Trotzdem kann sich die russische Diplomatie von der Besorgnis nicht frei machen, daß Deutschland die Differenzen zwischen England und Rußland wegen Persien mit Erfolg ausnutzen könnte, um einen Keil in die Entente zu treiben. Benckendorff schreibt am 9./22. November 1911: „Wenn ein Bruch in einer der englischen Ententen eintreten sollte, so würde die Politik Deutschlands einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen haben, denn dies ist ein Ziel, welches sie seit dem Bestehen dieser Ententen verfolgt. Deutschland sucht die schwache Stelle der Rüstung, und ich bin nicht abgeneigt, anzunehmen, daß es sie in Persien gefunden zu haben glaubt."

Die Verdrängung und Ausschaltung des deutschen Einflusses ist ein Thema, welches sich wie ein roter Faden durch alle Verhandlungen der Ententemächte über orientalische Dinge hindurchzieht. Man sieht aus den russischen Dokumenten, wie diesem Gesichtspunkte in der Politik der drei Ententemächte andere Rücksichten fast immer untergeordnet werden, und wie die Begleichung der unter ihnen entstehenden Differenzen vor allem immer dem Wunsche entspringt, die Einigkeit des Dreiverbandes gegenüber Deutschland nicht zu gefährden.

Wie alle deutschen Unternehmungen, so wurde auch das Bagdadprojekt sowohl von England und Frankreich, als auch von Rußland mit mißgünstigen Augen betrachtet. Die Befürchtung, „daß die Erbauung der Bagdadbahn und einer eventuellen Verbindung derselben mit zukünftigen Eisenbahnen Persiens dieses Land dem deutschen politischen Einfluß und seinen kommerziellen Unternehmungen eröffnen würden", ist, wie der russische Außenminister Iswolsky schon am 6./19. Dezember 1907 an den russischen Botschafter in London schrieb,

der Grund, „daß, wie in England und Frankreich, auch in Rußland das deutsche Projekt keine Sympathien gefunden hat". „Man kann sich jedoch nicht verhehlen", so erklärt der russische Finanzminister in einem am 1. März 1907 abgehaltenen Ministerrat, „daß wir nicht die Möglichkeit haben, die Erbauung der Bagdadbahn mit Deutschland zu verhindern." Diese Sachlage führte zu Verhandlungen zwischen den Ententemächten, bei welchen die Einmütigkeit bezüglich der Notwendigkeit einer Bekämpfung des deutschen Einflusses häufige Interessenkonflikte und gegenseitiges Mißtrauen nicht ausschloß. Als England im Begriff stand, bezüglich der Strecke Bagdad—Persischer Golf mit Deutschland zu einer Verständigung zu gelangen, erhoben sich von russischer und französischer Seite Bedenken, weil England ohne Wissen seiner Ententegenossen, einem deutschen Vorschlage entsprechend, seine Zustimmung zu der Erhöhung der türkischen Zölle und indirekt zu der Kilometergarantie für die Bagdadbahn in Aussicht gestellt hatte. Der russische Botschafter in Konstantinopel berichtet unterm 11./24. Dezember 1909 über Aeußerungen seines französischen Kollegen, welcher den Verhandlungen zwischen Deutschland und England nicht nur eine „örtliche rein türkische Bedeutung" beilegt, vielmehr in diesen Verhandlungen den ausdrücklichen Wunsch Englands und Deutschlands erblickt, „eine Entspannung ihrer jetzigen Beziehungen herbeizuführen, wozu die Bagdadbahn eine gute Gelegenheit bietet. Für Frankreich und Rußland ist die Möglichkeit einer englisch-deutschen Annäherung unvorteilhaft und schädlich."

Um das Pariser Kabinett zu beruhigen, beeilte sich Grey zu versichern, es sei mit Deutschland noch nichts fest abgemacht, und deutsche Vorschläge würden von England nicht angenommen werden, „bis wir uns mit Rußland und Frankreich verständigt haben" (Brief Sir Arthur Nicolson's an Iswolsky vom 18. November/1. Dezember 1909).

Die deutsch-englische Verständigung über die Bagdadbahn kam damals bekanntlich nicht zustande.

Wie in Rußland die englisch-deutschen Verhandlungen Mißtrauen erregten, so konnte das englische Kabinett seine Verstimmung über die bei dem Potsdamer Besuch des Zaren Nikolaus zwischen Deutschland und Rußland angeknüpften Verhandlungen nicht verbergen. Grey erblickte, wie der russische Botschafter in London am 13./26. Februar 1911 schreibt, in dem Abkommen Rußlands mit Deutschland „eine Schwächung seiner Stellung, wenn er mit Deutschland über die Bagdadbahn verhandeln müsse". In einem Bericht vom 2./15. Januar 1911 weist Benckendorff auf englische Zeitungsstimmen hin, in welchen die Besorgnis, „daß dem Dreibund ein Schlag versetzt" worden sei, zum Ausdruck kommt. Chirol, von der „Times", habe sich dem Botschafter Cambon gegenüber besorgt ausgesprochen, „er

ist auch beunruhigt, sieht nicht klar und fürchtet die Arbeit der radikalen Partei zugunsten Deutschlands". Cambon selbst habe geäußert, „daß Frankreich und England in Zukunft ganz isoliert seien". Die Stimmung in einem Teil der englischen öffentlichen Meinung erfüllt den Botschafter mit solchen Sorgen, daß er am 2./15. Januar 1911 berichtet: „Der Umschwung in der öffentlichen Meinung in England hat niemals denselben ursprünglichen und plötzlichen Charakter wie in Frankreich. Ein Umschwung ist hier immer langsam, aber vielleicht geht er tiefer. Ich fürchte vor allem den sich hartnäckig haltenden Eindruck, daß die Uebereinstimmung der drei Mächte in der Bagdadbahnfrage — eine Uebereinstimmung, der England im vorigen Jahre gewisse Opfer gebracht hat — nicht mehr völlig besteht." Die Beziehungen des deutschen Botschaftsrats von Kühlmann zur englischen Presse verursachten Benckendorff ebenfalls Beklemmungen. „Herr von Kühlmann hat in der Tat beständige Beziehungen zu hiesigen Zeitungsredaktionen. Dabei gibt er aber unumwunden zu, daß er die öffentliche Meinung für die in der nächsten Zeit zu erwartenden deutschen Vorschläge vorbereiten wolle. Ich persönlich habe keinen Zweifel, daß es sich um eine Entente générale handelt, mit Persien anfangend."

Die Grundidee der deutschen Politik erblickt der Botschafter in einem von Kaiser Wilhelm an Hardinge gerichteten Worte: „Die beiden ausschlaggebenden Faktoren in dieser Welt sind die deutsche Armee und die englische Flotte". Der Botschafter nennt diese Worte den „Appell eines mächtigen Souveräns an die britische Nation". Unter diesen Umständen hält er es für dringend geboten, daß an dem Standpunkt Greys festgehalten werde; „wir sind gebunden und können nur zu vieren handeln". Er ist auch überzeugt, daß das englische Kabinett auf diesem Standpunkt verharren wird; dies müsse sich aber auf alle Gebiete der Politik erstrecken, „die anglo-russische Entente muß die Basis der gesamten russischen Politik sein von Marokko bis China .... Sowie die Entente auf bestimmte Fragen beschränkt wird, muß England sich gezwungen sehen, die deutschen Wünsche in bezug auf Konzessionen und Teilung in Einflußsphären zu berücksichtigen, dies wird unsere Entente schrittweise ausschalten, und dann wird das englisch-deutsche Abkommen einen allgemeinen Charakter annehmen, denn eine solche Kombination hat für England eine verlockende Seite: die Möglichkeit, die Rüstungen einzuschränken." Benckendorff räumt also indirekt ein, daß das Bestehen der Entente die Einschränkung der Rüstungen und damit zugleich die Beseitigung einer großen Gefahr für den Frieden verhinderte.

Bekanntlich vergingen mehrere Monate, bis das deutsch-russische Abkommen über Persien und die Bagdadbahn endgültig formuliert und unterzeichnet wurde. Wir sehen aus den Berichten des russischen Botschafters in London, wie England

während dieser Zeit unausgesetzt bemüht ist, die Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland zu beeinflussen. Diese Berichte lassen zugleich deutlich die Vorwürfe erkennen, welche von englischer Seite immer von neuem gegen den russischen Außenminister erhoben wurden, weil er sich Deutschland gegenüber zu weit engagiert und auf die Interessen der Entente angeblich nicht genügend Rücksicht genommen habe. Einen Augenblick scheint Grey sich sogar ernstlich mit Rücktrittsabsichten getragen zu haben.

Bald nach der bosnischen Krisis tauchte der Plan der Vereinigung sämtlicher Balkanstaaten zu einem Block unter russischem Protektorat auf und wurde von Petersburg aus lebhaft gefördert. Rußland verkündete zwar, daß die Vereinigung der christlichen Staaten auf der Balkanhalbinsel rein friedliche Zwecke verfolgen solle und die Aufrechterhaltung des Status quo im nahen Orient bezwecke. „Als Beschützerin aller slavischen Interessen auf dem Balkan hat Rußland stets versucht, in den Balkanvölkern das Bewußtsein zu wecken, daß sie sich zum allgemeinen Wohl so eng wie möglich zusammenschließen müssen" (Instruktion des russischen Außenministers an die diplomatischen Vertretungen Rußlands bei den Balkanstaaten vom 22. Oktober/4. November 1909). In Wirklichkeit war es Rußland in erster Linie darum zu tun, durch die Schaffung des Balkanblocks seinem Gegner Oesterreich-Ungarn einen Schlag zu versetzen und die angeblichen Expansionsgelüste der Donaumonarchie einzudämmen. Zugleich sollte der Balkanbund dazu dienen, Rußland die Wege zur Ausbreitung seines Einflusses im Südosten Europas auf Kosten Oesterreichs zu bahnen. Den Balkanstaaten aber lag nichts ferner, als der Wunsch, den Status quo auf der Balkanhalbinsel zu befestigen; für sie war vielmehr der von Rußland geförderte Balkanbund nichts anderes als eine Erwerbsgenossenschaft zur Befriedigung ihrer eigenen Expansionsgelüste.

Die russischen Aktenstücke gewähren manchen interessanten Einblick in die Verhandlungen, welche bei der Bildung des Balkanblocks zwischen den Kabinetten von Petersburg, Belgrad und Sofia geführt wurden; sie beweisen auch, wie ängstlich man in Petersburg bemüht war, jede Annäherung zwischen den Balkanstaaten und Oesterreich-Ungarn oder Deutschland zu verhindern. Schon im Sommer 1909 zeigt sich Iswolsky beunruhigt, daß die bulgarische Regierung den Wunsch geäußert hat, es möchten aus dem Beglaubigungsschreiben des neuen serbischen Gesandten in Sofia die Worte ausgelassen werden, welche die engen Beziehungen zwischen den beiden slawischen Völkern erwähnen. Es erscheint ihm, wie aus seinem vertraulichen Schreiben an den russischen Geschäftsträger in Sofia vom 3./16. August 1909 hervorgeht, als sehr bedeutsam, „daß anscheinend Verhandlungen zwischen Bulgarien und

Oesterreich-Ungarn stattfinden." Er beauftragt den Geschäftsträger dem bulgarischen Minister zu erklären, „einen wie ungünstigen Eindruck auf uns einerseits die geheimnisvollen Beziehungen zu Wien machen und andrerseits die unliebenswürdige Haltung dem benachbarten slawischen Staate gegenüber". In einem Bericht vom 12./25. November 1910 bezeichnet es der russische Gesandte in Sofia als notwendig, „die bulgarische Politik sozusagen zu kanalisieren". Wenn Rußland gezeigt haben werde, daß seine Politik einen „national-slawischen Charakter" trägt, werde es leicht sein, „eine Vereinigung der slawischen Balkanstaaten" herbeizuführen.

Der bulgarische Ministerpräsident Geschow erzählt dem russischen Botschafter in Wien, wie dieser unter dem 9./25. Oktober 1911 berichtet, daß die russischen Gesandten in Sofia und Belgrad „energisch auf den Abschluß eines Bündnisses zwischen Bulgarien und Serbien unter dem Protektorat Rußlands bestehen . . . Geschow gibt sich vollkommen Rechenschaft, daß ein derartiger Balkanblock, in diesen unruhigen Zeiten gebildet, Oesterreich gegen Bulgarien und Serbien aufbringen muß".

Allmählich gelingt es auch den König Ferdinand von Bulgarien, wie der russenfreundliche bulgarische Minister dem russischen Gesandten in Sofia mitteilt (Bericht desselben vom 29. November/12. Dezember 1911), davon zu überzeugen, „daß zwischen Rußland, Frankreich und England dauernde enge und sich gegenseitig stützende Beziehungen unterhalten werden" und „daß die Kräfte dieser drei Mächte denen Deutschland und Oesterreichs überlegen sind".

Als schließlich dank der Bemühungen Rußlands das Abkommen zwischen Serbien und Bulgarien zustande kommt, läßt der russische Außenminister Sazonow dies Herrn Poincaré mit der „allerernstesten Bitte unbedingter Geheimhaltung" mitteilen. Er bemerkt dabei, Rußland habe durch dieses Bündnis „eine Schutzmaßregel getroffen, um sich der Erweiterung des Einflusses einer größeren Macht auf dem Balkan zu widersetzen". —

Während Rußland mit den Balkanstaaten verhandelte, um den österreichischen Einfluß auf der Balkanhalbinsel zu bekämpfen, begann es zugleich mit dem alten Gegner Oesterreichs, mit Italien engere Fühlung zu suchen. Schon während des bosnischen Krisis hatten sich die auf die gespannten Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn gegründeten Hoffnungen Rußlands, bei Italien eine Unterstützung seiner gegen Oesterreich gerichteten Politik zu finden, begründet erwiesen. Wiederholt fanden die im Winter 1909 zwischen den Mächten geführten Verhandlungen Italien auf der Seite der Gegner der Donaumonarchie. Gleich nach Beendigung der Krisis sehen wir, wie die Bemühungen Rußlands, Italien dem Dreibund abspenstig zu machen, auch von den anderen Ententemächten

unterstützt werden. Bei einer Zusammenkunft mit dem Könige von Italien in Bajä geht der König von England soweit, direkt die Frage zu berühren, welches die Haltung Italiens im Falle eines englisch-deutschen Krieges sein würde. Der russische Geschäftsträger berichtet hierüber am 9./22. Juni 1909 auf Grund von Mitteilungen des englischen Botschafters: „König Eduard hat zwei Unterredungen, die eine mit König Victor Emanuel, die andere mit Tittoni gehabt und hierbei jedesmal über dasselbe Thema gesprochen, nämlich über das Gleichgewicht in der Adria und über die Haltung Italiens im Falle eines englisch-deutschen Krieges. Der englische Botschafter hat mir versichert, daß sowohl der König, als auch Tittoni keine Antwort auf die ihnen gestellten Fragen gegeben haben, daß aber die besagte Unterredung auf beide einen großen Eindruck gemacht hat. König Viktor Emanuel hat hieraus kein Geheimnis vor Renell Rodd gemacht, als er ihn acht Tage nach der Abfahrt König Eduards im Quirinal gesprochen hat." Dem französischen Botschafter bemerkte der italienische Minister demselben Bericht zufolge, er sei erstaunt gewesen, „daß König Eduard von der Wahrscheinlichkeit eines Konfliktes zwischen England und Deutschland gesprochen habe, eine Wahrscheinlichkeit, die Tittoni bis jetzt als eine rein theoretische Frage erschienen sei. Gegenüber Barrère hat er sich aller Kommentare enthalten, ihm aber zu verstehen gegeben, wie schwer es für Italien sein werde, in einem Konflikt Partei zu ergreifen, da es nicht einfacher Zuschauer werde bleiben können".

Durch die Haltung Italiens im Winter 1909 ermutigt, tat Iswolsky noch im Herbst desselben Jahres einen Schritt zur Herbeiführung einer größeren Annäherung zwischen Rußland und Italien. Er riet dem Zaren zur Erwiderung eines mehrere Jahre vorher von König Viktor Emanuel in Peterhof gemachten Besuches und setzte es durch, daß, wie erinnerlich, bei der Reise nach Racconigi, ungeachtet des dadurch verursachten großen Umweges, die Berührung österreichischen Gebietes vermieden wurde. Ueber die Befriedigung, welche dieser Besuch in England erregte, berichtet der russische Geschäftsträger in London am 14./27. Oktober 1909, der Unterstaatssekretär habe die Reise als „außerordentlich zeitgemäß" bezeichnet. Sie sei „sowohl für Rußland als auch für England und Frankreich, aber ganz besonders für Italien ein bedeutsames Ereignis, da die Beziehungen Italiens zu Oesterreich sich merklich verschlechtern". Der Geschäftsträger spricht von dem „großen Eindruck", den die Zusammenkunft von Racconigi auf englische Regierungskreise gemacht habe, „welche der Ansicht zuzuneigen scheinen, daß Italien in Zukunft der Entente näher steht als dem Dreibund".

Der Jubel der Ententepresse über die russisch-italienische Annäherung geht dem russischen Außenminister sogar zu weit, und er läßt der deutschen Regierung durch den russischen Bot-

schafter in Berlin erklären, daß diese Annäherung keine gegen Deutschland oder Oesterreich gerichtete Spitze enthalte (vertraulicher Brief des Ministers Iswolsky an den russischen Botschafter in Berlin am 22. Oktober/4. November 1909). „Ich gehe noch weiter und zögere nicht zu erklären, daß, unserer Ansicht nach, jeglicher Versuch, das System der Allianzen, auf denen der Friede Europas so lange geruht hat, zu stürzen, eine ernste Bedrohung dieses Friedens bedeuten müßte."

In Konstantinopel rief die Monarchenbegegnung von Racconigi große Beunruhigung hervor, da man dort befürchtete, „daß Rußland und Italien sich über Kompensationen auf Kosten der Türkei geeinigt hätten, falls es möglich werden sollte, den Status quo auf dem Balkan zu erhalten" (Bericht des russischen Botschafters in Konstantinopel vom 24. Oktober/6. November 1909). Wie begründet diese Besorgnis war, sollte sich nur zu bald zeigen. Als dank den Bemühungen Rußlands die Verhandlungen zur Bildung eines Balkanbundes zum Ziele zu führen versprachen, erkannte Italien, ungeachtet der gegenteiligen Versicherungen des Petersburger Kabinetts sehr bald, daß der Block der Balkanstaaten eine Gefahr für den Status quo auf dem Balkan bilden und größere Umwälzungen in diesen Gegenden zur Folge haben würde. Die italienische Regierung beschloß daher, in Ausführung eines alten Planes zur Besetzung von Tripolis zu schreiten. Der stellvertretende russische Außenminister Neratow schreibt am 13./26. August 1911 sehr vertraulich an den russischen Geschäftsträger in Rom, der italienische Geschäftsträger in Petersburg habe ihm vertraulich mitgeteilt, „daß das römische Kabinett sich zur endgültigen Regelung der tripolitanischen Frage im jetzigen Augenblick deswegen entschlossen habe, weil es, ehe eine Aenderung der jetzigen Lage auf dem Balkan eintritt, die afrikanische Frage lösen will". Italien wußte, daß es bei diesem Unternehmen auf eine wohlwollende Haltung der Entente rechnen konnte. In der Tat mußte die Festsetzung Italiens in Lybien dazu führen, daß sich Italien immer mehr in die Abhängigkeit des Dreiverbandes begab.

Der italienisch-türkische Krieg wegen Tripolis führte allerdings bald zu Reibungen zwischen Italien und Frankreich, denn wenn auch das Pariser Kabinett den Wunsch der beiden Ententemächte teilte, Italien unter den Einfluß des Dreiverbandes zu bringen, so fürchtete es andererseits, daß Italiens Stellung am Mittelmeer durch die Festsetzung an der afrikanischen Küste zu sehr gestärkt werden könnte. „Frankreich muß darauf bedacht sein", äußerte Poincaré zum russischen Botschafter in Paris, wie dieser am 24. Mai/6. Juni 1912 berichtete, „daß Italien im Mittelmeer nicht die Herrschaft zufällt." Als die Erneuerung des Dreibundes bekannt wird, schreibt Botschafter Iswolsky am 7./20. November 1911 an Sazonow:

„Ich weiß, daß man sich im französischen Ministerium des Auswärtigen ernstlich befragt hat, ob nicht der Augenblick gekommen sei, von Italien eine kategorische Antwort zu verlangen, ob die Bestimmungen des Dreibundes mit den (im Jahre 1902 zwischen Frankreich und Italien über Mittelmeerfragen getroffenen) besonderen Abmachungen vereinbar sind."

Die Möglichkeit einer Trübung der Beziehungen zwischen Italien und Frankreich bildet während des Tripoliskrieges den Gegenstand ernster Sorgen der Ententemächte. In einem vertraulichen Schreiben des Ministers Sazonow an den Botschafter Iswolsky in Paris vom 17./30. Mai 1912 heißt es: „Die in letzter Zeit bemerkbare Verschlechterung in den französisch-italienischen Beziehungen kann uns nicht gleichgültig lassen. Wie Ihnen gut bekannt, halten wir es nicht für nützlich, auf den formalen Austritt Italiens aus dem Bestande des Dreibundes hinzuarbeiten, aber indem die jetzige Lage der Dinge äußerlich weiter bestehen bleibt, halten wir es für sehr wünschenswert, die Beziehungen des Königreichs zu Frankreich in Wirklichkeit möglichst eng zu gestalten." Also „formal" sollte Italien beim Dreibunde bleiben, in Wirklichkeit aber sich möglichst eng an die Entente anschließen. Dies klingt schon anders als die Worte Iswolskys, als dieser im Jahre 1909 jeden Versuch, das bestehende System der Allianzen zu stören, eine ernste Gefahr für den Frieden nannte.

Die italienisch-russischen Beziehungen gestalteten sich in diesen Jahren immer intimer. Am 11./24. Februar 1914 konnte der russische Botschafter in Rom, Sazonow, mitteilen, der Generalsekretär im Ministerium des Aeußeren, de Martino, habe geäußert, daß, wenn einmal die Frage der albanischen Grenze und der albanischen Anleihe geregelt sein wird, „eine noch größere Annäherung Italiens an Rußland stattfinden wird — und zwar besonders im Falle eines Krieges".

Bei den zur Beendigung des italienisch-türkischen Krieges eingeleiteten Friedensverhandlungen ergab sich für die Ententemächte eine schwierige Lage, indem ihnen einerseits daran lag, die Vermittlung zu übernehmen, um Deutschland in dieser Frage nicht die Vorhand zu überlassen, andererseits für sie die Gefahr bestand, durch Unterstützung weitgehender italienischer Forderungen die Türkei in die Arme Deutschlands zu treiben. Am 25. September/8. Oktober 1911 telegraphiert der russische Botschafter in Paris an Sazonow: „Der französische Außenminister ist mit Ihnen ganz einverstanden, daß eine Vermittlung erst möglich sein wird, wenn man in Konstantinopel die Notwendigkeit, sich auf den Standpunkt des italienischen Ultimatums zu stellen, erkannt haben wird, d. h. wenn die Türkei dem Prinzip der Okkupation von Tripolis zustimmt. Andererseits glaubt er, daß es nicht im Interesse Rußlands, Frankreichs und Englands sei, Deutschland die Vermittler-

rolle zu überlassen." Als Italien dann versucht, Rußland, England und Frankreich zu energischen Schritten in Konstantinopel zu veranlassen, um die Türkei dazu zu bringen, die Annexion von Tripolis anzuerkennen, erregt dieser Vorschlag bei den Ententemächten ernste Bedenken, welchen der russische stellvertretende Außenminister in einem Telegramm an den russischen Botschafter in Paris vom 22. Oktober/4. November 1911 mit den Worten Ausdruck gibt: „Man muß jedoch nicht vergessen, daß ein derartiger Schritt der drei genannten Mächte für Deutschland und Oesterreich sehr vorteilhaft wäre, da das Gefühl der Enttäuschung in der Türkei sich gegen die drei Ententemächte richten würde."

Eine Brüskierung der Türkei war Rußland in jenem Augenblick auch deswegen unerwünscht, weil, wie wir aus den russischen Dokumenten sehen, damals gerade ein Gedankenaustausch zwischen Petersburg und Konstantinopel in der Meerengenfrage stattfand. Die Aussichten, in dieser Frage zu einem günstigen Ergebnis zu gelangen, hatten sich für Rußland neuerdings immer günstiger gestaltet, weil jetzt auf das Einverständnis aller Mächte zu rechnen war. Selbst England, welches bei dem Abschluß der Entente sich bezüglich der Meerengenfrage zwar im allgemeinen entgegenkommend gezeigt, aber eine Aenderung der Verträge als verfrüht bezeichnet hatte, schien jetzt geneigt, diesen Standpunkt aufzugeben. „Im Jahre 1908", schreibt Benckendorff am 28. Oktober/8. November 1911 an Sazonow, „sagte Grey: dies muß und wird eines Tages geschehen, heute ist es zu früh. Er sagt heute nicht mehr: es ist zu früh. Er sagt: Ich bin bereit zu handeln."

Der Frieden zwischen Italien und der Türkei war noch nicht wieder hergestellt, als die von Rußland bei der Bildung des Balkanblockes ausgestreute Saat aufzugehen begann. Als der französische Außenminister Poincaré, im Hinblick auf eine zur Herbeiführung des Friedens zwischen Italien und der Türkei in Aussicht genommene Intervention aller europäischen Großmächte eine Uneigennützigkeitserklärung derselben vorschlägt, will Sazonow auf diesen Gedanken nicht eingehen, angeblich, „weil eine solche Erklärung von Deutschland und Oesterreich als ein beleidigendes Mißtrauen ihnen gegenüber aufgefaßt werden könnte" (Schreiben Sazonows an Iswolsky in Paris vom 31. Mai/13. Juni 1912). Der wahre Grund der Abneigung des russischen Ministers geht aus seinem späteren Schreiben an Iswolsky vom 5./18. Juni 1912 hervor: „Die Unterzeichnung eines internationalen Aktes würde sowohl von der russischen öffentlichen Meinung als auch von den slawischen Staaten so aufgefaßt werden, als ob Rußland auf seine Jahrhunderte alte Politik auf dem Balkan verzichtet."

Man wird mit der Annahme kaum fehlgehen, daß Sazonow, als er diese Worte schrieb, bereits Ereignisse auf

der Balkanhalbinsel voraussah, welche Rußland Gelegenheit geben sollten, seinen Machtbereich nach Südwesten hin zu erweitern. In der Tat wurde die Lage auf der Balkanhalbinsel im Sommer 1912 immer bedrohlicher. Am 24. Mai/6. Juni 1912 hatte schon der Botschafter Iswolsky an Sazonow geschrieben, der bulgarische Finanzminister Todorow habe sich gelegentlich eines kurzen Besuches in Paris dahin ausgesprochen, „daß eine schnelle Beendigung des italienisch-türkischen Krieges nicht im Interesse Bulgariens liege". Die Führer aller politischen Parteien in Bulgarien seien der Ansicht, „daß eine derartige Konjunktur sich lange nicht mehr wiederholen wird, und daß deshalb Bulgarien einen unverzeihlichen Fehler begehen würde, wenn es nicht den Versuch machte, dieselbe zur Erreichung seiner historischen Bestrebungen auszunutzen. . . . Ihre nächste Aufgabe erblicke die bulgarische Regierung in der Feststellung eines gemeinsamen Aktionsplanes mit den anderen Balkanstaaten."

Am 16./29. August 1912 berichtet der russische Botschafter in Konstantinopel: „Durch den geheimen Abschluß von Bündnissen ermutigt und von ihrer Uebermacht überzeugt, haben die Balkanstaaten nur den einen Gedanken, den günstigen Zeitpunkt nicht vorübergehen zu lassen und sich so bald wie möglich in den Kampf zu stürzen." Wie sehr die Balkanstaaten dabei auf das Einverständnis ihres Beschützers Rußland rechneten, geht daraus hervor, daß der russische Botschafter in demselben Bericht schreibt, er werde von den diplomatischen Vertretern fortwährend gefragt: „Wann wird Rußland endlich zu handeln anfangen?"

So nahm die Entwicklung der Dinge ein schnelleres Tempo an, als es Rußland erwartet und ihm wohl auch erwünscht war. Der Balkankrieg brach aus, und es entstand dadurch eine Lage, welche zu unabsehbaren Verwicklungen in Europa zu führen drohte. Wir sehen aus den russischen Dokumenten, wie angesichts dieser Möglichkeit die russische Diplomatie ihre Anstrengungen verdoppelt, um vor allem die Einigkeit zwischen den Ententemächten aufrecht zu erhalten, für den Fall, daß es nicht gelingen sollte, den Krieg zu lokalisieren. Liefen doch die Interessen dieser Mächte in vielen, den nahen Orient betreffenden Fragen keineswegs mit einander parallel. Besonders mußte bei etwaigen von Rußland für notwendig erachteten Maßnahmen gegen die Türkei mit den Rücksichten gerechnet werden, welche England auf seine zahlreichen mohammedanischen Untertanen zu nehmen genötigt war. Dies konnte leicht zu einer Trennung der Wege Rußlands und Englands führen. Sazonow gab sich hiervon vollkommen Rechenschaft, als er im Oktober 1912 in einem Immediatbericht, den er dem Zaren über seine Besuche in verschiedenen europäischen Hauptstädten erstattete, darauf hinwies, „daß Rußland auf die Unter-

stützung Englands nicht rechnen könne, wenn die weitere Zuspitzung der Ereignisse einen energischen Druck auf die Pforte erforderlich machen sollte".

Der russische Außenminister wird in dieser Beziehung allerdings bald beruhigt, denn die von Grey geleitete auswärtige Politik Englands war, wie die russischen Dokumente beweisen, bereit, wichtige englische Interessen zu opfern, wenn es galt, das Einvernehmen mit Rußland vor Störungen zu bewahren. Der russische Botschafter in London berichtet am 8./21. Oktober über eine Unterredung mit dem englischen Minister: „Die ganze Unterredung mit Grey ist ein Beweis, daß bei ihm im Interesse der Erhaltung der Entente ein Umschwung stattgefunden hat, und daß er entschlossen ist, der Entente zu Liebe viel größere Zugeständnisse auf Kosten der Türkei zuzulassen, als die, zu denen er bis jetzt bereit war." Am 9./22. Oktober 1912 schreibt Benckendorff: „Ich habe klar gesehen, daß folgendes Dilemma gelöst werden mußte: weitere Schonung des Khalifen in einem Maße, das mit der Entente mit Rußland unvereinbar war, oder aber Erhaltung der Entente und nur ein Minimum von Schonung des Khalifen; d. h. Verbleib des Sultans in Konstantinopel. Die Entente hat den Sieg davongetragen!"

Im Anfang des Krieges kommt es dank der von allen Mächten beobachteten Zurückhaltung, zu keinen ernsteren Meinungsverschiedenheiten. Als aber nach unerwartet raschen und großen Erfolgen bei den Balkanstaaten im Siegesübermut der Wunsch nach territorialen Erwerbungen immer deutlicher hervortritt, beginnt sich auch der Gegensatz der Interessen der Mächte stärker zu äußern, und die Gefahr eines allgemeinen Konfliktes näher zu rücken. Besonders ernst wurde, wie man sich erinnert, die Lage, als Serbien gegen die Adria vorzurücken begann und, indem es Anspruch auf einen Teil von Albanien erhob, die Absicht kund gab, sich an diesem Meere festzusetzen. Während Oesterreich-Ungarn und Italien den Standpunkt einnahmen, daß Serbien an der adriatischen Küste nicht zugelassen werden dürfe, wurde der Wunsch Serbiens von Rußland und den anderen Ententemächten mehr oder weniger unterstützt. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Rußland und Oesterreich in dieser Frage und der Verdacht der Entente, daß Oesterreich selbst auf territoriale Erwerbungen auf der Balkanhalbinsel ausgehe, führte dazu, daß die Ententemächte begannen, die Maßregeln, die nötigenfalls Oesterreich gegenüber ergriffen werden sollten, ernstlich ins Auge zu fassen. Am 25. Oktober/7. November 1912 berichtet der russische Botschafter in Paris: „Während bis jetzt Frankreich erklärt hatte, daß örtliche, sozusagen rein balkanische Ereignisse es zu keinem aktiven Handeln veranlassen könnten, scheint die französische Regierung jetzt zuzugeben, daß eine territoriale Erwerbung von Seiten

Oesterreichs auf dem Balkan das allgemeine europäische Gleichgewicht und folglich auch die eigentlichen Interessen Frankreichs berührt." Auf die Bemerkung Iswolskys, daß der Minister Poincaré, „indem er vorschlägt, gemeinsam mit uns und England über die Mittel zu beraten, die dazu dienen könnten, einer derartigen Erwerbung vorzubeugen, damit die Frage der praktischen Folge des von ihm in Aussicht genommenen Uebereinkommens aufwirft", ist Poincaré mit dieser Auslegung seiner Worte einverstanden. Der Botschafter fährt in seinem Bericht fort: „Aus seiner Antwort habe ich ersehen können, daß er sich vollkommen Rechenschaft darüber gibt, daß Frankreich auf diese Weise in eine kriegerische Aktion verwickelt werden kann." Als darauf Poincaré diese Erklärung in einem Privatbrief an Iswolsky nochmals genau formuliert, hält dies der russische Außenminister für so wichtig, daß er Iswolsky beauftragt, den Brief Poincarés ebenfalls schriftlich zu beantworten. Bezeichnenderweise fügt Sazonow aber hinzu, es erscheine angezeigt, in der Antwort „allzu kategorische Erklärungen" zu vermeiden, „wie sie sich z. B. aus dem Worte des französischen Ministers ergeben: Sich der territorialen Ausbreitung einer jeden Großmacht auf dem Balkan zu widersetzen". Die Worte erscheinen Sazonow bedenklich, „denn dies könnte sich auch auf Rußland im Gebiete der Meerengen beziehen" (sehr vertraulicher Brief Sazonows an Iswolsky vom 1./14. November 1912).

Nicht ganz so befriedigend lautete die Antwort, welche der russische Botschafter in London erhielt, als er Grey nach der Haltung fragte, die England einnehmen würde, „im Falle unsere Anstrengungen, eine österreichische Aktion zu verhindern, keinen Erfolg haben sollten". Grey wich einer direkten Antwort aus und Benckendorff kann nur melden: „Die solidarische Haltung gibt uns in dieser Hinsicht wertvolle Hinweise, aber keine positiven Tatsachen" (Telegramm Benckendorffs vom 1./14. November 1912). Ergänzend fügt der Botschafter in einem zweiten Telegramm hinzu: „Es muß bemerkt werden, daß Grey nichts gesagt hat, was darauf hindeuten könnte, daß England sich eines Eingreifens enthalten wird." Benckendorff meldet dann eine Aeußerung, die der Unterstaatssekretär Sir Arthur Nicolson dem französischen Botschafter gegenüber hat fallen lassen: „Nicolson hat Cambon mit allem Vorbehalt gesagt, daß, wenn der Dreibund im Kampfe gegen den Zweibund stände, seiner Ansicht nach England sich am Kriege beteiligen würde." In einem Briefe vom 7./20. November 1912 kommt Benckendorff wieder auf die Frage der Haltung Englands im Falle eines militärischen Einschreitens Oesterreichs gegen Serbien zurück und weist darauf hin, daß es unnütz gewesen wäre, Grey gegenüber auf dieser Frage weiter zu bestehen: „Er hatte mir genug gesagt, um mir zu beweisen, daß unter gewissen speziellen Bedingungen England in den Krieg eintreten würde. Meiner

Ansicht nach sind hierzu zwei Bedingungen nötig, erstens, daß durch ein aktives Eingreifen Frankreichs dieser Krieg zu einem allgemeinen wird; zweitens ist es durchaus notwendig, daß die Verantwortung für den Angriff auf unsere Gegner falle. Ich wiederhole, in den Augen der öffentlichen Meinung Englands und folglich auch in den Augen der englischen Regierung wird bei der jetzigen Stimmung dieses Landes der Angreifer Unrecht haben. Es wird nötig sein, diesen agressiven Charakter der österreichischen oder deutschen Politik möglichst klar hervortreten zu lassen." *)

Wir sehen also, daß schon im Herbst 1912 Rußland für den Fall, daß seine Differenzen mit Oesterreich zum bewaffneten Konflikt führten, ziemlich sicher auf die Teilnahme Englands rechnen konnte, obgleich es sich lediglich um slawische Expansionsgelüste handelte, und vitale englische Interessen in keiner Weise auf dem Spiele standen. Aber „wenn der Krieg jetzt ausbräche", so hatte Grey, wie Benckendorff am 15./28. November 1912 an Sazonow telegraphiert, dem deutschen Botschafter gesagt, „so läge der wahre Grund so viel tiefer als die sekundären Ursachen, die den Krieg hervorrufen könnten, daß er keine ernstliche Garantie erblicke, daß England und Deutschland nicht auch alle beide in den Krieg hineingezogen werden würden". Deutschland war durch sein Bündnis verpflichtet, unter Umständen in den Krieg einzutreten, während für England eine solche Verpflichtung nicht bestand. Für Rußland war daher die obige Erklärung Greys von um so größerer Bedeutung, als sie in einem Telegramm an den englischen Botschafter in Berlin ausdrücklich wiederholt wurde. Der russische Botschafter, der hiervon durch den Unterstaatssekretär Nicolson Kenntnis erhält, beeilt sich, diese für Rußland wichtige Nachricht nach Petersburg zu telegraphieren (Telegramm Benckendorffs an Sazonow am 16./29. November 1912). Er bemerkt dabei: „Die versöhnliche und freundschaftliche Form, die Grey dieser Mitteilung gegeben hat, ändert nichts an der Wichtigkeit dieser Warnung." **)

Die Ablehnung, welche ein englischer Vorschlag, Rußland möge Serbien überreden, auf territoriale Erwerbungen

---

*) Im Sommer 1914 war es wohl zweifellos Rußland, dessen Politik durch die Generalmobilmachung einen „aggressiven Charakter" annahm, dies hinderte jedoch Grey nicht, schon vor der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland die Teilnahme Englands am Kriege in Aussicht zu nehmen.

**) Man wird hier unwillkürlich daran erinnert, daß auch im Sommer 1914 als der österreichisch-russische Konflikt in ein kritisches Stadium trat, Grey es für nötig fand, dem deutschen Botschafter eine „Warnung" zu erteilen und den Vertretern der Entente hiervon Kenntnis zu geben. Die Folge war bekanntlich, daß Rußland nur noch unnachgiebiger und der Konflikt verschärft wurde.

an der Adria zu verzichten, von Seiten Sazonows fand, war vielleicht schon die Folge dieser Mitteilung *), jedenfalls deutet sie auf die Zuversicht des russischen Ministers hin, daß im äußersten Falle auf Englands Unterstützung zu rechnen sei. Schließlich mußte sich Sazonow aber doch überzeugen, daß es „nicht möglich ist, für Serbien souveräne Rechte auf einen Teil der adriatischen Küste zu erlangen" (Sazonow an den russischen Botschafter in London, 27. November/19. Dezember 1912).

Ende November 1912 hatte sich durch die Erfolge der Balkanstaaten und durch die der russischen Politik von Seiten der Ententemächte gewährte Unterstützung die Situation für Rußland so günstig gestaltet, daß der russische Botschafter in London am 11./24. November 1912 an den russischen Außenminister schreiben konnte: „Es scheint mir auch, daß wir diese Revanche (für den österreichischen Erfolg in der bosnischen Frage 1909) schon in weitgehendem Maße erreicht haben. . . . Rußland allein, und die Stellung, die es einnimmt, haben Oesterreich veranlaßt, auf sein Programm, wie es nach 1909 bestand, zu verzichten. Im Grunde genommen, bedeutet dies einen völligen Umschwung der österreichischen Politik. Ich glaube, daß, wenn die russische öffentliche Meinung eines Tages die Dinge in diesem Lichte erblicken wird, keine einzige Epoche der neueren Geschichte Rußlands ruhmvoller erscheinen wird."

Trotzdem blieb in diesem Augenblick noch ein scharfer Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich bestehen, weil Serbien auf territoriale Erwerbungen an der Adria bestand, und der russische Außenminister sich nur schweren Herzens entschließen konnte, auf eine weitere Unterstützung seines serbischen Schützlings zu verzichten. Sogar Benckendorff warnt davor, das bisherige Resultat des Balkankrieges in Frage zu stellen „und zwar wegen einer sekundären Erwägung, die mehr den Ehrgeiz als das berechtigte Interesse Serbiens betrifft" (Bericht Benckendorffs vom 11./24. November).

Schließlich kamen die Mächte bekanntlich überein, alle mit der Liquidation des Balkankrieges in Verbindung stehenden Fragen einer Botschafterkonferenz zu unterbreiten. Zunächst machte die Wahl eines Versammlungsortes dieser Konferenz einige Schwierigkeiten. In einem Telegramm vom 21. November/4. Dezember 1912 riet Botschafter Iswolsky von Paris mit der Begründung ab, „daß das tiefe Mißtrauen und der Mangel an Wohlwollen zu mir von Seiten Berlins und Wiens ein für Rußland ungünstiger Faktor wäre . . ., in London

*) Das Telegramm des russischen Außenministers, in welchem er den Botschafter in London seine Ablehnung des Greyschen Vorschlag mitteilt, ist vom 17./30. November 1912 datiert, während das Telegramm Benckendorffs über die von Grey dem deutschen Botschafter erteilte Warnung das Datum des 16./29. November 1912 trägt.

werde der farblose Mensdorff und Lichnowsky, der noch nicht Zeit gehabt hat, sich eine Stellung zu schaffen, natürlich nicht gegen den Einfluß Benckendorffs und Cambons aufkommen können". Als aber auch Deutschland sich für London ausspricht, erblickt Sazonow, wie er dem französischen Botschafter in Petersburg erklärt, sofort darin den Versuch Deutschlands, „sich England zu nähern in der Hoffnung, letzteres von dem befreundeten Rußland und Frankreich zu trennen" (Telegramm Sazonows an Benckendorff vom 6./19. Dezember 1912).

Die Konferenz trat schließlich, wie bekannt, in London zusammen. Als sein Hauptziel bezeichnete Rußland beim Beginn der Verhandlungen, „die politische und ökonomische Emanzipation Serbiens zu gewährleisten. Die Verbindung der serbischen Eisenbahnen mit den albanischen Häfen muß alle Garantien der Sicherheit und Ungestörtheit des Verkehrs durch Albanien gewährleisten. Wir sind der Ansicht, daß die Verhandlungen über die Grenzen Albaniens von der Bereitschaft Oesterreichs abhängig gemacht werden müssen, die berechtigten Interessen Serbiens zu erfüllen" (Sazonow an den russischen Botschafter in London, 26. November/9. Dezember 1912).

Diesen russischen Wünschen wurde von der Konferenz in weitgehendem Maße Rechnung getragen, und es kam schließlich, besonders auch dank der deutschen, damals von Rußland warm anerkannten vermittelnden Tätigkeit, eine Verständigung unter den Mächten zustande. Ueber die Konferenzverhandlungen selbst, den zweiten Balkankrieg und den Bukarester Frieden bringen die neuen Veröffentlichungen keine Dokumente.

Wir sahen, wie das Einvernehmen mit Frankreich und England die aktive Politik Rußlands im nahen Orient, die zum Balkankrieg führte, ermöglicht hatte, und wie Italien durch sein gutes Verhältnis zu den Ententemächten ermutigt wurde, mit der Türkei Krieg zu führen, um sich in den Besitz von Tripolis zu setzen. Auch in Frankreich trug das intime Verhältnis zu Rußland und England dazu bei, Expansionsgelüste zu wecken.

Bald nach dem Zustandekommen der Entente glaubte das Pariser Kabinett, sich über die Algesiras-Akte und über die Interessen anderer Mächte in Marokko hinwegsetzen zu können. Schon im Jahre 1908 entstanden, wie erinnerlich, zwischen Deutschland und Frankreich neue Differenzen wegen Marokko, über welche sich beide Mächte im Winter 1909 in einem Abkommen einigten. Frankreich wurde in diesem Abkommen von Deutschland eine privilegierte Stellung in Marokko eingeräumt. Bemerkenswert ist, welchen Verdacht die in diesem Sinne zwischen Paris und Berlin geführten Verhandlungen in russischen diplomatischen Kreisen erregten. Nach einem Bericht vom 28. Januar/10. Februar 1909 spricht der russische Botschafter in London seinem französischen Kollegen

gegenüber die Vermutung aus, daß bei diesem Abkommen „die deutsche Regierung den Hintergedanken verfolgt, Frankreich die engen Beziehungen zu England weniger nötig zu machen. In dieser Beziehung seien die Verhandlungen zwischen Paris und Berlin für uns nicht ohne Bedeutung". Cambon beruhigt den russischen Botschafter mit der Bemerkung, daß die marokkanische Frage im Grunde genommen nur „sekundäre und koloniale Bedeutung habe, daß aber die wahren Ursachen der Unmöglichkeit, ein wirkliches Einvernehmen zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen, viel zu tief lägen, als daß es möglich wäre, sie durch diplomatische Dokumente zu beseitigen".

Während so die russische Diplomatie die deutsch-französische Verständigung mit geteilten Gefühlen betrachtet, zeigt sie sich sofort sehr besorgt, als im Jahre 1911 infolge des rücksichtslosen Vorgehens Frankreichs in Marokko ernste Reibungen zwischen Frankreich und Spanien zu entstehen drohen. In einem Bericht vom 15./28. März 1911 nimmt der russische Botschafter in Paris auf einen Auftrag des russischen Außenministers Bezug, „dem spanischen Botschafter bei der Beilegung der Mißverständnisse zwischen Frankreich und Spanien in der Marokkofrage nach Kräften beizustehen". Iswolsky berichtet zugleich, der spanische Botschafter habe sich bei ihm beklagt, daß Frankreich immer deutlicher danach strebe, „sich Marokko endgültig zu unterwerfen, entgegen dem Geiste der Algesiras-Akte und auch der einzelnen französisch-spanischen Verträge". „Es ist sehr schwer zu sagen", bemerkt der Botschafter, „wer Recht und wer Unrecht hat. Immerhin habe ich mich in meinen Gesprächen mit Cruppi*) enthalten, irgend ein Urteil auszudrücken, und darauf hingewiesen, wie wichtig es für die allgemeinen politischen Interessen Frankreichs und Rußlands sei, die spanischen Forderungen zu befriedigen, damit sich dieses Land nicht Deutschland und dem Dreibund in die Arme wirft."

Im Frühjahr 1911 kam es, wie bekannt, wegen des französischen Vorrückens auf Fez zu einem ernsten Zerwürfnis zwischen Deutschland und Frankreich. Wir sehen aus einem Bericht des Botschafters Iswolsky vom 8./20. Mai 1911, wie die durch das Vorgehen Frankreichs hervorgerufene Lage und die zunächst abwartende Haltung Deutschlands in Pariser Ententekreisen große Beunruhigung hervorrufen. Iswolsky weist auf die „sehr gewandte und vorteilhafte Position" hin, die das Berliner Kabinett eingenommen habe, indem es, „ohne einstweilen gegen das Vorgehen Frankreichs zu protestieren, sich vorbehalte, die Algesirasakte für verletzt zu erklären".

Von Beginn der Krisis an setzt Frankreich seine ganze Hoffnung auf die Unterstützung seiner Ententegenossen. Der fran-

*) Damals französischer Außenminister.

zösische Botschafter in Berlin erklärt dem russischen Geschäftsträger, wie dieser unter dem 15./28. April 1911 berichtet, „daß in Anbetracht der Unnachgiebigkeit des Berliner Kabinetts eine für Frankreich günstige Lösung der Marokkofrage von der Unterstützung abhängen wird, die das Pariser Kabinett in seiner jetzigen schwierigen Lage bei seinen Freunden in Petersburg und London finden wird".

Wie sehr Frankreich dabei auf England zu zählen berechtigt war, geht aus einer Aeußerung hervor, die nach einem Bericht des russischen Botschafters in London vom 10./23. Mai 1911 Sir Edward Grey dem dortigen deutschen Botschafter gegenüber getan hatte, „Sir Edward hat geantwortet, daß die Abmachungen zwischen England und Frankreich ersterem die Verpflichtung auferlegen, Frankreich zu unterstützen, und daß die englische Regierung die Ansicht habe, daß Frankreich nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sei, die Interessen der Franzosen, Engländer und anderer Ausländer in der marokkanischen Hauptstadt zu schützen". Sehr bald regte sich auch der Verdacht Englands, daß Deutschland die Gelegenheit benutzen wolle, um einen Hafen am Atlantischen Ozean zu besetzen, ein Verdacht, der bei Frankreich die Hoffnung auf die englische Unterstützung nur erhöhte. Iswolsky bezeichnet es in seinem oben erwähnten Bericht vom 23. Mai 1911 als „erwähnenswert", daß sein englischer Kollege „persönlich glaubt, Deutschland warte nur den günstigen Augenblick ab, um die Algesirasakte als nicht mehr bestehend zu erklären, und um dann ein oder zwei Häfen, u. a. Mogador, zu besetzen. Dadurch wäre den englischen Interessen ein schwerer Schlag versetzt, durch den die englischen Verbindungswege mit Südafrika bedroht wären".

Als sich dann Deutschland wirklich zur Entsendung eines Kriegsschiffes nach Agadir entschloß, nahm England, wie erinnerlich, diesen Schritt zum Anlaß einer schroffen Intervention, welche schon im Sommer 1911 Europa hart an den Rand eines Krieges führte.

Im Gegensatz zu diesem Verhalten Englands muß anerkannt werden, daß Rußland, wenn es auch gewiß nicht beabsichtigte, sich gegebenenfalls seinen Pflichten als Bundesgenosse zu entziehen, damals durch Ratschläge im Sinne der Mäßigung, welche es in Paris erteilte, zur Erhaltung des Friedens beigetragen hat. Der russische Botschafter in Berlin telegraphiert am 3./16. August 1911 nach Petersburg: „Der deutsche Minister trägt mir auf, Ihnen zu sagen, wie korrekt die Haltung Rußlands bis jetzt in der Marokkofrage gewesen sei. Wenn England dem russischen Beispiele gefolgt wäre, sagte er, so wären unsere Verhandlungen mit Frankreich weiter vorgeschritten."

Das damalige Verhalten Rußlands war auf verschiedene Umstände zurückzuführen. Erstens waren Rußlands militärische

Rüstungen wohl noch nicht so weit vorgeschritten, daß es einen Krieg gerne gesehen hätte. Ferner gab sich die russische Regierung keinen Täuschungen darüber hin, daß, während in London kriegerische Stimmung herrschte, die russische öffentliche Meinung für einen Krieg wegen einer Frage, die für das russische Publikum kein Interesse hatte, wenig Verständnis zeigen würde. Dann war der im Grunde deutschfeindliche, aber entschieden friedliebende Ministerpräsident Stolypin noch am Ruder, und sein Schwager, der damals kranke Außenminister Sazonow, von Petersburg abwesend. Endlich waren die diplomatischen Vorbereitungen Rußlands auf der Balkanhalbinsel für die große, von der russischen Diplomatie als unvermeidlich angesehene Abrechnung mit Oesterreich-Ungarn noch nicht beendet.

Als schließlich auch diese Krisis eine friedliche Lösung fand, sehen wir, wie das Ereignis derselben von der russischen Diplomatie als ein großer Erfolg des Dreiverbandes gefeiert wird, der hauptsächlich dem von Deutschland nicht erwarteten kraftvollen Eingreifen Englands zuzuschreiben sei.

Schon am 19. Juli/1. August 1911 hatte der russische Botschafter in London geschrieben: „In der Tat hat man in Berlin mit England erst an zweiter Stelle gerechnet. Da das Londoner Kabinett in den Vordergrund trat, ging man in Berlin zur Drohung über. Da dies zu keinem Resultat führte, haben Vorsicht und Mäßigkeit die Oberhand gewonnen.“ Am 7./20. Dezember 1911 faßt der Botschafter Iswolsky das Schlußergebnis der Marokkokrisis mit sichtlicher Befriedigung in die Worte zusammen: „Die Krisis des Jahres 1908 wegen Bosniens hatte der öffentlichen Meinung Europas einen gewissen Mangel an Zutrauen an der Festigkeit und Wirksamkeit des Dreiverbandes gelassen. Jetzt aber hat diese Vereinigung, unter dem Einfluß historischer Notwendigkeiten entstanden, nicht nur ihre ganze Festigkeit bewiesen, sondern auch gezeigt, daß sie zugunsten der Erhaltung des allgemeinen Friedens zu handeln imstande ist. In dieser Hinsicht ist äußerst bemerkenswert, daß in den verhängnisvollen Sommertagen England, ohne mit Frankreich durch einen formellen Akt gebunden zu sein, bereit war, nicht nur seine ganze Flotte, sondern auch seine Expeditionsarmee gegen Deutschland in Bewegung zu setzen. Sollte man es nicht der Entschlossenheit der drei Ententemächte zuschreiben, daß Deutschland die Nachgiebigkeit gezeigt hat, die endlich zu der Unterzeichnung des Abkommens vom 4. November geführt hat?“

Gleich nach Beendigung des Balkankrieges sehen wir, wie Rußland seine Bemühungen wieder aufnimmt, um womöglich alle Balkanstaaten dem russischen Einfluß zu unterwerfen und zum Anschluß an die Entente zu bewegen. Vor allem galt es jetzt, auch Rumänien davon zu überzeugen, daß es seinen

Interessen durch eine Anlehnung an den Dreiverband am besten dienen würde. Der sehr gewandte und eifrige Gesandte Poklewsky wurde von Teheran nach Bukarest versetzt und suchte dort sofort mit maßgebenden russenfreundlichen Kreisen Fühlung zu nehmen. Sehr bald ist er auch in der Lage, zu berichten, eine Persönlichkeit, welche eine führende Stellung in der russischen Diplomatie eingenommen habe, sei voller Hoffnung, „daß es der russischen Diplomatie bald gelingen wird, die rumänische Regierung zu einer Kündigung des Bündnisses mit Oesterreich zu bewegen". (Sehr geheimer Brief des russischen Gesandten Poklewsky an den russischen Außenminister vom 11./24. Januar 1914.)

Mit Genugtuung weist der russische Gesandte in Belgrad am 11./24. Februar 1914 auf Aeußerungen des Königs von Rumänien, gelegentlich einer dem serbischen Ministerpräsidenten gewährten Audienz hin, in denen der Gesandte einen Beweis dafür erblickt, „daß sich in den politischen Ansichten des Monarchen ein bedeutender Wechsel vollzogen hat, da er bis dahin stets die Weisungen aus Berlin und Wien befolgt hatte".

In gleicher Weise wie in Bukarest sehen wir die russische Diplomatie auch in Sofia tätig. Dort kam es vor allem darauf an, auf die inneren Verhältnisse einzuwirken und russenfreundliche Politiker ans Ruder zu bringen. „Es ist schwierig", schreibt Minister Sazonow am 17. Februar/2. März 1914 an den russischen Gesandten in Sofia, „eine Annäherung Rußlands an Bulgarien und Bulgariens unter russischer Vermittlung an Serbien herbeizuführen, wenn nicht ein völliger Umschwung und ein Wechsel in der bulgarischen Regierung eintritt." Um dieses Ziel zu erreichen, bemüht sich das Petersburger Kabinett, mit allen Mitteln eine bulgarische Anleihe in Deutschland zu verhindern, weil deren Zustandekommen das Kabinett Radoslawow stützen und den deutschen, beziehungsweise österreichischen Einfluß in Bulgarien stützen würde. Rußland findet dabei bei seinem französischen Bundesgenossen wirksame Unterstützung, denn auch die französische Regierung ist, wie Iswolsky am 30. April/13. Mai 1914 berichtet, davon überzeugt, „daß es im Interesse sowohl Rußlands als Frankreichs liegt, nicht zuzulassen, daß Bulgarien sich dem finanziellen und folglich auch politischen Einflusse Deutschlands und Oesterreichs unterwirft".

Obgleich, wie wir gesehen haben, die Diplomatie der Entente unausgesetzt gegen Deutschland und die deutschen Interessen arbeitete, blieben die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland äußerlich gute und nahmen sogar zeitweise einen freundlichen Charakter an. Wiederholte Zusammenkünfte zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren nahmen, wie nach den uns vorliegenden russischen Dokumenten auch russischerseits bestätigt wurde, einen befriedigenden Verlauf. Trotz beruhi-

gender Erklärungen des russischen Kabinetts bei den Ententemächten riefen aber diese Monarchenzusammenkünfte jedesmal in Paris und London lebhafte Beunruhigung hervor. Am 5./18. Juni 1912 nach der Begegnung von Baltisch Port schreibt Iswolsky an Sazonow: „Im allgemeinen habe ich den Eindruck, daß dank der rechtzeitigen Erklärungen, die dem französischen Botschafter in Petersburg und durch meine Vermittlung Poincaré gegeben worden sind, die von den französischen Ministern im Anfang gezeigte Nervosität und ihr Mißtrauen vollständig beseitigt sind, und wir die Mißverständnisse nicht zu befürchten brauchen, die sich nach der Potsdamer Zusammenkunft fühlbar gemacht hatten."*)

Man erinnert sich, daß unmittelbar nach der Begegnung von Baltisch Port unter ungeheurem Lärm der französischen Presse der Welt die bevorstehende Unterzeichnung einer Marinekonvention zwischen Frankreich und Rußland verkündet wurde, und wie dann ein Besuch des damaligen französischen Ministerpräsidenten Poincaré in Petersburg von einer wilden Zeitungshetze gegen Deutschland begleitet wurde. Man erinnert sich auch, daß wenige Monate darauf der aufsehenerregende Besuch des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in Frankreich, anläßlich der dortigen Manöver, stattfand, bei welcher Gelegenheit die ihren Gemahl begleitende Großfürstin mit tränenden Augen die ihr von der Grenze aus gezeigten Türme von Metz betrachtete. Nach dem Besuch Poincarés aber schrieb Sazonow, welcher über die chauvinistische Gesinnung dieses Staatsmannes zur Genüge unterrichtet sein mußte, er habe bei seinem

*) Als im Winter 1912 der damalige russische Ministerpräsident Kokowzow einen Besuch unseres Kaisers beim Kai er Nikolaus als Erwiderung des von dem letzteren im Jahre 1910 in Potsdam abgestatteten Besuches anregte, äußerte ich Herrn Kokozow meine Zweifel darüber, ob die oft wiederholten Begegnungen beider Monarchen für die Sache des Friedens und für die deutsch-russischen Beziehungen besonders nützlich seien. Zwar habe sich bei diesen Gelegenheiten immer in erfreulicher Weise ergeben, daß zwischen Deutschland und Rußland keine so großen Gegensätze beständen, wie von den Gegnern Deutschlands behauptet werde. Auch habe sich bei den Unterredungen der deutschen Staatsmänner mit den russischen immer gezeigt, daß Deutschland bereit sei, sich über auftauchende Meinungsverschiedenheiten mit Rußland offen auszusprechen. Leider hätten aber erfahrungsgemäß die Begegnungen jedesmal eine solche Beunruhigung bei Rußlands Freunden und in Verbindung damit eine solche Pressehetze gegen Deutschland in allen drei Ententeländern hervorgerufen, daß ich mich fragen müsse, ob der dadurch angerichtete Schaden nicht größer sei als der Nutzen dieser Begegnungen. Herr Kokowzow konnte nicht umhin, die Berechtigung meiner Besorgnisse anzuerkennen, er versprach jedoch alles zu tun, um dieses Mal den unerfreulichen Folgen der von ihm als sehr wünschenswert bezeichneten Kaiserzusammenkunft vorzubeugen. Wie sehr meine Befürchtungen begründet waren, haben die Vorgänge des Sommers 1912 bewiesen.

Meinungsaustausch mit dem französischen Ministerpräsidenten den Eindruck gewonnen, „daß Rußland in Poincaré einen sicheren und verläßlichen Freund besitze, der über eine außergewöhnliche staatsmännische Klugheit und einen unbeugsamen Willen verfügt. Wenn der kritische Moment in den internationalen Beziehungen eintritt, so wäre es sehr wünschenswert, daß an der Spitze der uns verbündeten Regierung wenn nicht derselbe Poincaré, so doch eine andere Persönlichkeit steht, welche einen ebenso energischen Charakter hat, und ebenso wenig Furcht vor Verantwortlichkeit hegt wie der jetzige französische Ministerpräsident".

Die ungeheuren militärischen Rüstungen, zu denen Rußland nach den Balkankriegen schritt, und die dadurch in Deutschland hervorgerufenen Gegenmaßnahmen konnten nicht umhin, einen Schatten auf die deutsch-russischen Beziehungen zu werfen und die gewitterschwüle Atmosphäre zu erzeugen, die schon im Winter 1914 auf diesen Beziehungen lasteten. Zu der Trübung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland in den letzten Monaten vor dem Krieg hatte auch die Entsendung des deutschen General Liman von Sanders nach der Türkei als Generalinstrukteur der türkischen Armee und zugleich als Befehlshaber eines Armeekorps in Konstantinopel beigetragen. Die jetzt veröffentlichten russischen Aktenstücke bestätigen, daß die Angelegenheit Liman von Sanders, über welche in ihrem ersten Stadium in Berlin mit dem gerade auf der Durchreise dort befindlichen Ministerpräsidenten Kokowzow in versöhnlichem Geiste verhandelt wurde, erst durch die schroffe Haltung Sazonows zu einem großen politischen Zwischenfall aufgebauscht wurde. Die damalige Haltung des russischen Außenministers ist wohl nur dadurch zu erklären, daß sich Sazonow schon damals unter dem Einfluß der nationalistischen Hetzer befand, die ihm vorwarfen, daß er während der Balkankonferenz nicht genug für die Sache des Slawentums durchgesetzt habe.

Bemerkenswert ist, daß es aus Anlaß dieses Zwischenfalles wieder zu Differenzen zwischen Sazonow und Grey kam, weil dieser nach Ansicht Sazonows Rußland zu lau unterstützte. Als Grey, statt einer von Sazonow vorgeschlagenen Kollektivnote den weniger scharfen Schritt getrennter mündlicher Vorstellungen der drei Ententebotschafter bei der Pforte vorschlug, schreibt Sazonow am 19. November/3. Dezember 1913 an den russischen Botschafter in London in einem Tone, der seine gereizte Stimmung deutlich verrät: „Wenn wir nun letzten Endes gezwungen worden sind, unsere Haltung in dieser, wie schon in mehreren anderen Fragen, zu ändern, so ist dies nur dem Mangel an Zutrauen zu der Wirksamkeit der englischen Unterstützung zuzuschreiben, und zwar wird dieses Zutrauen durch derartige Handlungen Englands nur noch mehr erschüttert. Dieser Mangel an Zusammengehörigkeit und Solidarität

zwischen den drei Mächten der Entente erregt unsere ernstliche Besorgnis, denn er bildet einen organischen Fehler der Triple-Entente, welcher uns dem festen Block des Dreibundes gegenüber stets in Nachteil versetzen wird." Die Stellung Greys in dieser Frage war, wie er selbst Benckendorff zugab, durch Informationen über die Stellung des englischen Admirals Limpus in Konstantinopel sehr erschwert, da Deutschland auf die Stellung dieses Admirals hingewiesen hatte, um die Einwendungen, welche von russischer Seite gegen die dem General Liman von Sanders zugedachte Stellung erhoben wurden, als unberechtigt zurückzuweisen (Benckendorff an Sazonow 29. November/12. Dezember 1913). Die ernsten Vorhaltungen Sazonows verfehlten aber nicht, auf seinen englischen Kollegen Eindruck zu machen. Benckendorff telegraphiert am 1./14. Januar 1914: „Ich glaube, daß dieses Telegramm (ein Telegramm des englischen Geschäftsträgers über eine Unterredung mit Sazonow) Grey sehr schmerzlich berührt hat."

Die Differenz zwischen Deutschland und Rußland, während welcher das Berliner Kabinett die ganze Zeit hindurch eine ruhige und versöhnliche Haltung bewahrte, fand schließlich durch eine weitgehende Berücksichtigung der russischen Wünsche seitens Deutschlands ihre Erledigung. Der russische Botschafter in Berlin schrieb am 3./16. Januar 1914: „Ich kann nicht umhin, zu erklären, daß das Berliner Kabinett in der Tat alles ihm mögliche getan hat, um unsere berechtigten Wünsche zu erfüllen, und daß ihm dies wegen der gegen die Regierung gerichteten Zeitungskampagne nicht leicht gewesen ist." Der Botschafter verschweigt dabei, daß die Kampagne der deutschen Zeitungen nur die Abwehr maßloser Herausforderungen der russischen Presse war.

In den letzten Monaten vor dem Kriege gestaltete sich das Verhältnis der Mächte des Dreiverbandes untereinander immer intimer, und es wurde der Gedanke erwogen, die Triple-Entente in ein Bündnis umzuwandeln. Sazonow schreibt am 20. März/2. April 1914 an den russischen Botschafter in Paris: „Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Ihnen zu erklären, daß eine weitere Festigung und Ausgestaltung der sogenannten Triple-Entente, und wenn möglich ihre Umgestaltung in einen neuen Dreibund mir als eine Aufgabe der Gegenwart erscheint." Besonders erachteten die Kabinette des Dreiverbandes es für nötig, obgleich in diesem Augenblick keine akuten Differenzen zwischen den Mächten bestanden, in Vorberatungen für ein eventuelles Zusammenarbeiten ihrer militärischen Kräfte einzutreten. Nachdem im Sommer 1912 bereits zwischen Frankreich und England eine Marinekonvention abgeschlossen worden war, kamen die Ententemächte im Frühjahr 1914 überein, daß auch zwischen England und Rußland militärisch-maritime Verein-

barungen getroffen werden müßten. Botschafter Iswolsky berichtet am 27. März/9. April 1914, Doumergue*) habe sich dahin ausgesprochen, daß es leicht sein werde, Grey gegenüber „überzeugende Argumente zugunsten dieses Gedankens anzuführen, weil es ganz augenscheinlich ist, daß, da Frankreich besondere militärisch-maritime Vereinbarungen mit Rußland und England habe, dieses System durch entsprechende Vereinbarungen zwischen Rußland und England koordiniert und ergänzt werden müsse".

Nach seinem Besuch in Paris im Frühjahr 1914 kündigt Grey dem russischen Botschafter in London „den Beginn einer Phase einer noch stärkeren Annäherung an Frankreich an" (Benckendorff an Sazonow 29. April/12. Mai 1914). In Paris war aber auch der Anschluß Rußlands an die zwischen Frankreich und England bestehenden militärischen Abmachungen besprochen worden. Am 3./16. Mai 1914 berichtet Benckendorff: „Ebenso wie die einen Kriegsfall betreffenden Abmachungen mit Frankreich in erster Linie das Zusammenwirken der Armeen zum Gegenstand haben, erfordert, nach Sir Edwards Ansicht, die Natur der Dinge, daß sich die eventuellen Abmachungen mit Rußland auf die Marine beziehen." So kamen die Verhandlungen zwischen Rußland und England über eine Marinekonvention zustande, die von Grey und Sazonow damals abgeleugnet wurden, und für die jetzt durch die uns vorliegenden Dokumente neue urkundliche Beweise erbracht sind. Sazonow scheint es mit dem Abschluß der Marinekonvention besonders eilig gehabt zu haben. Er schreibt an Benckendorff am 12./25. Juni 1914: „Im jetzigen Zeitpunkt scheint es mir notwendig, die in Aussicht genommene Marinekonvention so schnell wie möglich abzuschließen."

Mit den die russisch-englischen Verhandlungen über ein Marineabkommen betreffenden Schriftstücken schließt die neue Veröffentlichung aus russischen Archiven, nachdem sie uns bis an die Schwelle des Weltkrieges geführt hat.

In Versailles hat die Entente die Behauptung aufgestellt, der Krieg sei von den Zentralmächten, ebenso wie von ihren Verbündeten, der Türkei, und Bulgarien, mit Vorbedacht geplant worden. Für diese Behauptung findet sich in den russischen Dokumenten auch nicht der Schatten eines Beweises; in denselben wird im Gegenteil wiederholt festgestellt, daß Deutschland den Frieden wünschte und einen Krieg zu vermeiden suchte. Am 3./16. Februar 1909 schrieb der russische Botschafter

*) Französischer Ministerpräsident.

in London, „daß die englische Regierung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß Deutschland den Frieden wünscht, und daß es bereit ist, im kritischen Augenblick sein ganzes Gewicht auf die Seite derjenigen Mächte zu stellen, die die Erhaltung des europäischen Friedens erstreben". Immer wieder, bis kurz vor dem Kriege, können die diplomatischen Vertreter Rußlands nicht umhin, in ihren Berichten anzuerkennen, daß Deutschland den Frieden erhalten zu sehen wünscht. Noch am 27. März/8. April 1914 spricht der russische Botschafter in Berlin seine Ueberzeugung aus, „daß das Berliner Kabinett den Standpunkt der kriegerischen Elemente Deutschlands nicht teilt, sondern es vorzieht, alle friedlichen Mittel zu versuchen, um eine Versöhnung der beiderseitigen Interessen zu erzielen". Das Mißtrauen der Ententediplomatie richtet sich, wie die russischen Dokumente zeigen, immer nur gegen das Bestreben Deutschlands, seinen wirtschaftlichen Einfluß zu erweitern, und gegen die angeblichen Bemühungen der deutschen Politik, das Einvernehmen zwischen den Ententemächten zu stören. Daß Deutschland überall, wo es dem deutschen Handel und der deutschen Industrie neue Gebiete zu erschließen suchte, auf den gemeinsamen Widerstand der Entente stieß, wird aber von dem englischen Botschafter in London in einem Bericht vom 26. Januar/8. Februar 1912 selbst zugegeben: „Es ist aber trotzdem richtig, daß jedesmal, wenn die deutsche Regierung ihre Interessen in Gebiete tragen wollte, in denen Interessen anderer Mächte bestanden, sie sich jedesmal nicht der einen oder der anderen Macht gegenübergestellt sah, sondern einer Mächtegruppe."

Wer die russischen Dokumente unbefangen liest, wird zugeben müssen, daß sie eine Reihe unwiderleglicher Beweise für die vom Dreiverband immer geleugnete Einkreisung der Zentralmächte enthalten, und daß diese, systematisch auf politischem, ökonomischem und militärischem Gebiete angestrebte Einkreisung für Deutschland und seinen Verbündeten Oesterreich-Ungarn mit jedem Jahre unerträglicher wurde. Diese Politik des Dreiverbandes wurde für den europäischen Frieden um so bedrohlicher, als im Gegensatz zu Deutschland, welches alles Interesse an der Erhaltung des status quo in Europa hatte, die Ententemächte ausgesprochen imperialistische Ziele verfolgten. Insbesondere konnten die Ziele Frankreichs und Rußlands nur auf Kosten Deutschlands und Oesterreichs erreicht werden.

Durch die Siebertsche Veröffentlichung ist der Schleier, welcher die Tätigkeit der Ententediplomatie in den Jahren vor dem Kriege vor den Augen der Welt verhüllt, von neuem

etwas gelüftet worden. Endgültig wird die Frage der Schuld am Kriege von der Geschichte erst entschieden werden können, wenn die Archive aller beteiligten Mächte geöffnet sein werden. Die schon jetzt bekannten russischen diplomatischen Aktenstücke aber, welche durch die neue Veröffentlichung v. Sieberts eine wertvolle Ergänzung gefunden haben, können uns Deutsche in der Zuversicht nur bestärken, daß diese Entscheidung nicht zuungunsten Deutschlands ausfallen, die Welt sich vielmehr eines Tages von der Ungerechtigkeit des in Versailles gegen Deutschland gefällten Urteilsspruchs überzeugen wird. —

***

Dante und die Künstler

Ansprache bei der Eröffnung der Dante-Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinett zum Andenken von Dantes 600 Todestag

von Professor Dr. Oskar Fischel

Nicht würdiger haben die Berliner Museen geglaubt, Dantes Gedächtnis feiern zu können, als durch eine Ausstellung von Illustrationen und Portraits, also durch ein temporäres Dante-Museum. Nun wissen wir wohl, daß man in Dichter-Museen meist weder den Dichter, noch die Musen trifft — aber bei dem Italiener ist die Einheit zwischen Dichtung und bildender Kunst nicht äußerlich oder zufällig, vielmehr ein höchst feierliches Thema. So wird gleich hier im alten Ausstellungssaal der blasse Elfenbeinton dieser lichten Pergamentseiten mit dem Reiz des Seltenen anmuten, so werden wir nicht ohne Erregung die schön und liebevoll geschriebenen Kolumnen mit den Terzinen des Textes in dem alten Bande stehen sehen, den man dazugesetzt hat. Was sonst nur in den Mappen wenigen Mutigen, die so weit vordrangen, zugänglich war, steht jetzt an den Wänden ausgestellt — der kostbarste Schatz dieser Schatzkammer, zwischen Dürers und Rembrandts Zeichnungen. Es ist der Dante-Codex mit Botticellis Illustrationen, geschrieben und gezeichnet für Lorenzo di Pier Francesco de'Medici, den Botticelli auf seinem Bild der Heiligen Drei Könige unter den schönen jungen Leuten im Gefolge porträtiert hat. Dieses Buch reiht sich also den Stücken aus dem Besitz der mit Kunst verwöhntesten Familie aus der glücklichsten Zeit des Quattrocento in Florenz, die in unseren Museen zusammenkamen, an. Sie haben alle zum persönlichen Adel der Qualität den ehrwürdigsten Stammbaum ihrer Herkunft — die Madonna im blauen Mantel von Filippo Lippi aus der Privatkapelle ihres Familienpalastes, die Intarsiatür, an deren wundervollen Flügeln der große Lorenzo vorüber zur Andacht schritt, das Bild Giulianos von Botticelli, das große Panbild von Signorelli bis zu dem köstlichen kleinen Ciborium mit ihrem Wappen im Kunstgewerbemuseum. Botticellis Werk ist, wie es scheint, aus der Vatikanischen Bibliothek, die Leo X. besonders bereicherte, in die Hände der Königin Christine gelangt — und war dann in der Hamilton-Sammlung; mit vielen anderen kostbarsten Manuskripten hat es von dort Friedrich Lippmann zu erobern verstanden.

Neben Botticelli haben die anderen Illustratoren den schwersten Stand. Denn Illustrieren ist Uebersetzen, und zum Uebersetzen gehört, nach Hermann Grimms Wort, daß man die Sprache, in die man übersetzt, noch besser kennt, als die,

aus der man überträgt. Wie wenige haben die Sprache der Kunst so beherrscht, daß sie den Ausdruck fanden für die Höhen und Tiefen der inneren und jenseitigen Welt dieses Dichters, und dem echten Dantefreund wird aus der Reihe dieser Illustratoren wenig Neus erstehen — wer aber nur den Genuß vieler Leser hier sucht, mit dem Finger auf den Linien des Textes und mit dem Auge auf dem Bild entlangzuschleichen, „mit bleiernen Sohlen", der wird nicht mit dem Dichter den Aufstieg zu den Sternen finden; für ihn steht unsichtbar über dieser Glastür der bekannte Spruch; denn er gehört in die Vorhölle zu Kaulbach.

Es gibt keinen Dichter, der uns so unzufrieden mit seinen Illustratoren und so anspruchsvoll macht an bildende Kunst, die sich in seinen Bann begibt und seinen Namen braucht — denn wie man ihn auch gegen die anderen Größten wägen will und mag — für die bildende Kunst hat keiner — nicht Shakespeare, nicht Goethe, nicht Beethoven — eine Mission zu erfüllen gehabt, wie er. Als Hoherpriester weiht er die neuere Kunst für ihre Bestimmung ein.

Nie ist einer der großen Dichter in gleichem Schritt und gleicher Gesinnung mit Künstlern dieses Ranges, wie Giotto, Giovanni Pisano, hervorgeschritten und verbündet gewesen — was war an Shakespeare und Goethe vergleichbares? wann und wo eine Trias verbündet wie diese?

In ihm sprach, wie in seinen Genossen die neue Zeit — zweier Zeiten Schlachtgebiet — der neue Stand des Städters in seiner glücklichen, frischesten Jugendzeit — sie alle hörten und erlebten die Offenbarungen der Natur in Worten und Gebärden des Volkes, zweihundert Jahre vor Luther — und standen auf Höhen mit weitem Blick, an Abgründen mit noch weiteren Tiefen.

Wie kann man diese Wechselwirkungen auflösen und dem Dichter oder dem Bildner das Verdienst zuschreiben, wo dieselbe Stimmung von Andacht und Entzückung von Natur und Leben, von Körper und Seelenwelt zu a l l e n S i n n e n spricht?

Ein Bild wie die trübe Frau aus Dantes Canzone 16:

und auf die Hand stützt sie —
en sulla man si posa
gleich der geknickten Rose
come succisa rosa
den nackten Arm des Schmerzens Säule.
il nudo braccio di dolor colonna.

kann bei Giotto für die klagende Magdalena, bei Giovanni Pisano für das Brüten der Sibylle stehen.

Wie ein aufgescheuchter Taubenschwarm flattern im Purgatorio die durcheinanderfahrenden Seelen — nicht anders schildert Giotto die wilde Klage der Engel um den Crucifixus in

unserem Bild. Im Pisano-Saal und vor Giottos Bildern im Kaiser-Friedrich-Museum könnten wir die Dante-Feier halten — dort wäre die Musik dazu! — und in der Stanza delle Segnatura und vor Michelangelos Jüngstem Gericht.

Denn die ihn in ihre Sprache übersetzten, mußten von seiner Terribilità einen Hauch verspürt haben — Numine afflatur —. Im Pulsschlag seiner eigenen Zeit ist das nur dem Meister des Dante-Codex in Perugia gelungen, der, wie autorisiert von ihm, seine Gestalten die Abhänge des Inferno und das Crepusculo durchwanken läßt.

Mit diesen Räumen und Distanzen erzählt er schon in der Vita nuova:

ella s'en va sentendosi lodare . . .
Sie wallt vorbei und spürt und hört ihr Lob.

und wie im zarten, intimen, so im mächtigen.

Da beugt sich Geryon zu den Dichtern hinab und es sieht aus, als wenn gegen den Garisenda ein Wolkenschatten zöge und der schiefe Turm drohte sich zu senken.

Da kommt „vexillo regis prodeunt inferni" — ein Zug Verdammter — angerast:

e dietro lui venir si lunga tratta
di gente, ch'io non avrei creduto
Che morte tante n'avesse disfatta (Inf. III 52.)

In seinem Rücken folgte ihm nach gezwungen
solch langer Zug, ich hätte nie geglaubt,
Daß je der Tod so vieles Volk verschlungen.

Und das größte Bild von allen in der Klarheit des Universums: Beatrice läßt ihn zurückblicken zur Erde, und er sieht sie unglaublich weit unter sich:

l'aiuola che ci fa tanto feroci
Tutta m'apparve da colle alle foci.

Dies Fleckchen Erde, das so wild uns macht,
Da übersah ich's ganz vom Fels zum Meere.

Kaum ein Künstler um ihn, der ihm in dieses Element folgen könnte — erst Signorelli hat den Raum so vollkommen zu beherrschen gewußt, um davon vielsagend schweigen zu können. In seiner wortkargen, markigen Gestaltung kommt er Dante von allen am nächsten. Denn der große Nürnberger Apokalyptiker hat ihn nicht illustriert.

Botticelli findet wohl für die Einzelgruppen der Verdammten und Pilgernden die ergreifendsten Bilder, aber er wird erst durch das Ewigweibliche in seiner Flugkraft frei, und die lichten Seiten des Paradiso sind sein Ruhm geworden, weil er ein echter Romantiker, genau da, wo unsere eingebildeten Romantiker, die Nazarener, mit aller Frommheit versagen.

Auch er mußte sich erst über die Sinnenwelt erheben, wie Savonarola verlangte.

Dies hat am leuchtendsten Raphael durchlebt. Er fängt an mit Entlehnungen von Szenen und Gestalten aus Dantes Dichtung und endet mit einer Umwälzung in der Dante-Erfassung, unter deren Eindruck wir heute noch stehen. Im herzoglichen Palast von Urbino war Dantes Geist heimisch; sein Bild von Justus van Gent, dem Nordländer, mit tiefem Sinn für das Schauende des Dichterauges, stand über den kostbaren Bücherschränken. Raphael versteht die großen malerischen Bilder, die der Dichter verschwenderisch ausstreut, aufzugreifen, weil er ein Maler.

Ganz jung schuf er den Heiligen Michael im Höllental — ove Michele fè la vendetta del superbo strupo — wo Michael den frechen Lüstling strafte. Die Windsbraut fährt in die Lohe der Stadt Dis, und die Bleikutten der Heuchler und die Schlangenringe um die Diebe blinken unheimlich aus der Tiefe.

Dann hat er in Florenz seine angeborene Liebe zu Dante bestätigt gefunden; in Baccio d'Agnolos Atelier nahm er Teil an jenen Unterhaltungen, denen auch Lionardo und manchmal selbst Michelangelo beiwohnte.

Er war so voll von Dante, wie von eigenen Visionen, als er nach Rom kam. Hier hat der Dichter in der ersten Stanze den Maler entbinden helfen, und darum ist dieser Raum voller Ehrungen für ihn. Der Gedankenkreis der Bilder ist erfüllt von seinem Geist; die Theologie an der Decke trägt „den weißen Schleier mit des Oelzweigs Kranz", Sovra candido vel cinta d'oliva, das weiß-grün-rote Gewand Beatrices.

In den ersten Entwürfen zur Disputa, wo er von des „Glaubens Sonnenberge" die köstlichste Illustration geben wollte, standen Beatrice und Dante im Vordergrund. Es blieb von Dantes Lichtvision nicht bloß diesem Bild die überirdische Klarheit:

„Daß auch kein Firnenschnee den Glanz erreicht."
che nulla neve a quel termin arriva —

Fortan sind ihm in den hohen Sphären ein unbeschwertes Schreiten und Schweben untrennbar von überirdischem Glanz, Leichtigkeit vom Licht untrennbar, und es ist Gewöhnung in Dantes schönstem Element, wenn um die Sistina und die Transfiguration die Verklärung leuchtet.

Die Disputa ist die Illustration — d. i. Beleuchtung im wahrsten Sinne des Wortes, zu Dantes Schöpfung — seine Kraft erhält sich nicht bloß durch die Jahrhunderte, sie scheint auch zu wachsen gleich dem Lichtkegel, bei dessen Ausgang das Auge geblendet wird, aber in der Ferne entreißt er ganze Weitem dem Dunkel, „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend".

Auch wer diese Wirkung Dantes unmittelbar nie gespürt, wer diese Begrüßung zwischen den großen, durch Jahrhunderte getrennten Meistern nicht kennt, steht doch durch Raphael unter des Dichters Eindruck: Das Bild, das wir vom Antlitz Dantes selbst haben, ist für alle Folgezeiten von Raphael geformt. Mit den Zügen, die er ihm im Parnaß und dann wieder in der Disputa gab, lebt Dante weiter. Aus diesem im Leiden nur noch stolzer getragenen Kopf blicken Augen, in denen die tiefen Abgründe sich spiegeln — ein Dante wahrhaft würdiges Gleichnis —, und in der Disputa steht er bei den Kirchenlehrern: das verkörperte Gewissen und in der unglaublich kühnen Struktur des Kopfes der rücksichtslose Führer zum Recht.

Das sind die Züge, von denen jedes spätere Dantebild sich herschreibt: die Bronzebüste in Neapel, die sogenannte Totenmaske, und darum alles, was auf diese für authentisch gehaltenen Stücke zurückgeht. *Das ist der Körper, den sich dieser Geist noch Jahrhunderte später gebaut* — und dieser Geist in seiner Vollendung spricht uns an aus Raphaels Disputa. Wer diesen himmlischen Halbkreis mit der ansteigenden Klarheit auch nur in einer Abbildung erlebte, hat mehr von Dantes „Paradiso" aufgenommen, als Kommentatoren und Illustratoren ihm geben können.

Aber es liegt in dem immer verschlungener werdenden Seelenleben des abendländischen Menschen, daß er diesem verklärenden Licht sich weniger häufig zuwendet, als er Dantes Tenebrae nachhängt, getröstet, sich selbst darin zu finden, und wehmütig geschmeichelt, den Schleier zu heben von dem zauberhaft geheimnisvollen Dunkel wie Dante Gabriel Rosetti im Sonett an seinen Vater sich's zurechnet.

Wir haben darin des Dichters größten Landsmann zum Vorläufer, Michelangelo, den man den geistigen Doppelgänger Dantes nennt, weil sich die gleiche toskanische Energie zum Schauen und Schaffen in ihm ein zweites Mal vollendete. In dem Sonett an den Dichter rühmt er sich dieses leuchtenden Sternes, der viel zu gnädig über seiner Wiege gestrahlt — und schließt mit dem Neid des Ringenden auf den Vollendeten:

> O wär ich Er, sollt ich was er erleben!
> Für sein Exil, vereint mit seiner Kraft,
> Wollt ich das größte Glück der Erde geben.

Ein ganzer Band mit Randzeichnungen zu Dante von seiner Hand soll untergegangen sein. Das Denkmal hat er ihm nicht setzen können, zu dem er sich erbot, als 1519 Dantes Gebeine von Ravenna nach Florenz übertragen werden sollten, aber Tausenden, denen Dantes Sprache durch Entfernung von Zeit und Nation verschlossen, tragen aus der Höllenvision im Jüngsten Gericht der Sixtina den Begriff des Inferno durchs Leben: vom Charon, der mit wildem Ruderschlag die zögernden

Seelen aufs Höllenufer treibt, in dieses unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt — von dieser unendlichen Weite ohne Grenzen und Entfernung, voll gehäufter Gestalten, voll Sturm und Klagen.

Der Mensch ist statt des Raumes gesetzt, in ihm, wie in Dantes großem Ich, malt sich die Umwelt. Nur den beiden dämonischen Menschenbildnern, diesen beiden vatikanischen Malern, war es gegeben, in Disputa und Jüngstem Gericht die Dichtung ganz zu fassen, in ihrem wesentlichen, in dem weiten Umfang vom Düstern zur Verklärung haben sie der Nachwelt das Ungreifbare sinnlich nahegebracht. So lebt sie in der Vorstellung.

Alle spätere Illustration erscheint daneben wie ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln. Der konventionelle Kult in Florenz brachte nur Konventionelles hervor, und es war ein besonders verliebtes Wort des unvergessenen Dante-Propheten Paul Pochhammer über die Illustratoren: sie kennen den Dante schlecht!

Erlebt ist Dante erst wieder in der Romantik: Seit Schelling 1802 den Dichter als den „Hohenpriester begrüßte, der die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung einweiht", hat in Deutschland die Hochflut von Uebersetzungen und Illustrationsversuchen eingesetzt. Es ist kein Zufall, vielmehr innerlich in Dante begründet, daß von unserem Nazarenerkreis gerade der Landschafter Jos. Anton Koch die glücklichsten Gesichte hatte, da er ein großes zyklisches Werk in seinen Zeichnungen unternahm — und daß ein Mann, der so begabt für die physische Aeußerung des Seelenlebens war, wie Genelli, mit dem Schwung seiner Körper an die Großartigkeit von Dantes Raum-Visionen anklingt, wo Doré die Göttliche Komödie nur in ein großes Schauspielhaus hineinspielt.

Erlebnis und Wirkung läßt sich allein in der Kunst Englands spüren; im Praeraphaeliten-Kreis um Dante Gabriel Rossetti war der Dantekult eine Herzens-, fast Familienangelegenheit, der die Künstler und Drucker ihre besten Kräfte liehen, mit einem stärkeren Erfolg und mehr Anschauung im Kreis der Gebildeten, als Deutschland sich dessen rühmen kann. Bei uns blieb Dantes Commedia ein Buch, das der Gebildete las und dessen Illustrationen von Lesern für Leser gemacht waren.

Aber mit und ohne bildende Kunst lebt sich die Energie dieses Geistes über Jahrhunderte schon aus: von seinem zauberhaften Jugendwerk der „vita nuova" klang auf Cherubins Lippen die Frage wieder:

> Donne ch'avete intelletto d'amor
> Ihr die Ihr Triebe des Herzens kennt . . . . .

und noch die letzte Vision von des „Glaubens Sonnenberge“ wurde uns durch Schiller vertraut und durch Beethoven heilig.

Es ist diese Totalität des Sinnes und der Sinne, die allumfassende Menschlichkeit, der im Diesseits und Jenseits nichts fremd geblieben scheint, von der uns hier im Spiegel der Kunst „una favilla sola“, ein Fünkchen wenigstens aufleuchten mag.

Und wenn die Blätter dieser Ausstellung nichts erreichen sollten, als den Betrachter zu ihm zurückzuführen, und den Beschauer zum Lesen mit den Augen des Dichters zu bringen, so könnte sich Beatricens Rat erfüllen:

Ficca diretro agli occhi tuoi la mente
Laß deinen Geist dem Blicke nach sich heben
Und deinen Blick mach jetzt zum Spiegel ihn
Fürs Bild, das kund wird dieser Spiegel geben!

***

Ansätze zu weltwirtschaftlicher Rationalisierung

von Arthur Dix

I.

Weltwirtschaftliche Lage und Erfordernisse der Gegenwart.

Seit einem runden Jahrzehnt währen die unfriedlichen Störungen der Oekumen-Oekonomie. Wissenschaftliche Betrachtung der wirtschaftlichen so gut wie der politischen Weltvorgänge kann ja, wie hierzu erläuternd bemerkt sei, keinesfalls den Standpunkt jener Schulweisheit einnehmen, der das eigene Land betreffende kriegerische Vorgänge eben in der Beschränkung auf den Anteil des eigenen Landes als mehr oder weniger isolierte Geschichtsabschnitte erscheinen, sondern muß weit darüber hinaus die großen internationalen und interkontinentalen Zusammenhänge im Auge behalten. Um an ein markantes Beispiel zu erinnern: Das Durchschnittsmaß außenpolitischen Verständnisses wird erheblich beeinträchtigt durch jene, wenigstens früher in Preußen schulübliche Darstellung, die den „siebenjährigen Krieg" des großen Königs als eine in sich geschlossene, wesentlich nur mit den beiden vorangegangenen schlesischen Kriegen im Zusammenhang stehende Geschichtsperiode behandelt und dabei den Lernenden übersehen läßt, daß jene mitteleuropäischen Vorgänge nur einen Teilausschnitt aus gleichzeitig sich abspielenden weltgeschichtlichen Zusammenstößen und Abrechnungen darstellen, in deren Verlauf sich beispielsweise auf amerikanischem Boden bezw. in transatlantischen Gewässern Vorgänge abspielten, die für die weltgeschichtlichen Wandlungen weit einschneidender waren als die Tatsache, daß Friedrich der Große sein Land durch siebenjährige Kämpfe führen mußte, um die für Preußen errungene europäische Geltung sicherzustellen. Eines ähnlichen Fehlers würden wir, die Grundlagen weltwirtschaftlichen Urteils ebenso wie die des weltgeschichtlichen verschiebend, uns schuldig machen, wenn wir nach vulgärer Neigung den Krieg um Mitteleuropa von 1914—18 geschichtlich isolierten und damit nicht nur die vorangegangenen Störungen friedlichen Wirtschaftlebens durch die Balkankriege unbeachtet ließen, sondern noch vielmehr die tief einschneidenden Wirkungen fortdauernder Friedlosigkeit besonders Osteuropas.

Schon der bald ein Jahrzehnt zurückliegende Ausbruch des ersten Balkankrieges, weltpolitisch ein ausgeprägtes Vorbereitungsstadium für die späteren Ereignisse, störte den gewohnten Verlauf weltwirtschaftlicher Beziehungen nicht unerheblich durch die kriegerische Inanspruchnahme von Ländern,

die den europäischen Industriegebieten gewisse Mengen von Nahrungs- und Genußmitteln zur gewohnten Bedarfsdeckung beizusteuern gepflegt hatten. Dem Ende des zweiten Balkankrieges folgten bald die ersten Ansätze zu einer russischen Mobilmachung und damit einerseits zu einer Produktionseinschränkung dieses großen weltwirtschaftlichen Lieferanten, andererseits zu allerlei Verschiebungen in der Richtung von Produktion und Konsum. Noch vor Kriegsausbruch 1914 veranlaßte das später feindliche Ausland die ahnungslose deutsche Industrie zu Lieferungen von Kriegsmaterial mit ihr damals unbekannter Zweckbestimmung (Fliegerpfeile, optische Instrumente) und nahm Deutschland — wiederum aus Gründen der unerkannten Kriegsvorbereitung — Teile seiner Nahrungs- und Futtermittelbestände ab. Ende Juli und in den ersten Augusttagen 1914 vollzog sich dann im großen internationalen Umfange die in Rußland schon einige Monate vorher begonnene Entziehung von Millionen von Arbeitskräften aus der Produktion durch die Mobilmachungen, der mit der Dauer des Krieges in zunehmendem Maße nicht nur in Europa, sondern auch in überseeischen Ländern die Umstellung von der Kriegs- in die Friedenswirtschaft sich anschloß.

Es ist unnötig, hier im einzelnen auf die genugsam bekannten Tatsachen und natürlichen Folgewirkungen dieser kriegswirtschaftlichen Umstellung einzugehen; wohl aber sei in Anknüpfung an das eingangs Betonte daran erinnert, daß die mit dem Kriege zusammenhängenden Beeinträchtigungen normaler Produktion und normalen Warenaustausches im weltwirtschaftlichen Gesamtrahmen so wenig an einem Tage endeten, wie sie mit einem Schlage begonnen hätten. Daß Deutschland im November 1918 die Waffen niederlegte und damit *für sein Teil* den Krieg abschloß, vermag nichts an der Tatsache zu ändern, daß noch im Jahre 1921 der Krieg bald hier, bald dort im Kleinen wieder aufflammte, und bedeutete vor allen Dingen in wirtschaftlicher Beziehung noch nach keiner Richtung hin eine Befreiung wirtschaftlicher Weltverbindungen von unfriedlichen Fesseln.

Neben der Tatsache, daß ein Volk von der Kopfzahl und der außerordentlich hohen Bedeutung als Produzent und Konsument auf dem Weltmarkt, wie das deutsche sie vor dem Kriege errungen hatte, durch den Frieden in weitem Ausmaße wirtschaftlich unfrei geworden ist und obendrein durch Begleiterscheinungen sowohl der inner- wie der außerpolitischen Umwälzung mindestens vorübergehend einen Teil seiner alten Arbeitsintensität eingebüßt hat, beeinflußt das weltwirtschaftliche Gesamtbild vor allen Dingen jene andere Folgeerscheinung des Krieges, daß ein Land der größten Nahrungsmittelproduktion mindestens für eine Reihe von Jahren aus der Weltbelieferung ausscheidet. Hinsichtlich der ganzen Größe ihres

Ausmaßes, insbesondere auch ihrer zeitlichen Dauerwirkung, wird diese weltwirtschaftlich bedeutsamste Gefolgserscheinung der großen Kriegsepoche wohl nur selten im rechten Umfange gewürdigt. Durch den Krieg selbst, durch die blutigen Gewaltmaßnahmen der Revolution, durch Hungersnot und Kälte sind während einer sich über Jahre hinziehenden und noch nicht abgeschlossenen Zeitspanne viele Millionen Menschenleben im Gebiete Rußlands verlorengegangen, der produktiven Arbeit dauernd entzogen. Der Großgrundbesitz, dem in der Hauptsache die Ueberschußproduktion von Nahrungs- und Futtermitteln für die zufuhrbedürftigen Länder entstammte, hat aufgehört. Der Bauer ermangelt der landwirtschaftlich-technischen Hilfsmittel und Kenntnisse und würde sich, auch wenn er in ihrem Besitz wäre, der Ueberschußproduktion enthalten, weil er stets die Beschlagnahme des Erarbeiteten befürchten müßte, ohne auf ihm dienliche Gegenwerte rechnen zu können. Der kulturelle und politisch-moralische Verfall des Landes wird auch bei durchgreifenden Systemänderungen unter keinen Umständen schnell überwindbar sein, so daß offenbar mit zeitlich recht ausgedehnten Nachwirkungen des Ausscheidens Rußlands aus der Weltproduktion umsomehr gerechnet werden muß, als vor einem durchgreifenden Wiederaufbau der inneren Wirtschaft nach allen vorliegenden Berichten zunächst das gesamte Verkehrswesen einer umfassenden Wiederbelebung mit bedeutenden Opfern an Geld und Material, Arbeitskraft und Zeit bedarf.

Die mit starkem materiellen und propagandistischen Aufwand betriebenen Fernwirkungen des russischen Kommunismus haben auch in anderen, wirtschaftlich weit höher entwickelten Ländern zu einer mehr oder weniger bedeutenden Herabsetzung der Arbeitsintensität geführt. Noch ist die Frage durchaus offen, ob und in welchem Grade diese Wirkungen sich westwärts weiterhin verstärken oder ausbreiten werden. Von nicht geringerer weltwirtschaftlicher Bedeutung aber ist die gleichfalls offene Frage nach den weiteren Wirkungen der anpassungsfähigen bolschewistischen Propaganda in östlicher und südöstlicher Richtung. Ein Sieg des bolschewistischen Gedankens beispielsweise in der ihm geschickt verliehenen indisch-nationalistischen Einkleidung würde weit mehr bedeuten, als lediglich die Gefährdung der politischen Herrschaft Englands über Indien. Er würde auch hier dazu führen, daß eine der großen Weltstätten der Ueberschußproduktion an Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus dem weltwirtschaftlichen Gesamtgetriebe ausschiede. Vergessen wir nicht, daß die nominelle Ueberflußproduktion Britisch-Indiens dem Weltmarkt oft genug nur zugeführt wird auf Kosten von Hunderttausende der Einwohner dahinraffenden Hungersnöten. Dem schweren Steuerdruck entzogen, würde der genügsame und zum beschaulichen Dasein neigende Orientale zunächst keinerlei Neigung zu einer weiteren

Ueberschußproduktion verspüren, die ihm, an den Maßstäben seiner Lebensauffassung gemessen, keine begehrenswürdigen Werte einträgt. Die bereits um die russischen Nahrungsmittel verkürzte Versorgung der Welt steht also unter Umständen vor der ernsten Gefahr, auch weiterer Nahrungs- und Genußmittel und industrieller Rohstoffe vom Boden Süd- und Ostasiens verlustig zu gehen. Ein gewaltiges Anschwellen der Arbeitslosigkeit in den Industrieländern wäre die naturnotwendige Folge solcher Verringerung der Rohstoffdeckung.

Steigende Arbeitslosigkeit war ohnehin das äußere Zeichen, in dem die Industrieländer in das laufende Jahr 1921 eingetreten sind. Nachdem durch mehrere Jahre die Umstellung der Industrie aller wichtigeren Länder aus der Friedens- in die Kriegswirtschaft zu weitgehender Vernachlässigung des normalen bürgerlichen Bedarfs an Gebrauchsgütern des Friedens geführt hatte, wäre nach Kriegsende anscheinend doch wohl eine außerordentlich starke Nachfrage nach Friedensgütern zu erwarten gewesen. Die allgemein eingetretene Verteuerung der Produktionsbedingungen hatte jedoch eine Preishöhe gezeitigt, die eine Fortdauer der *Unterkonsumtion* der breiteren Schichten infolge unzulänglicher Kaufkraft nach sich zog. Diese Unterkonsumtion wirkte naturgemäß hemmend auf die Fortsetzung der Produktion, also fördernd auf die Arbeitslosigkeit, d. h. wiederum auf die Minderung der Kaufkraft, also eine weitere Mehrung der erzwungenen Unterkonsumtion.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die hierdurch in den verschiedensten Ländern herbeigeführt worden sind, könnten wohl geeignet erscheinen, *weltwirtschaftliche Interessenverbindungen* zu verdeutlichen, die zu einem Versuch der Lösung der entstandenen Schwierigkeiten durch weltwirtschaftliche Verständigung drängen. In allen Ländern werden die Erschwerungen des internationalen Güteraustauschs durch die eingetretenen großen Unterschiede im Wert der Zahlungsmittel drückend empfunden. In allen Ländern macht sich der Ausfall weiter Produktions- und Absatzgebiete nach dieser oder jener Richtung unangenehm bemerkbar. In allen Ländern verspürt man in der einen oder anderen Weise die Minderung der Kaufkraft breiter Bevölkerungsschichten in den wichtigeren Industriestaaten und die Folge der dort herrschenden Arbeitslosigkeit. Das Gebot der Zeit scheint unter diesen Umständen das Anstreben einer weltwirtschaftlichen Verständigung, einer *Rationalisierung der Wirtschaft im internationalen Zusammenarbeiten* zu sein. Ein *Völkerbund* ist vorhanden, der für Bestrebungen dieser Art eine Zentralinstanz darzubieten theoretisch wohl vermöchte, der aber praktisch mit seinen bisherigen Maßnahmen die weltwirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht vermindert, sondern im Gegenteil nur

noch verschärft hat. In der von Paris aus verbreiteten Kundgebung des internationalen Gewerkschaftsbundes zum 1. Mai 1921 ist u. a. darauf hingewiesen, daß die Leiter des Völkerbundes sich verantwortlich machten für die Arbeitslosigkeit der Bergarbeiter in England, Frankreich, Belgien und Holland, während zu gleicher Zeit die deutschen Bergarbeiter gezwungen wären, Ueberstunden zu leisten. Darüber hinaus sind die Leiter des Völkerbundes dafür verantwortlich, daß sowohl die Konsumkraft wie schließlich die Produktivkraft in einem der ersten Industrieländer der Erde immer weitere Rückschritte macht, was auch den Absatz der anderen Industrieländer nach diesem früher so aufnahmefähigen Markt beeinträchtigt, dadurch zu weiterer Steigerung der internationalen Arbeitslosigkeit beiträgt und die übrige Industriewelt schließlich auch um manche ihr nützliche und schwer entbehrliche Früchte deutscher wissenschaftlicher Arbeitsmethoden in Chemie, Technik u. dergl. bringt.

Hat sich auf der einen Seite durch die bolschewistische Welle ein Ausscheiden bedeutender Produktions- und Absatzgebiete aus dem Ganzen des Weltmarktes und eine weit über dem Rahmen jener Gebiete hinausgreifende Minderung der Arbeitsintensität vollzogen, so müßte auf der anderen Seite eine möglichst rationelle weltwirtschaftliche Arbeitsteilung unter Heranziehung aller befähigten nationalwirtschaftlichen Kräfte, mit anderen Worten: der Versuch einer weltwirtschaftlichen Rationalisierung umsomehr geboten erscheinen.

II.

Was ist weltwirtschaftliche Rationalisierung?

Das ideale Ziel einer durchgreifenden Rationalisierung der Weltwirtschaft wäre erreicht durch allseitige planmäßige Nutzung der natürlichen Kräfte und Fähigkeiten von Land und Leuten dergestalt, daß mit möglichst geringem Material- und Kraftaufwand eine möglichst vollständige Bedarfsbefriedigung erzielt wäre.

Die alte Freihandelslehre vertrat die Auffassung, daß die beste Nutzung aller Schätze des Bodens nur sichergestellt werden könne durch das freie Spiel der Kräfte. Sie verwarf die künstliche Züchtung von Industrien durch Schutzzoll oder ähnliche Mittel und meinte, daß bei vollständiger Freizügigkeit jeder Ware und jeder Arbeitskraft an den natürlichen Produktionsstätten die bestmögliche Nutzung der Produktionsmittel sich vollziehen werde. Wir sehen in dieser Auffassung eine Fehlerquelle ähnlich jener, die sich noch heute in der bei uns üblichen Behandlung der allgemeinen Erdkunde geltend macht: eine einseitige Berücksichtigung der physiologischen Länder-

kunde ohne Mitbewertung der psychologischen Völkerkunde, — ein System, das sich in unserm politischen Leben durch die Schwierigkeiten rächt, die der Verbreitung und Vertiefung weltpolitischer Denkfähigkeit im Wege stehen, und das sich in unseren weltwirtschaftlichen Beziehungen rächt durch die Erschwerung einer zweckgemäßen wirtschaftlichen Außenpropaganda. Wir dürfen auch wirtschaftlich nicht nur den geologischen Charakter der einzelnen Länder im Auge haben, sondern müssen ebenso sehr an die seelische Verfassung ihrer Bewohner denken, wenn wir zu ersprießlichen weltwirtschaftlichen Beziehungen gelangen wollen.

Auch eine rationelle weltwirtschaftliche Arbeitsleistung kann man sich füglich nicht in der Weise vorstellen, daß unter dem Zeichen uneingeschränkter Freizügigkeit von Menschen und Waren die geeigneten Kräfte für die Verarbeitung der Naturschätze deren Gewinnungsstätten aufsuchen werden. Oft genug sind die klimatischen Bedingungen der Rohstoff-Fundstelle für die Rohstoffverarbeitung nur recht wenig geeignet, wo nicht ganz ungeeignet. Hoch entwickelte Industrien sind auch nicht an das Vorkommen eines einzelnen Rohstoffes gebunden, sondern von mehreren Rohstoffen, mindestens von einem zu verarbeitenden Material und den Hilfsmitteln der Verarbeitung abhängig, d. h. den maschinellen Anlagen, also der Herstellung von Maschinen, also auch den Rohstoffen für diese Herstellung, vor allen Dingen aber dem Rohstoff für ihre Bedienung, d. h. dem Brennmaterial. Hochentwickelte Industrien setzen ferner ein hochentwickeltes Bildungswesen voraus, besonders auf technischem Gebiet, wie es nur anzufinden ist im geordneten Staatswesen dicht bevölkerter, steuerkräftiger Länder eines gemäßigten Klimas. An diesen Voraussetzungen für die höchste wissenschaftliche Durchbildung, also die letzten Endes rationellste Gestaltung wirtschaftlicher Verarbeitung der natürlichen Bodenschätze, können und dürfen wir unter keinen Umständen achtlos vorübergehen.

Jeder Versuch einer planmäßigen weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung wird demgemäß in erster Linie diejenigen Länder und Völker berücksichtigen müssen, in denen die Voraussetzungen für wissenschaftlich hoch entwickelte Wirtschaftsmethoden gegeben sind. Diesen Ländern die Nahrungsmittel- und Rohstoffüberschüsse von Natur mit Bodenschätzen reicher bedachter Gebiete, denen aber wenigstens unter heutigen Verhältnissen die Grundlagen wissenschaftlich höchst entwickelter Verarbeitungsmethoden fehlen, zugänglich zu machen, ist demnach wohl das oberste Gebot einer jeden weltwirtschaftlichen Rationalisierung. Daß gegen dieses oberste Gebot durch die Praxis des Völkerbundes schwer verstoßen wird, bedarf im Hinblick auf die Deutschland angelegten wirtschaftlichen Fesseln hier wohl keiner näheren Darlegung.

Wird unter diesen Umständen von einer weltwirtschaftlichen Rationalisierung im strengen Sinne unter den heutigen Verhältnissen überhaupt nicht gesprochen werden können, so werden wir, von dem Gedanken an eine planmäßige internationale Arbeitsteilung auf dem Gebiete der industriellen Produktion und Versorgung absehend, die Frage aufwerfen können, ob wenigstens hinsichtlich der Weltversorgung mit Nahrungsmitteln und den wichtigsten Arbeitsstoffen für Industrie und Handel (Verkehr) rationelle Gewinnungs- und Verteilungsmethoden sich bemerkbar machen.

Was die Nahrungsmittelversorgung der Weltmärkte anbetrifft, so ist wiederum darauf zu verweisen, daß gerade in diesem Punkte der Ausfall des russischen Produktionsgebietes sich am stärksten bemerkbar macht, daß also der Gedanke an einen Ausgleich, etwa durch wesentliche Belebung der Einwanderung nach den in weitem Maße noch erschließungsfähigen landwirtschaftlichen Produktionsgebieten Südamerikas, sehr nahe läge. Man wird nicht sagen können, daß praktisch diesem Gedanken sichtbar Rechnung getragen würde. Zum mindesten türmen sich der deutschen Auswanderung jeder Art seit Kriegsende überall schwere Hindernisse entgegen, mögen sie nun nur in dem Tiefstand der deutschen Valuta begründet sein, oder in dem Mangel an eigenem Schiffsraum, oder in der besonders von England aus genährten Abneigung gegen deutsche Einwanderer, oder endlich auch in der sozialen und wirtschaftlichen Verfassung der Einwanderungsländer, die dem deutschen Bauern keine sichere eigene Scholle gewähren.

Bliebe also schließlich nur die Frage zu untersuchen, ob sich bezüglich der Nutzung der natürlichen Kraftquellen Ansätze zur Rationalisierung in der Weltwirtschaft finden. — Antimilitaristen freilich könnten vielleicht auch auf den Gedanken kommen, daß die Diktatoren von Versailles darauf verfallen wären, Deutschland eine Rationalisierung seiner Wirtschaft dadurch aufzudrängen, daß sie mit der Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht in diesem Lande einerseits Hunderttausende von Arbeitskräften für das gewerbliche Leben freimachten, anderseits auch jene Blüte organisatorisch befähigter Intelligenz, wie sie sich zu Tausenden in den besten Kräften des Offizierkorps fand. Tatsächlich haben beispielsweise ehemalige Generalstäbler in großer Zahl nach der Auflösung des alten Heeres Eingang in wichtige organisatorische Posten der Industrie gefunden, ähnlich Offiziere der technischen Truppen. Aus der ursprünglich gewählten Bahn zwangsweise herausgedrängt, könnte diese Intelligenz tatsächlich wohl an manchen Stellen zu weiterer Belebung der Industrie beitragen. In gewissem Sinne Paralleles mag sich abgespielt haben, als die Verstaatlichung des Eisenbahnwesens in Deutschland auf dem Gebiete des Verkehrswesens besonders schöpferisch veran-

lagte Geister der nunmehr bürokratisierten Laufbahn des Eisenbahners fernhielt und etwa dem Gebiet der Seeschiffahrt zuführte. Datiert doch der große Aufschwung der deutschen Reedereien tatsächlich ungefähr aus der Zeit nach Bürokratisierung des Hauptverkehrsgebiets auf dem Lande. Jeder Neigung, die Entmilitarisierung Deutschlands in eine wirtschaftliche Rationalisierung umzudeuten, werden jedoch folgende Tatsachen entgegenzuhalten sein:

1. daß eine nach der Richtung einer solchen Rationalisierung hinzielende Absicht der Entente zweifellos vollkommen ferngelegen, eine „ungewollte Rationalisierung" aber ein Widerspruch in sich wäre;

2. daß nach allen in der Vorkriegszeit gemachten praktischen Beobachtungen gerade die Schule des Volksheeres in erheblichem Maße auch zur Ertüchtigung des Nachwuchses für die Zwecke des Wirtschaftslebens beigetragen hat;

3. daß in einer Zeit ohnehin um sich greifender Arbeitslosigkeit die Freimachung der sonst durch den Heeresdienst absorbierten Kräfte für die Wirtschaft keine Stärkung der deutschen Industrie, sondern lediglich eine finanzielle Belastung des Gemeinwesens bedeutet;

4. daß die Ableitung zahlreicher Kräfte der Intelligenz aus der militärischen in die wirtschaftliche Laufbahn für die Folgezeit illusorisch gemacht wird durch die Verarmung der deutschen Wissenschaft, die nicht nur uns, sondern die technisch-industrielle Welt insgesamt, wo nicht mit Rückschritten, so doch mit bedenklichsten Fortschrittshemmungen bedroht. Gerade diese letzte Erscheinung der Verarmung der Wissenschaft in einem Lande, das der wirtschaftlichen Technik der ganzen Welt mit die wertvollsten Anregungen geschenkt, bedeutet letzten Endes das krasseste Gegenteil jeden tiefgründigen Versuchs weltwirtschaftlicher Rationalisierung.

III.

Was geschieht zur weltwirtschaftlichen Rationalisierung?

Von einer irgendwie einheitlich planmäßigen Hebung der weltwirtschaftlichen Produktion, Förderung einer sachgemäßen Arbeitsteilung, Erleichterung der Güterverteilung und Steigerung der Konsumkraft kann nach dem vorstehend Gesagten zur Zeit keine Rede sein. Demgemäß sind wir im strengen Sinne überhaupt nicht in der Lage, von weltwirtschaftlicher Rationalisierung zu sprechen. Eine planmäßig geleitete Weltwirtschaft als Oberstufe über der Privat- und Staatswirtschaft zeigt sich in diesem Sinne als nicht vorhanden. Nur wenn wir die weitherzige Auffassung des Begriffs „Weltwirtschaft"

wählen, d. h. an die Gesamtheit der wirtschaftlichen Erscheinungen in der Oekumene denken, werden wir unter den heute obwaltenden Verhältnissen von Rationalisierungen sprechen können, die sich *in den Formen der Privatwirtschaft oder der Staatswirtschaft* abspielen, die aber auch im weiten Rahmen des weltwirtschaftlichen Gesamtgetriebes, ohne daß ein einheitlicher Plan oder eine einheitliche Leitung vorläge, auf die *Erzielung einer gesteigerten Zweckmäßigkeit* hinwirken. Mit anderen Worten: wirtschaftliche Fortschritte, die gleichzeitig in einer Mehrzahl von Ländern dazu führen, daß mit verringertem Kraftaufwand eine größere Bedarfsdeckung möglich ist und daß *die vorhandenen Kraftquellen der Natur eine rationellere Nutzung erfahren*, die, auch wenn sie lediglich in privat- oder staatswirtschaftlichen Formen betrieben wird, schließlich doch eine *weltwirtschaftliche Sicherung auf weite Sicht* bedeuten kann.

In der Beantwortung der Frage „Was geschieht zur weltwirtschaftlichen Rationalisierung?" hat der vorstehende Abschnitt nach der negativen Seite bereits so weit vorgegriffen, daß nur noch die Frage zu untersuchen bliebe, ob und in welchem Grade die von der Natur für den Menschen bereit gehaltenen Arbeitskräfte bzw. Kraftquellen in sichtbarem und weit verbreitetem Maße einer rationelleren Nutzung zugeführt werden.

An natürlichen Arbeitskräften oder Kraftquellen abseits der menschlichen oder tierischen Arbeitskraft kommen *lebendige* sowohl wie *gebundene* Kräfte in Frage. *Lebendige*, nicht animalische Arbeitskräfte der Natur sind gegeben in der *Bewegung der gasförmigen und flüssigen Stoffe*, in der bewegten Luft, der in ihr sich ansammelnden Elektrizität und im bewegten Wasser. *Gebundene* Arbeitskräfte der Natur können durch den Menschen freigemacht werden aus den *festen und flüssigen Heizstoffen*, insbesondere der Kohle und dem Erdöl.

In der Tat können wir nun an den verschiedensten Stellen weitgreifende Bemühungen beobachten, der Nutzung dieser natürlichen Kraftquellen insgesamt ein großes Maß technischer Aufmerksamkeit zu schenken und ihr eine rationellere Gestalt als in der vorangegangenen Wirtschaftsepoche zu geben.

Die weitaus wichtigste Stelle unter den natürlichen Kraftquellen nahm und nimmt die *Steinkohle* ein, deren sich die meisten Industrien der Hauptländer bedienen und die auch in der Vermittlung des Warenaustausches als wichtigstes Antriebsmittel von Eisenbahn und Schiffahrt im Vordergrunde stand und noch steht. Im Außenhandel der wichtigeren Länder figurierte im Jahre 1913 die Steinkohle auf der Aus- und Einfuhrseite zusammen mit einem Gesamtwert von über 4 Milliarden Mark, d. h. mehr als 2% des Welthandels

überhaupt, einem Betrage, der nur von Weizen, Baumwolle und Wolle erreicht oder überschritten wurde.

Haupt-Ausfuhrländer waren:

Großbritannien	mit	1035	Millionen	Mark,
Deutschland	„	516	„	„
Vereinigte Staaten	„	273	„	„
Holland	„	93	„	„
Belgien	„	77	„	„
Japan	„	50	„	„
Frankreich	„	25	„	„
Canada	„	24	„	„

Haupt-Einfuhrländer:

Frankreich	mit	366	Millionen	Mark,
Italien	„	299	„	„
Holland	„	233	„	„
Deutschland	„	205	„	„
Oesterreich-Ungarn	„	201	„	„
Canada	„	171	„	„
Belgien	„	137	„	„
Rußland	„	103	„	„
Schweden	„	88	„	„
Dänemark	„	68	„	„
Spanien	„	56	„	„
Schweiz	„	48	„	„

Die größten Kohlenversorger des Weltmarktes kamen während der Kriegszeit mit der Kohlenproduktion in Bedrängnis und sahen sich zu durchgreifenden Einschränkungen der Kohlenausfuhr gezwungen. Durch die Einberufungen zum Heeresdienst wurden, je länger je mehr, die Arbeitskräfte spärlich; es mußte auf ungeübte und schwächere Hilfskräfte zurückgegriffen werden, deren Leistungsfähigkeit auch durch verschlechterten Ernährungsstand weiter beeinträchtigt wurde. Die Beschaffung des nötigen Grubenholzes erlitt bedeutende Erschwerungen. Die Kriegsindustrien der hauptbeteiligten Länder stellten steigende Anforderungen an die Kohlenproduktion, ebenso die bis zur letzten Möglichkeit forcierte Nutzbarmachung der Eisenbahnen für den militärischen Bedarf und die stete Bereitschaft der Kriegsflotten. Anstelle technisch rationellster Ausbeutung des Kohlenbergbaus mußte vielfach Raubbau in den Bergwerken getrieben werden. Eine an Leistungsfähigkeit wesentlich verminderte, aber ständig steigende Löhne beanspruchende Belegschaft förderte teures, aber minderwertiges Gut, das in erster Linie der Verwendung für kriegerische Zwecke des eigenen Landes vorbehalten bleiben mußte. Soweit Ueberschüsse für die Ausfuhr verfügbar gemacht werden konnten, war für ihre Verfrachtung der Schiffsraum außerordentlich knapp und teuer, so daß schließlich überall, auch in den nicht unmittelbar am

Kriege beteiligten, aber auf Kohlenzufuhr angewiesenen Ländern, ebenso wie bei den meisten Kriegführenden selbst das Kapitel „Kohlennot" einen immer breiteren Raum in den wirtschaftlichen Sorgen beanspruchte.

Bei der mehrjährigen Dauer und Verschärfung dieses Zustandes konnte es nicht ausbleiben, daß die Technik das Problem der Kohlenersparnis und des Kohlenersatzes auf die Tagesordnung stellte. Auch nach Beendigung des Hauptkrieges konnte es nicht von ihr abgesetzt werden, da nunmehr die sozialen Kämpfe zur Beibehaltung, wo nicht zu weiterer Steigerung der hohen Kohlenpreise führten und die aus dem gleichen Grunde die Produktion schärfer belastenden Arbeitsbedingungen das vorkriegszeitliche Leistungsmaß der Belegschaften nicht wieder aufkommen ließen.

Was zunächst die Entwicklung der Kohlenproduktion in den am Kriege beteiligten Ländern unter den Einwirkungen des Krieges anbetrifft, so sank in Deutschland die Gewinnung von Steinkohle von 190 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 147 Millionen im Jahre 1915. Sie wurde dann mit Rücksicht auf den Kriegsbedarf nach Möglichkeit weiter gesteigert auf 168 Millionen im Jahre 1917, sank aber in der Folgezeit, namentlich unter den auf dem Gebiet der sozialen Kämpfe liegenden Einwirkungen, sowie weiterhin durch die Gebietsabtretungen auf 117 Millionen im Jahre 1919, das ist der Stand von 1903. Für Ausfuhrzwecke konnte Deutschland während des Krieges nur unter stärksten eigenen Einschränkungen solche Mengen verfügbar machen, die aus politischen Rücksichten auf die Unterstützung benachbarter neutraler Länder unbedingt erforderlich erschienen. Nach Kriegsende verlor der deutsche Anteil am Weltkohlenhandel nahezu jede Bewegungsfreiheit durch die aufgezwungenen Lieferungen an die Ententemächte.

In England sank die Kohlenproduktion von 292 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 231 Millionen im Jahre 1918. Dazu kamen die vermehrten Ausfuhrschwierigkeiten infolge Frachtraummangels und der Verluste von Schiffsladungen durch den Seekrieg.

Die zunächst am Kriege unbeteiligten und später nur in beschränktem Maße zur Abgabe von Menschenkräften veranlaßten Vereinigten Staaten sahen ihre Kohlenproduktion von 517 Millionen Tonnen im Jahre 1913 zunächst freilich auch etwas zurückgehen, konnten sie dann aber infolge der für sie auf dem Weltmarkt sich bietenden gesteigerten Ausfuhrmöglichkeiten bis auf 615 Millionen im Jahre 1918 steigern.

Die Kohlenproduktion Frankreichs verringerte sich von 40 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 19 Millionen im Jahre 1915, wurde dann gleichfalls nach Kräften forciert, erreichte aber auch im Jahre 1918 nur 26 Millionen. Die Lage

für Frankreich änderte sich dann vollständig durch die Gebietserwerbungen im Osten und durch die erzwungenen deutschen Kohlenlieferungen.

In Belgien ging die Produktion von 23 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 14 Millionen im Jahre 1918 zurück.

Von denjenigen Ländern, die vor dem Kriege die stärksten Käufer auf dem Weltkohlenmarkt waren, kann aus dem eben erwähnten Grunde Frankreich für unsere weiteren Betrachtungen einstweilen unberücksichtigt bleiben. Was Italien anbetrifft, so litt dieses Land ganz besonders unter der starken Verringerung der Zufuhr von Kohle aus England während der Kriegszeit. Es war aber immerhin in der Lage, seine eigene Kohlenproduktion, die auch vor dem Kriege in stetigem Aufschwung gewesen war, nunmehr mit äußerster Anstrengung zu verdreifachen, nämlich von 700 000 Tonnen im Jahre 1913 auf 2,2 Millionen im Jahre 1918 zu bringen. Immerhin deckte diese Produktionssteigerung nur einen bescheidenen Bruchteil des normalen Bedarfs dieses Landes für seine Industrie- und Verkehrsbedürfnisse, der im Jahre 1913 auf 11 Millionen Tonnen gestiegen war, gegenüber einem Bedarf von nur 3 Millionen im Jahre 1885 und 6 Millionen im Jahre 1904. Die italienische Bedarfsdeckung an Kohle sank während des Krieges bis auf 5 Millionen im Jahre 1917. Um die Wende des Jahre 1920 wurde wieder eine monatliche Durchschnittseinfuhr von etwa 700 000 To. erreicht. Die Zahl der in Betrieb befindlichen Kohlenbergwerke stieg während des Krieges in Italien von 39 auf 231. Vor dem Kriege hatte Italien durchschnittlich 85—95 % seiner Kohleneinfuhr aus England gedeckt. In den Rest teilten sich der Hauptsache nach Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten und Belgien. Gegenwärtig beträgt der Anteil Englands an der Kohlenbelieferung Italiens kaum 50 %, während Deutschland 26 % und Amerika 24 % beisteuern.

Nächst Italien waren die Niederlande große Abnehmer von Kohle auf dem Weltmarkt. Auch sie haben, durch den Krieg nach dieser Richtung unbeeinträchtigt, ihre eigene Produktion wesentlich zu heben gesucht, was in dem Maße gelang, daß die niederländische Kohlengewinnung von 1,9 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 3,4 Millionen im Jahre 1918 stieg. Im Jahre 1920 wurden annähernd 4 Millionen Tonnen erreicht. Die durchschnittliche Zahl der Arbeiter in den holländischen Kohlenbergwerken stieg in dieser Zeit von 9700 auf 24 500. Die Kohleneinfuhr der Niederlande hatte sich im Jahre 1913 auf 20,5 Millionen Tonnen bei gleichzeitiger Ausfuhr von 12,4 Millionen belaufen. Der Einfuhrüberschuß sank von 8,1 Millionen im Jahre 1913 unter den Kriegswirkungen bis auf 1,5 Millionen im Jahre 1918. Im folgenden Jahre hob er sich wieder auf 3,6 Millionen Tonnen. Einschließ-

lich der eigenen Produktion unter Mitberücksichtigung der Braunkohle belief sich die in Holland für den Verbrauch verfügbare Kohlenmenge im Jahre 1919 auf 9,9 Millionen; sie erreichte im Jahre 1918 das Mindestmaß von 5,3 Millionen, etwa gleich dem durchschnittlichen Stande von 1901—1903, und stieg im Jahre 1920 wieder auf 7,6 Millionen, entsprechend ungefähr dem Stande von 1910. Unter den Einfuhrländern erschienen auf dem holländischen Kohlenmarkt im Jahre 1919 erstmals die Vereinigten Staaten, die sich 1920 sogar auf den ersten Platz vor Deutschland zu stellen vermochten.

Die großen Erschwernisse der Kohlenversorgung in den zufuhrbedürftigen Ländern und die eingetretene Vervielfachung der Preise ließen auf einen Ausgleich nach verschiedenen Richtungen sinnen. Das Bestreben ging einmal nach *rationellerer Ausnutzung der verfügbaren Kohle*, ferner nach *vermehrter Nutzung verwandter Brennstoffe* (Braunkohle, Erdöl) und endlich nach *Ersatz der Brennstoffe überhaupt durch lebendige Naturkräfte*, vor allen Dingen die Wasserkräfte.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst und in vorderster Linie auf die zuletzt erwähnte Erscheinung, so gelangen wir damit, um das vorweg zu nehmen, zu dem *Kernpunkt unserer Betrachtungen* und zu derjenigen Erscheinung, die es uns ermöglicht, von Ansätzen zu weltwirtschaftlicher Rationalisierung zu sprechen:

In den früheren Wirtschaftsepochen benutzte die in vergleichsweise beschränktem Umfange sich haltende gewerbliche Produktion vornehmlich die *menschlichen und tierischen Arbeitskräfte unter ergänzender Hinzuziehung der lebendigen nichtanimalischen Naturkräfte*, nämlich des seine Eigenbewegung in maschinelle Nutzbarmachung übertragenden Wassers der Flüsse, und in gleicher Weise die der bewegten Luft. Unter den menschlichen Hauptbedarfsgruppen vollzog sich besonders die Deckung des Nahrungsmittelbedarfs unter ausgedehnter Nutzung dieser Naturkräfte durch Vermittlung der Wassermühlen und Windmühlen zum Vermahlen des Getreides. Auch dem Wohnbedarf waren die Wasserkräfte nutzbar gemacht durch die Schneidemühlen zur Herrichtung des Holzes. Für die Erz- und Metallverarbeitung finden wir selbst an den nur eine mäßige Wasserkraft liefernden Bächen des norddeutschen Tieflandes noch heute Spuren alter Eisen- und Kupferhämmer. In einem wirtschaftlich zurückgebliebenen europäischen Länderbezirk, wie auf dem Balkan, sehen wir bis in unsere Tage an den Gebirgsbächen lange Ketten von Dutzenden alter Wassermühlen, denen sich in dem untersten Teil der Maritzaebene Kolonien altertümlicher Windmühlen anschließen, und auch für den Bedarf an Kleidung finden wir die Wasserkraft

tätig in den ältesten Zeugen der Entwicklung einer bulgarischen Textilindustrie im Städtchen Gabrovo an der malerischen Jantra.

Das Zeitalter der Industrialisierung führte von jenen früheren Nutzungen der lebendigen Naturkräfte weg zu einer vorherrschenden Nutzung der gebundenen Naturkräfte, vornehmlich der Heizkraft der Kohle. Diese ganze Epoche der Industrialisierung und gewaltigen Produktionssteigerung lebte außerordentlich verschwenderisch von dem Kapital der unersetzbaren gebundenen Naturkräfte im Gegensatz zu jener früheren Periode, die von den Zinsen der unvermindert fortbestehenden lebendigen Kraftquellen der Natur ihre Gewerbe speisen ließ. Nunmehr sind wir, zwar nicht erst seit heute, sondern schon seit der Jahrhundertwende, heute jedoch in durch die Kriegseinflüsse bedeutend beschleunigtem Tempo und verstärktem Maße in eine weiter fortschreitende wirtschaftliche Periode eingetreten, in der auch Massenindustrie und Massenverkehr nach möglichst weitgehender und gegen früher wesentlich rationalisierter Nutzung der lebendigen Naturkräfte zum mindestens teilweisen Ersatz der gebundenen streben.

Um die wirtschaftsgeschichtliche Wende noch schärfer zu betonen: Ich spreche nicht von der volkstümlich üblichen Gegenüberstellung eines „Zeitalters des Dampfes" und eines „Zeitalters der Elektrizität", die ihr Augenmerk lediglich auf die Energieäußerungen richtet, sondern gehe zurück auf die Energiequellen und lasse in diesem Sinne auf die Wirtschaftsstufe fast alleinherrschender Nutzung der gebundenen Naturkräfte die der fortschreitend rationellen Nutzung der nichtanimalischen lebendigen Naturkräfte folgen und halte es für berechtigt, diesen Uebergang von fast ausschließlichem Leben vom Naturkapital zu wesentlich gesteigertem Leben von den Naturzinsen als einen Ansatz zur weltwirtschaftlichen Nationalisierung zu bezeichnen, auch wenn, wie früher gesagt, diese Nationalisierung sich zwar nicht nach einheitlichen weltwirtschaftlichen Plänen, wohl aber doch in augenfälligen weltwirtschaftlichen Parallelen innerhalb der verschiedenen Privat- und namentlich Staatswirtschaften durchsetzt.

Wenn wir kurze Umschau halten wollen in den Ländern, die sich zurzeit mit dem

Ersatz kalorischer durch mechanische Energiequellen

beschäftigen, so werden wir zweckmäßig unser Augenmerk zunächst auf diejenigen Gebiete lenken, die vor dem Kriege die

stärkste Abhängigkeit von ausländischer Kohlenzufuhr verzeichneten.

An der Spitze der Kohlen einführenden Länder stand, wie wir gesehen, Frankreich, das sich gegenwärtig allerdings bezüglich der Kohlenversorgung unter besonders günstigen Bedingungen befindet. Frankreich verfügte über 8 bis 9 Millionen PS. an Wasserkräften, von denen im Jahre 1914 10 % zur Erzeugung elektrischer Energie verwendet wurden. Infolge des Friedensvertrags erhöhen sich die Wasserkräfte um mehr als 1 Million PS. Während des Krieges sind Kraftwerke mit einer Leistungsfähigkeit von 62 000 Kilowatt entstanden. Und zwar waren es die Amerikaner, die sich während des Krieges im Interesse der Kriegführung um die gesteigerte Leistungsfähigkeit der französischen Industrie und Verkehrsmittel und rationellere Nutzbarmachung der vorhandenen Naturkräfte bemühten. Neuerdings ist ein umfassendes Programm für die Einführung des elektrischen Betriebs auf französischen Eisenbahnen unter Nutzbarmachung der Wasserkräfte entworfen. Zunächst ist die Elektrifizierung folgender drei Eisenbahnlinien in Betracht gezogen: Paris—Orleans, Paris—Lyon—Mittelmeer und Paris—Midi. Als Jahresbedarf an Energie wurde für diese drei Linien bei einer Gesamtlänge von 8200 km 2200 Kilowatt-Stunden ermittelt; man rechnete dabei mit einem Verbrauch von 42 bis 70 Wattstunden pro Tonne und Kilometer. Der Ausbau der drei Eisenbahnnetze dürfte etwa 20 Jahre in Anspruch nehmen. Nach Fertigstellung wird mit einer Kohlenersparnis von 3 Millionen Tonnen im Jahr gerechnet. Mit der praktischen Ausführung ist bereits begonnen worden. Viel verspricht man sich in Frankreich von der Rhône mit Bezug auf die Erzeugung von elektrischer Kraft. Vom Genfer See bis zum Unterlauf handelt es sich um ein Gefälle von 332 m und einer durchschnittlichen Wassermenge von 250 cbm in der Sekunde. Es stehen somit 1,31 Millionen Kilowatt zur Verfügung, gerechnet wird jedoch nur mit einer Nutzleistung von 565 000 Kilowatt. Von diesen soll Paris 200 000 Kilowatt erhalten. Eine große Gesellschaft »L'Energie Electrique Rhône et Jura« ist gegründet, um die Schneider-Werke in Creusot zu beliefern.

Am dringlichsten hat sich die Notwendigkeit des Kohlenersatzes in Italien während und nach der Kriegszeit bemerkbar gemacht. Die sichere Zuknnft der italienischen Industrie hängt von der Lösung dieses Problems ab. Stillegung der Kohlenzufuhr nach Italien vermag unter den heutigen Verhältnissen das italienische Wirtschaftsleben jederzeit aufs schwerste zu erschüttern. Werden die etwa 5,5 Millionen PS. Wasserkräfte des Landes in volle Benutzung genommen, dann kann die Industrie auch über das heutige Maß weiter ausgebaut werden; insbesondere kann alsdann die metallurgische Industrie an die Verhüttung ärmerer Eisen- und Zinkerze gehen, deren Ausbeute bei den heutigen Kohlenpreisen unrentabel ist. In nicht zu ferner Zukunft werden viel Staatsbahnlinien, die Beleuchtungsanlagen sowie Eisen- und Stahlgießereien mit hydroelektrischer Kraft versorgt werden, ferner wird die Herstellung von chemischen Düngemitteln in großem Maße mit hydroelektrischer Kraft erfolgen. Gegenwärtig werden aus den Flüssen usw. große künstliche Seen und Reservoire geschaffen, die zu allen Zeiten eine genügende Wassermenge gewährleisten sollen. In Rom ist eine zentrale Be-

hörde gebildet, welcher alle öffentlichen Gewässer unterstehen und welche die Pläne entwirft. Dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten ist ein Ausschuß für hydroelektrische Kraft sowie eine ständige hydrographische Abteilung angeschlossen. Vor dem Kriege wurden etwa 60 % der hydroelektrischen Maschinen usw. von Deutschland geliefert, heute sind große italienische Gesellschaften unter italienischer Leitung und einheimischem Kapital gebildet, welche ganze Gebiete versorgen. Im ganzen werden etwa 6000 km Eisenbahnlinien demnächst elektrifiziert sein; nach und nach soll das ganze Eisenbahnnetz elektrifiziert werden, was eine jährliche Ersparnis von 1 786 000 t Kohlen bedeuten würde.

Auch Spanien verfügt über sehr reiche Wasserkräfte. Das gilt besonders von Katalonien, dem Hauptindustriegebiet Spaniens, wo von mehr als einer Million gewinnbarer PS. Wasserkräfte bisher erst 150 000 nutzbar gemacht sind. Die reichen Wasserkräfte der Pyrenäen sollen demnächst, abgesehen von industrieller Auswertung, auch für die Elektrifizierung der Eisenbahnen aus dem Norden des Landes bis Madrid ausgenutzt werden. Schon während des Krieges ist die Zahl der Wasserkraftanlagen in Spanien beträchtlich vermehrt worden, und zwar bis auf 238 Anlagen mit etwa 440 000 PS. Das Gebiet von Madrid und Bilbao wird durch Nutzung der Duero-Fälle mit Strom versorgt werden, die bei 27 m Gefälle 350 000 PS. liefern können.

Ueber die Wasserkräfte, die Portugal zu gewerblichen Unternehmungen verwenden könnte, gibt es noch immer keine zuverlässigen Angaben; schätzungsweise werden 600 000 PS. angegeben, die zum größten Teil noch der planmäßigen Ausbeutung harren. Von den 36 elektrischen Zentralen, die durch Wasserkraft betrieben werden, hat etwa die Hälfte eine Erzeugung von 100 PS.

Verhältnismäßig weit vorgeschritten ist die Nutzung der überaus ergiebigen Wasserkräfte in der Schweiz. Das schweizerische Volkswirtschaftsdepartement leitet die Versorgung des Landes mit elektrischer Energie und arbeitet an deren möglichst vollständiger Ausnutzung. Ganz planmäßig macht sich die Schweiz von der Kohlenzufuhr unabhängig und zielt auf eine derartige Nutzbarmachung der reichen Wasserkräfte des Landes hin, daß die Wasserkraftwerke nicht nur die gesamten Schweizer Eisenbahnen und die Industrie versorgen sowie den Lichtbedarf der Bevölkerung decken, sondern auch noch elektrische Kraft an die Nachbarländer wie Elsaß-Lothringen abzugeben vermögen. Bezeichnend für die Vielseitigkeit der Verwendung elektrischer Kraft und die Gründlichkeit, mit der man sich in der Schweiz von der fremden Kohle unabhängig zu machen sucht, ist der Uebergang von dem 200 000 t Kohlen jährlich erfordernden Brotbacken alten Systems zur Verwendung elektrischer Backöfen, die durch die Ausnutzung der billigen Nachtkraft der Wasserwerke besonders günstig arbeiten.

Aehnlich der Schweiz sind die Länder der skandinavischen Halbinsel von der Natur mit Wasserkräften reich versehen. Von ihnen arbeitet in erster Linie Schweden an der Elektrifizierung der Eisenbahnen unter Nutzbarmachung der vorhandenen Wasserläufe. Nach den auf der lappländischen Eisenerzbahn gemachten Erfahrungen soll der elektrische Betrieb nunmehr zunächst auf der wirtschaftlichen Hauptlinie Stockholm—Göteborg durchgeführt werden. Die

Wasserkraftanlagen werden dabei Ergänzung finden in der Nutzung der großen Torfmoore. Schweden ist frühzeitig vorangegangen mit der Erschließung der Trollhättan-Fälle für Zwecke der Elektrizitätsgewinnung und hat sich gleich andern Ländern durch die Kohlennot der Kriegszeit jetzt zu forcierter Bearbeitung dieses Gebiets veranlaßt gesehen.

Aehnlich den Ländern der skandinavischen Halbinsel ist Finnland überaus reich an natürlichen Wasserkräften, deren Nutzung auch den ganzen Petersburger Bezirk mit elektrischer Kraft zu versorgen vermöchte. Im übrigen besitzt Rußland selbst sehr reichliche Wasserenergie. Unter anderm könnte auch das erzreiche Ural-Gebiet einen großen wirtschaftlichen Aufschwung durch die Gewinnung elektrischer Kraft aus den dort aufgespeicherten Wassermengen erfahren. Den wichtigsten Gebieten Südrußlands stünden die Wasserkräfte des Dnjepr zur Verfügung. Der furchtbare Mangel an Heizmaterial in den russischen Städten und das Darniederliegen des Eisenbahnwesens in Sowjet-Rußland hat auch die an Projekten unerschöpfliche Sowjetregierung zu der Aufstellung großer Elektrifizierungspläne veranlaßt. Lenin interessiert sich insbesondere auch für die Elektrifizierung der Landwirtschaft. Von ihm rührt ein Ausspruch, der die Elektrifizierungspläne in den Mittelpunkt des russischen Wirtschaftslebens stellt: „Kommunismus — das ist Sowjetgewalt plus Elektrifizierung."

Sehr vernachlässigt ist die Nutzung der natürlichen Wasserkräfte für elektrische Zwecke im ehemaligen Oesterreich-Ungarn. Selbst von den Wasserkräften in den österreichischen Alpenländern sind bisher nur etwa 8 % verwertet. Mit Elektrifizierungsplänen unter Ausnutzung der Flußkräfte trägt sich neuerdings Ungarn. Eine französisch-englisch-amerikanische Kapitalistengruppe hat dem rumänischen Verkehrsministerium einen Plan zur Ausnutzung der Wasserkraft des Bistritza-Flusses für die Elektrifizierung von Teilen des rumänischen Eisenbahnnetzes unterbreitet. Im übrigen verfügt Rumänien über gute Kraftquellen in seinen Petroleumlagern. Auf dem eigentlichen Balkan hat neuerdings Bulgarien großzügige Elektrifizierungspläne aufgestellt, deren Verwirklichung aber noch dahinsteht, zumal der Staat nicht über die materiellen Mittel zu ihrer Durchführung verfügt. Ein Schweizer Ingenieur hat im Auftrage der griechischen Regierung die Wasserkräfte in Griechisch-Mazedonien untersucht.

Neben den kohlenarmen Ländern, die auf möglichst weitgehenden Ersatz der Kohle durch lebendige Kraftquellen angewiesen sind, wenden sich aber auch die größten Kohlenproduzenten mehr und mehr diesem Problem zu. So trägt man in England der Schätzung Rechnung, daß die Kohlenvorräte des Landes bei weiter steigender Förderung in etwa 200 Jahren erschöpft sein könnten und fordert deshalb eine zehnmale Erschließung der Wasserkräfte. Auch hier wird eine Elektrifizierung der Eisenbahn erstrebt, wozu sich steigender Bedarf an elektrischer Kraft für die elektro-metallurgischen und elektrotechnischen Industrien gesellt. Freilich finden in England diese Bestrebungen Hemmung in dem Interesse der Bergwerksbesitzer, das sich gegen eine etwaige Entwertung der Kohle durch den Wettbewerb der Wasserkraftenergie richtet. Von den englischen Kolonien sind es namentlich Canada, Indien und Südafrika, deren zunehmende

Industrialisierung aus der Nutzung der Wasserkräfte Vorteile zu schöpfen vermag.

Bei der gewaltigen Kohlenproduktion der Vereinigten Staaten von Nordamerika fehlt es doch auch dort nicht an großen Fortschritten auf dem Gebiet der Wasserkraftnutzung. Welche Rolle diese letztere zu spielen vermag, möge belegt werden durch die nachstehenden Sätze: „Der Jahresbedarf der Industrie an Energie beträgt rund 220 Mill. KW.-Jahre. Eine Energiequelle des Landes wäre bereits imstande, diesen Bedarf zu decken. Die Messungen über die Regenhöhe zeigen, daß aus kleinen Wasserkräften jährlich 380 Mill. KW.-Jahre gewonnen werden können, was bei 60 v.H. Wirkungsgrad dem Bedarf der Industrie entsprechen würde. Der größte Teil dieser kleinen Wasserkräfte, die in bedeutenden Höhen über dem Meeresspiegel liegen und auf viele Gebirgsflüsse und -bäche verteilt sind, könnte für Kleinkraftzwecke mit vereinfachten Einrichtungen ausgebaut werden. Die Ausnutzung der Wasserkräfte würde zu einer Ersparnis von etwa 300 Mill. t Kohle führen und 400 000 Arbeiter, die jetzt mit der Förderung und dem Transport der Brennstoffe beschäftigt sind, für andere Arbeiten freimachen, das Eisenbahnwesen um wenigstens 200 000 Güterwagen und 5000 Lokomotiven entlasten und die Bedienung der Wasserwerke nur mit 40 000 Mann belasten.“ *) Allein die Niagara-Fälle liefern bei einer unter canadischer Mitbeteiligung erfolgenden Gesamtausbeute von 380 000 PS. den Vereinigten Staaten bisher 225 000 PS. Die Gesamtfähigkeit der Fälle wird auf 5 Millionen PS. geschätzt.

Was endlich Deutschland anbetrifft, so haben hier die letzten beiden Jahrzehnte, ursprünglich unter dem Gesichtspunkt der Stromregulierungen zur Verhütung von Ueberschwemmungen, zur Anlage großer Stauweiher geführt, die dann weiter auch Ausnutzung durch Gewinnung elektrischer Kraft gefunden haben. Bedeutende Anlagen dieser Art befinden sich weiterhin teils im Bau, teils noch im Projektstadium. Dieser reichlichen Nutzung der süd- und mitteldeutschen Wasserkräfte beginnt sich neuerdings auch Norddeutschland anzuschließen. Am weitesten schreitet in dieser Beziehung zunächst die Provinz Ostpreußen mit der Ostpreußischen Kraftwerke A. G. und der Ueberland-Centrale Ostpreußen A. G. vor, denen in der ostpreußischen Seenplatte und dem Masurischen Kanal bei voller Auswertung der vorhandenen Wasserkräfte zusammen 220 Millionen Kilowattstunden im Jahr zur Verfügung stehen würden. Vorläufig durch die Gebote der Entente zu großer Kohlenabgabe gezwungen, darüber hinaus aber auch wohl für die Zukunft darauf angewiesen, in möglichst weitgehendem Maße die Kohle als Ausfuhrobjekt zu behandeln, wird Deutschland die Intensivierung und Rationalisierung seiner eignen Wirtschaft unter vollster Ausnutzung seiner Wasserkräfte zu betreiben suchen müssen. Die ehemaligen militärischen Widerstände gegen die Elektrisierung seines Eisenbahnnetzes sind schon während des Krieges fallen gelassen worden. Die Durchführung dieser Umformung vermöchte der Industrie eine großzügige Belebung zuteil werden zu lassen. Ebenso ist die durch Wasserkraft gewonnene Elektrizität in der neuen Technik der Hüttenindustrie,

*) Dr. G. Respondek: „Weltwirtschaftlicher Stand und Aufgaben der Elektroindustrie.“ Berlin 1920.

der Porzellaninduſtrie, der Landwirtſchaft und angeſichts der enorm geſtiegenen Aufwendungen für Hausangeſtellte auch in der Hauswirtſchaft ungemein erweiterter Anwendung fähig. Schließlich iſt der neuen deutſchen Stickſtoffinduſtrie und der ſeit kurzem erzielten Unabhängigkeit von fremden Rohſtoffen in der Aluminiuminduſtrie zu gedenken.

Ein techniſches Problem für ſich, an deſſen Löſung ſchon lange, aber bisher ohne praktiſch brauchbaren Erfolg gearbeitet wird, bildet die Nutzbarmachung der lebendigen Naturkraft, die in dem ſtändigen Auf- und Abſchwellen des Meeresſpiegels durch die Gezeiten gegeben iſt. Wenn es gelingt, den durch Ebbe und Flut regelmäßig bewegten Waſſermengen der Ozeane die Kraft zum Speiſen von Elektrizitätswerken abzuringen, dann iſt die Menſchheit für abſehbare Zeit jeder Sorge um Energiequellen ledig.

Neben den von der Natur bewegten Waſſermaſſen ſtehen

die Energiequellen der bewegten Luftſchicht

zur menſchlichen Verfügung. Ihre Nutzung im Zeitalter des Dampfes iſt auch dort in den Hintergrund getreten, wo ſie früher vorherrſchend, wo nicht alleinherrſchend war, nämlich in der Seeſchiffahrt, in der das Segelſchiff durch den Dampfer zuſehends verdrängt worden iſt. Man wird in Zukunft wohl auch wieder mehr mit einer ergänzenden Nutzung der Windkräfte zur Umwandlung in elektriſche Energie neben den Waſſerkräften zu rechnen haben. Außerdem beſchäftigt ſich die Technik neuerdings auch mit dem Problem, die durch die Luftreibungen erzeugte Elektrizität durch gewaltige Anlagen zu ſammeln und dieſe Energiequellen in den Dienſt der Induſtrie zu ſtellen. Ohne Anmaßung eines techniſchen Urteils wird man wohl ſagen können, daß die Verſuche dieſer Art ſich noch in den Kinderſchuhen befinden und daß es der Zukunft überlaſſen bleiben muß, über ihren Wert oder Unwert zu entſcheiden.

Ungleich größere Fortſchritte als in der Nutzung der Energiekräfte der bewegten Luft ſind zu verzeichnen in der

Nutzung von Beſtandteilen der Luft zu wirtſchaftlichen Zwecken.

Auch in dieſer Beziehung kann man von einer weltwirtſchaftlichen Rationaliſierung ſprechen, da in weiter Verbreitung über die verſchiedenſten Länder der Erde anſtelle eines beſchränkten, in abzuſehender Zeit erſchöpfbaren Vorkommens beſtimmter Salpeterverbindungen der unbeſchränkte, ſich immer wieder erneuernde Stickſtoffreichtum der Natur zur Gewinnung der benötigten Salpetermengen und Salpeterverbindungen nutzbar gemacht wird, alſo gleichfalls ein Vorgang, den man wirtſchaftlich mit dem Leben von Zinſen der Natur anſtatt des Zehrens von Naturkapital bezeichnen kann.

Auch hier haben die Einwirkungen des Krieges den wirtschaftlich-technischen Fortschritt beschleunigen geholfen, da während des Krieges einerseits großen Abnehmern des Chilesalpeters die Verbindungsmöglichkeit mit Chile genommen war, andererseits der Bedarf an Salpeter für Munitionszwecke bei den Kriegführenden ungeheuer gesteigert wurde.

Das Problem der Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft war technisch bereits vor über 20 Jahren gelöst, und schon damals ging unverzüglich die wirtschaftliche Praxis an den Versuch der Stickstoffgewinnung im Großen mit Hilfe der Elektrizität, und zwar der durch die billige Wasserkraft gewonnenen elektrischen Kraft. Das erste Stickstoffwerk dieser Art entstand an den Niagara-Fällen. Damals war das Verfahren allerdings noch so wenig verwertbar, daß die erste Fabrik nach wenigen Jahren den Betrieb wieder einstellen mußte. Wesentlich verbesserte technische Verfahren wurden dann wiederum an großen Wasserfällen ausprobiert und zwar in Norwegen, wo allein der Rjukan-Fall bei einer Fallhöhe von 250 m die gewaltige Energie von ¼ Millionen PS. entwickelt. Etwa die Hälfte dieser hydraulischen Energie findet zum Betrieb der am Fuße dieser Wasserfälle entstandenen Luftsalpeterfabrik Verwendung. Der Verbrauch von stickstoffhaltigen Düngemitteln hat sich auf Grund der Luftstickstoffanlagen in Norwegen im Laufe von wenigen Jahren rund verzehnfacht. Auch in Oberitalien war man nach einem anderen Verfahren schon frühzeitig zur Gründung von Stickstofffabriken übergegangen. Weitere Unternehmungen dieser Art entstanden in Schweden, in der Schweiz, Frankreich, Dalmatien, Nordamerika, Süd- und Ostdeutschland. Von dänischer Seite will man neuerdings die Wasserkräfte Islands in gleicher Weise nutzen. Am zurückhaltendsten steht die englische Industrie der Schaffung von Luftstickstoffwerken gegenüber, wesentlich wohl in Anbetracht der großen finanziellen Interessen, die England an der chilenischen Salpetergewinnung hat und die vorläufig dazu veranlaßt, eine Konkurrenz gegen Chile zu vermeiden, was freilich nicht von dauernder Bedeutung sein kann, da die Salpeterlager Chiles, wie gesagt, in recht absehbarer Zeit erschöpft sein dürften.

Die auf diesem Gebiet erzielten Fortschritte, an denen gerade in der Kriegszeit Deutschland in besonders hohem Maße beteiligt war, bedeuten obendrein auch mittelbar einen Ansatz zu weltwirtschaftlicher Rationalisierung insofern, als die Ergebnisse der Stickstoffgewinnung aus der Luft in weitaus erster Linie der Hebung der landwirtschaftlichen Produktion zugute kommen, was nach dem vieljährigen Ausfall Rußlands aus der Weltbelieferung mit Getreide und Futtermitteln von außerordentlicher Bedeutung ist.

Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang schließlich die Auswertung auf elektrischem Wege erzeugter Aetherschwingungen durch die drahtlose Telegraphie und neuerdings auch Telephonie bleiben, die gleichfalls in das Gebiet der weltwirtschaftlichen Rationalisierung fällt, da sie die hohen Rohstoff- und Anlagekosten für Ueberland- und namentlich Ueberseekabel erspart und der Ausbreitung des weltwirtschaftlichen Nachrichtendienstes unabhängig von den bisher für die Kabel benötigten Rohstoffen unbegrenzte Möglichkeiten erschließt. Diese Nachrichtenbeförderung rund um den Erdball durch die Luft ohne irgendwelche besonderen Leitungsanlagen bedeutet einen schwer zu überbietenden Höhepunkt weltwirtschaftlicher Rationalisierung durch die Technik. Noch darüber hinausführende Fortschritte vermöchte eine Jules Vernes-Phantasie sich allenfalls in der Richtung auszumalen, daß von zentralen Kraftstellen auf der Erde aus ohne Leitung durch Fernwirkung mit Kraft gespeiste und gelenkte Flugboote auch den Waren- und Menschenverkehr durch die Luft zu befördern vermöchten.

Wenn wir den Unterschied zwischen verschwenderischem Zehren vom Naturkapital in der Kohle gebundener Kräfte einerseits und der Nutzung immer wieder sich erneuernder lebendiger Naturkräfte andererseits in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen stellten, so können wir neben den bisher betrachteten Versuchen des Kohleersatzes, die im Mittelpunkt wirtschaftlich-technischer Umgestaltungen der nächsten Jahrzehnte stehen, anders geartete Versuche des Kohleersatzes nicht in gleichem Maße unter die Ansätze zu weltwirtschaftlicher Rationalisierung registrieren, ohne deshalb an der gesteigerten wirtschaftlichen Erschließung dieser anderen Kraftquellen vorübergehen zu dürfen. Die zusehends umsichgreifende Nutzung des

Erdöls

stellt zwar, streng genommen, auch gleich der Nutzung der Kohle ein Zehren vom Naturkapital dar, darf aber doch unter vielen Gesichtspunkten das Anerkenntnis einer wesentlich rationelleren Wirtschaftsführung beanspruchen, als sie im Kohlenkonsum getrieben wird. Das tatsächliche Ausmaß der in der Erde vorhandenen Erdölschätze entzieht sich auch heute noch unserer halbwegs genauen Kenntnis. Nach den Beobachtungen der neueren und neuesten Zeit neigt die Fachwelt aber dazu, trotz anscheinend nahen Versiegens mancher früher sehr reichen Erdölvorkommen den gewinnbaren Erdölbestand insgesamt als praktisch nahezu unerschöpflich zu betrachten. Die Gewinnung des Erdöls aus dem Boden erfordert ungleich geringere Kapitalanlagen und vor allen Dingen ungleich weniger Menschenkräfte, als die Gewinnung der Kohle. Außer-

ordentlich einfacher, billiger und zweckmäßiger stellt sich ferner der Erdöltransport. Um an die Verbrauchsstätte gebracht zu werden, ist beim Kohlentransport zu Lande wie zu Wasser ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz der insgesamt verfrachteten Kohlenmengen für die Frachtbeförderung selbst erforderlich. Die großen Röhrenleitungen für Erdöl auf den Ueberlandwegen beanspruchen geringere Kapitalanlage und weit geringere Betriebskosten, als die Kohlentransporte, und auch die Seeverfrachtung des Erdöls und seine Seebeförderung durch die Triebkraft des Erdöls gestaltet sich um vieles vorteilhafter, als die Kohlenbeförderung auf Dampfschiffen.

Schließlich ist Erdöl nicht nur ein Kohleersatz, sondern ein Brenn- und Betriebsstoff, der über die Verwendbarkeit der Kohle hinaus selbständige Bedeutung hat und gerade für die modernsten Beförderungsmittel zum Teil unentbehrlich ist. Die weltwirtschaftliche Rolle der mit Erdölprodukten betriebenen Automobile und Flugzeuge steht ja noch in den Anfängen und gewinnt mit jedem Tag an Bedeutung. Nicht zu übersehen endlich ist, daß nicht nur die weltwirtschaftliche, sondern auch die weltpolitische Rollenverteilung unter den führenden Ländern nach Lage der Dinge für die Zukunft in einer gewissen Abhängigkeit von der Verfügungsgewalt über das Erdöl steht, wie sie bis dahin sich in Abhängigkeit von der Verfügungsgewalt über die Kohle befunden.

Die Rohölproduktion der Welt hat in unseren Tagen große Fortschritte gemacht. Im Jahre 1900 erreichte sie erst etwa 20 Millionen Tonnen, bis 1909 hatte sie sich verdoppelt, 1916 bereits mehr als verdreifacht, und heute ist sie auf über 70 Millionen Tonnen zu schätzen. Zu Beginn dieses Zeitraums stand Rußland an der Spitze der Erdölproduzenten mit über 51 % der Gesamtproduktion, wogegen die Vereinigten Staaten nur über 41 % verfügten. Im Jahre 1909 war das Bild bereits ein wesentlich anderes. Der russische Anteil war auf 23 % gesunken, der der Vereinigten Staaten auf 60 % gestiegen. Bis zum Jahre 1916 hatte sich die Verschiebung dergestalt fortgesetzt, daß Rußland nur über 16 % verfügte, Nordamerika über 64 % Dann kam das fast völlige Ausscheiden der russischen Erdölproduktion, sodaß der Anteil der Vereinigten Staaten weiter auf etwa 70 % heraufging. Er wäre noch größer gewesen, wenn nicht inzwischen die mexikanische Erdölgewinnung große Fortschritte gemacht und sich auf etwa 15 % der Weltproduktion emporgeschwungen hätte. Noch stehen die Vereinigten Staaten also weitaus im Vordergrunde, und sie bleiben auch bemüht, an anderen Punkten der Erde sich Erdölreserven zu sichern. Aber die Lebensdauer der nordamerikanischen Erdölquellen ist als begrenzt zu betrachten, wogegen in anderen Gebieten, wie Niederländisch-

Indien, fortgesetzt Erdölvorkommen ermittelt werden, deren Erschöpfbarkeit in viel weiterem Felde zu stehen scheint.

In den letzten Jahren hat sich ein überaus angespannter Wettlauf zwischen den Vereinigten Staaten und England um die Erdölvorkommen der Welt herausgebildet. Wie England früher für seine Kriegsflotte an allen Enden und in allen Winkeln der Welt Kohlenstationen zu errichten wußte, so ist es heute in gleichem oder auch noch stärkerem Maße darauf bedacht, sich, und zwar in erster Linie wiederum für die Zwecke seiner Flotte, allüberall Erdölvorkommen zu sichern. Seit reichlich einem halben Jahrhundert gebührt der amerikanischen Standard Oil Co. die führende, mehr oder weniger monopolistische Stelle auf dem Welt-Petroleummarkt. Im Zusammengehen mit niederländischen Gesellschaften aber hat sich unter englischer Führung die sogenannte Shell-Gruppe entwickelt, die sich zu einer ernsten Konkurrentin der Standard Oil Co. auszuwachsen scheint. Die Standard Oil Co. verfügt außerhalb der Vereinigten Staaten über Erdölunternehmungen in Canada, Mexiko und Rumänien. Die Shell-Gruppe nimmt ihren Ausgang von Niederländisch-Indien und verfügt dort über die qualitativ besten und wohl auch reichsten aller bekannten Erdölgebiete. Ferner liegen in ihrer Hand große Vorkommen in Rußland, Rumänien, Aegypten und ganz Amerika einschließlich der Vereinigten Staaten, sowie in Australien, Neu-Seeland und Südafrika. Neben der asiatischen Inselwelt gehört schließlich Süd- und Ostasien zu ihrem Einflußgebiet. Ergänzt wird diese ungeheuer ausgedehnte englische Einflußsphäre durch die Anglo-Persian Oil, die von Persien ihre Hände nach Mesopotamien ausgestreckt hat. Wenn sich heute die Gesamtproduktion der den englischen Interessen dienenden Gesellschaften auch erst auf etwa 8 Millionen Tonnen erstreckt, so kann sich in Zukunft das Verhältnis zwischen dem Einfluß der Vereinigten Staaten auf dem Welt-Erdölmarkt und demjenigen Englands doch vielleicht in ähnlicher Weise entwickeln, wie früher zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland. Um dieser Aussicht zu begegnen, ringen die Vereinigten Staaten nicht nur um die Herrschaft über die mittelamerikanischen Erdölvorkommen, sondern haben sich auch in China große Konzessionen gesichert und streben in gleicher Weise nach Einfluß auf russische Erdölgebiete.

Besonderes Interesse dürfen die wichtigsten Erdölvorkommen Europas, diejenigen in Rumänien, beanspruchen, zumal sie während der Kriegszeit eine bemerkenswerte Rolle gespielt haben. Unbekümmert um die englische Beteiligung an dem Besitz rumänischer Erdölquellen hat damals die englische Regierung, ursprünglich gegen rumänischen Einspruch, eine Zerstörung der Erdölquellen durch eine englische Kommission betrieben, die man für gründlich genug erachtete, um

auf etwa zwei Jahre hinaus wirksam zu sein. Der deutschen Technik gelang es, binnen wenigen Monaten die Produktion in beträchtlichem Umfange wieder durchzuführen. Noch im Frühjahr 1921 kam in England ein Prozeß zur Entscheidung, in dem die Ansprüche englischer Kapitalistenkreise auf Entschädigung wegen der von englischer Seite vollzogenen Zerstörung rumänischer Oelfelder mit der Begründung abgewiesen wurden, daß nicht die britische Regierung den Schaden zu tragen habe, sondern die rumänische, zu deren Gunsten die Zerstörung stattgefunden habe. Tatsächlich aber hat Rumänien nur die Nachteile des englischen Vorgehens zu tragen gehabt, das durch den Wunsch diktiert war, es den deutschen U-Booten unmöglich zu machen, aus den rumänischen Oelfeldern den dringend benötigten Betriebsstoff zu gewinnen. Von deutscher Seite wurde damals unmittelbare Röhrenleitungen aus den Karpathen nach der deutschen Grenze bei Oberschlesien geplant. Heute sind die unter starker Mitwirkung deutschen Kapitals und deutscher Technik entwickelten rumänischen Erdölquellen dem deutschen Einfluß völlig entzogen, und der ganze Petroleummarkt stellt im wesentlichen ein Kampfgebiet zwischen den Vereinigten Staaten und England dar. Das Ringen um gesteigerten Einfluß Englands auf diesem Gebiete hilft mit zu schnellerer Erschließung der außeramerikanischen Erdölquellen und verspricht dadurch für die Zukunft weiter beschleunigte Nutzbarmachung dieser kalorischen Energiequelle, deren Bedeutung für die Weltwirtschaft ständig zunimmt.

Schließlich haben wir noch der neuzeitlichen Bemühungen zu gedenken, die Nutzung der Kohle selbst zu rationalisieren, und zwar durch

technisch vervollkommnete Wärmewirtschaft,

sowie durch chemische Ausnutzung der Kohle. In dieser Hinsicht ist besonders der Arbeiten des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung in Mülheim zu gedenken und ferner der zahlreichen Stellen für Wärmewirtschaft, die während der letzten Jahre in Deutschland gegründet worden sind. Es seien nur genannt die Ueberwachungsstelle des Vereins deutscher Eisenhüttenleute für Brennstoff- und Energiewirtschaft auf Eisenwerken, der Verein für Feuerungsbetriebe und Rauchbekämpfung in Hamburg, die Gesellschaft für Kohlentechnik in Eving bei Dortmund, die Ingenieur-Gesellschaft für Wärmewirtschaft in Köln, die wärmetechnische Abteilung der Kohlenwirtschaftsstelle und die vielen Wärmestellen einzelner Industrieverbände. Als Zentralstelle ist anfangs 1920 durch den Verein deutscher Ingenieure, die Vereinigung der Elektrizitätswerke, den Verein deutscher Eisenhüttenleute und den Zentralverband der deutschen Dampfkessel-Ueberwachungsver-

eine die Hauptstelle für Wärmewirtschaft beim Verein deutscher Ingenieure gegründet.

Bei der heutigen Kohlenwirtschaft gehen regelmäßig gewaltige Energiemengen verloren, sowohl im Fabrikbetriebe, wie im Verkehrswesen, wie auch im Hausbrand. Dieser Verschwendung ist nicht von heute auf morgen durch technische Neuerungen zu begegnen, sondern es bedarf vor allen Dingen neben dem sorgfältigsten Studium der Wärmewirtschaft der Heranziehung wärmetechnisch durchgebildeten Personals, das die Rationalisierung der Kohlenutzung praktisch zu betreiben vermag. Hierauf deutet vor allen Dingen das Beispiel der Vereinigten Staaten, in denen unter staatlicher Wärmewirtschafts-Ueberwachung die Brennstoffzuteilung an die einzelnen industriellen Werke davon abhängig gemacht werden sollte, mit welchem Grad von Vervollkommnung die Brennstoffe bei ihnen ausgenutzt würden. Die Durchführung dieses Gedankens ist vorläufig am Mangel geeigneter Ingenieure gescheitert. Die Einführung eines planmäßigen Wärmeüberwachungsdienstes wäre also praktisch von vorangehender Ausbildung von Wärmeingenieuren und Schulung des Betriebspersonals abhängig. Unter den Wegen zur Rationalisierung der Kohlennutzung ist u. a. die Kohlenstaubfeuerung zu erwähnen, die eine Ersparnis bis zu 50 % Brennstoff ermöglicht. Auch dieser Frage hat man neuerdings, namentlich in Amerika und Deutschland, Aufmerksamkeit gewidmet.

Zusammenfassend wird sich sagen lassen, daß jedes Stadium des industriellen Zeitalters, in dem sorglos Raubbau mit aufzehrbarem Naturkapital an Energiequellen getrieben wurde, mehr und mehr überwunden werden dürfte in planvoller Arbeit, die bereits geraume Zeit vor dem Kriege eingesetzt hatte, durch die Kriegswirkungen aber außerordentlich kräftigen Anstoß zu verbesserter und beschleunigter Fortsetzung erfuhr. Theoretisches Herausschälen und starkes Betonen der weltwirtschaftlichen Bedeutung von Fortschritten dieser Art wird mittelbar auch praktischen Wert erringen können, indem es die Impulse zu weiterem Vorwärtsschreiten steigert, eine Aufgabe, an der zu arbeiten in der Gegenwart vielleicht nirgends so wichtig ist, wie in unserem so jähen Einengungen seiner wirtschaftlichen Grundlagen und so großen Erschwerungen seiner weltwirtschaftlichen Beziehungen ausgesetzten deutschen Vaterlande.

***

Die türkischen Kapitulationen und Deutschland nach dem Vertrag von Sèvres

von Geh. Leg.-Rat Wilhelm Padel,

Die politischen Beziehungen zwischen der Türkei und den europäischen Mächten beruhten von alters her bis zum Kriegsausbruch fast ausschließlich auf dem Regime der Kapitulationen, d. h. den alten Verträgen und dem aus ihnen im Laufe der Jahrhunderte entwickelten Brauch. In Anlehnung an den von Franz I. von Frankreich und Suleiman dem Großen im 16. Jahrhundert abgeschlossenen Vertrag sind dann in späterer Zeit gleichartige Vereinbarungen zwischen den anderen Mächten zustande gekommen.

Mit Preußen wurde der erste Kapitulationsvertrag am 22. März 1761 abgeschlossen. Er bewilligte den preußischen Untertanen dieselben Rechte, wie in den früheren Kapitulationen den Untertanen anderer Mächte zugestanden waren (Exterritorialität, Steuerfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit).

Da die Kapitulationen im wesentlichen einseitige Zugeständnisse, Privilegien und Immunitäten auf politischem Gebiete an die Westmächte enthielten, werden sie nicht selten als einseitige Akte des Sultans angesehen. In der Tat mag diese Auffassung einige innere Berechtigung haben. Die Erteilung jener Zugeständnisse ohne bemerkenswerte Gegenleistung dürfte anfänglich auch wohl hauptsächlich der Nichtachtung entsprungen sein, mit der nach dem Geiste jener Zeit der Herrscher der Gläubigen den Angelegenheiten der Ungläubigen gegenüberstand. So ist die Einräumung der konsularen Gerichtsbarkeit unzweifelhaft auf den Gedanken zurückzuführen, daß es der religiösen muhammedanischen Gerichte, die es zu damaliger Zeit nur gab, nicht würdig war, sich mit den Streitigkeiten der Ungläubigen zu befassen oder die von ihnen begangenen Straftaten zu verfolgen. Dennoch handelt es sich bei den Kapitulationen um regelrechte Verträge, nicht lediglich Zugeständnisse, die einseitig wieder zurückgenommen werden könnten. Artikel 1 und 6 des Vertrages von 1761 enthalten beispielsweise den Grundsatz der Gegenseitigkeit, begründen also Rechte und Pflichten für beide Vertragsschließenden. Man muß diesen Grundsatz festhalten, weil er angesichts der wiederholten türkischen Versuche, sich der Kapitulationen ohne weiteres zu entledigen, von entscheidender Bedeutung ist. Dies umsomehr, als zeitliche Unbefristetheit und ewige Gültigkeitsdauer charakteristische Eigenschaften der Kapitulationen sind, die im Gegensatz zu anderen zwischenstaatlichen Verträgen auch nicht durch Krieg gänzlich aufgehoben werden, sondern nach Kriegsende selbsttätig wieder aufleben. Die Kapitulationen und die daraus her-

geleiteten Rechte sind also bei Kriegsausbruch im Jahre 1914 unbeschränkt zugunsten Deutschlands in Kraft und Geltung gewesen. Für die Beurteilung der Frage, ob sie heute noch von uns in Anspruch genommen werden können, sind die folgenden Momente von Bedeutung:

1. Im September 1914 hat die Türkei die Kapitulationen einseitig für aufgehoben erklärt. Ernsthafter Widerspruch dürfte unsererseits gegen ihr eigenmächtiges Vorgehen bei der Abschaffung der Kapitulationen mit Rücksicht auf die politische Lage nicht erhoben worden sein. Gleich darauf bemühte sich dann auch die Pforte, an die Stelle der Kapitulationen besondere Verträge treten zu sehen.

2. Diesem Bemühen wurde deutscherseits entsprochen durch Schließung der vier Rechtsverträge vom 11. Januar 1917 (Konsular-, Rechtshilfe-, Auslieferungs- und Niederlassungs-Vertrag). Deutschland hat durch Schließung dieser Verträge auf die Kapitulationsrechte, wenigstens indirekt, verzichtet.

3. Nach Artikel 290 des Vertrages von Versailles und Artikel 275 des Vertrages von Sèvres haben Deutschland und die Türkei ihren Verzicht auf die während des Krieges untereinander abgeschlossenen Verträge erklärt. Darunter fallen auch die zu 2) erwähnten Rechtsverträge. Der alte unter der Herrschaft der Kapitulationen gültige Rechtszustand würde somit wieder eintreten, vorausgesetzt, daß die Pforte sich wenigstens uns gegenüber nach dem Verzicht auf die Rechtsverträge nicht auf den Standpunkt stellt, daß die von ihr einseitig verfügte Aufhebung der Kapitulationen ihre Wirksamkeit behält. Dieser Auffassung würde die Tatsache gegenübergestellt werden können, daß die mit unbefristeter Gültigkeitsdauer geschlossenen Kapitulationsverträge einseitig überhaupt nicht aufgehoben werden können, wenn die alliierten Mächte in dem Vertrage von Sèvres nicht offenbar einen anderen Standpunkt eingenommen hätten, denn

4. in Artikel 261 des Vertrages von Sèvres wird das Kapitulationsregime „wiederhergestellt", „rétabli au profit des Puissances alliées qui en bénéficiaient directement ou indirectement avant le 1 août 1914, et le bénéfice en sera étendu aux Puissances alliées qui n'en jouissaient pas au 1 août 1914". Danach wird die von der Türkei vorgenommene Aufhebung der Kapitulationen, und zwar nur zugunsten der Alliierten, wieder rückgängig gemacht, nicht also lediglich für null und nichtig erklärt, sowie neu eingeführt zugunsten derjenigen Alliierten, die bis dahin keine Kapitulationsrechte genossen (Japan, China usw.). Andererseits hat sich

5. durch Artikel 155 des Vertrages von Versailles Deutschland verpflichtet, alle Vereinbarungen gut zu heißen, die von

den Alliierten mit der Türkei hinsichtlich aller Vorrechte und Privilegien abgeschlossen werden, auf welche Deutschland in der Türkei Anspruch erheben kann. Und schließlich läßt

6. Artikel 49 des Vertrages von Sèvres deutlich erkennen, welche Behandlung den Zentralmächten in dieser Hinsicht zugedacht ist. Dieser Artikel handelt von Zuwiderhandlungen gegen die von der Meerengenkommission im Bereich ihrer Zuständigkeit getroffenen Bestimmungen; solche Zuwiderhandlungen sollen geahndet werden durch die Konsulargerichte, wenn es sich um Angehörige von Kapitulationsländern handelt. Osmanen und Angehörige von Nicht-Kapitulationsländern, d. h. also zunächst die Zentralmächte, werden vor die türkischen, in der griechischen Zone vor die griechischen Gerichte gestellt. Da die Kapitulationen, nachdem sie einseitig zu Beginn des Krieges von der Türkei aufgehoben waren, nur zugunsten der Alliierten wieder oder neu eingeführt worden sind, besteht hinsichtlich der Neutralen in dieser Beziehung eine Lücke. Jedoch ist kaum anzunehmen, daß die neutral gebliebenen Staaten zustimmen werden, wenn sie durch den Vertrag von Sèvres um den Genuß althergebrachter Privilegien kommen sollten.

Deutschlands Situation stellt sich hinsichtlich der Geltung der Kapitulationen jedenfalls nicht günstig dar. Der Türkei gegenüber haben wir darauf verzichtet; aus naheliegenden Gründen würde es besser zu vermeiden sein, uns ihr gegenüber auf Artikel 290 des Friedens von Versailles zu berufen, und nach Annulierung der Rechtsverträge für uns die uns formell zweifellos zustehenden Kapitulationsrechte in Anspruch zu nehmen. Andererseits aber haben die Alliierten in den Verträgen von Versailles und Sèvres uns von dem Genuß der Kapitulationen zweifellos ausschließen wollen. Es wird daher wohl lediglich von der Art der Entwicklung unserer türkischen Beziehungen in künftiger Zeit abhängen, ob wir allmählich in die Lage kommen, für die Wiederherstellung des Vorkriegszustandes hinsichtlich des Kapitulationsregimes und die Gleichstellung mit den anderen europäischen Staaten bemüht zu sein.

***

Holland unter den Mächten

Politische und wirtschaftliche Kriegsfolgen

von Dr. K. Schwendemann (Haag)

Man mag in Deutschland vielfach geneigt sein, anzunehmen, daß sich in der Lage der früheren Neutralen durch den Krieg recht wenig geändert habe. Freilich, wenn man die heutige Karte Europas mit der von vor dem Kriege vergleicht und die tiefgehenden Veränderungen wahrnimmt die sich an ihr vollzogen haben, so ist auffällig, daß die neutralen Staaten daran beinahe keinen Anteil haben. Wenn man dann den Kurszettel zur Hand nimmt und die Valuten der europäischen Länder vergleicht, so sind es wieder die Neutralen, bei denen im allgemeinen die geringsten Verschiebungen zu konstatieren sind. Aber beide Bilder täuschen, das der Karte so gut wie das des Kurszettels, oder besser gesagt, sie spiegeln nur einen Teil der Wirklichkeit wieder.

Der Einfluß des Krieges auf die Position eines Landes, wie die Niederlande ist, ganz allgemein gesprochen, ein doppelter. Einmal ist diese Position verändert, weil die Umwelt sich geändert hat, zum andern ist innerhalb solcher „neutraler" Volksgemeinschaften immerhin auch manches anders geworden.

Es ist ohne weiteres klar, daß ein so gewaltiges Geschehnis wie der Weltkrieg und die katastrophalen Aenderungen, die er zur Folge hatte, die Stellung Hollands in der internationalen Politik beeinflußt haben muß, auch ohne daß Holland direkt an der Neuordnung der Dinge beteiligt gewesen wäre. Der Weltkrieg ging um die Verteilung von Macht und Besitz in Europa und anderwärts und brachte eine völlig neue Gewichtsverteilung. Die holländische Außenpolitik von vor dem Kriege war aber eingestellt auf die damalige Machtverteilung. Heute muß sie sich umstellen auf die neuen Verhältnisse, oder, um die Dinge mit Namen zu nennen: Die Niederlande lagen vor dem Kriege zwischen den drei Großmächten Deutschland, Frankreich und England, heute liegen sie zwischen den beiden einzigen Großmächten, die es in Europa noch gibt, Frankreich und England, und einem ohnmächtigen, durch den Versailler Vertrag gefesselten Deutschland. Es ist bezeichnend, wie man während des Krieges die Dinge in Holland sah, daß man sich in den politisch denkenden Schichten der Bevölkerung damals einig war, es sei für Holland das beste, wenn der Krieg mit einem Vergleichsfrieden ausgehe. Eine partie remise wünschte man, in der ganz klaren Erwägung, daß es für einen kleinen Staat besser sei, inmitten einer Gruppierung von Mächten zu liegen, die sich gegenseitig die Wage halten,

als auf der einen Seite einen übermächtigen Staat oder eine solche Staatengruppe, auf der anderen Seite machtlose politische Gebilde zu haben. Jeder Kleinstaat, der seine Selbständigkeit nach allen Seiten wahren will, muß so denken. Wenn seine Bevölkerung aber gar die Idee der Unabhängigkeit und nationalen Selbständigkeit so sehr in den Mittelpunkt ihres außenpolitischen Denkens gestellt hat, wie die Holländer — am Anfang ihres Daseins als selbständige Volksgemeinschaft steht ein achtzigjähriger Kampf um die Freiheit! — dann um so mehr. Der außenpolitisch reife Teil des holländischen Volkes dachte so, obwohl die Holländer während des Krieges aus mancherlei Gründen, die der bekannte holländische Historiker Dr. Japikse in seinem kürzlich erschienenen Buche „Hollands Stellung im Weltkriege" (Perthes, Gotha) ausführlich dargelegt hat, überwiegend mit ihren Sympathien auf der Seite der Entente waren.

Politische Erwägungen werden nun einmal nicht vom Gefühl, sondern vom Verstand diktiert, wenigstens wenn man politisch reif ist, und das sind die Holländer durchaus.

Es entsprach ganz solchen Anschauungen, wenn der Versailler Vertrag bei seinem ersten Bekanntwerden in Holland der einmütigsten und schärfsten Ablehnung begegnete. Er zerstörte augenscheinlich die Basis, auf der auch Hollands bisheriges staatliches Dasein geruht hatte, nämlich das europäische Gleichgewicht einseitig zugunsten der Westmächte, ganz abgesehen davon, daß seine Raubtiernatur dem Anstandsgefühl des holländischen Volkes zu widerlich war und seine durch Haß und Rachgier diktierten Bestimmungen dessen ruhigem Verstand nicht eingehen wollten.

Wer politisch denkt, muß sich schließlich mit den Tatsachen abzufinden wissen, und aus ihnen machen, was zu machen ist. Kein Wunder also, wenn sich in Holland bald der Ruf nach Orientierung nach dem Westen erhob. Der frühere Kriegsminister Colijn, Direktor der Bataafsche Petroleum-Maatschappij, gab in seiner viel kommentierten Rede in der ersten Kammer seinerzeit solchen Gedanken Ausdruck, die in vielen Köpfen umgingen, wenn er diesen Ruf nachdrücklich anstimmte und ihn mit dem politischen und wirtschaftlichen Niedergang Zentraleuropas begründete. Ehrlicherweise wird man ihm eines zugeben, daß politisch Deutschland z. Z. für Holland nicht stark zählt, wirtschaftlich liegt die Sache aber anders.

Wie sehr Holland in politischer Hinsicht vor einer völlig neuen Situation stand, konnte es bald nach unserm Zusammenbruch deutlich spüren. Sein südlicher Nachbar, Belgien, begann nämlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, um zweier holländischer Provinzen habhaft zu werden. Es handelte sich um die Scheldemündung und um Holländisch-Limburg. Bekanntlich mündet die Schelde, an der Belgiens einziger großer Hafen liegt, auf holländischem Gebiet. Das ist hart für Belgien,

aber es ist historisch nun einmal so geworden, so gut, wie eben nun einmal der Rhein nicht auf deutschem Gebiet, sondern in Holland mündet. Monatelang führte die belgische Presse eine mit Lügen keineswegs sparsame Kampagne, um das belgische Volk und andere davon überzeugen, daß die Scheldemündung gegen alles und jedes Recht zu Holland gehöre und daß das „glorreiche Belgien" sie bekommen müsse. Ebenso Holländisch-Limburg, das als langer, schmaler Streifen weit nach Süden übergreift. Hier waren es hauptsächlich militärische Gründe der zukünftigen Sicherheit Belgiens, die ins Feld geführt wurden. Das Beunruhigendste an der Sache war, daß die französische Presse die belgische bei ihrer Annexionskampagne unterstützte, und daß Belgien bei der Entente aus bekannten Gründen einen großen Stein im Brett hatte. Holland mußte sich dann auch zu Unterhandlungen „über eine Revision der Verträge von 1839" vor dem Forum der Friedenskonferenz in Paris bequemen. Die genannten Verträge legten nämlich die Grundlagen für den belgischen Staat, begründeten seine Position in Europa und statuierten seine Neutralität. Belgien gedachte bei der Neuregelung der europäischen Verhältnisse auch seine Position neu zu fundieren, daher die Revision der Verträge von 1839, zu der Holland mit eingeladen wurde, weil es 1839 die Verträge mit unterzeichnet hatte. Es gab lange Verhandlungen, während deren der belgische Außenminister Hymans sich die größte Mühe gab, die Annexionspläne Belgiens durchzusetzen — ohne Erfolg, der holländische Außenminister von Karnebeek blieb Sieger. Heute wissen wir auch, warum. Der bekannte Freund und Helfer Clemenceaus auf der Friedenskonferenz, Tardieu, hat es in seinem vor einiger Zeit erschienenen Buche „La Paix" erzählt: Frankreich unterstützte Belgiens Wünsche, ebenso wie die französische Presse die Annexionskampagne der belgischen mitgemacht hatte, aber England und Amerika traten für das Recht Hollands ein, ebenso wie die englische Presse von vornherein der belgischen nicht sekundiert hatte.

Der Verlauf der Verhandlungen über die Revision der Verträge von 1839 und die Rolle, die England und Frankreich dabei gespielt haben, wie sie durch Tardieu — einen der Schöpfer und konsequentesten Verteidiger des Versailler Vertrages — in seinem genannten Buch allen Augen enthüllt wurde, gibt den Fingerzeig zum Verständnis der heutigen internationalpolitischen Situation Hollands: Es ist vital interessiert am französisch-englischen Gegensatz. Es ist bedroht vom Süden aus und kann sich anlehnen an die Macht jenseits des Aermelkanals.

Durch den Versailler Vertrag ist ein politisches System in Europa geschaffen worden, das darauf hinauskommt, daß die größte der europäischen Kulturnationen, die deutsche, gleich-

zeitig die größte wirtschaftliche Potenz des Festlandes, durch Amputationen auf allen Seiten und durch Unterdruckhalten von allen Seiten in einen Zustand unnatürlicher Schwäche und Kraftlosigkeit versetzt wird und darin erhalten werden soll, um Frankreich die ausschlaggebende, übermächtige Position in Europa zu verschaffen, die es unter ganz anderen Verhältnissen früher besessen hatte. Dieses komplizierte und doch wieder einfache System bedingt, daß Frankreich im Westen die Hand auf möglichst ausgedehnte deutsche Gebiete legt — man erinnere sich der Zähigkeit, mit der Frankreich auf der Friedenskonferenz um die Rheingrenze kämpfte, des Saargebiets, der langjährigen Besetzung des Rheinlands, des Strebens nach Besetzung des Ruhrgebiets — und andererseits versucht, die beiden kleinen Westmächte, Belgien und Holland, sich möglichst eng anzugliedern — genau wie zu Napoleons Zeiten, dessen 100. Todestag nicht umsonst gerade in diesem Sinne gefeiert wurde. Zum Teil ist das schon gelungen. Belgien hat eine Militärkonvention mit Frankreich geschlossen und sich auch sonst sehr eng mit ihm liiert. Aehnliches möchte Frankreich auch mit Holland haben, und bei der erwähnten Limburger Frage spielte die Eventualität eines Militärabkommens Hollands mit dem französisch-belgischen Block eine große Rolle: Frankreichs militärische Grenze soll bis zur Nordsee reichen. Dahinter steht der Gedanke des größeren Gallien!

Sieht man nun die Bedrohung Hollands vom Süden her? Erkennt man den Zusammenhang zwischen dem belgischen Annexionismus und dem Versailler Friedensvertrag und begreift man die Veränderung in Hollands politischer Lage, welche der Ausgang des Weltkrieges gebracht hat?

Es hieße Eulen nach Athen tragen, von hier aus noch besonders darauf hinzuweisen, welche Bedeutung vom holländischen Standpunkt in diesem Zusammenhang England zukommt: Der englisch-französische Interessengegensatz garantiert heute allein Holland seine unverminderte staatliche Selbständigkeit. Ohne ihn müßte Holland ganz folgerichtig langsam oder schneller in ein Abhängigkeitsverhältnis vom französisch-belgischen Block hineingleiten, um so mehr als das holländische Volk völlig unmilitaristisch ist und bei den herrschenden demokratischen Verhältnissen infolgedessen keine Regierung ein energisches Rüstungsprogramm durchzusetzen vermöchte, ja gegenwärtig der Volksvertretung ein Gesetzentwurf vorliegt, der eine beträchtliche Verminderung der holländischen Heeresmacht vorsieht. Es braucht auch kaum gesagt zu werden, daß es gegen alles holländische Interesse wäre, wenn es Frankreich gelänge, die Rheingrenze zu erlangen, oder das Ruhrgebiet zu besetzen, oder die um das Rheintal gruppierten wirtschaftlichen Kräfte — ein zähe verfolgter französischer Plan — nach Frankreich hin zu orientieren. Holland hat auch in der Frage der Regelung

der Rheinschiffahrt sich gegen die Tendenzen des Versailler Vertrages kräftig und nicht ohne Erfolg zur Wehr gesetzt. Bekanntlich hat der Versailler Vertrag die bisher gültige Regelung der Rheinschiffahrt, die Mannheimer Rheinschiffahrtsakte von 1858, umgestoßen und durch eine neue ersetzt, die einmal Frankreich ganz einseitig bevorzugt, zum andern auch Nichtuferstaaten, wie England, Belgien und Italien, Sitz und Stimme in der neuen in Straßburg sitzenden Rheinschiffahrtskommission zugesteht. Die Neuregelung wurde in Versailles getroffen, ohne daß man Holland zuzog, obwohl es zu den Signatarmächten der Mannheimer Rheinschiffahrtsakte gehörte. Nachher wurde es eingeladen, den betreffenden Artikeln des Versailler Vertrages beizutreten. Nach etwa einjährigen Verhandlungen ist das kürzlich durch Unterzeichnung eines Protokolls geschehen, das Holland eine Stimme mehr in den Rheinschiffahrts kommission zugesteht, als der Versailler Vertrag vorgesehen hatte, und es gegen mancherlei Nachteile, die derselbe eventuell für es zur Folge hätte haben könnte, sichert. Es handelt sich hier nicht etwa, wie man bei oberflächlichem Hinsehen meinen könnte, um politische oder wirtschaftliche Detailfragen, sondern um Lebensfragen Hollands. Die Niederlande sind das Mündungsgebiet des Rheins, Rotterdam lebt vom Rheinverkehr. Eine Ablenkung des Rheinverkehrs von seiner natürlichen Richtung, wie ihn die Franzosen durch ihre Rheinschiffahrtspolitik und ihre verschiedenen Kanalprojekte planen, müßte Holland aufs Schwerste treffen. Auch in dieser Frage ist also die Gefährdung der holländischen Interessen durch die französischen Hegemoniepläne offenkundig. Das Gegengewicht liegt hier jedoch einmal in der Unnatürlichkeit der französischen Pläne, die hinsichtlich der Kanalprojekte der Franzosen (Großschiffahrtslateralkanal im Elsaß, Großschiffahrtsverbindung Rhein—Rhone und Rhein—Seine) evident ist, zum andern in der Hoffnung, daß es Frankreich nicht gelingen wird, die deutsche Wirtschaft sich nur nach seinem eigenen Gutdünken entwickeln zu lassen. Doch über die wirtschaftliche Seite der durch die magna charta der europäischen Gegenwartslage, den Versailler Vertrag, für Holland geschaffenen Situation später.

Neben den machtpolitischen Tatsachen spielt natürlich der Völkerbund nur eine Art Scheindasein. Daß er ein Bund der Sieger im Weltkrieg ist, um dessen Ergebnisse zu sichern und auszubeuten, ist in Holland sehr oft von Leuten der verschiedensten Richtungen gesagt worden, und Holland ist ihm ohne jede Begeisterung beigetreten. An der politischen Lage Hollands änderte sein Beitritt nichts, so wenig wie er es vor dem französisch-belgischen Block sichern würde, wenn derselbe keine anderen realeren Gegengewichte hätte. Aber wenn eine Weltkoaliton angeblich einen Bund des Friedens und der Freundschaft stiftet, nach denen gerade die ganze Welt seufzt,

ist es für einen mitten zwischen den großen Kontrahenten liegenden Kleinstaat nicht gut möglich, nicht beizutreten, auch wenn das jährlich ein paar Stangen Gold kostet.

Auch außerhalb Europas haben sich Veränderungen vollzogen, die für Holland von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Von selbst geht der Blick des Holländers, wenn er an außereuropäische Konstellationen denkt, zunächst nach dem Stillen Ozean, wo der andere, größere Teil des holländischen Reiches liegt, nach den ostindischen Kolonien, Java, Sumatra, Borneo, Celebes. Der andere Punkt, nach dem er schaut, ist Südafrika, mit seiner nach Millionen zählenden holländisch sprechenden Bevölkerung. Auch an diesen beiden Stellen des Erdballs ist nicht mehr alles wie vor dem Kriege.

Die Lage von Hollands ostindischem Kolonialreich ähnelt der des holländischen Mutterlandes in Europa auffällig. Es liegt ebenfalls im Kreuzungspunkt der politischen und wirtschaftlichen Interessenlinien dreier Großmächte, des englischen Weltreiches, der nordamerikanischen Union und Japans, und wieder ist es das Gleichgewicht dieser Mächte, an dem Holland interessiert ist. Ein Kampf der genannten Mächte müßte Holländisch-Ostindien in der gleichen Weise in Mitleidenschaft ziehen und gefährden, wie das der Weltkrieg mit dem Mutterlande in Europa getan hat, ja noch mehr, da die Frage der Wehrbarmachung des Kolonialreichs eine noch viel schwierigere und hoffnungslosere ist als die Hollands selbst. Es ist darüber viel geschrieben worden und eine Regierungskommission hat die Frage nach allen Seiten hin untersucht. Ein non liquet ist das Ende: Hollands Kräfte reichen in keiner Hinsicht aus, um das Riesenreich seiner ostindischen Kolonien beispielsweise gegen Japan zu sichern.

Die Angelegenheit mag den heutigen Wirkungsmöglichkeiten der deutschen Politik unendlich fern liegen, sie ist hochaktuell. Denn die amerikanisch-japanische Spannung — man denke an die Yapfrage — ist keineswegs im Abnehmen, der japanisch-englische Vertrag steht vor der Erneuerung, während Japans Kronprinz kürzlich die erste Weltreise machte, die je ein japanischer Mikado unternommen hat. Japans Rüstungsausgaben betragen mehr als 50% seiner gesamten Staatseinkünfte. Amerika will in einigen Jahren die größte Flotte der Welt besitzen und sein Flottenbudget in Höhe von 500 Millionen Dollar wurde unlängst vom Senat bewilligt, mit einer auf Entwaffnung lautenden Resolution Borah als Blendfassade!

Solchermaßen ist der Hintergrund für ein politisch-diplomatisches Spiel, das sich gegenwärtig in Holland vollzieht und die hellsten Lichter auf die Position des holländischen Kolonialreiches wirft. Ich meine die Djambi-Frage. Djambi ist ein Regierungsbezirk auf Sumatra, in dem sich große Petroleum-

vorkommen befinden, deren Ausbeutung seit Jahren besprochen wird. Vor einiger Zeit hat die holländische Zweite Kammer einen Gesetzentwurf angenommen, wobei die holländisch-indische Regierung sich mit 50% des Kapitals beteiligt und mit 50 bis 60% am Gewinn partizipiert. Der andere Partner ist die Bataafsche Petroleum Maatschappij, ein Unterteil des gewaltigen englisch-holländischen Petroleumkonzerns der Royal-Dutch. Der zweite große Petroleumkonzern, die amerikanische Standard Oil Company, wollte aber auch ihren Teil an der Djambiausbeute, sie wandte sich mit einer Eingabe direkt an die holländische Zweite Kammer und — die amerikanische Regierung schickte eine Note an die holländische, die sogar mit Repressalien drohte, wenn die Standard Oil nicht auch in Djambi zugelassen würde! Man muß den Riesenkampf der beiden großen Petroleumkonzerne in der Welt, wie ihn der Franzose Delaisi in seiner Schrift „Le Pétrole" geschildert hat, etwas kennen, um diese Geschehnisse voll zu würdigen, um zu verstehen, wie die Djambifrage grell die ganze Situation des holländischen Kolonialreiches beleuchtet und seine Position als Kreuzungsstelle dreier Imperialismen dartut. Die Petroleumimperialismen der Royal Dutch (Shellgruppe) und der Standard Oil sind ja doch nur Tentakeln — um an den vortrefflichen Ausdruck Karl Lamprechts vom modernen Tentakelstaat zu erinnern — Fang- und Kraftarme der beiden englisch sprechenden Weltreiche, sind Teile des englischen und amerikanischen Imperialismus und begegnen sich ebenso gut in Mesopotamien und Kalifornien wie auf Sumatra. Schon hatte der Tentakel Royal-Dutch sich auf Djambi gelegt, nun greift auch der Fangarm der Standard Oil danach. Eine zweite Note Amerikas ist schon im Haag eingetroffen — das weltpolitische Spiel also in vollem Gang. Lassen wir auch von einer anderen Seite etwas Licht auf dasselbe fallen. Der Amerikaner Hector G. Bywater hat kürzlich ein Buch mit dem Titel „Sea Power in the Pacific, a Study of the American-Japanese Naval-Problem" erscheinen lassen, in dem er ganz eingehend die Frage der Verteidigung der Philippinen gegen Japan bzw. einer großen amerikanischen Flottenaktion in den ostasiatischen Gewässern prüft, besonders auch die Nachschub- und Proviantfrage. Er enthüllt gewaltige Schwierigkeiten, ohne übrigens die Djambifrage zu erwähnen. Aber seine Ausführungen erklären die Hartnäckigkeit der Amerikaner in Sachen Djambi. Ein ganz modernes Kriegsschiff wird mit Oel gefeuert, besonders wenn es dazu bestimmt ist, weite Reisen zu machen, auf denen es keine Bunkergelegenheiten gibt. Eine amerikanische in den ostasiatischen Gewässern operierende Flotte braucht dort Oelreservoirs. Kein Wunder, wenn Amerika die dort entstehenden neuen Konzessionen nicht ohne weiteres dem englischen Konkurrenten überläßt. Es mag in diesem Zu-

sammenhang nur eben darauf hingewiesen werden, vor welchen Schwierigkeiten die holländisch-indische Regierung einmal stehen wird, wenn sie in einem ostasiatischen Krieg die Neutralität wird wahren wollen, für den Fall der Ausfuhr von Petroleum, das als Flottenmaterial natürlich Kriegsmaterial ist. Wenn die holländische Regierung die Djambiausbeutung ganz der Bataafsche Petroleumgesellschaft konzediert und die amerikanische Standard Oil draußen gehalten hat, so hat sie damit eine Entscheidung getroffen, die ebenso dem Bedürfnis nach möglichster Vermeidung von Gefahren für die Neutralität Indiens wie auch den Interessen des englischen Imperiums dient. Denn die Engländer haben große Petroleumreservoirs in Singapour, die immer für Jahre hinaus Vorrat bergen, so daß England die einzige Großmacht ist, die in jenen Gegenden über Oelreserven verfügt, ein Zustand, der durch ein Sichfestsetzen der Standard Oil auf Sumatra zum Nachteil Englands geändert würde.

Wohl die wichtigste Folge des Weltkrieges für das holländische Kolonialreich ist, daß er die Geltung Japans und Amerikas gesteigert und ihr Selbstbewußtsein vermehrt hat, und daß dadurch die Spannung am Stillen Ozean gesteigert worden ist. In diesem Kraftfeld liegt aber Holländisch-Indien.

Natürlich ist das nicht die einzige Sorge, die die Kolonie dem Mutterlande macht. Es gibt dort eine wachsende Selbständigkeitsbewegung, die die Proklamierung des Selbstbestimmungsrecht der Völker sicher nicht abgeschwächt hat, und es gibt wirtschaftliche Verschiebungen infolge des Krieges, deren Kernpunkt eine starke Abnahme des Güterverkehrs mit dem holländischen Mutterland und eine ganz gewaltige Zunahme desselben mit Japan und besonders mit den Vereinigten Staaten ist,*) eine Tatsache, die in Amsterdam, dem Sitz des holländischen Kolonialwarenhandels, manches Kopfzerbrechen macht. Ueber solchen nach dem Negativen neigenden Beobachtungen darf man aber natürlich nicht vergessen, welche große Bedeutung das Kolonialreich für Holland in vielfacher Hinsicht hat, und welcher Strom von Reichtum ihm von dort aus zufließt.

Der andere Punkt außerhalb Europas, auf den sich die Augen vieler Holländer richten, Südafrika, ist nicht so wichtig. Seit dem Burenkrieg, den man in Holland noch nicht vergessen hat, leben die dortigen Buren bekanntlich unter englischer Herrschaft, die bestrebt ist, das Land zu anglisieren. Das ist keines-

*) Die Zahlen sind:

	1913	1920
Import aus Holl.-Indien nach Nordamerika . .	5 Mill. Dollar	167 Mill. Dollar
Export nach Holl.-Indien aus Nordamerika . .	3 „	59 „

wegs im Sinne der Buren, die unter Hertzog sich energisch wehren und eine freie, auf dem holländischen Stamm basierende südafrikanische Republik anstreben. Diese Bewegung ist im Wachsen begriffen und bedrohlich für England. Es gehört ihr vielleicht sogar die Zukunft. Sie bekommt geistige und materielle Unterstützung aus Holland. Ein holländischer Gesetzentwurf sieht z. B. 5 Millionen Gulden Regierungskredit für die „Holland-Südafrikalinie" vor, die das Monopol der englischen Linien brechen soll, in Südafrika als Unterstützung des Mutterlandes im Kampf gegen die englische wirtschaftliche Ausbeutung gefeiert wird und von der Holländisch-Südafrikanischen Vereinigung, einer im Geiste der großniederländischen Idee arbeitenden Organisation, in der holländischen Presse seinerzeit in diesem Sinne propagiert worden ist. Es ist eine forsche Haltung der holländischen Regierung, diese Unterstützung der „Holland-Südafrikalinie", und sie zeigt von einer anderen Stelle aus, wie der Kleinstaat Holland in die weltgeschichtlichen Probleme verflochten ist, diesmal in die Auseinandersetzung zwischen dem englischen Weltreichsgedanken und dem Streben eines noch in der Bildung begriffenen Staates und Volkes nach selbständigem nationalem Dasein. Sie offenbart ferner die Stärke des holländischen Stammesbewußtseins, dessen Belebung an vielerlei Anzeichen deutlich zu spüren ist.

Sie gehört zu jenen Folgen des Krieges, die man die direkten nennen könnte, insofern sie sich am holländischen Volkskörper selbst vollzogen haben. Es ist ja an und für sich ganz natürlich, daß die Entfesselung der nationalen Leidenschaften durch den Krieg auch in den nichtkriegführenden Ländern mitzittern mußte, um so mehr wenn diese so stark unter Druck gesetzt wurden wie Holland. Zweifellos wird heute der Kampf der stammverwandten Flamen in Belgien gegen die gallische Bevormundung und Unterdrückung und der ähnliche Kampf der südafrikanischen Burenbevölkerung gegen die Anglisierung in Holland mit erhöhter und allgemeinerer Aufmerksamkeit und bewußter verfolgt und mitgelebt als vor dem Kriege. Eine Parallelerscheinung dazu ist es, wenn die Holländer im Auslande an mehreren Stellen, z. B. auch in Berlin, sich enger zusammenschließen „zur Verlebendigung des Stammesbewußtseins", wie es wörtlich heißt, oder wenn sie sich große Mühe geben, Holland im Auslande bekannter und geschätzter zu machen, eine Aufgabe, deren sich die „Vereinigung Holland in der Fremde" mit großer Rührigkeit widmet. Die holländische Regierung bleibt dabei nicht untätig, z. B. fanden gleichzeitig in Paris und Madrid große z. T. von der Regierung veranstaltende Kunstausstellungen statt, in Madrid gleichzeitig eine Art holländischer Messe, während in New-York eine Ausstellung holländischer moderner Kunst durch die dortige holländische Handelskammer veranstaltet wurde und noch mancherlei dieser

Art geplant ist. Ein großer Film über holländische Landschaft, Städte, Industrie und Volksleben ist fürs Ausland zusammengestellt worden. In Berlin, Paris und New-York hat oder bekommt Holland neue seiner durch den Krieg gehobenen Stellung mehr entsprechende Gesandtschaftsgebäude. Repräsentation, Aufklärung, Kulturpolitik und Handelspropaganda gehen nebeneinander her und ergänzen sich. Die letztere wird auch durch die Wirtschaftsabteilung des holländischen Außenministeriums geführt (vgl. z. B. Dr. G. E. Hufnagel „Economische Voorlichting over het Buitenland" und das neueste Orangebuch, Mai 1920—Mai 1921 S. 13 ff.), während natürlich private Kreise nicht still sitzen, wie u. a. die neuerdings von bekannten Finanzkreisen gestützte Französisch, Englisch und Spanisch erscheinende „Gazette de Hollande" dartut. Die größte durch den Krieg hervorgebrachte Erscheinung dieser Art ist aber die Utrechter „Jahrbörse", das holländische Gegenstück zur Leipziger Messe, deren von Berlage geschaffener imposanter Meßpalast, zu dessen Kosten die Regierung eine Million Gulden beigetragen hat, seiner Vollendung entgegengeht.

Es läßt sich in diesem Zusammenhang nicht vermeiden zu erwähnen, wie stark besonders nach dem Kriege das holländische Kapital, namentlich nach Zentraleuropa, übergegriffen, wie überhaupt das holländische Bankwesen einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Der französische Gesandte im Haag, Benoist, erklärte kürzlich dem Redakteur des Pariser „Eclair", früher hätten die Deutschen ihr Geld in holländische Geschäfte gesteckt, heute steckten die Holländer das ihre in deutsche Geschäfte. Die Zahl der holländischen Beteiligungen an deutschen Unternehmungen, besonders im Rheinland, ist tatsächlich sehr beträchtlich, und es wird kein Zufall sein, daß es mehrere neue holländische Handelskammern in Deutschland gibt.

Die Erwähnung wirtschaftlicher Fragen führt unmittelbar an die holländisch-deutschen Zusammenhänge heran, über die sich ebenfalls vom Standpunkte der neuen, durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse, noch mehr freilich vom Gesichtspunkt der bleibenden geographischen Tatsachen manches sagen ließe.

Das Veränderliche läßt sich zum großen Teil unter dem Begriff der Valuta subsummieren und ist für Holland stark negativ, insofern es Behinderung der holländischen Ausfuhr nach Deutschland und Erleichterung der deutschen Konkurrenz mit der holländische Industrie bedeutet. Hilfreich gesellt sich dazu jedoch der Versailler Vertrag, der den Deutschen so manches Eden versperrt und sie natürlich um so mehr veranlaßt, in freundlichen Nachbargärten zu spazieren, wo das erlaubt ist. Mit anderen Worten, wenn man in Antwerpen die Deutschen nicht will, so gehen sie eben nach Rotterdam, und wenn deutsche Guthaben auf Londoner und Brüsseler Banken nicht sicher sind, auf den

holländischen ist das der Fall. Wenn man nicht gleich deutsche Bankfilialen in Holland aufmacht, was reichlich geschehen ist, und wenn der deutsche Kaufmann nicht nach England hinein darf, so kann er sich ja in Holland mit seinem zwar vielleicht auch nicht deutschfreundlichen, aber gern Geschäfte machenden Kollegen von überm Kanal treffen. Hollands Bedeutung als Vermittlungsland zwischen Deutschland und der Welt ist sehr beträchtlich gestiegen, nicht zum Schaden Hollands, und wird am besten illustriert durch die Tatsache, daß 1920 über 20% der gesamten deutschen Ausfuhr über die holländische Grenze gegangen sind, gegen 4% vor dem Kriege.

Das Bleibende, das geographische Verhältnis Hollands zu Deutschland, braucht nur eben berührt zu werden. Daß Deutschland für Holland das wirtschaftliche Hinterland darstellt, ist ein Gemeinplatz. „Ein verarmtes Deutschland würde auf die Dauer auch ein verarmtes Holland bedeuten", hat unlängst der bekannte Führer der Freisinnig-Demokraten, Marchant, gesagt, während der Führer der neuen Sammelpartei des holländischen Liberalismus, des „Freiheitsbundes", Dresselhuys, sich in gleichem Sinne geäußert hat; und wenn die wirtschaftspolitischen Anschauungen von Keynes über die heutige Lage Europas und den Versailler Vertrag ganz der communis opinio in Holland entsprechen, so bedeutet das nichts anderes, als daß man in Holland die Dinge sieht, wie sie eben sind.

Hoffen wir, daß diese holländische Vernünftigkeit auch bei jenen Eingang findet, die ihrer bedürfen.

***

Der Aufbau der „Komödie“ und die Dichtung

von Benedetto Croce

(Ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser)*)

Verband sich in Dantes Gemüt mit dem festen Glauben an das Leben im Jenseits als das wahre und ewige Leben ein überaus kräftiges Gefühl für die weltlichen Dinge, schufen „Himmel und Erde“ an seinem Gedicht, so ergibt sich daraus die unabweisliche Folgerung, daß streng genommen die Darstellung der andern Welt, von Hölle, Fegefeuer und Himmel, weder innerster Inhalt seiner Dichtung noch ihr zeugender und herrschender Leitgedanke sein konnte. Eine Darstellung solcher Art hätte die unbedingte Vorherrschaft des Gefühls für das Transzendente vor dem für das Immanente erfordert, eine Anlage, wie sie Mystikern und Asketen eigentümlich ist, weltflüchtig, rauh und gewaltsam oder aber verzückt und beseligt, von der Art, wie man manche dichterische Probe in der christlichen Hymnenpoesie oder in ein paar Gesängen des Fra Jacopone findet. Der Rhythmus wäre dann sehr beschleunigt gewesen, die Bilder bläßlich und verschwimmend, kraftvoll in einzelnen Zügen, in allem übrigen undeutlich verschwebend, so wie sie in Streben und Angst allenthalben von Gottes Gegenwart bedrückt, erstehen. Was oftmals von den Beurteilern des Dantesschen Paradieses ausgesprochen worden ist, es hätte sich dieses nicht als eine ins einzelne gehende Schilderung entwickeln, sondern durchaus in einen beschwingten lyrischen Gesang verdichten müssen, der das Hinstreben nach etwas Göttlichem und Unnahbarem ausdrückte, das läßt sich genau in derselben Weise von der Hölle sagen, in der freilich das Streben ins Gegenteil, in Schrecken und Abscheu umschlägt, wie vom Fegefeuer, bei dem es sich in eine Mischung von Furcht und Hoffnung, von Warnung und Beseligung wandelt.

Als Dante aber die Komödie schrieb, befand er sich keineswegs in dieser beengten Geistesverfassung, wohl aber in einer

*) Dem freundlichen Entgegenkommen von Verfasser, Uebersetzer und Verlag danken wir die Möglichkeit, bereits im Jubiläumsmonat unseren Lesern mit einem Kapitel Kenntnis geben zu können von dem ausgezeichneten neuesten Werke, das Benedetto Croce „Dantes Dichtung“ gewidmet hat, und das, wie sein hier bereits besprochener „Goethe“ sowie sein Buch über „Ariost, Shakespeare und Corneille“ in der Uebersetzung von Professor Dr. Julius Schlosser in Kürze im Amalthea-Verlag zu Wien erscheint. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die künstlerisch und buchtechnisch vollendete kostbare Neuausgabe der Göttlichen Komödie nachdrücklichst aufmerksam gemacht, die im gleichen Verlag mit italienischem und deutschem Text nach Gildemeisters berühmter Uebertragung und mit sechzig farbigen Lichtdrucktafeln nach Originalen von Franz von Bayros Karl Toth herausgibt. D. Schriftl.

weit mannigfaltigeren und verwickelteren; die Welt des Jenseits schob sich in seiner erregten Einbildungskraft nicht über die diesseitige, sondern gehörte vielmehr mit dieser einer einzigen Welt an, der Welt seiner geistigen Hingabe, an der beide gleichmäßig teilhatten, die zweite vielleicht noch mehr als die erste, jedenfalls keinen geringeren, so daß jene in keiner Weise die andere zu überwältigen, zu besiegen und zu knechten imstande war.

Die Widersprüche, in die man sich stets verwickelt, wenn man, zum Genuß und zur Beurteilung der Komödie als Dichtung sich anschickend, nicht von dieser vorläufigen Einsicht den Ausgang nimmt, daß ihr Vorwurf oder dichterischer Leitgedanke keineswegs die Darstellung der anderen Welt ist: diese Widersprüche werden offenkundig, sobald man in die Untersuchung der entgegengesetzten Ansicht eintritt. Auf diese letzte ist dem Wesen nach auch die Formel als eine einfache Variante zurückzuführen, daß die Welt, gesehen vom Jenseits her, den Vorwurf bilde, da es klar ist, daß kein Mystiker oder Asket jemals die Welt beiseite schaffen, sondern bloß innerhalb der andern verneinen, von der Höhe der andern als eine niedrigere und überwundene Stufe anschauen kann. Die Welt aber vom Jenseits her erschauen, bedingt das Verbleichen aller menschlichen Dinge, mangelnden Anteil ihnen gegenüber, Gleichgültigkeit gegen das Besondere der Wirkungen und Handlungen, gegen die Einzelwesen in ihrer Einzelartigkeit, die verallgemeinert und bloß in Erwählte und Verworfene unterschieden werden, welcher Art immer auch ihr Grundwesen, ihre Handlungen, ihre Leidenschaften und Tugenden, ihre irdische Größe gewesen sein mögen. Allein bei Dante trifft das alles durchaus nicht zu; so wie seine Leidenschaft sich in hundert Strömen ergießt, nicht in den einzigen der Verehrung für die Auserwählten und des Abscheus vor den Verworfenen, so beschränkt sich auch sein Urteil nicht auf das rechtmäßige, göttliche des: „Er ist gerettet" oder „Er ist gerichtet", sondern erweitert sich zu sittlichem Urteil, erkennt das Gute in den Verdammten und das Schlechte in den Erretteten, ja läßt Neigung und Haß, Mitgefühl und Widerwillen offen hervortreten, behandelt die Schatten als beste Körper, die verdammten und in die andere Welt gebannten Geister als Menschen mannigfaltiger Art und lebendiger Wirksamkeit.

Das sehen und wissen auch die Verfechter der Deutung, die wir jetzt untersuchen, recht gut, darum fahren sie fort: „Dante habe sich ins Jenseits begeben, alle Leidenschaften der Welt mit sich tragend." So kann man aber wirklich (wenigstens poetischer Weise) nicht ins Jenseits eingehen, welches verlangt, daß alle menschlichen Leidenschaften abgelegt und die Dinge mit andern Augen betrachtet werden, mit den Augen dessen, der aus einem beklemmenden, häßlichen Traum erwacht ist und

sich in der wahren, strahlenden Wirklichkeit wiederfindet. Die weitere Folge dieser irrigen Bestimmung ist daher eine Anklage gegen Dante, der mangelnder Folgerichtigkeit geziehen wird, weil er das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt, getan; als ob Dante irgend etwas getan oder bewirkt, und nicht einfach gedichtet hätte. Aus einem so mannigfaltigen und reichen Empfinden heraus dichtend, konnte er aber gar nicht unlogisch sein, weil die Empfindung niemals logisch noch unlogisch ist; und unlogisch, das heißt nicht vollkommen harmonisch, war in gewissem Sinn bloß sein Gedankensystem wie im übrigen das System jedes Menschen und jedes Philosophen, das stets eine nicht ausgeglichene und nicht logische Seite hat; diese ist es gerade, aus der der neue Gedanke oder der Fortschritt, wie man es nennen will, entspringt.

Für die oben dargelegte Erkenntnis ließen sich außer der negativen Bestätigung, die sich aus der Untersuchung dieser Ansicht ergibt, noch positive Bestätigungen in andern Aussprüchen finden, etwa, daß der Philosoph in Dante „mittelalterlich" und der Dichter „modern" sei (das heißt, der erste asketisch und mystisch seinem Vorhaben nach, der zweite leidenschaftlich und politisch in der Tat) und ähnliches; ferner in gewissen Wechselfällen der öffentlichen Gunst; denen die Komödie unterlegen ist, namentlich in der öfter von seiten mystischer oder schwärmerischer Geister geäußerten Unzufriedenheit mit der Darstellung, die ihnen das Gedicht vom Jenseits gibt, und die allzu scharf umrändert, allzu gelassen erschien, zu wenig von der Hölle in der Hölle, zu wenig vom Paradies im Paradies und zu wenig vom Fegefeuer, das heißt tätiges Streben nach Erlösung und Reinigung in diesem. Ueberzeugender als diese mittelbaren Beweise sind aber die unmittelbaren, von den Eindrücken geliefert, die jedermann beim Lesen der Komödie oder aus der Erinnerung daran gewinnt. Sicherlich ist es nicht die Schau der andern Welt, die als das einheitliche Bild der empfangenen Eindrücke zurückbleibt, nicht das furchtbare Verderben in der Hölle, nicht das Schweben in Leid und Hoffnung des Fegefeuers oder die Seligkeit des Paradieses; sondern das zahlreicher und verschiedenartiger Gestalten kraftvoller Art, voll glänzender Leidenschaften, gewaltsamen und trotzigen Gehabens oder von sanftem, liebenswürdigem Gemüt und heiterem Geiste, das Schauspiel bald schreckhaft versengter, bald frischer und entzückender Landschaften, bald in Dunkel gehüllt, bald von Licht überflutet; die Szenen, die von mitleidigen, erhabenen, in Mahnung und Lehre bedeutenden, von verächtlichen, zürnenden, feierlichen Worten widerhallen; das Bild starken Willens, eines erfahrenen Herzens, eines sicheren Verstandes, das uns entgegentritt, Dantes Bild, so daß man geneigt sein möchte, jenem Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts nicht so ganz unrecht zu geben, der der Göttlichen

Komödie ihren gebräuchlichen Titel nehmen und ihn durch den der Danteide ersetzen wollte. In der Hölle spürt man keinen Abscheu vor den Verdammten, wohl aber Vertraulichkeit, Zärtlichkeit, Neigung, Ehrerbietung für viele von ihnen, die ihrerseits, als lebten sie in einem irdischen Gefängnis oder in der Verbannung, sich sehr um ihren Ruf besorgt zeigen, bemüht sind, ungerechte und unbillige Urteile zu berichtigen, die über sie im Umlauf sind; die „Furcht vor Schmach" quält sie mehr als die Höllenstrafen. Ja es kommt sogar vor, daß sie fast zum Scherz aufgelegt sind, oder wenigstens sich gemächlich unterhalten, Nachrichten und Ueberlegungen austauschen, so, um nur ein Beispiel zu geben, der Frate Catalano, jener arge Heuchler, einherschreitend unter der Last des Bleimantels, der, als Virgil aus seinen Angaben ersieht, er sei von den bösen Geistern betrogen worden, mit köstlicher guter Laune bemerkt: „... In Bologna merkt' ich's mir, Der Teufel sei ein Lügner stets, ein dreister, Ja aller Lügen Vater für und für." (Streckfuß.) Wie es scheint, bedurfte es also Bolognas und der Vorträge an seiner Hochschule, um einen, der in der Hölle büßte, darüber aufzuklären, wessen Geistes Kinder die Teufel seien. Virgil spottet ebenfalls, als er sich zu dem mit der Krätze bedeckten und sich wütend mit den Nägeln kratzenden Fälscher mit einer Frage wendet und ihr mit dem ironischen Wunsch Nachdruck gibt: „und mögen, dich zu kratzen und zu krauen, dafür dir ewig scharf die Nägel sein." Als Beatrice, im Paradiese, ihren Dichter voll verlegener Ehrfurcht dem Cacciaguida das „Ihr" geben hört, erscheint sie: „Lächelnd gleich jener, die beim ersten Fehler Ginevrens, wie man schreibt, gehüstelt hat": also boshaft und übermütig gleich der Dame von Malehaut bei der ersten Liebeserklärung zwischen Ginevra und Lanzelot im Roman. Ohne Zweifel verliert Dante niemals die bewußte Ueberlegung, daß er sich im Jenseits befindet, im verblendeten Reiche, im Abgrund der Hölle bewegt, unter der grausamen Verzweiflung der Verdammnis; so bricht er von Zeit zu Zeit in Ausrufe dieser Art aus: „O möge keiner Gottes Rach' entzünden, der solche Streiche in seinem Zorne führt!" „O schlechtster Pöbel, an dem Ort verloren, der hart zu schildern ist, o wärst du doch in unsrer Welt als Zieg' und Schaf geboren!" oder er versichert, die „verschiedenen Wunden" hätten derart seine Augen „berauscht", daß „sie vom Schaun mir ganz voll Zähren stunden", daß ihn die „Erinnerung" noch „schmerzt". Im Paradies, vor der Rose der Seligen, sucht er die ungeheure Kraft, mit der ihn das Schauspiel überwältigt und hinreißt, sinnfällig zu machen; so greift er, wie zu einer Multiplikationsaufgabe, zum Vergleich mit dem Staunen, das die Barbaren des Nordens beim Anblick Roms mit seinen Bauten und Denkmälern befällt, und folgert: „Wie ich, der sich dem Menschlichen entwunden zum Höchsten kam,

von Zeit und Ewigkeit, und von Florenz zu Wackern und Gesunden, wie mußt ich staunen solcher Herrlichkeit?" Man kann nicht umhin, zu bemerken, wie diese Verzückung ins Göttliche nur ausgesprochen, nicht dargestellt ist, und daß die Ausrufe des Schreckens etwas von einem gelegentlich sich einstellenden Kehrreim haben, der von dem Gedanken an die Höllenstrafen, nicht von der Empfindung für sie, eingegeben ist, darum auch einigermaßen frostig erscheinen, besonders wenn man sie mit der Rührung vergleicht, die sich in Francescas Gegenwart Dantes bemächtigt und unaufhaltsam, bis zum Ohnmachtsanfall, steigert. Ein französischer Katholik hat in einem Büchlein die Frage aufgeworfen und behandelt: „ob Dante gebessert aus dem Jenseits wiedergekehrt sei", und sie in verneinendem Sinne entschieden; er erinnert an die zärtliche Behandlung, die er in der Hölle den verführerischen Sündern zuteil werden läßt, an seine vollständig mangelnde Bußfertigkeit den eigenen Schulden gegenüber, so daß die einzige, die ihn dort mit Gewissensbissen zu erfüllen scheint, die Unterlassung einer Rache ist; daß er im Fegefeuer, freilich sehr leichten Kaufes, die äußeren Förmlichkeiten der Buße auf sich nimmt, allein viel mehr der irdischen Dinge eingedenk ist, sich mehr denn als Reuiger, als ein von Neugier erfüllter Beobachter erweist, und im Paradies einem Studenten gleicht, der auf der Suche nach guten Vortragskursen ist. So gelangt man, in der Gestalt einer wunderlichen psychologischen Untersuchung, ohne sich's dessen zu versehen, zu dem gleichen Schlusse wie wir: daß tatsächlich die andere Welt nicht den vorherrschenden poetischen Leitgedanken in der Dichtung der Komödie darstellt.

Anderseits ist jedoch zuzugeben, daß Dante wirklich die Absicht gehabt hat, diese andere Welt darzustellen, ja daß dies sogar mit großer Wahrscheinlichkeit seine ursprüngliche Absicht und die Idee des Gedichts war, wie man nicht allein folgern, sondern aus der einen und andern Stelle des Neuen Lebens beweisen kann. Auch ist es offenbar, daß er eine gewisse Versinnlichung der drei Reiche geliefert hat; die Hölle stellte er dar als einen Abgrund, der unter dem Berge Zion bis zum Mittelpunkt der Erde klafft und in einer Folge von neun Kreisen sich verengernd Flüsse, Wälder, Heiden, Abstürze, Schlösser und Ruinen umfaßt und mannigfach in Ringe und „Taschen" (bolge) unterteilt wird; das Fegefeuer wird als ein überaus hoher Berg geschildert, der sich bei den Gegenfüßlern des Berges Zion auf einer kleinen Insel erhebt, gegliedert in einen steinigen Fuß, das Vorfegefeuer, in sieben Stufen, und einen Hain, einst das irdische Paradies; das himmlische Paradies verbildlicht er unter den neun Himmeln, des Mondes, Merkurs, der Venus, der Sonne, des Mars, Jupiter, Saturn, des gestirnten, des Kristallhimmels (oder des Primum mobile), endlich des Feuerhimmels, in dem Gott, der unbewegte Be-

weger thront. In diese Kreise, Stufen und Himmel, ordnet er dann die Verdammten, die Büßenden und Seligen nach Gattungen ein: in der Hölle die Feiglinge im Vorhof, die von der Erbsünde nicht Erlösten in der Vorhölle, die wirklich Verdammten in den übrigen Kreisen und „Bolgen" nach den drei Anlagen zur Sünde: Unenthaltsamkeit, Gewalt und Betrug, jeder derart unterteilt, daß man von den Unkeuschen, den Völlern und Geizigen allmählich bis zu den Verrätern hinabsteigt; im Fegefeuer sind die Säumigen und Nachlässigen dem Fuße oder dem Vorfegefeuer zugeteilt, alle andern den Stufen des Berges, nach dem Einteilungsgrund der sieben läßlichen und der sieben Todsünden; im Paradiese sind die Seligen, gemäß ihren Verdiensten und der diesen entsprechenden Seligkeit, nach den Graden der Liebe oder nach den vier Haupt- und den drei theologischen Tugenden angeordnet. Dieses dreifache Reich beschreibt Dante, indem er sich als einen Entdeckungsreisenden darstellt, zuerst unter der Führung Virgils, dann, auf eine kurze Strecke, unter der Virgils und des Statius zusammen, hierauf, vom irdischen Paradies an bis zum Feuerhimmel, von Beatrice geleitet, endlich, in diesem letzten, vom heiligen Bernhard. Was erreichte er mit dieser Verbildlichung, die ja doch sicherlich in dem Buche der Komödie vorhanden ist, ja sogar alles übrige zu stützen scheint?

Dichtung im eigentlichen Sinne gewiß nicht, da diese schon durch den erbrachten Beweis ausgeschlossen ist, daß ihr das notwendige zeugende Dichtungsmotiv fehlt; auch nicht einmal Wissenschaft, wie man gerne sagt, da die Wissenschaft in allen Gestalten, in denen man sie auffassen kann, entweder Begriffe ausarbeitet, Tatsachen bringt, Abstraktionen ordnet oder aufstellt, stets Kritik ist und die Spiele der Einbildungskraft nicht zuläßt, sie vielmehr verscheucht und zerstreut. Hier dagegen wirkt diese letzte vielmehr als Weltschöpferin, vollbringt etwas so vollkommen Werktätiges, wie das ist, zum Zwecke sinnlicher Vorstellung den Gedanken des Jenseits, des Ewigen zu verkörpern. Vielleicht könnte man dieses Werk Dantes zutreffend einen „theologischen" oder „ethisch-politisch-theologischen Roman" nennen nach Maßgabe der „wissenschaftlichen" oder „sozialen" Romane, die in uns näher liegenden Zeiten verfaßt worden sind und noch immer verfaßt werden, und deren Zweck darin liegt, etwas, das man glaubt oder wünscht, zu verbreiten, es andern zugänglich und annehmbar zu machen, indem man die Einbildungskraft zu Hilfe nimmt: wie mithin die Wirkungen gewisser erwarteter und erstrebter Entdeckungen der Wissenschaft sich darstellen würden oder die neuen Lebensbedingungen, die aus der Verwirklichung gewisser neuer Gesellschaftseinrichtungen sich ergeben würden. Da nun aber die Zeiten wie die Bestrebungen der Menschen sich geändert haben, die Naturwissenschaften und die Erörterungen auf gesellschaftlichem Gebiete das

geworden sind, was einst die Theologie und die Probleme des Seelenheils bedeutet haben, so werden theologische Romane freilich nicht mehr geschrieben; im Mittelalter wurde jedoch eine nicht geringe Zahl von solchen verfaßt (unter sie sind teilweise die sogenannten „Visionen" zu rechnen), und der Dantes war weitaus der reichhaltigste von allen, der am großartigsten und besten angelegte, obwohl keineswegs der letzte. Ein theologischer Roman, der dank der Beschaffenheit der Religion, deren Herrschaft sich nichts entziehen konnte, sowie dank der sittlichen und politischen Anteilnahme Dantes, wie erwähnt, mit einer politischen und sittlichen Utopie verquickt worden ist.

Daß Dante bei solchen Absichten darnach trachten mußte, seinen Gebilden Klarheit und Zusammenhang zu verleihen, sie, wie man zu sagen pflegt, wahrscheinlich zu machen, das liegt auf der Hand; so wie ihm anderseits sein Unternehmen durch den Hinzutritt des Wunderbaren, an das er und seine Leser glaubten, wesentlich erleichtert wurde. Das gelang ihm auch dem Anschein nach so gut, daß die Sage entstehen konnte, er habe wirklich Hölle und Fegefeuer durchwandelt, und es sei ihm zum mindesten in Verzückung das Paradies offenbart worden; die alten Ausleger waren daher gezwungen, nachdrücklichst darauf zu bestehen, daß er „als Poet" geschrieben habe; allein auch die modernen, die keinen Anlaß zu solchen Vorbehalten mehr haben, äußern häufig ihre Verwunderung über das Wirklichkeitsgepräge, das Dante seinem Bericht gegeben hat. Daß aber die peinlich genauen Berichte, die er von der Gestalt der Oertlichkeiten gibt, über seine Art, zu reisen, über die Zeit, die er dafür benötigte, über die von ihm beobachteten Erscheinungen, wie vor allem die Erörterungen, mit denen er diese eingebildeten Dinge zu erklären und zu rechtfertigen sucht, indem er sie wie wirkliche Vorgänge behandelt, den Beweis dafür liefern sollen, daß er von seinen eigenen Einbildungen getäuscht wurde, sie für wirklich genommen und einer Art Wahnvorstellung verfallen wäre, das ist, obwohl verschiedentlich behauptet, dennoch rundweg abzulehnen. Nicht sowohl darum, weil Dantes Genie durch eine solche Annahme einen allzu großen Zusatz von Sinnesverwirrung erhielte und man es an der gebührenden Ehrfurcht mangeln ließe, sondern deshalb, weil diese Annahme in der Tat der Klarheit und Bewußtheit seines Sinnes und Geistes widerspricht und obendrein ganz unnötig ist. Alle, die Romane solcher Art, theologische, wissenschaftliche oder sozialistische, geschrieben haben, sind von peinlicher Genauigkeit und gestalten ihre Phantasiebilder vernunftgemäß, da es ihr Vorhaben so mit sich bringt; auch im neunzehnten Jahrhundert hat es unter Lesern und Hörern noch solche gegeben, die, gleich den Gevatterinnen von Verona, das Erdichtete für Wirklichkeit genommen und das Dasein der verschiedenen Utopien oder Ikarien für sicher an-

gesehen, ja zuweilen sich gar auf den Weg gemacht haben, um in jene Länder der Verheißung und glücklichen Inseln zu gelangen.

Ueber den Aufbau der Komödie, das heißt also über den ihr zugrunde gelegten theologischen Roman, ist eine der ansehnlichsten Gruppen der Danteliteratur erwachsen, an Umfang mit der über die Sinnbilder aufgestapelten wetteifernd; sie geht unter dem Namen der „physischen" und der „moralischen Topographie" der drei Reiche. Und da Dante diesen Aufbau tatsächlich gewollt und vollzogen hat, und dieser in seinem Buche vorhanden ist, so ist es natürlich, daß die Ausleger ihn klarzustellen suchen, ist es auch ganz nützlich, daß man, um ihn den Lesern deutlich zu machen — die sich gemeiniglich davon nur eine oberflächliche und wirre Vorstellung machen, weil sie wenig Anteil daran nehmen — ganze Kartenwerke gezeichnet hat, daß Geographien des Danteschen Jenseits, Zeittafeln und Zeitweiser der vollbrachten Reise hergestellt wurden, Erläuterungen zum Strafgesetzbuch, das dort Geltung hat, zu der Abstufung der Verdienste und Belohnungen. Nur wäre hier, mit verstärktem Nachdruck, die frühere Mahnung zu wiederholen, sich vor Uebermaß zu hüten und nicht zu vergessen, daß es sich bei Dante um reine Erzeugnisse der Einbildungskraft handelt, von höchst geringer Bedeutung namentlich für uns, die wir ganz anders geartete Schöpfungen der Einbildungskraft im Sinne haben, sowie daß es überhaupt nicht angehe, die Leute des langen und breiten über Einbildungen und Träume zu belehren, denn „es langweilt die andern (warnt der hochwürdige Della Casa in seinem Anstandsbuch Galateo), dergleichen mit so viel Eifer vorgetragen zu hören und ein solches Aufheben davon gemacht zu sehen, daß einen dabei eine Ohnmacht ankommen könnte": es ist eitel Zeitverderb und erregt Ueberdruß, wenn man erörtert, oder erörtern hört, sagen wir etwa, ob Dante sieben, neun oder zehn Tage zu seiner Reise gebraucht habe, ob er im Paradies achtundzwanzig, zweiundvierzig oder aber zweiundsiebzig Stunden verweilt, wann er in dieses aufgestiegen sei, ob vor oder nach Mittag, und ähnliches mehr. Aber die Danteforscher zwingen uns, in diesem Punkte auch den andern und wesentlicheren Tadel zu wiederholen, den gegen das Unmethodische ihres Vorgehens, und zu erklären, wie die Sache in diesem besonderen Falle liegt. So peinlich und kleinlich Dante auch vorgegangen sein mag, er hat dennoch im Gefüge seines theologischen Romans einige Lücken gelassen und hat sich, so behutsam er auch war, doch in einige Widersprüche verstrickt; vielleicht auch, wie manche meinen, deshalb, weil er nicht die letzte Hand an sein Gedicht legen und ein Werk, das Jahre gebraucht und den Einfluß vieler und verschiedenartiger Ereignisse erfahren hatte, nicht mehr einer Zurichtung im allgemeinen unterziehen konnte. Wäre sein

Werk philosophischer und kritischer Art, so könnte man die Lücken ausfüllen und die Widersprüche lösen, so wie man es beim Studium der Philosophen tut, indem man ihre Erwägungen wiederaufnimmt und fortsetzt, die logischen Folgerungen zieht, die sich aus ihren Sätzen ergeben; handelt es sich aber, wie hier, um ein Werk der Einbildungskraft und gehört mithin auch das, was nicht ausgesprochen worden ist, auf dieses Gebiet, so kann man es nicht in logischer Weise ergänzen, noch die Widersprüche ausgleichen, außer man wollte diese Arbeit der Einbildungskraft fortspinnen, jedoch ohne die guten Gründe, die Dante dazu getrieben haben — mit andern Worten Grillenfang betreiben. Gewöhnlich geben sich die Danteforscher keine Rechenschaft von dieser logischen Unmöglichkeit; und so untersuchen sie frisch darauf los (um nur ein paar Beispiele anzuführen), in welcher Weise Dante von dem einen zum andern Ufer des Acheron gelangt ist; welches der Ort sei, wohin nach dem Jüngsten Gericht die Seelen der Kinder in der Vorhölle und die der tugendhaften Heiden gelangen werden, und ob ihnen nicht ihr endgültiger Sitz im „göttlichen Hain" des irdischen Paradieses werde angewiesen sein; oder sie zerbrechen sich den Kopf, weshalb Cato als Pförtner des Fegefeuers erscheine, während er doch ein halbes Jahrhundert vor Christi Fleischwerdung geboren und mithin das Fegefeuer damals noch gar nicht vorhanden gewesen sei, so daß anzunehmen wäre, er habe sich in dieser Zwischenzeit in der Vorhölle befunden, aus der er dann erlöst worden; hier stößt man aber auf eine andere Schwierigkeit, nämlich, daß er Virgil nicht zu kennen behauptet, also daß man verschiedene Kreise und Klubs der Vorhölle, Virgil und Cato als zwei verschiedenen Zirkeln angehörig anzunehmen hätte oder aber, daß Cato in den Jahrhunderten, die seit der Zeit seiner Ernennung zum Paradieseshüter verstrichen, die Züge und die Sprache seines alten Genossen vergessen hätte; außerdem muß man noch fragen, ob er das Heil erlangt habe oder nicht, und ob es ihm bestimmt sei, nach dem Weltgericht „trübselig in die Vorhölle zurückzukehren", oder ob er bei der Aufnahme in den Himmel dort einen Sitz finden werde; und so weiter und so weiter mit andern derartigen sogenannten „Dantefragen", die in eben solcher Weise gelöst werden und von denen zu schweigen eine Anstandspflicht ist.

Was aber noch schlimmer ist: in diesem Untersuchungseifer für die physische und moralische Ortskunde der drei Reiche steckt ein Vorurteil, das nämlich derartige Kenntnisse dazu beitrügen, Dantes Kunst, den Charakter jeder der drei Abteilungen, die Gründe des Uebergangs von jedem ihrer Teile zum andern festzustellen, von einer Episode zur andern besser zu bestimmen, das Verständnis und den Genuß an ihr zu fördern und damit die „Geschichte" des Jenseits, aufgefaßt als „ästhetische Geschichte", die Verbindungsklammern und Hilfsmittel als „künst-

lerische Feinheiten". Da jedoch der von uns flüchtig umrissene Aufbau nicht aus einem dichterischen Leitgedanken entspringt, wohl aber aus einer lehrhaften und praktischen Absicht, so vermag er weder das eigentümliche dichterische Grundwesen jeder Abteilung (angenommen, daß ein solches vorhanden) zu umschreiben noch die Uebergänge aus einer dichterischen Situation in die andere, und er kann nur das bieten, was in seiner Natur liegt: nämlich außerhalb der Dichtung liegende und von Gründen, die das Gerüst angehen, bestimmte Zusammenhänge. Alle Mühe, die man sich gibt, diese Gründe in solche ästhetischer Art zu verwandeln, bedeutet nur unfruchtbare Vergeudung von Scharfsinn. Die Poesie der drei Abteilungen läßt sich nicht aus dem Gedanken der Reise durch die drei Reiche ableiten, kraft dessen die in Dante selbst dargestellte Menschheit von der Pein und dem Gewissensbiß über die Sünde zur Reue und Läuterung und von da zur Seligkeit oder sittlichen Vollkommenheit geführt wurde: das ist eine der Seiten des theologischen Romans, aber keineswegs der leitende Grundsatz der Dichtung, die sich diesem fügt. Die herrliche Beschreibung des Arsenals der Venezianer findet ihre Bestimmung und dichterische Rechtfertigung durchaus nicht, wie man herausgeklügelt hat, in der Absicht, die Dante gehabt haben soll, ein Schauspiel eifriger Werktätigkeit dem üblem Geschäftsbetrieb der Wucherer gegenüberzustellen, von dem der betreffende Gesang handelt; ebensowenig ist Virgils Abschweifung über den Ursprung von Mantua von dem Gedanken eingegeben, ein Beispiel wahrhaftiger Geschichte mitten unter die Faseleien der Hexen und Zauberer zu setzen; noch hat Ulysses, der seine letzte heldenhafte Forschungsfahrt erzählt, irgend etwas mit den Betrügern zu tun, unter die er verdammt ist. Jedes dieser Zwischenspiele steht für sich und trägt seine eigene Lyrik in sich. Das Gerüst, das der Dichtung zugrunde liegt, läßt sich nicht einmal als der „technische Bestandteil" des Gedichts ansehen, da die Technik (wie längst anerkannt sein sollte) in der Kunst entweder überhaupt nicht vorhanden ist oder mit ihr zusammenfällt, während der Aufbau der Komödie, der einen andern psychologischen Ursprung hat, nicht durchaus mit ihrer Poesie zusammenfällt. Mit größerer Berechtigung ist dieser Aufbau einem Rahmen verglichen worden, der ein oder mehrere Gemälde umgibt und einschließt, läge in diesem Gebilde nicht die Gefahr, ihm damit eine wirklich ästhetische Eigenschaft zurückzugeben, da die Rahmen zusammen mit den Gemälden entworfen zu werden pflegen oder künstlerisch gearbeitet sind, derart, daß sie eine Harmonie, gleichsam die letzte Vollendung der Gemälde herstellen wollen, was dort nicht vollkommen zutrifft. Will man durchaus im Bilde bleiben, so könnte man ihn eher als ein kraftvolles wuchtiges Bauwerk versinnlichen, aus dem üppiger Pflanzenwuchs sprießt, ein Schmuck hängender Zweige, Gewinde und Blüten, der ihn

derart umkleidet, daß nur hie und da ein wenig rauhes Mauerwerk sichtbar wird oder eine Kante ihren harten Umriß zeigt. Lassen wir aber die Metaphern, so ist das Verhältnis zur Poesie einfach das zwischen einem theologischen Roman, das heißt einer Lehrdichtung, und der Lyrik, die ihn vermannigfaltigt und fortwährend unterbricht; dieses Verhältnis findet sein Gegenbild in anderen Dichtwerken, vor allem im Goetheschen Faust, der aus geschichtlichen Gründen wohl mit Nachdruck der Komödie verglichen wurde (diese als die Summe mittelalterlichen Denkens und Fühlens, jener als die der modernen Zeit), allein nicht ohne daß auch die Ahnung einer künstlerischen Verwandtschaft zwischen den beiden Werken zu einem solchen Vergleich getrieben hätte, bei aller ihrer Verschiedenheit, einer Verwandtschaft, die gerade darin liegt, daß beide, jenseits der Poesie, eine ziemlich äußerliche und begriffsmäßige oder lehrhafte Verzahnung ihrer Teile aufweisen.*)

Es ist nicht zu leugnen, daß der theologische Roman zuweilen einen gewissen Druck auf die dichterische Ader ausübt, wie man an zahlreichen Fällen beobachten kann. Dazu gehört die Notwendigkeit, rein erläuternde Teile oder allegorische Geheimzeichen einzufügen, wofür es besonderer Beweise nicht bedarf. Dahin gehört ferner das Unterbrechen des Zusammenhangs, wodurch Gestalten und Szenen, denen eigener Empfindungsinhalt, besondere gefühlsmäßige Bedeutung zukommt, als Hilfen dienen müssen, um gewisse Nachrichten oder gewisse lehrhafte Darlegungen anzubringen; Farinata gibt sein verachtungsvolles Gehaben auf und tritt aus seinem ganz von Vaterlandsliebe und Politik bestimmten Gedankenkreis heraus, um die Grenzen des Wissens von Gegenwart und Zukunft bei den Verdammten zu erklären; Matelda wandelt sich aus einer Frühlingsfee in die dienende Vollzieherin von Sühnbräuchen; Virgil, Dante selbst, so wie er im Gedicht erscheint, müssen sich allen Erfordernissen, allen Umschweifen der Erzählung fügen, erscheinen als Charaktere, die aus dem Ganzen zu entnehmen sein sollen, allzu unbestimmt und von der Weise abweichend, in der sie sich zuerst darstellen, Virgil als Abgesandter der himmlischen Frauen, Dante als der Sünder, der reuig und folgsam den Weg der Läuterung antritt. Desgleichen gehört dazu die Wiederholung ähnlicher Lagen, in die der Dichter Abwechslung zu bringen versucht, ohne die Eintönigkeit ganz überwinden zu können, so zum Beispiel, wie die Seelen sich im Fegefeuer verwundern, daß Dantes Körper Schatten werfe, und die Aufklärungen, die Virgil ein um das andere Mal erteilen muß. An einem gewissen Punkt scheint er selber

*) Ich verweise auf die Zergliederung des Faust in meinem Versuch über Goethe (Bari 1919). [Deutsche Uebertragung: Amalthea-Bücherei, Wien 1920.]

ungeduldig zu werden und wie jener gute Mann in der alten Erzählung zu handeln, der einen Oelflecken auf seinem Gewande hatte, und darauf von allen, die ihm begegneten, aufmerksam gemacht, schließlich, wenn er von neuem mit jemandem zusammentraf, ohne weiteres erklärte: „Hör', ich hab' da einen Oelfleck"; Virgil verkündet in der Tat: „Ohn' eure Frage will ich euch gestehn, noch ist's ein Mensch, dem dieser Körper eigen, von welchem ihr das Licht geteilt gesehen." Um nicht weitschweifig zu werden, wollen wir nur noch anmerken, daß mit jenem Druck eine gewisse plötzliche und unvermittelte Art zusammenhängt, mit der Szenen und Zwiegespräche abgebrochen werden (weshalb im Scherz gesagt wurde, Dantes Personen verabschiedeten sich ohne Umstände, „auf englisch", oder, ernsthafter gesprochen, Dante drücke auf die Stirn seiner Figuren einen „Stempel" und gehe weiter); im allgemeinen ließe sich sagen, daß durch die Verhältnisse, die das Gerüst des theologischen Romans forderte, dank dem „Zaum der Kunst" die Hölle ein wenig überfüllt, zuweilen fast in erstickender Enge, das Paradies aber etwas allzu weiträumig erscheint.

Anderseits müßte man aber auch den Spielraum, den dieses jenseitige und enzyklopädische Gerüst den mannigfaltigsten Regungen von Dantes Phantasie läßt, und den wohltätigen Einfluß, den dieser Druck in einer andern Richtung ausübt, hervorheben: Dantes Dichtung gewinnt dadurch das Gepräge unbedingter Notwendigkeit im Durchbrechen des Gerüstes und wird durch das Hindernis, das sich ihr entgegenstellt und das sie überwindet, kraftvoller und straffer: so daß dem, der nicht an das wirkliche und selbstherrliche Dasein der Poesie glaubt und sie für etwas Künstliches und Entbehrliches hält, kein einleuchtenderer Fall zum Nachdenken dargeboten werden könnte als eben dieser furor poeticus des Gottesgelehrten und Staatsmannes Dante, dieser Sturzbach, der, hochgeschwollen, sich seinen Weg zwischen Felsen und Steinen bahnt und mit Ungestüm einherbraust. So gewaltig ist seine Kraft, so reich seine Fülle, daß er in alle Klüfte der Felsen und Steine mit seinen schäumenden Wellen eindringt und im Dunstschleier, den er aufstäuben läßt, die Bergszene derart umhüllt, daß man oft nichts anderes als die Bewegung seiner Wasser erblickt. Vermag Dantes Poesie nichts anderes, so belebt sie doch mit frischester Einbildungskraft die Einzelheiten der Untersuchungen, der erläuternden Teile, der Erzählungshilfen, ja selbst die nicht seltenen Begrifflichkeiten des in Historie, Mythologie, Sternkunde Bewanderten und durchdringt dies alles mit ihrem bewegten, erhabenen Tonfall.

Deshalb sind Gerüst und Dichtung, theologischer Roman und Lyrik in Dantes Werk nicht zu trennen, so wenig, wie die Teile in seiner Seele, deren jeder den andern bedingt und darum in ihn ausmündet; in diesem dialektischen Sinne bildet

die Komödie sicherlich eine Einheit. Wer aber Aug' und Ohr für Poesie hat, der unterscheidet immer im Verlauf des Gedichtes, was dem Gerüst und was der Dichtung angehört; in größerem Maße, als dies bei anderen Dichtern erforderlich, bei denen die gleiche Zusammensetzung zu beobachten ist, und wie sie in derselben Weise, wie schon erwähnt, vielleicht nur bei Goethes Faust zutrifft, hingegen in vollem Gegensatz zu den großen Dramen Shakespeares steht, in denen Gerüst oder Aufbau aus dem dichterischen Leitgedanken hervorwachsen und nicht Gerüst und Dichtung vorhanden sind, sondern, wie man wohl sagen kann, alles gleichgeartet, alles Poesie ist.

Freilich pflegt der „Architektur" der Komödie eine etwas schönrednerische Bewunderung gezollt zu werden; die Sicherheit der Linien, die Verhältnisse, das Ebenmaß, die mathematischen Entsprechungen werden gepriesen, wie sie im Aufbau der drei Reiche und in ihrer physischen und moralischen Ortsschilderung vorhanden sind: ein beliebter Anlaß für Vortragende, die Dante zum Gegenstand ihrer blumenreichen Ausführungen machen; auf solchem Wege gelangt man schließlich dazu, von der „ästhetischen Schönheit" zu reden, die dem Aufbau des Gedichts selbst eigne, also von einer Art ergänzender Schönheit, die zu der andern, der Poesie, die sie in sich schließt, hinzukomme, eine Schönheit der „Sache an sich", wie mitunter gesagt wurde. Einem bekannten italienischen Dichter und Dantefrosch ist es so geglückt, die Poesie der Komödie zu zerstückeln und verarmen zu lassen, indem er sie lediglich in die „nicht dramatischen" Bestandteile verlegt, in eine Anzahl von „Perlen", die aus diesem großen Meere aufgefischt werden, und die „Poesie der Vorstellung", als die poetischeste, die es jemals gegeben habe und geben werde, zu preisen, der Reise durch das Jenseits. Dagegen ist nur zu erwidern, daß es keine Poesie der Dinge, sondern nur eine Poesie der Poesie gibt, und daß die Poesie der Dinge im besten Falle eine hübsche Redensart, aber sicherlich keine kritische Art des Denkens vorstellt. Ferner pflegt man bewundernd den Aufbau der Komödie einem gotischen Münster zu vergleichen — seltsame Wiederkehr eines Vergleiches, der zuerst im achtzehnten Jahrhundert aufkam, um damit Dantes Werk als roh, abenteuerlich, barbarisch, „gotisch" herabzusetzen, während er, dank der Romantik und ihren mittelalterlichen und religiösen Stimmungen, später in entgegengesetzter Absicht verwendet wurde. Dabei ist freilich einzuwenden, daß Münster Münster sind, nicht Gerüste von Dichtwerken, sondern eben selbst Dichtwerke; die gotischen drückten in der Tat eine neue Empfindung aus, die aus einer neuen Auffassung des Göttlichen, der Beziehungen der Menschen zu Gott, von Erde und Himmel entsprang: und auch Dante lieh einem neuen Fühlen Ausdruck, jedoch in seiner Poesie, nicht im begrifflichen Gerüst. Wohl könnte man viel-

leicht jenen Vergleichspunkt besser, freilich in ganz verschiedenem Sinn, herausholen, wenn man die gotische Baukunst heranzieht, aber nicht im Zeitalter ihres Ursprungs und ihrer vollen Blüte, sondern in dem ihres Verfalls oder, besser gesagt, ihres Wandels, den Dantes Zeit durch die nämlichen schon erwähnten und in seinem Geiste wirksamen geistigen Veränderungen vollzogen hat. Damals begannen die Bildwerke und der malerische Schmuck, die an den ursprünglichen gotischen Bauten noch nicht frei und selbständig künstlerischer Art, sondern Teile des Bauwerks gewesen waren, bestimmt vom Geiste des Gebäudes und in die Bewegung aller andern architektonischen Linien einbezogen, Ansehen und Bedeutung an sich selbst zu erlangen; die Kirchen erhielten ein neues, weltlicheres Gepräge, das die Renaissance ankündigte:*) geradeso wie dies in Dantes Gedicht mit den Visionen und allgemein mit dem mystischen und asketischen Schrifttum des Mittelalters geschehen ist.

Damit scheint uns klargestellt, in welcher Art die Teile, die das Gefüge der Komödie ausmachen, behandelt werden müssen, welche Aufmerksamkeit ihnen zu zollen sei; es handelt sich darum, sie zwar nicht als echte Poesie aufzufassen, darum aber keineswegs als verfehlte Poesie zurückzuweisen; sie sind vielmehr als praktische Notwendigkeiten von Dantes Geist in Ehren zu halten; in dichterischer Hinsicht ist freilich auf anderes Gewicht zu legen. Sie in Ehren zu halten — wie es die Danteforscher nicht tun, wenn sie mit neugierigen und vordringlichen Augen, bewußter oder unbewußter Weise schließlich ins Possenhafte verfallen, von Virgils „Zwangsaufenthalt", vom „Alpensport" Dantes oder ähnlichem reden. Allein nicht auf Dinge solcher Art, sondern auf ganz anderes ist der Nachdruck zu legen; das heißt, man muß Dante lesen, genau so wie es alle unbefangenen Leser tun und dabei vollkommen im Recht sind, wenn sie wenig auf die Welt des Jenseits achten, sehr wenig auf die moralischen Abschnitte, vollends gar nicht auf die Allegorien, wohl aber den vollen Genuß aus den dichterischen Darstellungen ziehen, in denen seine ganze vielgestaltige Leidenschaft sich verdichtet, läutert und ausdrückt. Man wird einwenden — wie in der Tat geschehen ist —, daß Dante auf diesem Wege herabgesetzt werde; es ist aber das Gegenteil wahr, er wird erhöht: sein Anblick, der des gewaltigen Dichters, wird erhöht und gesteigert. Ebenso wird man, wie es ebenfalls geschehen ist, einwenden, daß Dante entweiht wird, da man ihm den religiösen Gedanken nimmt; das ist ebenso unrichtig, da nur jene religiösen, politischen oder sonstigen Gedanken unterdrückt

*) Sehr lehrreich in dieser Hinsicht ist die unlängst erschienene Abhandlung von M. Dvořák, Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei, Historische Zeitschrift 1918, Bd. 119.

oder, besser gesagt, beiseite geschoben werden, die von ihm nicht in Dichtung umgesetzt worden sind; in dieser lebt übrigens so viel ernste, aufrichtige Frömmigkeit, auch dort, wo sie nicht unmittelbar zum Ausdruck zu kommen scheint, sie lebt in allen den mannigfachen Gestaltungen, weil sie in Dantes Seele lebte, wenn auch von andern Gefühlen ausgeglichen oder im Gleichgewicht erhalten. Endlich wird man einwerfen (und hat auch dies schon getan), daß auf diese Weise jegliche Einheitlichkeit in Dantes Dichtung geleugnet werde; auch das trifft nicht zu, denn die hier geleugnete Einheit ist die, welche außerhalb der Poesie in einem Begriff oder in einem förderſamen Schema gesucht wird; folgerichtig werden also hier alle die alten und neuen Streitfragen abgelehnt, sowohl die über die Einheit des Gedankens wie der Handlung des Werkes, über den Helden, ob er vorhanden oder nicht, und ob er Dante selbst sei und ähnliche. Die wahre Einheit der Danteschen Dichtung ist der poetische Geist Dantes, der Dante der Komödie, nicht der in Buchform zusammengefaßte; das Grundwesen jeder der drei Abteilungen läßt sich nicht durch die Zergliederung der Begriffe von Hölle, Fegefeuer und Paradies gewinnen, sondern allein in der Betrachtung des mannigfach Poetischen, das jede von ihnen darbietet, und das, trotz dieser Mannigfaltigkeit in jeder Abteilung sein eigenes, von andern unterschiedenes Antlitz aufweist; es verhält sich damit im übrigen nicht anders als mit drei Büchern, in denen ein und derselbe Dichter seine lyrischen Gesänge, geordnet nach einer gewissen Verwandtschaft, gesammelt hat.

***

Sehnsucht und Landschaft

Eine seelengeschichtliche Anmerkung

von Dr. Walther Schotte

Es ist gut, einmal über etwas so Unwirkliches wie die Sehnsüchte der Menschen nachzudenken; ich glaube, daß man nirgendwo sonst dem Herzschlag des Lebens so nahe ist, als wenn man auf diesem Gefilde der Seele jagt.

Schließlich ist das ganze Leben der Menschen von Sehnsüchten durchzogen und von Sehnsüchten getrieben; aber nicht die Träume von der Verbesserung des Daseins, von der Befriedigung des Ehrgeizes und der Erfüllung der Arbeit sind es, wenn ich hier von Sehnsüchten spreche. Diese umfassen ein Bild, das abseits liegt von den Möglichkeiten des Daseins, und das der Arbeit und ihren Hoffnungen geradezu entgegengesetzt ist. Die Sehnsüchte der Menschen *entfernen* sich von Tag und Tagwerk und räumlicher Gebundenheit ihres täglichen Lebens, sie ranken sich um Weitentferntes, oft Unerreichbares, um Unbekanntes, von dem nur ungefähr Kunde zu den Menschen gekommen ist.

Das Ziel der Sehnsucht ist für jeden ein verschiedenes: *jeder* wird mit *seiner* Sehnsucht geboren und seine *Sehnsucht* ist das Innerste und Eigenste von ihm, das, was kein anderer ganz erkennen kann, das, was er keinem anderen ganz mitteilen kann, was im Grunde unaussprechlich ist, was lebt nur zwischen Geburt und Tod im einzelnen Schicksal und mit ihm verschwindet.

Und trotzdem würden von weit her gesehen viele dieser Ziele, dieser Träume und Bilder nicht so sehr verschieden von einander sich zeigen, daß es nicht möglich wäre, sie zu ordnen, Gruppen zu bilden und diese von einander zu unterscheiden. Der Mensch ist eben doch erdgebunden durch sein äußeres Schicksal und nimmt von Umgebung und Arbeit Form und Inhalte für sein geistiges und seelisches Leben. Niemand ist frei von seinem Volkstum und den Jahrhunderten seiner Geschichte, niemand ist frei von den bindenden und erlösenden Mächten des Reichtums oder der Armut, niemand frei von der Gesittung seines Standes und seiner Klasse. Wer die Sehnsüchte der Menschen zutiefst erkennen und beschreiben könnte, wäre berufen zum Geschichtsschreiber der Seelen der Völker, der Seelen der Bauern und Arbeiter, der sogen. Gebildeten und der wenigen, die von dem Band einer höheren sozialen Klasse noch innerlich gefaßt werden.

Aber ist es denn möglich, diese Sehnsüchte zu erkennen, ist es möglich, sie zu beschreiben, da wir doch eben uns klar wurden, daß sie im Grunde das Einsamste von der Welt und

eben darum unaussprechbar sind? Gewiß, es gibt keine unmittelbaren Aeußerungen der geheimsten Sehnsüchte der Menschen, und wo uns ein Fetzen davon zu Gesicht kommen sollte, wo wir in irgend einem Tagebuch ein Stammeln davon entdecken sollten, erschrecken wir zumeist im tiefsten. Wäre es möglich, das Unaussprechbare zu sagen, wir würden nicht imstande sein, weiter zu arbeiten, und hätten ein Gefühl, als müßte die Welt stille stehen. Aber Zeugnisse von diesen Sehnsüchten sind doch vorhanden, und sie sind es in den Werken der Künstler: der Dichter, Komponisten, Bildhauer und Maler.

Wenn man alle diese Zeugnisse sich vergegenwärtigt, wird man sehr bald entdecken, wie schmal und wie selten die Ausdrucksmöglichkeiten sind für jene Sehnsucht, die immer stille in uns ist und die nur in der ungeheuren Spannung künstlerischen Schaffens überhaupt eine Form finden kann anzuklingen oder auszustrahlen. Das allein sind die künstlerischen Träger des Sehnsuchtserlebnisses: die Melodie mit Klang und Rhythmen, das Wort, das diesen musikalischen Zauber in sich birgt, oder das Wort, das von Glanz und Farbe überfließt, in dem eine Linie zittert, wie schließlich das Werk und das Bild, deren formaler Aufbau die Sehnsucht erlöst. Selbst der Dichter kann nie unmittelbar von diesem seinem Heiligtum, von seiner Sehnsucht sprechen. Wenn er sie irgendwie zu fassen sucht, ist er abermals gezwungen, das an sich Stumme, das Bild, reden zu machen. So ist es denn kein Wunder, daß, wenn Künstler aller Künste einen Inhalt ihrer Sehnsucht suchen, ihre Kunst in gesteigerter Leidenschaft die unendliche Natur umschließt. Die menschliche Gestalt und noch mehr die Landschaft werden zum Symbol menschlicher Sehnsucht.

Die Landschaft unserer Sehnsucht! Sie ist nicht die alltägliche Landschaft unseres Daseins und nicht der alltägliche Himmel, der über unserer Arbeit steht; sie ist fern oder unwirklich. Das war eine paradiesische Landschaft, eine transzendentale Herrlichkeit: die kindliche, ganz überschwengliche Sehnsucht der Bauern und kleinen Leute, von der der Schuhmacher-Dichter und -Denker sang. Von diesem überirdischen Leuchten jubeln auch die Bilder eines Philipp Otto Runge. Im klassischen Lande der Sehnsucht, in einem sonnigen, heiteren, aufgestellten Italien lebte die Kunst einer ganzen frommen Malergeneration. Das Bild Goethes war ernster und größer, dunkler und tiefer in den Farben, aber doch auch das Bild der Ruhe und Ausgeglichenheit. Alles das erscheint uns Heutigen so einfach und so vergangen, so wirklich gewesen schon und gar nicht mehr Raum unserer tiefsten Einsamkeit.

Welch ein Abstand der Seelen und welch ein Jahrhundert der Bewußtwerdung und Zerspaltung! Wenn irgendwo in

dieser Vergangenheit vor hundert Jahren Verwandtes noch gespürt wird, ist es bei Hölderlin: „. . . habe die traurige einsame Erde gesehen, die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind. Das gewaltige Element: das Feuer des Himmels und — die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen."

In diesen Worten zittert das melancholische Pathos, mit dem auch uns die unerreichbare, fast unwirkliche Einfältigkeit des primitiven Lebens und die ungeheure Größe der wüsten Natur ergreift. Ich glaube, daß Flaubert den erschütternden Gegensatz der Unendlichkeit und der monotonen Größe von Farbe und Form in der ägyptischen Wüste zu der pointillistischen Lebendigkeit unserer modernen Tage zuerst und klassisch beschrieben hat. Ein verwandtes Bild südlichen Maßes und südlicher Einfachheit schuf die deutsche Sehnsucht Marées in jenen Gemälden vom Goldenen Zeitalter, wo zwischen starken dicht belaubten schwarzen Bäumen gegen rotgoldenen Abendhimmel die Menschen mit stillen unbekümmerten traurigen Augen und großen, ruhigen, braunen Leibern stehen und liegen, wie es die Stunde bestimmt. Aber mit diesen Bildern der Größe und Freiheit von Himmel, Erde und Menschtum hat die in diese Richtung drängende Sehnsucht ihren Kreis noch nicht geschlossen. Lange schon ist Rußland, das Rußland Dostojewskis und Tolstois an unserem Horizonte erschienen, und wir Deutsche träumen von den unendlichen Steppen und von der ungeheuren Halbkugel des Himmels, die sich über den wehenden Gräsern wölbt. Auch wir haben unseren Propheten von diesen äußersten irdischen russischen Einsamkeiten: wir hörten die Geschichten vom Lieben Gott und lesen im Malte Laurids Brigge unseres Rainer Maria Rilke.

Eben dieser Dichter erfüllte den deutschen Erdkreis auch gen Norden mit neuem Leben. Das Silberblau dänischer Nächte und der Traum um die weltfernen weißen Herrenhäuser der grünen Inseln, der Sommeratem der blauen See, die Versonnenheit traurig glücklicher Stunden an ihren hellen Stranden, das alles erregt unsere Seele nun ganz so sehnsüchtig wie der bronzene Ton des Südens.

Für den Träumer von heute ist die Welt frei, fremde Erdteile sind uns nahe gerückt, und um ihre Geheimnisse spielt die Phantasie der stillen Stunden. Verkünder kamen mit dem Südseetraum einer ganz leichten dunkelblauen Herrlichkeit und Kinderseligkeit als Trost für die zerquälten Arbeitstage der krieg- und geldverstrickten Menschen.

Wir wissen, wie arm diese Andeutungen sind, die von dem, was unsere Augen aus deutscher Landschaft und ihrer seeligen Vergangenheit zu lesen wissen, noch nicht einmal gesprochen haben. Und doch werden unsere hingeworfenen Worte Verwandtes aufklingen lassen in jedem, der sich auf seine Einsamkeit besinnt. Dann werden wir feststellen, daß der Grundton unserer Sehnsuchtsbilder vom Bewußtsein unserer Einsamkeit gestimmt tief und schwer ist, und wir entdecken weiter, daß Sehnsucht einen viel größeren Raum unseres inneren Lebens einnimmt, als ähnliches je bei unseren Voreltern eine Bedeutung hatte. Eine Tragödie scheint sich zu entschleiern: je dichter das Menschengeschlecht wird und je enger verbunden in Städten und durch Arbeit, um so einsamer wird der einzelne, um so größer wird die Welt des Unaussprechbaren, um so gefährlicher schwellen seine Träume an, und nicht immer gelingt es, sie in Bildern zu erlösen. Zwischen die göttlichen Wunder dieses Spieles drängen sich finstere Erscheinungen der Qual und des Verbrechens von Ausmaß und Art, wie sie früher höchstens in den letzten verfeinerten, übersättigten herrschenden Gesellschaftsschichten möglich gewesen sein können. All das wird jetzt zum Leiden vieler, wächst sich zu Gefahren ganzer Generationen und Kulturen aus, wird zum Kernproblem unserer Zeit, von dem alle anderen, die so übereifrig öffentlich diskutiert werden, nur abgeleitet sind und neben dem sie verschwinden. Niemand weiß des Rätsels Lösung, niemand hat eine Antwort, eine Antwort, die um so schwerer ist, als sie für Millionen Einzelner gegeben werden muß, die alle von einander verschieden geworden sind.

***

Wenn wir die ersten Jahrhunderte der Neuzeit betrachten, so finden wir, daß nichts weniger geachtet wurde, als die Nationalität. England — von Eroberungen außerhalb Europas wollen wir nicht reden — unterwarf sich Irland, nachdem es längst vorher Wales sich angegliedert hatte und zog Schottland an sich als einen Teil von Großbritannien; es erwarb Stationen im Mittelmeer und machte Portugal zu seinem Vasallen. Spanien besaß die Niederlande, bis ein Teil sich selber befreite, Frankreich raubte deutsche Gebietsteile und nahm Corsica; unter dem korsischen Häuptling zwang es das halbe Festland unter seine Botmäßigkeit, Spanien und Portugal hatten die überseeische Welt unter sich aufgeteilt, zeitweilig verlor Portugal seine Selbständigkeit an Spanien (1580—1640). Dänemark beherrschte im 18. und 19. Jahrhunderts (bis 1864) die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein, als wären sie zu ihm gehörig, betrachtete auch Norwegen (bis 1814) als Teil seines Reiches, Oesterreich hatte die Czechen und andere Slaven und die Ungarn sich angegliedert, hielt große Stücke von Italien unter seinem Szepter. Oesterreich, Preußen und Rußland teilten sich in Polen, die Türkei beherrschte in Europa fast lauter ihr fremde Nationälitäten, Rußland hatte die Ukraine, die baltischen Länder, Finland erobert.

Im 19. und 20. Jahrhundert erleben wir eine große Reaktion gegen diese rücksichtslosen, von dynastischen und merkantilistischen Habgieren bestimmten Aneignungen. Das Nationalitätsprinzip, begünstigt durch zunehmenden Verkehr und Austausch in allen Gebieten, durch vermehrte Schulbildung, steigendes Selbstbewußtsein der bürgerlichen Schichten, hinter denen die Arbeiterklasse immer trotziger ihr Haupt erhebt; das Nationalitätsprinzip, das auch machtvolle Interessen sich aneignen, tritt bald stiller bald lauter auf die Bühne des öffentlichen Lebens. Große zersplitterte Nationen wollen ein Volk werden, einen gemeinsamen Staat bilden. Wie persönliche Freiheit, bürgerliche Freiheit, politische Freiheit die herrschenden Losungsworte innerhalb der Staaten, so wird die Befreiung der Nationalitäten, insbesondere die Angliederung der wirklich oder vermeintlich unter Fremdherrschaft seufzenden „unerlösten“ Teile großer Nationen an diese ihre Mutterländer ein Ideal, das sich pochend in die Völkerkämpfe hinein stellt und nach Verwirklichung schreit. Zugleich macht das Recht der kleinen Nationen auf Wahrung oder Wiederherstellung ihrer staatlichen Selbständigkeit sich geltend, große Nationen versuchen der Welt einzubilden, daß sie einen Weltkrieg entfesseln oder daran teilnehmen um des Rechtes und der Ehre kleiner Nationen willen.

Auch die aufgezwungenen Friedensverträge machen sich anheischig, dem Nationalitätsprinzip gerecht zu werden, in dem Sinne, daß die Selbstbestimmung der Nationalitäten über ihre Selbständigkeit zu dem einen oder dem anderen Staate, der Austritt aus ihrer alten, Eintritt in eine neue Verbindung durch ihren eigenen Gesamtwillen, d. h. Mehrheitswillen entscheiden solle.

Eine große Literatur von Büchern, Flugschriften, Zeitschriften und Zeitungsartikeln ergießt sich, zum großen Teil einseitig, oberflächlich, flüchtig, tendenziös über diese Fragen und Bestrebungen.

Da ist es wahrlich an der Zeit, daß einmal eine streng wissenschaftliche Arbeit sich der Sache zuwendet und mit Rüstzeug des gelehrten Bewußtseins, mit dem dazu gehörigen unparteiischen Sinne für Wahrheit und Gerechtigkeit die Sache untersucht und beleuchtet.

Das hat der holländische Ethnologe und Soziologe S. R. Steinmetz — Professor der Universität zu Amsterdam — in einem umfangreichen Werke unternommen, dessen erste Hälfte uns vorliegt*); es behandelt die Nationalitäten Europas und zwar in diesem ersten Teile die von Süd- und Ost-Europa. Der Verfasser nennt das Werk eine soziographische und politische Studie. (Soziographie ein neuer und brauchbarer Kunstausdruck!) —

Hier nur wenige Anmerkungen über das Ziel, das der gelehrte Verfasser sich gesteckt hat. Es ist bestimmt durch die Art und Weise, wie die Ententemächte und Präsident Wilson die Nationalitätsfrage in den Vordergrund des öffentlichen Bewußtseins gestellt haben. Steinmetz hat mit Recht darin das wissenschaftliche Problem gefunden: was ist eine Nationalität, was ist ihre Entwicklung, welches Recht und welche Kraft haben die Nationalitäten auf selbständiges staatliches Dasein? Diese Fragen will er im allgemeinen und an den gegebenen Fällen des Südens und Ostens von Europa erforschen und beantworten.

Dabei hat er von folgenden Grundsätzen sich leiten lassen:

1. Jede Menschengruppe und jedes Individuum habe das Recht, ja die Pflicht, nach eigener Art und Anlage in voller Freiheit sich zu entwickeln und auszubilden, aber jede habe auch ihre Grenze am gleichen Recht der anderen.

2. Ob wirklich eine besondere Nationalität besteht und auf Anerkennung Anspruch machen darf, wird nicht von einem oder dem anderen Umstande als Abstammung oder Sprache oder Religion abhängen, sondern von der ganzen besonderen Art und dem Charakter des Volksteils, von Eigenschaften also, die nicht durch ein Plebiszit festgestellt werden können, das stets von allerhand Einflüssen des Augenblickes und häufig von äußeren Einflüssen abhängig sein wird. Art und Charakter bilden den wirklichen und tiefsten Willen eines Volkes, der nicht von heute allein ist und nicht durch eine zufällige oder künstliche Mehrheit geoffenbart wird. Nur auf Charakter und Willen kommt es an. Auch hier ist der Mehrheitsbeschluß lange nicht immer der Ausspruch des wahrhaften Willens der Gemeinschaft, um den es doch der wahren Demokratie allein zu tun sein muß.

3. Die Menschheit wird gehoben durch Vielfachheit und Verschiedenheit von Volksindividualitäten; Einförmigkeit und Imperialismus sind die größte Gefahr für die Menschheit, freie Vereinigung selbständiger Einheiten hingegen oft ein Vorteil für ihre Entwicklung und nicht im Widerstreit mit der Forderung kräftiger Einheit, die der Verfasser durchaus anerkennt. Er tritt für vollkommen freien Wettbewerb auch zwischen den Staaten ein und meint, das Streben dürfe nicht aufgegeben werden, daß man zu einer Verteilung der

*) De Nationaliteiten in Europa. Door Prof. Mr. S. R. Steinmetz. — Zuid- en Oost-Europa. Amsterdam SL. von Looy. 1920. 514 S.

Erde komme, die im richtigen Verhältnis zum Arbeitsvermögen und der Kraft der Völker stehe. —

Mit besonderem Interesse wird man die Kapitel über die Kroaten, die Nationalität der Einwohner von Bosnien und der Herzegowina, die Serben und ihre Irredenta, die Mazedonier, die italienische Irredenta in Oesterreich, die Slowaken, die österreichischen Deutschen, die Bewohner Oberschlesiens, über die Polen und die von ihnen unterdrückten Ruthenen, die Ukrainer, die Litauer, über das dreifache Nationalitätsproblem in den baltischen Landen, endlich auch das Schlußkapitel über das von Rußland befreite Finnland auf sich wirken lassen.

Die letzten 10 Jahre — sagt unser Gewährsmann gelegentlich (S. 496) haben eine ungeheuere eindrucksvolle Lehre in der Völkerkenntnis für alle Völker der Welt bedeutet.

Viele einzelne treffende Bemerkungen wird man in dem Buche finden, so, daß Polens Unglück gewesen sei, daß es immer ein Nationalitätenstaat war, wie Oesterreich. „Die Polen waren sicherlich eine leidende und ringende Nationalität, aber ist es auch gewiß, daß sie eine Nation sein können? Sind die inneren Bedingungen erfüllt dafür wie es die äußeren sind?“ (S. 412).

Und von Zeit zu Zeit blickt die Kritik hindurch, womit der Verfasser das scheinbare Eintreten der Westmächte für die Freiheit der kleinen Nationalitäten betrachtet, die Ironie, die er nicht umhin kann gegen England als ihren Beschützer geltend zu machen. Dem polnischen Autor Dmowski macht er zum Vorwurf, seine Feindseligkeit gegen Preußen lasse ihn behaupten, die deutsche Politik sei seit Bismarcks Tagen immer aggressiv geblieben, „aber er vergißt, daß England seit 1870 die Hand legte auf Aegypten, Süd-Persien, die Buren-Republiken und einen enormen Teil des schwarzen Afrika, Frankreich auf Tunis, Hinterindien und Marokko.“ Und, nachdem an der Hand von englischen Gewährsmännern die furchtbare Unterdrückungspolitik der Russen gegen ihre Randvölker geschildert worden: „Und mit einem solchen Bundesgenossen ging England in den Krieg zur Verteidigung der Freiheit! Solch einen Staat mochte das republikanische Frankreich, (angeblich) Kämpe für alles Schöne und Edle, durch sein Geld und seine Bundesgenossenschaft verstärken und aufrechterhalten.“ (S. 420). „Ein starkes, durch und mit Frankreich und England siegreiches Rußland wäre der unwiderrufliche Tod für sämtliche russische Randvölker gewesen, auch für die Polen.“

Wenn Steinmetz die Nationalitäten Europas, und zwar zunächst nur von Süd- und Osteuropa, zum Gegenstande tiefdringender kritischer Beschreibung gemacht hat, so dient ihm zu wünschenswerter Ergänzung das fast gleichzeitig erschienene Buch, welches W. Mitscherlich dem „Nationalismus Westeuropas“ gewidmet hat.*) Auch Steinmetz bietet uns eine Einleitung von allgemeinem und theoretischem Charakter; Mitscherlichs Werk hat ganz diesen Charakter. Dem Inhalt ist freilich nicht ausschließlich der Tatsachenstoff des Westens von Europa zugrunde gelegt, sondern es wird auch auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika und auf osteuropäische Erfahrungen, besonders auf Polen und Rußland Bezug genommen.

*) Waldemar Mitscherlich, Der Nationalismus Westeuropas. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1920.

Der Gegenstand ist offenbar bedeutend und für die abstrakte Behandlung trefflich geeignet. Mit vielen anderen Ismen hat der Nationalismus sich tief in das gegenwärtige Kulturbewußtsein hineingesenkt. Oft tritt er auf mit leidenschaftlichem Getöse, oft als eine rebellische Macht, zuweilen als ein Martyrium, wohl auch als ein Parteibekenntnis, das anderen Zwecken als Mittel und Vorwand dient. In Wahrheit ist der Nationalismus zum Teil Sache des Gefühls, und hier in enger Verbindung mit dem Schatz, den ein Volk in seiner Sprache besitzt, und mit den Gütern gemeinsamer Erinnerungen und Ueberlieferungen, die dieser Besitz vermittelt — teils ist er Gegenstand des Denkens und eines interessierten Strebens: die Vorstellung von jenen Gütern gibt ihm die Stütze. Die eine Gestalt, die des Nationalgefühls, ist mehr volkstümlich, gehört der großen Menge; die andere, die des Nationalbewußtseins, setzt eine entwickelte Bildung, sogar in einigem Maße eine gelehrte Bildung voraus.

Mitscherlich will den Individualismus als ordnendes Prinzip zur Erklärung des Nationalismus gebrauchen und danach 3 soziale Stufen unterscheiden. Die erste Stufe bezeichnet er als Sozialleben mit naivem, unbewußtem Individualismus der Einzelpersönlichkeit und der sozialen Gruppen; die zweite sei durch Sozialleben mit bewußtem Individualismus der Einzelpersönlichkeit, unbewußtem der sozialen Gruppen charakterisiert; auf der Dritten endlich werde auch der soziale Individualismus der Gruppen bewußt. Neben dieser Theorie soll eine andere Theorie der Untersuchung als Leitfaden dienen, die der Verfasser Pluralitätstheorie nennt und der Evolutionstheorie entgegenstellt. Jene soll bedeuten, daß jede soziale Erscheinung etwas in sich ruhendes, etwas besonderes, der Träger ganz eigener Lebenskräfte sei, die für ihr Dasein und für die Stärke ihres Auftretens bestimmend sind. Die Geschichte eines Volkes sei dieser Theorie gemäß einer Vielheit von Gebäuden vergleichbar, die nebeneinander stehen, teils zerfallen, teils im Aufbau begriffen sind, die aber alle ein Eigendasein besitzen und bei denen die mannigfachsten gegenseitigen Beeinflussungen nachweisbar seien; hingegen die Entwicklungstheorie stelle die Geschichte eines Volkes gleichsam als einen einzigen Bau dar.

Es ist nicht unsere Absicht, diese Prinzipien zu prüfen und in Frage zu stellen. Wir wollen uns mit ihrer Anwendung, die der zweite und Hauptteil des Buches bringt, beschäftigen. Dieser zerfällt in drei große Kapitel, von denen das erste die vornationalistische, das zweite die frühnationalistische, das dritte die (eigentlich) nationalistische Zeit behandelt. Die Ausführung ist durchzogen von mannigfachen historisch-philosophischen Erwägungen. Der Verfasser erkennt klar den Zusammenhang des modernen Staates, ja, er nennt dessen Aufbau Entstehungsgrund für den Nationalismus. „Dem mittelalterlichen Staat war der Nationalismus fremd, dem modernen Staat ist er eigen.“

Nächst dem Staate wird die Sprache, und zwar vorzugsweise der Sieg einer Schriftsprache, die zur Gemeinsprache und zur Staatssprache wird, als ein vereinheitlichendes und zugleich nach außen absonderndes Moment betrachtet. Religiöse Strömungen, namentlich die Reformation, wirkten zugleich störend und fördernd. Eindeutig hingegen ist die Förderung durch den Humanismus. Das

Gepräge des Frühnationalismus ist aristokratisch. Dem modernen Staat fehlt es noch an innerem Ausbau. Verkehr und Nachrichtenwesen blieben noch im 17. Jahrhundert schwach entwickelt. Der fürstliche Absolutismus bewirkte den Uebergang zum modernen zentralistischen Einheitsstaat. Seinen Untertanen gewährte er keine politische Geltung. Sie mußten sich diese selbst erobern. Erst der Reichtum des Vorstellungsinhaltes führt den einzelnen Menschen zum Bewußtsein seiner Individualität. Für die große Menge ist der Individualismus vielmehr eine Wirkung des Zwanges. In der Renaissance drückt sich der Individualismus tyrannischer Persönlichkeiten gerade in der Mißachtung und Brutalisierung des Einzellebens aus. Der religiöse Individualismus ist allgemeiner. Auch im Wirtschaftlichen wurde der Mensch zu einer selbständigen Stellungnahme gedrängt: die Warenproduktion sprengt die überlieferten Formen der Haus-, Land- und Stadtwirtschaft. Der Handel bildet die typischen Vertreter des ökonomischen Individualismus aus. Parallel läuft in seinem Fortschritt der geistige Individualismus durch Naturforschung und Naturrecht. Der sich individualisierende Mensch will sich im Staate durchsetzen. Er erhebt sich gegen den Staat. Neue Schichten werden die geistigen Führer. Sittliche Ideale, insbesondere solche der Erziehung, dienen den Individualisierungstendenzen zur Bereicherung und zur Veredlung. Als eine der fruchtbringendsten sozialen Ideen im Leben der Menschheit tritt die des rationalen individualistischen Naturrechts auf. Das allgemein menschliche, der Gedanke der Humanität, der Aufklärung, der vernünftigen kosmopolitischeu Kultur tritt in der Katastrophe der französischen Revolution wie in der klassischen Literatur der Deutschen für eine Zeitlang in den Vordergrund. Dann aber der Umschwung. Fast unmerklich hat sich innerhalb der Staaten eine Wirkenseinheit seiner Angehörigen ausgebildet, die Voraussetzung für die großen Wirtschaftskörper und damit für bie Entstehung des eigentlichen Nationalismus. Der nicht das Ergebnis einer einfachen Summierung und Häufung sozialer Ursachen, die neben und nach einander auftreten, ist, sondern mehr aus ihrem Neben- und Ineinander und ihrem Aufeinanderwirken, folgt. — So stehen wir denn dem dritten und umfangreichsten Kapitel: der nationalistischen Zeit, unserer Zeit gegenüber. Der Nationalismus, heißt es hier, ist ursprünglich nichts anderes als ein Bewußtwerden der Glieder eines Staates, worin nach allen Lebenssphären hin ein Gemeinwesen staatlich und gesellschaftlich, ökonomisch und kulturell, als etwas Individuelles sich darstellt und die Gemeinsamkeit aller dieser Interessen sich lebendig darstellt und im Vergleich mit dem Frühnationalismus der eigentliche Individualismus sich vergeistigt: Voraussetzung sind seine Elemente, das verstandesmäßige wie das gefühlsmäßige, ist das tatsächliche Vorhandensein der Lebensgemeinschaft; verschwindet sie, es verschwindet mit ihr die Idee des Nationalismus. Einstweilen siegte sie wie in der Literatur, so auf allen Gebieten — sogar die Wissenschaft wird nationalisiert. Die Intensität des Nationalgefühls ist bei verschiedenen Nationen verschieden. So erklären mannigfache Ursachen eine schwächere Gestalt unter uns Deutschen: vorzugsweise geschichtliche Ursachen und die dadurch bedingten großen kulturellen Unterschiede; dazu kommen die Ausstrahlungen innerlich zusammen haltender Sondergruppen. Eine solche ist in Deutschland noch das Juden-

tum. „Nicht in allen Staaten gleich, aber doch in allen Staaten wirkt der Semitismus gegen den Nationalismus“. Die Intensität des nationalen Empfindens wird aber durch demokratische Verfassung begünstigt. Auch Kriege fördern es mächtig. — Der Nationalismus ist vorwiegend eine Staatsidee. Er gibt dem Staate einen neuen Geist mit größerem Gehalt. Er steigert die Tendenz der Uniformierung und Schablonisierung auch des geistig sittlichen Lebens und trägt dazu bei, die Einflußsphäre des Staates ins Ungemessene zu steigern, und innerhalb der Nationen wirkt er universalisierend wie für die einzelne Nation individualisierend und damit zugleich für staatliche Expansion. Rassengemeinsamkeit wird geltend gemacht und geplant, obschon die Rasseneinheitlichkeit in den heutigen Staaten nichts als Fiktion ist. Der Nationalismus tritt im Sozialleben nicht nur als aufbauende, sondern auch als zerstörende Macht auf. Der Nationalismus trennt Völker und Staaten. Innerhalb eines Staates wütet Nationalismus gegen Nationalismus: der Nationalitätenkampf, verschärft durch religiöse Gegensätze, durch den Kampf um die Sprache. Die Staatsnotwendigkeit fordert eine einheitliche Verkehrssprache. Der Sondernationalismus verkennt diese Notwendigkeit und sträubt sich dawider. Vollends verschärft sich der Nationalitätenkampf, wenn Völker verschiedener Kulturstufen innerhalb eines Staatsgebietes aufeinander stoßen. Vollends gehässig wird er durch Uebertragung auf das Wirtschaftsleben (Boykott). Der Staat muß nach Möglichkeit als Unparteiischer oberhalb des Nationalitätenkampfes stehen und, wo er einzugreifen sich gezwungen sieht, es vermeiden, mit kleinen erbitternden Mitteln zu arbeiten. Das Verwaltungsbeamtentum darf nicht Vorkämpfer im Nationalitätenkampf werden. Das Recht auf Nationalität muß als ein fundamentales anerkannt werden. Daher die Erziehung der Jugend im Geiste und in der Sprache der eigenen Nationalität. Viel vermag zum Ausgleich die Geschicklichkeit und Weisheit des Staatsmannes. — Die Bedeutung des Nationalismus für das Verhältnis von Staats- und Wirtschaftsleben ist groß. Um die Zeit der französischen Revolution und noch im 19. Jahrhundert hatte er Ideen des Universalismus oder des freihändlerischen Liberalismus zu überwinden. Er setzt ihnen die individuelle Natur der einzelnen Staatswesen und ihres Wirtschaftslebens entgegen. Man weist mit Nachdruck darauf hin, welche Macht eine einheitliche Organisation des nationalen Wirtschaftslebens dem Staate verleiht und wie sehr das ökonomische Leben der Gesamtheit und des Einzelnen von der politischen Macht des Staates abhängig ist.

Der fünfte und letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem verschiedenen Intensitätsgrad nationalistischer Gesinnung bei verschiedenen sozialen Schichten, um alsdann die Gegenströmungen zu betrachten, die sich im Kulturleben gegen den Nationalismus bemerkbar machen, nämlich 1. die kirchlich-religiöse Idee, 2. die sozialistische Idee, 3. die Friedensbewegung, 4. die imperialistische und unionistische Staats- und Wirtschaftsgemeinschaftsidee. Der Verfasser meint aus der Not der Zeit, aus den Bedürfnissen und Erfordernissen der Völker werde eine neue Wirtschaftsidee hervorgehen: die Unionwirtschaft werde wie die Imperialwirtschaft über die Nationalwirtschaften hinauswachsen. Dazu komme das Dasein des Imperialstaates, das für die Nationalstaaten eine Bedrohung ihres Daseins bedeute. Nur der Zusammenschluß, die freiwillige Vereinigung werde sie retten.

Eine Schlußbetrachtung faßt auf sechs Seiten die großen und klaren Grundgedanken des Buches zusammen und wir anerkennen dankbar die geschichtsphilosophische Förderung, welche uns in ihm geboten wird. Der Gegenstand ist freilich nicht dadurch ausgeschöpft. Wenn wir den theoretischen Charakter hervorgehoben haben, so darf auch erinnert werden, daß die Anwendung der Grundgedanken auf den Westen Europas, wenngleich sie nicht strenge durchgeführt wurde, diesen theoretischen Charakter etwas beeinträchtigt. Und wenn das Werk im ganzen als eine Ergänzung der Steinmetzschen Nationalitäten in Europa willkommen geheißen wurde, so können doch wiederum die wenigen Seiten, mit denen der niederländische Gelehrte seine Uebersicht einleitet, durch ihren allgemeinen und begrifflichen Charakter der Theorie Mitscherlichs zur Ergänzung dienen. Wichtig erscheint mir hier vor allem die Unterscheidung, welche Steinmetz mit anderen (Vierkandt, Kirchhoff u. a.) zwischen Nation und Nationalität trifft. „Nationalitäten sind Nationen, die sich nicht zur Nation im eigenen Staat entwickeln konnten oder aber es nicht mehr sind, embryonale, oft auch zugleich rudimentäre Nationen". Im Anschlusse wird dann auch das Problem der Irredenta und das Verhältnis der Kolonien zur Nationalitätenfrage erörtert. Steinmetz meint, die Selbstbefreiung der Kolonien und die Selbsterhebung der unterworfenen Völkerschaften seien Aeußerungen des gleichen Strebens wie die Nationalitätsbewegung in Europa, wenngleich dort der Widerstand in der Regel mehr gegen das fremde Volk als gegen den fremden Staat gerichtet sei, und die Fähigkeit zur spontanen eigenen Organisation fast immer fehle, Hauptgrund ihrer Schwäche gegen die Europäer.

Was ich eigentlich an Mitscherlichs wertvoller Analyse des Nationalismus vermisse, ist 1., daß der Unterschied der dynastisch-aristokratischen Ursprünge des früheren Nationalismus von den ausgesprochen bürgerlichen des neueren und wiederum innerhalb dieser der Unterschied des großbürgerlichen interessenbewußteren von dem mehr gefühlsmäßigen bäuerlich-proletarischen Nationalismus — daß diese Unterschiede nicht voll und stark genug herausgearbeitet sind. 2., daß ebenso die verschiedenen sozialen Potenzen, die das moderne Nationalgefühl und Nationalbewußtsein bewirkt haben und fortwährend beeinflussen, nicht deutlich genug auseinander gesetzt und in Beziehung zu einander gebracht worden sind. Ich würde als solche hervorheben und untersuchen a) die Monarchie, b) die Kirche, c) das Militärwesen, d) die Hauptstädte, e) die Universitäten, f) die Volksschulen.

Es ist leicht erkennbar, daß diese sechs sozialen Mächte teils im gleichen, teils in verschiedenem Sinne, teils zusammen, teils gegeneinander wirken. Aber auch, daß die ersten drei überwiegend zusammen gehören, und wiederum die letzten drei: jene Gruppe wirkt vorzugsweise für einen autoritären und expansiven, diese mehr für einen autonomistischen und exklusiven Nationalismus.

Geheimrat Professor Dr. Ferdinand Tönnies.

Die Staffelung des Schulgeldes.

Neben vielem anderen macht die Festsetzung der Schulgeldsätze an den städtischen höheren Lehranstalten Staat und Gemeinden große Sorgen. Die durch den verlorenen Krieg, den unglücklichen Versailler Frieden, die stetig wachsende Inflation und die ungünstige Valuta eingetretene Verarmung des Arbeiter- und Mittelstandes hat Reich, Staat und Kommunen immer wieder vor die Aufgabe gestellt, die besitzenden Klassen in weitestgehendem Maße zu besteuern und zu anderen öffentlichen Lasten heranzuziehen. Im In- und Auslande sind Versuche gemacht worden, Lieferungen öffentlicher Verbände an die Konsumenten nach ihrer pekuniären Leistungsfähigkeit abzugeben. In Italien werden seit November 1919 zwei Arten Brot hergestellt, wodurch die Wohlhabenden einen Teil der Kosten für die Unbemittelten mittragen; auch Oesterreich hat die Brotpreise gestaffelt und in Berlin trug man sich mit dem Plan, in ähnlicher Weise mit dem Gaspreis und auch dem Schulgeld zu verfahren.

Die Ausgaben für das Unterrichtswesen, die sich noch erhöhen werden, wenn das Verlangen der Volksschullehrer nach akademischer Bildung befriedigt werden soll, bilden im Staats- wie im Gemeindehaushalt einen beträchtlichen Faktor, der stets Zuschüsse erfordert, da die Einnahmen an Schulgeld zur Bestreitung der Aufwendungen an Gehältern, Unterrichtsmitteln, Erhaltung der Bauten und Inventarien, Verzinsung des Kaufgelds usw. nicht ausreichen. Das Minus muß aus dem Steueraufkommen bestritten werden.

Die sich seit Kriegsende jährlich wiederholenden 100 prozentigen Erhöhungen des Schulgeldes haben in der werktätigen Bevölkerung berechtigten Unmut ausgelöst. Stehen sie doch in unleugbarem Widerspruch zu dem in Artikel 146 der Reichsverfassung festgelegten Gedanken der Einheitsschule. Mehr und mehr werden die Kinder nichtbegüterter Eltern auf diese Weise vom Besuch einer höheren Lehranstalt ausgeschlossen. Um diesem Uebelstand zu steuern, haben verschiedene Gemeinden versucht, das Schulgeld in der Form eines nach dem Einkommen der Eltern abgestuften Gebührentarifs zu erheben. Hiermit wurde auch einer alten sozialen Forderung genügt, kinderreichen bzw. unbemittelten Familien ohne besonderes Ersuchen für ihre begabten Kinder Schulgeldfreiheit zu gewähren. Bereits vor dem Kriege haben einige Städte im Rheinland und in Westfalen das Schulgeld nach der Steuerstufe bemessen. Es war also keineswegs Neuland, das betreten wurde. Trotzdem muß gesagt werden, daß es den eingeführten Schulgeldordnungen an der nötigen Beweglichkeit mangelt, um Härten in der Schulgeldbemessung bei geringen Einkommensunterschieden auszuschließen.

Sämtlichen Schulgeldstaffeln liegt ein mehr oder minder starres System zugrunde. Der „Höchstsatz“ schwankt bei den sehr verschieden angenommenen Höchsteinkommen zwischen 1200 und 300 Mark. Er wird bei einer Verringerung des Einkommens um 10 000 bis 1000 Mk. fast willkürlich herabgesetzt. Eine Einheitlichkeit in den Grundsätzen ist nicht festzustellen. So werden für das erste Kind an Schulgeld erhoben:

in einer Stadt Westfalens	bei	50 000 Mk.	Einkommen	1200 Mk.
„ „ „ Oldenburgs	„	70 000 „	„	1000 „
„ „ „ der Rheinprov.	„ über	25 500 „	„	1020 „
„ Hamburg	bei	50 000 Mk.	Einkommen in der Familie	1000 „

Das Mindesteinkommen, von dem ab Schulgeld erhoben wird, schwankt in den einzelnen Städten zwischen 3000 und 20 000 Mark.

Ist so die Auswirkung im Staatsgebiet recht verschieden, der Zweck also verfehlt, so bleibt auch noch zu erwähnen, daß eine Stadtverwaltung in ihrer Schulgeldordnung es sogar dahin gebracht hat, das Mindesteinkommen mit 8,33 % Schulgeld zu belasten, während das angenommene Höchsteinkommen mit nur 3,76 % beschwert wird! In einer andern Stadt hat man den schon arg mitgenommenen Mittelstand, d. h. die Einkommen zwischen 30 000 und 35 000 Mark, mit 2,33 bis 2,86 % Schulgeld bedacht, während bei 50 000 Mark Einkommen nur 2 % als Schulgeld zur Erhebung gelangen. Eine weitere Stadtverwaltung erhebt unterschiedslos nur 2 % des Einkommens als Schulgeld.

In dieser prozentualen Erfassung des Einkommens liegt aber bei der Schulgeldstaffelung — in ihrer sozialen Auswirkung — ihr Anfang und ihr Ende. Einkommensteigerung und Schulgeldsteigerung müssen in einem festen Verhältnis stehen. Dieser Grundbedingung versucht auch der Vorsitzende des Bundes entschiedener Schulreformer, Professor Paul Oestreich, in seinem System der Schulgeldstaffelung zu entsprechen. Dies System hat aber einmal den Nachteil, daß es bei der Berechnung des Schulgeldsatzes ohne Ausnahmen für den Erziehungsverpflichteten ein Existenzminimum von 10 000 Mark und für jede weitere im Haushalt befindliche noch nicht oder nicht mehr erwerbsfähige Person ein solches von 3000 Mark von dem Einkommen in Abzug bringt. Bei höheren oder Höchsteinkommen erscheint diese Maßnahme bedeutungslos. Im weiteren ist die Berechnungsweise des Schulgelds für die Praxis zu umständlich, um in sie übernommen zu werden. Auch die Forderung, das Schulgeld als solches nicht besonders zu erheben, sondern von der Gesamteinkommensteuer in Abzug zu bringen, erscheint bei der traurigen Finanzlage in Reich, Staat und Gemeinde utopisch; außerdem gibt es jetzt keine Gemeindeeinkommensteuer mehr.

Bedenkt man, daß ein Einkommen von 20 000 Mark einem Friedenseinkommen von etwa 3000 Mark entspricht und daß in der Vorkriegszeit etwa 4 % des Einkommens für Schulgeld aufgewendet wurden, daß der 6½fachen Einkommenserhöhung eine zwölffache Steigerung der notwendigsten Lebens- und Unterhaltsmittel gegenübersteht, so ist die weitere Belastung dieses Mindesteinkommens mit einem Schulgeld von 10 %, wohl als normal zu betrachten.

Eine gerechte Staffelung erscheint mir in der Weise gegeben, daß als jährliches Schulgeld halbsoviel Mark pro Tausend erhoben werden, wie das auf volle Tausend nach unten abgerundete steuerbare Einkommen der Eltern des Kindes beträgt. Es wäre z. B. an Schulgeld für 1 Kind jährlich zu zahlen:

bei einem Einkommen von 25 576 Mark:
$25 \times 12{,}50 = 312{,}50$ Mark (= 1,27 %),

bei einem Einkommen von 61 237 Mark:
$61 \times 30{,}50 = 1860{,}50$ Mark (= 3,4 %).

Die letzte Zahl darf nicht erschrecken, denn sie bleibt prozentual noch weit hinter den oben erwähnten 8,33 %, sowie den Ausgaben für Alkoholgenuß, zurück. Diese Art der Berechnung erfordert keine

Aufstellung besonderer Skalen, sie berücksichtigt jede Einkommenstufe, sie belastet die Einkommen in ganz gleichmäßiger Weise, gibt jedem Zahlungspflichtigen die Möglichkeit, sich sofort selbst die Höhe des Schulgeldes zu errechnen, sie bereitet für Schule und Verwaltung keine besonderen Mühen und ist durch Veränderung des Pro-Tausend-Satzes allen örtlichen wirtschaftlichen Verhältnissen sofort anzupassen. Um bei hohen Einkommen das Steigen des Schulgeldes ins Ungemessene zu verhindern und zur Aufrechterhaltung des Charakters des Schulgeldes als „Gebühr", wird es auch bei diesem System notwendig, die Staffel bei einem bestimmten Einkommen abzuschließen. Dies wird zweckmäßig dasjenige sein, auf das ein Schulgeld in Höhe des Unkostensatzes fällt, den die Gemeinde jährlich pro Kopf eines Schülers für ihre höheren Lehranstalten aufbringen muß. Alle höheren Einkommen sind dann mit dem gleichen Schulgeld zu belasten.

Auf diesem Wege wird es möglich sein, den sozialen Forderungen soweit zu entsprechen, als es die unerquicklichen Finanzverhältnisse des Staates und unserer Gemeinwesen zulassen.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik sollten m. E. dem Problem der Schulgeldstaffelung ihre Aufmerksamkeit schenken. Die allgemeine Unterrichtspolitik hat in der Nationalökonomie bisher aus nicht abzuweisenden Gründen wenig Beachtung gefunden. Hierin einen Wandel zu schaffen, dürften die Bestrebungen der Gegenwart nach einem sozialen Ausgleich der einzelnen Bevölkerungsschichten geeignet sein. Daher müssen auch Staat wie Gemeinden dem System ihre größte Aufmerksamkeit widmen, um gemeinsam zu einer befriedigenden Lösung der Frage zu kommen und das Streben der minderbemittelten Volksklassen nach Bildung in geregelte Bahnen zu leiten. Nur auf diese Weise läßt sich die Bildungsmöglichkeit von der Wohlhabenheit der Eltern unabhängig machen.

Eine einheitliche Höhe der Staffelsätze für das ganze Staatsgebiet festzusetzen, ist in Rücksicht auf die verschiedene Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung in den einzelnen Landstrichen nicht möglich. Zu beachten sind auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, für welche die wenn auch zu sehr für Handarbeiter zugeschnittenen Indexziffern des Reichsarbeitsamtes einen willkommenen Anhalt geben (wie bei der Festsetzung der Ortsklassen der Reichs- und Staatsbeamten).

Von dem Volksstaat Thüringen ist kürzlich an den Reichsrat ein Antrag auf Einführung der allgemeinen Schulsteuer ergangen. Es steht natürlich außer Zweifel, daß die Schulsteuer als erstrebenswertestes Ziel gelten muß, doch erscheint mir ihre Einführung in unserer so steuergesegneten Zeit wenig aussichtsvoll. Immerhin wird es erst nach ihrer Einführung möglich sein, jedem einzelnen die Kenntnisse zu übermitteln, deren er bedarf, um die sittlichen und geistigen Kräfte in unserm Volk zu erkennen und zu neuem Leben zu erwecken.

Dann erst wird der soziale Ausgleich der einzelnen Klassen Wirklichkeit werden, zum Wohle unsers schwergeprüften Vaterlandes.

Berlin. Albrecht Haeger.

Besprechungen

Theologie

Richard Wolff, Studien zu Luthers Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frage der Einordnung Luthers in Mittelalter oder Neuzeit. Oldenbourg. München und Berlin 1920. (Historische Bibliothek, Bd. 43.)

Nach Erwägung methodologischer Vorfragen geistesgeschichtlicher Untersuchungen im allgemeinen und des vorliegenden Themas im besonderen wird Luther dem Ganzen seiner Persönlichkeit nach und an Hauptpunkten seiner Lehre, zumal in seiner Auffassung von der Gesellschaft, als mittelalterliche Erscheinung erkannt, d. h. in Würdigung der geistesgeschichtlichen Unzulänglichkeit des bloß zeitlichen Schemas Mittelalter-Neuzeit dem „begrifflichen" Mittelalter eingeordnet.

So sehr nun die allmähliche Ueberwindung des hergebrachten historischen Schematismus durch eine geschichtsmorphologische Betrachtung*) und jede neue Zustimmung zu Troeltschs Wertung Luthers unter universalgeschichtlichen Gesichtspunkten zu begrüßen ist, so wenig dürfte doch mit dem daraus sich ergebenden Resultat der vorliegenden Untersuchung wirklich das letzte Wort zur Frage der geistesgeschichtlichen Einordnung Luthers gesagt sein. Es ist das so lange nicht der Fall, als seine weltgeschichtliche Bedeutung im wesentlichen in seiner Persönlichkeit und nicht vor allem in seiner „neuen Auffassung", in der „lutherischen Entdeckung" (S. 30), in seiner religiösen Intuition gesehen wird, solange das sachliche Moment im Phänomen Luther hinter Ethos und Pathos zurücktreten soll. Wenn anders Luther wirklich ein Genius war, so muß auch etwas in ihm stecken, was aus den dichten Hüllen seines tatsächlichen mittelalterlichen Habitus dem Forscherblick als zeitüberlegen entgegenleuchtet und seine Sache und sein tiefstes Wesen zur Harmonie mit der modernen Geistigkeit entschränkt. Züge, die dafür als verbindende Motive in Betracht kommen, scheinen mir bei Luther wohl gegeben. Es seien in aller Kürze drei hervorgehoben. Einmal erscheint das Anti-Dogmatische, das prinzipiell in Luthers religiöser Entdeckung lag, als ein Zug, der ihn mit der Moderne verbindet. Mochte Luther selbst immerhin dem Dogma Bedeutung beimessen, mochte er Bestandteile der scholastischen Theologie beibehalten und das altkirchliche Dogma wie die supranaturalistische Weltanschauung seiner Zeit unangetastet lassen: an der Eroberung des ganz Einfachen in der Religion, an der Wiederentdeckung des Evangeliums im Evangelium konnte das nichts ändern. Der gnädige Gott und seine innige Ergreifung im Glauben, diese paradox-schlichte Erfahrung, war seine ganze Religion, denn sie war ihm unbedingt die Hauptsache. Das bedeutete aber eine Neutralisierung des Dogmatischen, das war der Ausgang der Dogmengeschichte. Das prinzipiell Antidogmatische in Luthers Position verbindet ihn aber der Moderne.

*) S. auch Karl Heussi: Altertum, Mittelalter und Neuzeit in der Kirchengeschichte. Tübingen 1921.

Das gleiche muß gelten von der Autonomie, dem Individualismus, den Luther auf religiösem Gebiet entscheidend erneuerte durch die prinzipielle Durchbrechung des katholischen Sakramentsgedankens. Mochte dieser Individualismus immerhin nur relativ betont, vielmehr durch die Bibelautorität wie durch einen Komplex als selbstverständlich geltender dogmatischer Ueberzeugungen beschränkt sein, ja läßt sich bei Luther selbst eine Wiederaufnahme des katholischen Sakramentsbegriffes beobachten, so bleibt es doch geschichtliche Tatsache, daß grundsätzlich die religiöse Autonomie in der Reformation errungen wurde. Dieser Sieg des Individualismus bringt Luther ganz besonders der Moderne nahe.

Dasselbe bewirkt schließlich die Kulturbejahung, die implicite in Luthers Frömmigkeit gegeben war. Mochte immerhin das Problem Religion und Kultur im ursprünglichen Protestantismus keine systematische Durcharbeitung erfahren und mochte er die kirchliche Bindung der Kultur auch nicht konsequent und restlos lösen, so führte doch seine energische Konzentration auf das für das Heil des Menschen Wesentliche, auf sein Verhältnis zu Gott, zu einer Beurteilung der Kulturgüter, die ihnen ihren Eigenwert ließ und ihre immanenten Entwicklungskräfte, ihre Eigengesetzlichkeit anerkannte. Prinzipiell bedeutete das eine Freigabe der Kultur von aller kirchlich-religiösen Bevormundung.

Aus der Aufzeigung solcher Verbindungslinien von Luther zur Moderne, die die Arbeit von Wolff vermissen läßt, ergibt sich nun zwar keine Korrektur ihres Endergebnisses — denn an der Mittelalterlichkeit der Erscheinung Luthers läßt sich nicht deuteln —, wohl aber eine bedeutsame Ergänzung, wenn auch nicht eine solche eines flauen sowohl — als auch oder einerseits — anderseits. Denn so gewiß es Beziehungspunkte gibt zwischen Luther und der Moderne, so unmöglich wäre irgendwie seine gleichzeitige Einordnung in die „Neuzeit“. Das hieße über der Beobachtung jener Berührungspunkte ihre völlig verschiedene Herkunft vergessen, die bei der Moderne in der — religiös mindestens neutralen — Vernunft, bei Luther gerade in der Frömmigkeit liegt! Das trennt Luther und die Moderne aufs tiefste, daß sie das gerade nicht besitzt, was sein köstlichstes Gut ist: die Harmonie von Religion und Freiheit! Die Moderne hat die Freiheit, aber nicht die Religion! Luther hat beides, und zwar als In- und Auseinander! Das aber ist der Tatbestand, der erst zutiefst Luthers geistesgeschichtliche Bedeutung enthüllt. Er ordnet sich als historische Erscheinung dem Mittelalter ein, als religiöser Genius ist er weder Mittelalter noch Neuzeit zuzurechnen, sondern gehört — wohlgemerkt: auf seine Prinzipien gesehen! — als Prophet einer einheitlichen Geisteskultur frommer Freiheit der Zukunft an! Ein Paradoxon mag diese kurzen Andeutungen beschließen: ich sehe in Luther den Führer auf dem Wege in das Sehnsuchtsland des „dritten Reiches“, zu dem die abendländische Menschheit seit zwei Jahrhunderten in heißem Suchen auf der Wanderschaft ist.

Königsberg i. Pr. Theodor Krueger.

Dante Alighieri. Neues Leben. — Vita Nuova. — Uebersetzt und erläutert von Franz A. Lambert. Einhornverlag in Dachau.

Im Gegensatz zu vielen andern ist diese Uebersetzung eine selbständige und sehr gewissenhafte Arbeit. Zwar, der naive und feierliche Rhythmus und der süße Klang von Dantes Prosa ist auch nicht soweit wiedergegeben, als man es in unserer rauheren Sprache überhaupt vermag. Die Verse sind reimlos, sehr oft auch schwunglos übersetzt. Da bei Gedichten die Stimmung, die sie vermitteln, das Wesentliche ist, so scheint es ein verfehlter Grundsatz, das eindringlichste Klangmoment, den Reim, wegzulassen, um „Dantesche Wortbegriffe“ besser wiederzugeben. Das Urbild kann nicht erreicht werden; die Uebersetzung hat entweder die Aufgabe sich ihm in der Melodie wie im Sinn möglichst zu nähern, oder sie muß sich darauf beschränken als Hilfstext beim Lesen des Originals verwendet zu werden. Dann aber genügt völlige Prosa, wie in der Uebersetzung von Friedrich Beck, in der die Wortbegriffe sich zweifellos noch besser wiedergeben lassen.

Schlimmer steht es um die Erläuterungen, in denen die unbegreiflichsten Einfälle verfolgt werden. Die Beatrice, die Dante liebte, soll Piccarda Donati, eine Verwandte seiner späteren Frau, eine Schwester des Führers der schwarzen Guelfen Corso Donati und des Schlemmers Forese Donati gewesen sein. Es läßt sich für diese wunderliche Annahme auch nicht der geringste Anhaltspunkt, nicht der entfernteste einleuchtende Grund finden. Lambert baut sie auf der nicht minder wunderlichen Theorie auf, daß die Beatrice der göttlichen Komödie und die Jugendgeliebte der „Vita Nuova“ nicht identisch wären. Dante hat diese Identität, die für jeden geraden Sinn unabweislich ist, an mehreren Stellen der „Vita Nuova“, sowie im 30. und 31. Gesang des Purgatorium ausdrücklich festgestellt, er bezeichnet die himmlische Beatrice als die vor zehn Jahren verlorene Geliebte, er erkennt die Zeichen der „alten Flamme“, und läßt die Himmlische von seiner früheren Liebe in seiner „Vita Nuova“ zu ihren „schönen, nunmehr begrabenen Gliedern“ sprechen. Dagegen findet sich in dem keineswegs sehr vertrauten Gespräch zwischen Dante und Piccarda im vierten Gesang des Paradieses keine Beziehung zur „Vita Nuova“, keine noch so leise Andeutung früherer Liebe. Daß Dante dem entschwebenden Geist lange nachsieht ist für Lambert ein entscheidendes Moment; aber mit solcher Begründung könnte man Francesca da Rimini für seine Geliebte erklären, nach deren Erzählung er sogar in Ohnmacht fällt. Während des Gesprächs steht Beatrice neben Dante und Piccarda, die ihrerseits Beatrice wäre; Dante stünde also zwischen zwei Beatricen: eine absurde Stillosigkeit, die dem Dichter zugemutet wird. Aus der freundlichen Begrüßung zwischen Dante und Riccardas Bruder Forese Donati im 23. und 24. Gesang des Purgatoriums schließt Lambert, daß Forese jener zweitbeste Freund Dantes gewesen, der in der „Vita Nuova“ als Beatricens Bruder erwähnt wird. Aber Forese war — soweit wir von Beziehungen zwischen beiden wissen — keineswegs Dantes Freund in dem edlen Sinn, den Dante im „Neuen Leben“ damit verbindet, sondern war in späteren schlimmen Jahren sein Zechgenoß und zugleich sein Gegner in übeln Schmähgedichten, eine

Kameradschaft, deren Dante sich an der gleichen Stelle nur mit Beschämung erinnert. Das Sonett von der gemeinsamen Meerfahrt der drei Freunde Dante, Guido und Lapo läßt schließen, daß jener zweitbeste Freund Lapo hieß, und man vermutet nicht ohne Grund, daß es der Dichter Lapo Gianni de'Ricevuti war. Wenn dieser eine schöne Schwester hatte, so dürfte sie die vergötterte Beatrice gewesen sein. In einem Dokument, einem Notariatsakt, den Isidoro del Lungo veröffentlicht hat, werden ein älterer Bruder und jüngere Geschwister Lapo Giannis erwähnt; mehr wissen wir nicht. Daß Piccarda zugleich mit Dante jung war und früh starb, ist ein Schicksal, daß sie mit mancher anderen jungen Florentinerin jener Tage geteilt haben dürfte. So erscheinen Lamberts Begründungen schrullenhaft wie der Gedanke selbst. Da wäre die Tradition, daß die Portinari die vergötterte Beatrice war, so viele Gründe dagegen sprechen, immer noch vorzuziehen.

Die Annahme, daß Dantes zweite Geliebte, die „donna pietosa", Dantes Frau Gemma Donati gewesen, ist schon von Scartazzini, Pochhammer und andern, vor allem mit ausführlichster Begründung von Antonio Santi vertreten worden. Alle beriefen sich auf die Stelle im „Gastmahl", in der Dante sagt, er „habe schließlich eingewilligt, der ihre zu werden". Dies kann ebenso gut bedeuten, daß er sich dieser neuen Liebe zuletzt überließ, muß nicht bedeuten, daß er diese Frau heiratete. Immerhin ist auch das nicht auszuschließen. Daß er selbst sagt, diese Frau sei die Philosophie gewesen, schließt bei Dantes Art, wirklichen Personen eine Symbolbedeutung zu geben, in keiner Weise aus, daß es sich zugleich um eine irdische Frau handelt. Aber Dante nennt in der „Vita Nuova" die zweite Liebe eine „verfluchenswerte, gemeine Untreue", im „Gastmahl" findet er sie edel und gut. Der Schluß schien — auch mir in früheren Schriften — unabweislich, daß es sich in beiden Werken um verschiedene innere Erlebnisse handelt, die Dante aus irgend einem Grunde zusammenstellt. Dagegen meint Santi: als Dante die „Vita Nuova" schrieb, da beherrschte ihn noch der Gedanke an Beatricen und er schämte sich seiner neuen Liebe, die ihm als Untreue erschien; nachher gab er sich allmählich dieser Liebe hin, und nun erschien sie ihm in ganz anderem Licht. Das ist psychologisch durchaus annehmbar.

Nun besitzen wir ein Sonett Dantes, das in die „Vita Nuova" nicht aufgenommen ist und sich fraglos auf die mitleidsvolle Frau bezieht, die seine zweite Liebe war, und in dem ihr Name genannt wird:

Auf jenem Wege, den die Schönheit wählet,
Wenn wir der Lieb' im Geist zuerst erliegen,
Geht Alisetta kühn: sie denkt zu siegen
Genau wie die, um die ich noch gequälet.

Doch angelangt am Fuß des festen Turmes,
Zu dem man aufsteigt auf der Seele Stufen,
Da hört sie plötzlich eine Stimme rufen:
„Geh', schöne Frau, genug des Liebessturmes!

Denn eine andere Herrin wohnt hier drinnen,
Die längst der Herrschaft Rute führt in Händen,
Die ihr die Liebe gab gleich beim Beginnen."

Und da sie sich so schnöd' empfangen siehet,
Da muß sie wohl zurück die Schritte wenden
Vor jener Herrin, die drin wohnt, und fliehet.

Auf dieses Sonett Dantes hat Herr Aldobrandino de'Mezzabati aus Padua, der vom Mai 1291 bis zum Mai 1292 Volkshauptmann in Florenz war, mit folgendem Sonett erwidert:

Lisetta will ich von der Schmach befreien,
Ihr Weisung geben auf dem Schmerzenspfade,
Der fort sie führt von Leuten ohne Gnade,
Und jenem zu, der kommt sie aufzunehmen.

Die Schönheit wollte sich nicht anbequemen
Der Schwäche, die sich selbst erbärmlich scheinet.
Unklug der Ruf, der Eintritt ihr verneinet!
Ich sag's, wenn Liebe mir will Kraft verleihen!

Der Herr, der jenen festen Turm bewacht,
An den sie pocht', eh's unserm Herrn gelungen,
Glaubt nicht an dieses nah'nden Helfers Macht.

Und da sie kam zum Tor, das frei sie glaubte,
Erscholl der Ruf: „Hier wird nicht eingedrungen,
Solang des Turmes Herr es nicht erlaubte!"

Im Original haben beide Sonette gleiche Reime. Diese psychologischen Spitzfindigkeiten lassen sich nur annähernd übersetzen, aber alles Wesentliche ist wiedergegeben. Der Herr, der den Turm des Herzens bewacht, ist der Sinn Dantes, der noch von Beatricen erfüllt ist; „unser" Herr, der „Helfer", der noch nicht eingedrungen ist" aber „herannaht", ist die Liebe, die ihn für Alisetta einnehmen wird. Die Zeit, die den genauen Angaben Dantes im Gastmahl entspricht, der Inhalt und die Bilder dieser beiden Sonette, alles stimmt so genau, daß kein Zweifel daran bleiben kann, daß diese Alisetta die mitleidsvolle Frau im Fenster war. Vermutlich war es eine junge Nachbarin Dantes, die ihn von ihrem Fenster beobachtete, wie auch Gemma Donati seine Nachbarin war, da die Häuser der Donati sich an die der Alighieri anschlossen und beide Häusergruppen um die Piazza de'Donati lagen. Es ist aber nicht unmöglich, ja wahrscheinlich, daß Alisetta nicht der wirkliche Name, sondern nur ein Deckname für die zweite Geliebte war, wie, leicht möglich, auch Beatrice nur ein Deckname war.

Dann könnte Gemma Donati die zweite Geliebte gewesen sein. Dann wäre auf dem Wege, den die beiden Sonette zeigen, der Widerspruch gelöst, daß diese Liebe Dante erst gemeine Untreue, später aber edel und rein schien. Er selbst sagt im Gastmahl: „Da Liebe nicht plötzlich entsteht und ganz und vollkommen wird, sondern Zeit und Nahrung durch Gedanken fordert, besonders wenn entgegenstehende Gedanken da sind, die dies hindern, so mußte auch hier, ehe diese neue Liebe vollkommen ward, mancher Kampf sein zwischen dem Gedanken, der sie nährte, und dem der ihr entgegenstand und noch immer für jene glorreiche Beatrice die Feste meines Geistes hielt", um zuletzt zu sagen: „Mehr um ihrer Holdseligkeit willen, als aus meiner Wahl kam es dahin, daß ich der ihre zu sein einwilligte." Wobei immer zu verstehen ist, daß gleichzeitig von einer irdischen Frau und von der Philosophie die Rede ist, die Dante nachträglich in dieser Frau symbolisierte.

Dann wäre noch ein Sonett Dantes erklärt, das, wie jene Stelle im Gastmahl, ein Bild aus den Alisetta-Sonetten wiederholt, und das in seiner Dramatik und seiner Qual wirklich, wie Santi gedeutet

hat, die Stimmung eines Bräutigams vor der Hochzeit auszudrücken scheint, der mit einer mitleidsvollen Frau zum Altar geht und noch das Bild einer anderen Geliebten im Herzen trägt:

Nun öffnet endlich eure Pforten weit,
Und jene trete ein, die andre ehrt!
Wohl ist die Herrin jedes Preises wert.
Ist stark und edel, voll von Lieblichkeit!"

„Oh, wehe, wehe mir!" — „Was hast du? sage!"
„Ich zittre so, ich kann noch nicht, — vergib!"
„Beruhige dich! ich bin dir hold und lieb,
Will Trost und Leben dir sein, laß die Klage!"

„Oh, alle meine Kräfte sind gebunden
Von jener dunkeln Macht, die ihm verliehen:
Den Gott seh' ich: er kündet bittres Leid!"

„Kehr mir dich zu! Mir sei in Lust verbunden,
Den Schlägen, die von rückwärts drohn, zu fliehen, —
Und bald bist du von ihnen ganz befreit!"

Es könnte so sein; denn zuletzt sind all dies Vermutungen. Wir können das Halbdunkel, in dem Personen und Ereignisse dieser fernen Zeit für uns liegen, nicht völlig durchdringen. Aber die Frage ist keine müßige. Es kann für uns und für die Seelenkunde des großen Dichters nicht ohne Bedeutung sein, zu wissen, daß die Ehe für ihn nicht. wie für die meisten seiner Zeit- und Stadtgenossen, ein reines bürgerliches Geschäft, sondern ein tiefes inneres Erlebnis war, wenn es auch, gleich seiner ersten Liebe, unglücklich genug endete.

So ließe sich die Vermutung, daß die zweite Geliebte Dantes Frau war, die Lambert ausspricht, ohne sie irgend zu begründen, bis zu einem gewissen Grad wahrscheinlich machen. Daß aber die singende und blumenpflückende Matelda, der Dante im irdischen Paradiese begegnet, gleichfalls Dantes Frau darstellen sollte, ist wiederum eine durchaus willkürliche Behauptung Lamberts, gegen die alle Gründe sprechen. Auf diese vielerörterte, vielumstrittene Frage einzugehen, ist hier nicht der Raum. Lambert selbst versucht seine Ansicht gar nicht zu begründen: er spricht sie aus, als ob sie eine Tatsache wäre. Und das scheint mir nicht richtig. Auf diese Weise wird der völligen Willkür in der Auslegung die Bahn geöffnet, der Leser irregeführt und zugleich Dantes Bild, wie wir es in der psychologisch so interessanten Geschichte seiner Leidenschaften erkennen, vollkommen verwischt. Solche Einfälle — daß Beatrice Piccarda und Matelda Gemma Donati sein soll — gehören zu jenen „ersten Gedanken", von denen Lessing sagte, daß sie „des Teufels sind".

Dr. Karl Federn.

Karl Federn: Dante und seine Zeit. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 26 Abbildungen. Alfr. Kröner Verlag 1921.

Karl Federn: Dante Alighieri. Jena, E. Lichtenstein Verlag 1921.

In diesem Jahre, da man in der gesamten Kulturwelt sich anschickt, die 600. Wiederkehr von Dantes Tod durch Erinnerungsfeiern zu begehen, legt der bekannte Danteforscher Karl Federn zwei Werke vor, die dem Andenken des großen Mannes gewidmet sind. Das eine, größere, ist die Neubearbeitung eines Werkes, das bereits

in mehreren Auflagen und zahlreichen Uebersetzungen sich und seinem Verfasser einen vornehmen Platz im Kreise der Danteforschung geschaffen hat, und das doch weit mehr ist, als eine fachwissenschaftliche Monographie. Vielmehr stellt Federn den Dichter vor den Hintergrund seiner wildbewegten Zeit, die er mit Farbenpracht auszugestalten weiß, und macht den vielgenannten und doch so wenig gekannten Dichter aus dieser Zeit heraus verständlich. Man hat Dante vielfach allzusehr als Humanisten und Renaissancemenschen angesehen, in Wahrheit ist er der letzte und gewaltigste Repräsentant der gothischen Zeit, der eben darum, weil er alles zusammenfaßt, was die Zeit vorher zu bieten hatte, bereits über diese Zeit hinausragt und Keime in sich trägt, aus denen die neue Zeit erwuchs. Federns Werk gehört zu den in Deutschland nicht zahlreichen Büchern, die bei aller wissenschaftlichen Fundamentierung doch künstlerischen Wert besitzen. Es wird jedem, der eine eingehende Vorbereitung für das Verständnis des schwer zugänglichen Dichters sucht, der beste Wegweiser sein. Es ist gegen die früheren Auflagen stilistisch durchgefeilt und bringt wertvolle Ergänzungen über Dantes Familienverhältnisse und anderes Neue. —

Wer jedoch in diesem Jahre des Gedenkens in Kürze Aufschluß über Dantes Wesen und Werk sucht, der greife nach dem kleinen Büchlein, das der gleiche Verfasser im Auftrag des Ausschusses für eine deutsche Dantefeier herausgegeben hat. Auch aus diesen kurzen, markanten Stücken erwächst ein lebensvolles Bild des Mannes und des Werkes.

Halensee. Dr. Richard Müller-Freienfels.

Kunst

Helmut Th. Bossert, Alt Kreta. Kunst und Kunstgewerbe im ägäischen Kulturkreis. Berlin. Ernst Wasmuth. A. G. 1921.

Je weniger uns Winckelmanns Definition von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ der Antike befriedigt, je mehr sich unser Weltbild weitet und je mehr wir die vielfachen, einander widersprechenden Strömungen in der Kunst der Antike kennen, desto mehr forschen wir nach dem Ursprung dieser Kunst. Auf diesem Wege hat sich uns die Monumentalität ägyptischer Plastik erschlossen. Wenig erforscht und in schwer zugänglichen amerikanischen und englischen Publikationen verborgen, sind die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Kreta und den benachbarten Inseln. Durch die vorliegende Veröffentlichung hat sich Bossert kein geringes Verdienst erworben.

Als Vorläufer der archaischen Periode in Griechenland wurden einzelne Denkmäler wie das Löwentor von Mykene, die Goldbecher von Vaphio u. a. in Werke über griechische Kunst aufgenommen. Sie gehören jedoch zu einem älteren in sich abgeschlossenen Kulturkreis, der seine Hochblüte im 2. Jahrtausend v. Chr. hatte. Die großartigen Palastanlagen und Ruinen von Gurnia, Phaistos, Knossos, Tiryns, Mykene vermitteln die Vorstellung einer ganz diesseits gerichteten Kultur, die ihre Freude am Schmückenden und Ornamentalen hatte. Die Kreter neigen zu zierlicher Durchbildung und Kleinarbeit. Sie sind Künstler der Wahrnehmung, nicht der Vorstellung. Vermutlich ist aber die kretisch-mykenische Kunst auch

dort religiös orientiert, wo sie uns, da uns die Schriftdenkmäler noch schweigen, mit Genremotiven erfüllt erscheint. Freskenüberreste zeugen von einer überraschenden Flächenfüllung und sprudelnden Phantasie. In der Malerei spielt der Mensch eine nur untergeordnete Rolle, Tier und Pflanze eine um so bedeutsamere. Auch die Kleinplastik ist reich an Ueberraschungen. An mykenische Vasenmalerei und Kleinplastik, die sich von der kretischen merklich unterscheidet, konnte die griechische anknüpfen. In etruskischer Kunst und Kultur — die Zwischenglieder fehlen — kann man eine unmittelbare Fortsetzung kretisch-mykenischer Art erkennen. Damit wäre manches Wesentliche für das Verständnis beider Völker gewonnen.

Aus den Kunstdenkmälern ist die besondere Stellung zu erkennen, die die Frau innerhalb der kretisch-mykenischen Kultur eingenommen hat. Ebenbürtig steht sie neben dem Mann, sie jagt und kämpft mit wilden Tieren. Könige und ihre Gefolgsleute fehlen so gut wie ganz, an ihre Stelle tritt die Frau. Vielleicht hat eine Zeit hindurch auf Kreta die Herrschaft in ihren Händen gelegen. Alle Götterbildnisse, soweit sie menschliche Formen haben, sind Frauengestalten. Als Priesterin opfert die Frau der Gottheit. Als Modedame lebt sie in bezaubernden Figürchen aus Elfenbein, Fayence oder Ton im Faltenrock mit Tunika, enggeschnürter Taille und phantastisch hohem Kopfputz.

Zweihundertsiebenzig zum Teil ganzseitige vorzüglich gelungene Abbildungen erschließen diese Welt. Ein Register wird vermißt. Es hätte die Benützung des Buches erleichtert. Auch hätten die Erläuterungen nicht ganz so knapp und dürftig ausfallen dürfen, angesichts des Umstandes, daß sich das Buch an den gebildeten, künstlerisch interessierten Laien wendet. Aber diese Einschränkungen verminderte die Freude an der reichen Gabe, die uns durch dieses Buch geworden ist, nicht. Dr. Rosa Schapire.

Politik

Handbuch der Politik. Herausgegeben von Anschütz, Berolzheimer †, G. Jellinek †, Lenz, Liszt †, von Schanz, Schiffer, Wach. 3. Auflage. Vierter Band: Der wirtschaftliche Wiederaufbau. Dr. Walther Rothschild, Berlin und Leipzig 1921.

Mit dem vorliegenden Bande ist das Unternehmen des Rothschildschen Verlages in der neuen Nachkriegsform abgeschlossen. Den früher in dieser Zeitschrift (vgl. Bd. 181 S. 393 f., Bd. 182 S. 259 f., Bd. 184 S. 273 ff.) gewürdigten drei Bänden, die im engeren Sinne „politische“ Probleme (die theoretischen Grundlagen, die konkrete historische Entwicklung bis zur Katastrophe und den Wiederaufbau) behandelten, gesellt sich nunmehr in diesem vierten und letzten Bande eine zusammenfassende Betrachtung des wirtschaftlichen „Risorgimento“.

Ueber den Zusammenhang von Wirtschaft und Politik und damit über die Berechtigung dieses Teiles des Unternehmens braucht man kein Wort zu verlieren. Die große Invasion der „Nationalökonomie“ in das bis dahin ziemlich sakrosankte Gebiet der Staatslehre oder theoretischen Politik ist ja zudem eine keineswegs neue Erscheinung. Man denke nur an die gegenwärtige Bedeutung

des Begriffs: „Staatswissenschaften“ oder vergleiche den Inhalt des „Staatswörterbuchs“ von Bluntschli und Brater aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem modernen „Handwörterbuch der Staatswissenschaften.“ Es könnte also im Gegenteil ein gewisses Zuviel des „Wirtschaftlichen“ im Politischen seit den letzten Jahrzehnten als selbstverständlich hingenommene Erscheinung konstatiert werden. Die vorliegende politische Enzyklopädie scheint uns das gegenseitige Verhältnis angemessen zu balanzieren. Daß dabei dieser wirtschaftliche Schlußband noch der stärkste von allen geworden ist, spricht nur wieder für die Gründlichkeit und Gediegenheit der geleisteten Arbeit.

Mit dem Worte Enzyklopädie, das hier in seinem besten Sinne Anwendung findet, ist gesagt, daß auf ein „Referat“ im eigentlichen Sinne verzichtet werden muß; es würde in der materiellen Fülle stecken bleiben. So mögen denn einige Zahlen und Namen den inneren Wert symbolisieren.

Der gewaltige Stoff — über $1^1/_2$ Tausend Schlagwörter schätzungsweise verzeichnet das Register — ist unter zehn Kapitel gruppiert. Sie sind überschrieben: Die Verschuldung Deutschlands vor dem Kriege; die direkten Steuern; indirekte Steuern, Zölle und Monopole; Uebergangswirtschaft; die Landfrage — der städtische Boden; Industrie und Handel; die Sozialisierung von Betrieben; Verkehrswesen; der gewerbliche Arbeiter; die Mittelklasse.

Um die Flut dieser Probleme zu meistern, ist wiederum ein ganzer Stab von Mitarbeitern aufgeboten. Von den Lehrkanzeln der deutschen Universitäten und technischen Hochschulen einschließlich Wiens Männer wie Beckerath, Bleicher, Blum, Brentano, Diehl, v. Eheberg, Gruntzel, Köppe, Lederer, Liefmann, Lotz, Pierstorff, Pohle, Prion, v. Schanz, Seedorf, Sering, Stier-Somlo, Wilbrandt; dazu die verschiedensten Vertreter der wirtschaftlichen Praxis, auf staatlichem Posten als Minister, Parlamentarier und Finanzbeamte oder von den nicht minder verantwortlichen Führerstellen privaten Charakters, darunter die bekannten Namen Südekum, Strutz, Arthur Dix, Wichard v. Moellendorff, Koeth, Damaschke, Hue, Heineken, Bell u. a. m.

Ein jeder von ihnen hat sich ein Spezialthema ausgesucht, über das er nun dem Leser eine besonders autorisierte Antwort geben kann. —

Blickt man auf das Ganze dieser großartigen Leistung zurück, so will Hoffnung keimen. Der im ersten Bande (Einleitung) angekündigte „Ausblick in Deutschlands Zukunft“ am Schlusse der Werkes ist fortgeblieben. Vielleicht öffnet es selbst einen solchen. Wenn wir ihm das Beiwort „großartig“ gaben, so nicht im Sinne einer vergangenen Zeit, die in mancher Beziehung fatale Erinnerungen an das zweite französische Kaiserreich weckt, sondern im Sinne jener inneren Größe und Macht, die Wissen und Geist verleihen, und die natürlich auch schon im Deutschland von 1914 zu finden war. Sie sind es, die sich den Körper immer wieder bauen und die auch dermaleinst unser Vaterland neu und groß aufrichten werden trotz Versailles und der Weltkriegslüge.

Dafür aber, daß jene Mächte nach wie vor am Werke sind, daß sie in der Stille unsere politische und wirtschaftliche Gesundung vorbereiten und trotz entmutigender Zeiterscheinungen auch schließlich bewirken werden, möchten wir dieses „Handbuch“ zum glänzenden Symbole nehmen.

Heinrich Otto Meisner.

Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Neue Ausgabe in einem Bande. S. Hirzel, Leipzig 1921.

Wenn es eines Beweises für die Größe Steins bedürfte, so läge er in der Tatsache, daß sich auf ihn die Gegner von rechts und links berufen, daß er in beiden Lagern zugleich Verehrung und Kritik erfahren hat. Stein, der, als es sich um Aufrechterhaltung der ständischen Verfassung in Münster und Paderborn handelte, die Worte schrieb: „Ich hoffe, man wird die alte deutsche Verfassung, die auf Grundeigentum gebaut war, nicht umstürzen", begann für den Junker Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz die „Revolutionierung des Vaterlandes", den „Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum". Ein bekannter, nicht konservativ gesonnener Historiker wieder konstatierte gelegentlich, daß Stein zu jenem System politischer Romantik beigetragen habe, das später das der Heiligen Allianz genannt wurde. Zeit seines Lebens hat der große Reformer gegen Militarismus, Bürokratie und Absolutismus — um diese vieldeutigen Schlagwörter der Kürze wegen zu gebrauchen — gekämpft, und so stand seine Figur von jeher im Bannerzeichen der gegen jene Mächte frondierenden „Liberalen" — zumal, als die historische Entwicklung in die Gleise seines großen Antipoden Bismarck einlenkte. Bald nach dem Wendepunkt von 1918 aber wurden die auf alten germanischen Rechtsgedanken beruhenden Vorstellungen und Forderungen Steins in Sachen „ständischer Vertretung" wieder zum Schlachtruf derer, die gegen eine sich totlaufende „formalistische" Demokratie protestierten. Eben diese wechselnden Bezüge und Appellationen verdeutlichen dem Historiker das zeitlos hohe Niveau der in Rede stehenden Persönlichkeit.

Auch Stein ist dem Schicksal der Vielzitierten nicht entgangen. Unzählige Male wird sein Geist beschworen, ohne daß diesem Akt ein inneres Verhältnis zugrunde läge. Und doch hatten wir die Möglichkeit, ein solches zu Preußens größtem inneren Staatsmann zu gewinnen — seit den Jahren 1902—04, wo seine dreibändige Biographie aus der Feder Max Lehmanns erschien. Aber von wem ist dieses Werk, das gründlichste Aktenforschung mit biographischer Meisterschaft vereint, gelesen worden? Die Tatsache, daß ein Jahrzehnt ohne Neuauflage vergehen konnte, sagt genug. Vielleicht durfte man weiteren Kreisen eine so extensive Lektüre nicht zumuten, schon damals wurden in dieser Hinsicht von fachmännischer Seite wegen des „etwas zuviel Substanz" Zweifel laut. Es ist darum zu begrüßen, daß Autor und Verlag dem großen Publikum mit einer neuen, wesentlich verkürzten Auflage entgegenkommen, so sehr man auch das Fortbleiben gewisser Partien, beispielsweise der Schilderung des „alten Preußens" (vor der Reform) bedauern wird. Der Aufbau des Ganzen hat — dies nicht nur für den Laien — ein faßlicheres Gepräge erhalten, das biographische Moment ist verstärkt, wie L. selbst im Vorwort bemerkt. Daß die Materie als solche ernste und denkfähige Leser heischt, gerade, weil der biographische Rahmen häufiger nur eine knappe Behandlung des verwaltungsgeschichtlichen Stoffes ermöglicht, versteht sich von selbst.

Von einer eigentlichen Würdigung des Lehmannschen Werkes kann Abstand genommen werden, es gehört seit seinem ersten Erscheinen zu den standard works der neueren deutschen Geschichts-

schreibung. Auch die sich zahlreich aufdrängenden Probleme der Darstellung — es sei nur an die große Streitfrage wegen des Einflusses der französischen Revolution auf die deutsche „Revolution von oben“ (Marwitz) erinnert — lassen eine Behandlung an dieser Stelle nicht zu. Nur eins zu sagen fühlt sich Ref. getrieben: Gerade weil er bei eigenen Forschungen zu polemischer Haltung gegenüber dem Verf. gezwungen wurde (vgl. diese Zeitschrift Bd. 182 S. 1 ff.), neigt er sich voll Verehrung vor der großen Leistung des Meisters, wie dieser Neudruck sie ihm abermals überzeugend vor Augen stellte. Schließen aber möchte er mit Max Lehmanns eigenem Werkwunsch:

„Was ein großer, ethisch-religiös veranlagter Charakter in scheinbar verzweifelter Lage des Vaterlandes vermag, glaube ich von neuem gezeigt zu haben. Vielleicht trägt dies dazu bei, den heute in Deutschland so unheimlich wachsenden, schon vom Untergang träumenden Pessimismus ein wenig einzudämmen.“

Heinrich Otto Meisner.

Strategie

Frhr. von Freytag-Loringhoven, Heerführung im Weltkriege. Vergleichende Studien. 2. Band. Mittler & Sohn. Berlin, 1921.

Im zweiten Bande seiner „Heerführung“ setzt der General der Infanterie Frhr. von Freytag-Loringhoven seine Betrachtungen über den Weltkrieg fort, indem er, gestützt auf seine außergewöhnliche Kenntnis der neueren Kriegsgeschichte, in geistreicher Weise frühere kriegsgeschichtliche Begebenheiten zum Vergleich heranzieht. Besser als rein theoretische Betrachtungen dient die Anlehnung an bestimmte Fälle als Grundlage kriegswissenschaftlicher Kritik. Infolgedessen folgt man den Darlegungen des Verfassers mit dem größten Interesse. Eine große Anzahl von Skizzen erleichtert das Verständnis. Ein sehr lehrreicher kritischer Rückblick über den ganzen Weltkrieg beschließt das Werk. In bezug auf die Offensive in Rußland 1915 und den Angriff bei Verdun 1916 nimmt der Verfasser Stellung zugunsten der damaligen Obersten Heeresleitung. Beide Fragen sind in der Literatur heiß umstritten. Bei voller Würdigung der Gründe, die für die Heeresleitung damals bestimmend waren, stehe ich doch auf der Seite der Kritiker, die 1915 in Rußland ein höheres Ziel als nur eine erhebliche Schwächung der russischen Streitmacht für erreichbar halten, und die in dem Angriff bei Verdun einen Mißerfolg sehen. Gewiß haben die Franzosen bei Verdun schwere Verluste erlitten. Wir aber auch. Die ursprünglich geplante stärkere Beteiligung der Franzosen an dem Somme-Angriff mußte allerdings eingeschränkt werden. Der englische Angriff erfolgte aber weder früher noch in verminderter Stärke, sondern erst nach völliger Beendigung der umfangreichen Vorbereitungen am 1. Juli. Das war der Zeitpunkt, der schon vor unserm Angriff bei Verdun von der Entente in einer Besprechung am 14. Februar 1916 vereinbart worden war. Marschall Haig ist nicht, wie S. 174 angegeben ist, früher als beabsichtigt, in die Sommeschlacht eingetreten, weil die Lage bei Verdun dies erforderte. Wir aber traten, infolge unserer Kämpfe bei Verdun, nicht genügend vorbereitet in die Schlacht an der Somme.

General Herrman von Kuhl.

Tappen, Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marneschlacht. 2. Auflage. G. Stalling, Oldenburg = Berlin 1920.

Die bekannte und seinerzeit viel besprochene kleine Schrift des Generalleutnants Tappen, der 1914 Chef der Operationsabteilung bei der Obersten Heeresleitung war, liegt in zweiter Auflage vor. Sie ist im wesentlichen unverändert und enthält nur einige kleinere Berichtigungen. Es braucht daher hier auf den ganzen Inhalt nicht mehr eingegangen zu werden. Daß die Schrift von wesentlicher Bedeutung ist, steht fest. Für die Betrachtung des Marnefeldzuges ist sie unentbehrlich. Nachstehend soll nur zu einigen Punkten Stellung genommen werden.

Mehrfach ist davon die Rede, daß vom Generalstab vor dem Kriege die Aufstellung eines neuen Armeekorps gefordert worden sei. Tatsächlich sind drei neue Armeekorps verlangt worden. Auch in der 2. Auflage verbleibt General Tappen dabei, daß nicht mehr als 12 Armeekorps in unserem Aufmarsch auf den rechten Flügel nördlich der Maas hätten gebracht werden können und daß es auch später nicht zweckmäßig gewesen sei, Kräfte aus dem linken Heeresflügel herauszuziehen und auf den rechten Flügel zu verschieben. Demgegenüber muß doch betont werden, daß dem rechten Heeresflügel eine starke Staffel in zweiter Linie hätte folgen müssen, wenn aus technischen Gründen nicht mehr Korps in erster Linie aufmarschieren konnten. Bedauerlich ist es, daß auch die zur Verstärkung des rechten Flügels bestimmten Ersatzdivisionen auf den linken Flügel geschoben wurden. Mehrfach ist in der Literatur der Nachweis gebracht worden, daß eine Verschiebung vom linken zum rechten Heeresflügel nach der Schlacht bei Saarburg in Richtung auf Aachen und noch am 27. August über Luxemburg wohl möglich war.

Auffallend ist, daß General Tappen den sehr wichtigen Befehl der Obersten Heeresleitung vom 2. September nicht erwähnt, durch den das Einschwenken des rechten Heeresflügels nach Südosten an Paris vorbei angeordnet wurde.

General Tappen gibt an, Oberstleutnant Hentsch habe bestritten, irgendeinem Oberkommando eine Anordnung zum Rückzug gegeben zu haben. Als er beim Oberkommando der 1. Armee eingetroffen sei, seien von diesem die Anordnungen für den Rückzug bereits getroffen gewesen. Hier liegt zweifellos ein Irrtum des Generals Tappen vor. Oberstleutnant Hentsch sagt in seinem Bericht: „Ich habe der 1. Armee gegenüber auf meinen mir erteilten Befehl hingewiesen und den Rückzug im Namen der Obersten Heeresleitung angeordnet."

Der Oberbefehlshaber der 2. Armee, Generaloberst von Bülow, hat am 9. September nicht nur, wie General Tappen angibt (S. 25), den Befehl zum Zurückbiegen des rechten Flügels seiner Armee, sondern zum Zurückgehen seiner ganzen Armee, und zwar vom linken Flügel anfangend, sowie auch zum Rückzug des rechten Flügels der 3. Armee gegeben.

General Herrman von Kuhl.

Politische Korrespondenz

Das Elsaß und Deutschland.

(Was hier vom Elsaß gesagt wird, gilt auch für den großen Teil von Lothringen, der von altersher sich unverwandt zur deutschen Sprache bekannt hat, und zwar nicht nach jeweils amtlichen deutschen oder französischen Registern, sondern nach der lebendigen Wirklichkeit im Volke.)

Unser Gefühlsverhältnis zum Elsaß, seit es Frankreich einverleibt ward, ist das einer ins Unglück geratenen Familie zu ihrem stillen, sonderlichen Lieblingskind, das sie bei der Not der Zeit in fremdem Haus, an fremdem Tische weiß. Gebeugt sitzen die Angehörigen der Familie um den großen Tisch, der bisher alle ernährte, und immer wieder gehen ihre Blicke, als ob sie es nicht fassen könnten, nach dem leeren Platz. Freilich, nicht nur ein Stuhl ist jetzt leer am Tisch des Vaterhauses und nicht nur eine Wunde offen im Herzen der Brüder und Schwestern. Wir gedenken aller unserer Glieder in der Fremde und erhoffen für jedes sein Recht. Doch hier sei nur um den einen Namen der schmerzliche Kranz von Trauer, Sehnsucht und Treue geflochten: Elsaß.

Wird unser Kind am fremden Tisch sich wohl fühlen? Wird es an uns denken, an unsere Liebe glauben? Wird es vielleicht einmal wieder fühlen wie wir und so stark wie wir? Oder wird es sich uns entfremden? Es tut weh, an die Wunde zu rühren. Fast möchten wir uns das Gebot der Verzweiflung auferlegen, das einst über die Bürger von Athen verhängt wurde, bei Todesstrafe den Namen der verlorenen Landbrückenstadt Megara nicht mehr in den Mund zu nehmen — jenes Gebot, das Solon, der Retter, durchbrach. Aber wehleidiges Grübeln führt nur zum unfruchtbaren Kult des Schmerzes in einer unverstandenen, lichtlosen Welt. Klarheit dagegen muß durch ernste Prüfung der Geschichte und unser selbst erlangt werden. Dazu gehört der Mut schonungsloser Aufrichtigkeit in der quälenden Frage, welches Maß von Schuld am Schicksal des Kindes in seinem eigenen Elternhaus zu suchen ist. Die grenzenlose Liebe von Eltern und Geschwistern ist der Kraft fähig, die solcher Mut und solcher sittlicher Wille verlangen. Sie enthält sogar Keime zu Größerem: zum Opfer. Denn der Wille des Kindes, das wir wie niemand auf der Welt als gut und liebenswert kennen, soll uns fürderhin heilig sein, auch wenn er uns heute beschämt.

Vor 50 Jahren war die Zukunft des Elsaß in unsere Hände gegeben. Unsere Aufgabe war, die Bluttatsache der Stammesgenossenschaft durch den Erfolg gemeinsamen Lebens zu bestätigen. So allein konnte sich zeigen, daß zwei Jahrhunderte politischer Trennung einen geistigen und seelischen Trennungsschnitt zu vollziehen nicht imstande gewesen waren. In 44 Jahren haben wir vieles versucht und vieles geleistet, Gutes und Böses; ein deutlicher Fortschritt in der Besserung der Verhältnisse war trotz aller Fehler und Rückschläge selbst für Neider und Feinde unbestreitbar. Männer wie der Straßburger Oberbürgermeister Schwander haben vorbildlich und segensreich gewirkt. Aber die vier Jahre des Krieges haben alle

Saaten vernichtet und unsere Bemühungen von vier Jahrzehnten als falsch gerichtet erwiesen. Doch die Gegenwart, die im doppelten Zeichen der Brutalität der übermütigen Sieger und der Not der unterdrückten Besiegten steht, besitzt für geschichtliches Urteil nur als Richterin der Vergangenheit, nicht als Prophetin der Ewigkeit Beweiskraft. Was die Gegenwart von uns verlangt, wenn wir aus ihr Licht für eine freundlichere Zukunft gewinnen wollen, ist vor allem, daß wir mit uns selbst ins reine kommen. Dann aber wird es gelten, die in der Not erprobte Gesinnung zu betätigen.

Als 1871 die Vereinigung des deutschen Nordens und Südens zur Wiedergewinnung der vom deutschen Reich seit der Zeit nach dem westfälischen Frieden gewaltsam losgelösten Länder geführt hatte, beging das neue Kaisertum den verhängnisvollen ersten Fehler, die freiheitlich Verwöhnten und deshalb mißtrauisch Widerstrebenden in nord- statt süddeutsche, preußische statt stammesgleich-allemannische Verwaltung zu geben und die urwüchsige, tüchtige Landesbürgerschaft selbst dabei fast völlig auszuschließen. Es wurde, wenn auch meist in der besten Absicht, eine Politik des mehr oder weniger gelinden Zwanges statt der Versöhnung getrieben. Der preußische Beamte mochte dabei in seiner pedantischen Gewissenhaftigkeit und schulmeisterlichen Besessenheit zuweilen bis an die Grenzen der Verzweiflung gelangen, wenn er entdeckte, daß seine gut gemeinte, aber übel angebrachte Methode gegenüber dem verwunderten und verbissenen Schweigen der Bevölkerung versagte. Allemannische Amtmänner, elsässische Stammesleute hätten in aller Ruhe und Behäbigkeit, ohne übertriebene Vorgesetztenempfindlichkeit die von Natur in der Uebergangszeit zu erwartenden Früchte sammeln können, die gaufremdes Besserwissen und Schnellerwollen im Reifen beeinträchtigte. Nicht als Geschenk, sondern in Anerkennung seines Rechts mußte, lange bevor schüchterne und ganz unzulängliche Versuche dazu gemacht wurden, das Reichsland volle Autonomie mit selbstgewählter, freistaatlicher Verfassung erhalten. Aber blinde Rücksicht auf dynastische Gelüste und auf die dumm übertriebene Gefahr, die schließlich noch von einer unwesentlichen Zahl von „Französlingen“ befürchtet ward, ließ jede Gelegenheit versäumen.

Auch beim Ausbruch des Krieges wurde die innere Gemeinschaft zwischen dem um sein Dasein ringenden Reich und seinem oberrheinischen Sorgenkind nicht befestigt, sondern untergraben. Welche Qualen hat dann erst der lange Kriegszustand über das geängstigte Volk, in dessen Bewußtsein geschichtliche Erinnerungen verwirrendster Art von Krieg und Brandschatzung, Okkupation und Verwüstung, Besitzwechsel und Unterdrückung wach werden mußten, mit oft unerträglicher Gewalt verhängt! So mußten die Fragen, eine aus der andern, nach Naturgesetz erstehen und im Stillen erstarken: „Sind wir Deutsche, daß wir wie Feinde behandelt werden?“ — „Ist es wahr, daß man uns nur »Elsässer« und »Deutsche II. Klasse« nennt?“ „Soll es wirklich dazu kommen, daß der Lothringer unter einen preußischen und der »Wackes« unter einen bayerischen Fürsten gestellt wird?“ — „Und wenn dem so ist, wem sollen w i r dann noch den Sieg wünschen?“

Im Jahre 1856 hat König Wilhelm I. von Württemberg zu Bismarck eine Aeußerung getan, die von politischer Einsicht und

wahrer Volkskenntnis zeugt: „Solange die Stadt Straßburg nicht deutsch ist, verhindert sie Süddeutschland, sich der deutschen Nationalpolitik hinzugeben.“ Bismarck hat ihn nicht richtig verstanden. Er prägte für seine Auffassung vom Werte des Reichslandes die berüchtigt gewordene Bezeichnung „Glacis“. Nichts als eine befestigte Militärzone hätte es demnach werden sollen, und die Seele des wunderschönen Landes, des eigenartigen und stimmungsvollen Volksstammes, hatte darüber in den Hintergrund zu treten. Vielleicht war es von Bismarck selbst nicht so schlimm gemeint. Aber die militärische Verwaltung von 1914 hat nachträglich den schlimmsten Befürchtungen der Elsässer Recht gegeben. In diesem Sinne noch gefährlicher jedoch, weil unehrlich, hinterlistig, abgefeimt, satanisch, ist, was Richelieu im Jahre 1629 schrieb (Colin, L'Alsace et la Lorraine à travers l'histoire de France), daß es nötig sei, »s'avancer jusqu'à Strassbourg pour acquérir une entrée de l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion, et une douce et couverte conduite«. Unter den Hohenzollern also nur Schutzwall, unter Ludwig XIV. dagegen Ausfallpforte zu Angriffen: dies war die Rolle des Elsaß! Unwillkürlich wird man an eine ergreifende Stelle in Abels „Elsässer Tragödie“ erinnert: „Ein Volk, dem vom Schicksal das traurige Los zufiel, ein Stück Beute zu bedeuten“. Erfreulich hat dagegen Jacob Grimm über die Bedeutung und den hohen Wert des elsässischen Volkes gesprochen (Görres, Gesammelte Briefe, II). Jedenfalls kann unser alter Glaube ans deutsche Elsaß uns nicht genommen und nicht geschmälert werden.

Wenn ein deutsches Elsaß in Wahrheit, wie viele Staatsmänner es ausgesprochen haben, Lebensbedingung eines deutschen Reiches und Symbol der deutschen Einheit ist, so müssen gewisse Anschauungen, die in manchen Städten, in Berlin und Ostelbien, aber vereinzelt auch in Bayern aufgekommen sind, besonders verletzend berühren, die auf einen unbedingten, abschließenden Verzicht auf Elsaß-Lothringen hinzielen. So klein diese Kreise sind, so rührig und gefährlich sind sie doch, und bei der bedauerlichen Unkenntnis süddeutscher Verhältnisse in manchen Kreisen Norddeutschlands (wie übrigens vielfach auch umgekehrt) tut Aufklärung in diesen Dingen not. Wenn gewisse Methoden im Elsaß abgewirtschaftet haben, so soll man jetzt nicht noch die Schuld daran dem armen „Objekt“ unterschieben, das die aufgedrängte Beglückung nicht in knechtischer Dankbarkeit zu würdigen bereit war. „Sie verdienen nicht, daß wir uns weiter mit ihnen abgeben, sie taugen nichts, seien wir froh, daß wir sie los sind!“ konnte man hören. Es ist dieselbe Erscheinung, wie wenn der Florentiner über den „elenden Süditaliener“, der Nordfranzose über den „schmutzigen Korsen“, der Engländer über den „dummen Iren“ spottet, nur daß in Deutschland die elsaßfeindliche Richtung weit weniger stark und verbreitet ist. Vielleicht genügen ein paar deutliche Hinweise vor aller Ohren, um solche Schädlinge zu entlarven und kaltzustellen. Es wird im deutschen Norden immer wieder übersehen, daß Straßburg dem Süddeutschen durch Bluts- und Ortsverwandtschaft näher liegt als Berlin und Königsberg.

Die deutsche Nationalgeschichte bezeichnet durch unvergleichliche Gedankenfülle (die Hohenstaufen, die in Hagenau ihre erste Pfalz und ihren Lieblingswohnsitz hatten!) auf der einen Seite und auf

der andern Seite durch wildeste Zerrissenheit und Mißhandlung (1681 der Raub der freien Reichsstadt Straßburg durch den Sonnenkönig mitten im Frieden, 33 Jahre nach dem dreißigjährigen Krieg!) den deutschen Nationalcharakter als ebenso reich und großzügig wie zerklüftet und schwer zugänglich. Aber nicht der Friese, nicht der Rheinfranke, nicht der Sachse, nicht der Bayer in ihrer verschiedenartigen Einseitigkeit, sondern der Alemanne, und in seiner engeren Stammesgemeinschaft am stärksten und deutlichsten gerade der Elsässer, ist der eigentlichste Vertreter des deutschen Nationalcharakters. Nirgends im deutschen Volke hat so wie in ihm die Geschichte mit ihren Stürmen dasjenige an Eigenschaften ausgeprägt, was spezifisch deutsch ist: Heimatliebe, Treue, Zähigkeit, Starrsinn, Trotz, Schweigsamkeit, Sehnsucht, Heimlichkeit, Freiheitsliebe. Hochbegabt und von fortgeschrittener bodenständiger Kultur, arbeitsfroh und von gesundem Instinkt für die Zukunft seines Stammes und Landes beseelt, steht er im Wirbel geschichtlichen Werdens, oft angegriffen und ganz zu Unrecht geschmäht, in manchen Zeitläuften wie ein Märtyrer seines Glaubens und Blutes (1681), doch niemals ein Welscher, selbst wenn seine politische und wirtschaftliche Orientierung an Frankreich gebunden war oder ist, sondern in seiner Wesensart grunddeutsch und echter deutsch als mancher nordostdeutsche Gernegroß, der ihm nicht das Wasser reicht. (Siehe Frankfurter Zeitung vom Ostersonntag, 27. März 1921, erstes Morgenblatt: „Nationalcharakter und Nationalgeschichte.")

Ob einst ein autonomes Elsaß, wie früher einmal die „Freistadt" Straßburg, die ein rundes Jahrtausend lang „Freie Reichsstadt" im deutschen Reiche und zugleich weit über dessen Grenzen hinaus einer der Haupt-Handels- und -Verkehrspunkte Mitteleuropas gewesen ist, die Brücke zwischen Deutschlands und Frankreichs, seit undenklicher Zeit ingrimmig verfeindeten Völkern, bilden wird? Wir wünschen es alle, doch fehlt zum Glauben, daß dies mehr als reine Ideologie sei, heute selbst noch ein dürftiger Untergrund. Das deutsche Holland, das deutsche Flandern, die deutsche Nordschweiz haben sich einstens vom Mutterland losgelöst, um eigene Staaten zu gründen, weil sie aufhören wollten, bloße Grenzprovinzen einer Großmacht zu sein. Darf dem Elsaß das Recht zu gleichem Streben, zu gleichem Handeln verweigert werden? Deutscher Gerechtigkeitssinn wird auf die harte Frage die einzige Antwort sich abzwingen, die befriedigen kann: Selbstbestimmung ohne jede Einschränkung. Aber ein französisches Elsaß ist für jedes deutsche Fühlen und Denken eine Unmöglichkeit, solange nicht etwa das Volk des Elsaß seinen unzweideutigen Willen zur Verschmelzung, zum Uebergang ins welsche Frankreich unter Umständen bekundet hat, die jegliche Beeinflussung durch politische und wirtschaftliche Konjunkturverhältnisse ausschalten. Daß heute davon nicht die Rede sein kann, weiß jedes Kind, nicht nur zwischen Vogesen und Schwarzwald. Aber festgehalten werden muß, daß das Elsaß künftighin für keine Partei mehr Mittel zu irgendeinem Zweck sein darf, sondern daß es Selbstzweck ist und allein über sich selbst zu verfügen hat.

Die finanziell bevorzugte Schicht in den Städten des Elsaß ist heute größtenteils französisch oder französelnd gesinnt, das Volk, der kernig alte Stamm, deutsch von alemannischem Geblüt. Seit Ludwig dem Frommen hat durch alle Stürme der Geschichte hindurch, und

die Geschichte des Elsaß ist oft Weltgeschichte in furchtbarer Wahrheit gewesen, die Sprachengrenze sich so gut wie unverrückt erhalten. Es wird nicht anders werden in der Zukunft. Einst muß die Staatengrenze nach dieser scharfen, klaren, überlieferten, unumstößlichen Grenze gerichtet werden. Mögen die „Grenzen" dann anderer Art sein, als in unserm Mittelalter des 20. Jahrhunderts, in dem sie von Waffen, Sperren, Zöllen und Gehässigkeiten starren.

Die seelische Macht des Unterdrückten, der in aller Offenheit seine Fesseln hochhebt, seine Verstümmelungen zeigt und sein Recht heischt, ist in aller Menschen Geschichte, wo es sich um den Daseinskampf tüchtiger, im Kern gesundgebliebener Völker handelt, noch stets so kraftvoll angewachsen, daß die Fesseln fielen, offene Wunden zuheilten und Recht neues Leben gewann. Wir werden uns einstmals wiederum vor die Entscheidung gestellt sehen, für die unsern Gegnern im Weltkriege die Seelengröße zu glücklicher Lösung gefehlt hat: als friedliche Sieger im Streit zwischen den Nationen durch vorurteilslose Gerechtigkeit Lösung heute unlösbarer Fragen zu bringen, an deren Austrag Generationen der Besten verblutet sind. Vielleicht, daß gerade das Elsaß von uns die Probe der geschichtlichen Reife zu einer neuen Epoche der Menschheitsentwicklung verlangen wird: die erstmalige und entscheidende Erkennung seiner voller Autonomie mit Einschluß seines Rechtes auf frei gewählten Anschluß nach Ost oder West oder gar nicht! Heute ist Frankreich das rückständigste Staatswesen Europas, und wir, die Deutschen, die »sales Boches«, die sinnlos und maßlos Unterjochten, haben dem entrissenen Kinde, das nichts so sehr wie die Freiheit seiner Heimaterde liebt, etwas zu bieten: ein Mehr an Freiheit. Dies wird man im Elsaß verstehen! Drüben verlangt man von ihm als trügerischen Vorteil „restloses Aufgehen in Frankreich". Deutschland bietet ihm dagegen: volle Freiheit und Eigenheit. Das elsässische Volk soll und wird einst selbst und allein zu wählen haben. Die Stimme des Blutes wird entscheiden. Wir glauben felsenfest, daß das Kind wieder heimkehren wird zum Vaterhause, wo es vieles zu verzeihen und viel Liebe und Treue verdient hat. Heute freilich wollen und dürfen wir nicht mehr als nur immer wieder hinüberrufen: Bruder, vergiß nicht, daß du Brüder hast!

Major Guido Knoerzer.

Caillaux und das Problem der Kontinentalpolitik.

Josephe Caillaux hat die Geschichte seines Prozesses vor der Weltgeschichte dargelegt, wie er sagt.*) Diese etwas pathetische Wendung charakterisiert nicht nur den Stil des Buches und des Mannes; der Gegenstand ist in der Tat weltbedeutend, die Persönlichkeit des Angeklagten, der zum Ankläger wird, ist ersten Ranges nicht nur unter den Franzosen seiner Zeit, sondern auch als europäische Erscheinung. Die mit französischem Esprit geschmückte Darstellung zittert vor politischer Leidenschaft und hält bis zur letzten Seite in Spannung, so sehr, daß dieses Buch zweifellos als politische Tat wirken wird

*) Gute deutsche Uebersetzung von Victor Henning Pfannkuche im „Rheinverlag", Basel und Leipzig 1921.

und seinen Zweck erfüllt. Der große Kampf zwischen Caillaux und Clemenceau, zwischen Zukunft und Vergangenheit, ist mit der Prozeßschrift neu und furchtbarer eröffnet.

Das Untersuchungsverfahren gegen Caillaux, das Clemenceau kurz nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten eröffnet hatte, sollte ihn wegen Hochverrat vor das Kriegsgericht bringen; aber die Anklage konnte nicht substanziiert werden, so daß sich seine Feinde darauf beschränken mußten, den Prozeß vor dem Staatsgerichtshof wegen seiner Politik von 1911 und wegen unerlaubter staatsgefährlicher Beziehungen während des Weltkrieges gegen ihn anzustrengen. Dieses Untersuchungsverfahren selbst, das den ehemaligen Ministerpräsidenten 27 Monate lang unter unglaublichen Bedingungen wie einen Schwerverbrecher im Gefängnis festhielt, ist bereits eine der häßlichsten Rechtsbeugungen der neueren Zeit und wird nur noch übertroffen durch das Urteil. Da man nämlich Caillaux von den Hauptanklagen freisprechen mußte, erfolgte die Verurteilung auf nachträglich gestellte Zusatzfragen des Staatsanwaltes, auf die hin der Angeklagte weder verhört worden ist, noch Zeugen vernommen worden sind, und eine Verteidigung überhaupt nicht stattgefunden hat. Eine ordentliche gerichtliche Ueberprüfung hätten die Zusatzfragen ebensowenig auszuhalten vermocht, wie die Hauptanklagen, was Caillaux unwiderleglich beweist. Caillaux wird wegen Korrespondenz mit Untertanen einer feindlichen Macht nach Art. 78 des französischen Strafgesetzbuches zu der politischen Strafe fünfjähriger Aufenthaltsbeschränkung und zehnjährigen Ausschlusses vom politischen Leben verurteilt. Der Art. 78 des französischen Strafgesetzbuchs bezieht sich auf eine Korrespondenz, die dem Feinde, wenn auch absichtslos, Aufklärungen vermittelt habe zum Schaden der militärischen und politischen Lage Frankreichs und seiner Verbündeten. Ein solches Resultat kann die einzige Korrespondenz, die Caillaux mit dem Untertan einer feindlichen Macht geführt hat, unmöglich ausgelöst haben. Denn diese Korrespondenz lief mit einem angeblichen Agenten der Mittelmächte, einem ungarischen Juden namens Lipscher, welcher durch seine Braut, eine Französin, Caillaux wiederholt Vermittlungsvorschläge der Mittelmächte zu unterbreiten sich anbot. Caillaux hat in einem ersten Schreiben, von welchem er übrigens dem Ministerpräsidenten Briand Kenntnis gab, jeden Verkehr mit Lipscher abgelehnt und zwar, weil er in Lipscher nichts weiter als einen Hochstabler oder Erpresser sah; eine Begründung, die er ebenfalls Briand nicht vorenthalten hatte. Im gleichen ausweichenden und ablehnenden Sinne hat er ein zweites und drittes Mal Antworten gegeben, deren Durchschläge mit den Angeboten Lipschers in seinen Akten gefunden worden sind.

Wenn es nicht ohnehin klar wäre, daß der Prozeß Caillaux eine politische Szene gewesen ist, dieser Rechtsbruch und die durch ihn herbeigeführte politische Strafe sind vollgültiger Beweis dafür. „In der Politik gibt es keine Gerechtigkeit," ein Satz von Clemenceau! Voller Erfolg freilich ist Clemenceau, dem Träger des Prozesses, durch den er Caillaux wenn möglich ums Leben, jedenfalls aber um Freiheit und Ehre bringen wollte, nicht beschieden gewesen. Immerhin ist dies Verbrechen Clemenceau soweit gelungen, daß er in den wichtigsten Momenten seiner Herrschaft Caillaux aus dem öffentlichen Leben fern und im ganzen 27 Monate in Untersuchungshaft halten

konnte. Aber heute ist Caillaux frei und seine Kräfte scheinen nicht verbraucht, so daß, wenn Clemenceau auch nach unsern heißen Wünschen ein langer Lebensabend beschert sein sollte, der Tag der Vergeltung für ihn kommen dürfte. Caillaux hat den Kampf aufgenommen! Niemand, selbst Clemenceau nicht, dürfte die politische Verbannung ernst nehmen. Das Urteil, das diese aussprach, hatte ja nur den Zweck, wenn irgend möglich die 27 Monate Untersuchungshaft zu rechtfertigen und zu verhindern, daß der Mann, den man diese Ungeheuerlichkeit angetan hatte, sofort wieder zur Macht gelangen konnte, ein Mann, „der seit zwei Monaten seine Fähigkeit zu kühnem Denken und Wollen enthüllte, der in der Verbitterung seines Herzens unerbittlich sein würde um Vergeltungsmaßregeln, der die unzähligen Mißstimmungen der Stunde dazu würde ausbeuten können." „Spricht man ihn frei", so hörte der berühmte Historiker Aulard einen der Richter sagen, „ist er imstande, sogleich wieder Ministerpräsident zu werden." „Sehen Sie sich vor," sagte ein anderer Senator, „wenn Sie ihn freisprechen, geben Sie den Sozialisten einen Führer."

„Im Laufe des Prozesses gegen Danton verläßt ein Geschworener, dem das Herz versagt, den Saal; in dem Gange trifft er Topino-Lebrun. Dieser Maler, Mann von Geist und Republikaner (jedoch nach Art von Macchiavelli) soll ihm gesagt haben: „Das ist kein Prozeß, das ist eine Maßnahme. Wir sind keine Geschworenen, wir sind Staatsmänner — Zwei können nicht bleiben — Einer muß untergehen — Willst Du Robespierre töten?" — „Nein!" — „Nun also, damit hast Du schon Danton verurteilt." 1920 ist Robespierre nicht allein der Mann, der mich verfolgt hat. Es ist eine ganze politische Richtung — die 1912 eingesetzt und sich merkwürdig entwickelt hat, um unter dem Ministerium Clemenceau sich voll zu entfalten. Durch meinen Freispruch würde man sie verurteilt haben und mit ihr alle, die zu ihr gehören. Man mußte mich verurteilen, um sich freizusprechen — nicht vor dem Volke — nicht vor dem Lande — nicht vor der Geschichte — . . . aussichtslos! . . . sondern vor einer parlamentarischen Versammlung."

Mit diesen Schlußworten zu seinem Prozeß läßt Caillaux das Leitmotiv ausklingen, das er zu Anfang der Ausführungen über die politischen Gegensätze, die sich um ihn und Clemenceau kristallisieren, angeschlagen hat. Der im Menschlichen und Politischen begründete Gegensatz zwischen Robespierre und Danton wiederholt sich in der Dynamik der französischen Geschichte bis zu dem gewaltigen Ringen, das vor zehn Jahren zwischen der Partei der Toleranz im Innern und der europäischen Verständigung auf der einen Seite und der Partei der Reaktion, der Gewalt und des aggressiven Patriotismus auf der andern Seite, zwischen den Führern dieser Parteien, Caillaux und Clemenceau, sich erhoben, zu seinem Austrag den Weltkrieg mit beschworen und durch den „Frieden der Vernichtung" vorläufig mit dem Sieg Clemenceaus geendet hat.

Diese Charakteristik des Gegensatzes zwischen ihm und Clemenceau stammt von Herrn Caillaux selbst. Sie ist zutreffend und dennoch leicht mißverständlich, wenigstens für deutsche Ohren. Es entsteht wieder das Bild des „großes Staatsmannes", wie ihn die Kölnische Zeitung noch während des Krieges genannt hat, der einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland an und für sich geneigt war und diese Verständigung vom kontinental-europäischen Standpunkt aus

besonders gegen England gesucht hat; es entsteht wieder das Trugbild, als ob dieser wirtschaftspolitisch geschulte Denker den Frieden mit Deutschland um jeden Preis gesucht habe, um die Lebenskräfte seines Landes zu retten und durch Fusionierung der kontinental-europäischen Wirtschaft England ein Paroli zu bieten; es entsteht endlich noch einmal jene Phantasie, die die Neue Freie Presse in Wien ebenso wie die Frankfurter Zeitung, eine jede auf ihre Weise, ausgesponnen haben, die Phantasie von Caillaux als dem demokratischen Pazifisten, auf den man in Deutschland und Oesterreich-Ungarn bei dem immer wieder prophezeiten Zusammenbruch Frankreichs Hoffnung gesetzt hat.

Kaum etwas von diesem allen ist Caillaux! Um ihn zu verstehen, wollen wir hören, was er Clemenceau vorwirft und wie seine Feindschaft gegen ihn entstanden ist. Das persönliche Duell Caillaux-Clemenceau ist übrigens jüngeren Datums. Die alten Gegner des Ministerpräsidenten von Agadir und des Finanzministers von Briand sind der verflossene Präsident Poincaré, die Maurice Barrès, Daudet und die Leute von der Action Française, vor allem aber die Besitzenden, deren Interessen der Figaro gegen seine Steuerpolitik schützte. Clemenceau hatte ursprünglich mit dieser Koalition nichts gemein. Er näherte sich ihr erst, als *diese* Kräfte mit stürmischer Energie auf den Krieg mit Deutschland hinarbeiteten. Endlich sollte *seine* Stunde kommen, die Stunde der Revanche für 1870, die Stunde der englisch-französischen Verbrüderung, an die Clemenceau sein Herz verschenkt und Verstand und noch einiges mehr, wie Caillaux meint, verkauft hatte. Clemenceau, der, wie man auch über ihn urteilen mag, durch Leidenschaft und Zähigkeit den Durchschnit des durchschnittlichen Frankreich von heute bei weitem überragt, wurde in dem Moment Führer der Rechten und Führer der Nation, als die Kräfte des Volkes nachzulassen begannen und nur durch brutale Gewalt zusammengehalten werden konnten. So wurde Clemenceau auch Vorkämpfer der Chauvinisten, der Besitzenden und selbst der Reaktionäre gegen den Mann, an dem diese Parteien eine alte Rache zu nehmen und vor dem Clemenceau selbst sich zu hüten hatte, wenn er seine eigene Politik zu Ende führen, sich und seine neuen Freunde in Sicherheit bringen wollte. Dabei ist Clemenceau im ganzen mehr persönlicher Exponent der Parteiung als solcher, jemand, der sich um der Macht willen hergegeben hat, Interessen vertreten, die ihm weder Lebensinhalt noch Ueberzeugung sind. Clemenceau ist der typische Vertreter einer Gattung von Politikern, die ihren Beruf um des persönlichen Vorteils willen oder höchstens in Analogie des französischen Kunstprogramms l'art pour l'art betreiben. An Clemenceau selbst tadelt Caillaux in der Hauptsache dies und den Verrat und Verkauf von Ueberzeugungen zugunsten einer von Revanche und Anglophilie überfließenden Gefühlspolitik.

Die Kritik Caillaux an Clemenceau gibt an und für sich wenig Aufschluß über ihn selbst und seine politische Lebensanschauung. Der Schauder vor dem Geschäftspolitiker, die Verurteilung des Gefühlspolitikers, sie beide gehören wenigstens noch zum guten Ton der europäischen politischen Moral. Die sachlichen Einwände gegen die Revanchepolitik und Anglophilie Clemenceaus beweisen keineswegs viel, sie zeigen höchstens, daß Caillaux nicht Revanche um jeden Preis suchte und die Kräfte Frankreichs im ganzen richtiger einschätzte als sein Gegner, so daß er vor einer skrupellosen Kriegspolitik warnte;

sie zeigen weiter, daß er gesundes Urteil und offnen Blick für die Gefahren eines Bündnisses mit England besaß, beweisen aber keineswegs, daß er gegen dieses Bündnis an und für sich gewesen ist. Aus seinem Buche erfahren wir denn auch, daß Caillaux durchaus *für* das Bündnis mit England eingetreten ist und nur forderte, daß Frankreich in diesem Bündnis durch eine Union der romanischen Staaten sich stark mache und sich seine Unabhängigkeit gegenüber England bewahre, daß Frankreich nicht zugunsten dieses Bündnisses eine selbständige Kolonialpolitik opfere. Im Kriege hat Caillaux selbstverständlich treu zu diesem Bündnis gestanden, wie denn Caillaux auch vom gemeinsamen Sieg überzeugt gewesen ist. Der Sieg stand für ihn fest seit der ersten Marneschlacht, und alles, worin er von anderen französischen Politikern abweicht, reduziert sich darauf, daß er seine eigene Meinung hatte, *wann* Frankreich von diesem Siege zum Frieden und unter *welchen* Bedingungen Frankreich in diesen Frieden übergehen sollte. Es gibt keinen Franzosen, der diesen Frieden sich anders gedacht hätte, als daß Deutschland bedingungslos Elsaß-Lothringen an die „französische Mutter" zurückgebe, also auch Caillaux nicht. Caillaux' Feinde aber hatten Recht: es war eine schwer faßbare Kurzsichtigkeit zu glauben, daß Deutschland jemals auf einen solchen Frieden eingehen würde, wenn es nicht entwaffnet war. Aber auch dieser Mangel an Augenmaß, der vielleicht erklärt, daß Clemenceau ihn zur Strecke bringen konnte, gehört zum Charakterbild von Caillaux.

Im übrigen ist es sehr schwer, die politische Weltanschauung Caillaux' aus seinem Buche allein herauszuarbeiten. Dazu gehörte ein sehr viel genaueres Studium der auswärtigen und inneren Politik dieses Mannes, zu welchem wir die jüngere Geschichtswissenschaft gern aufrufen. Wir selbst müssen uns begnügen, die im Prozeßberichte Caillaux' nebenbei hingeworfenen Anmerkungen zu einem Bilde seiner politischen Lebensanschauung zu runden. Trotz des Bewußtseins der Unzulänglichkeit dieses Versuches sind wir dazu gezwungen, weil das Bild, welches sich ergeben wird, auch ohne die Bedeutung der Persönlichkeit Caillaux' für die zukünftigen außenpolitischen und weltpolitischen Vorgänge an und für sich von höchstem aktuellen Interesse ist.

In den vielen Mißverständnissen, denen der Politiker Caillaux in der öffentlichen Meinung Deutschlands besonders im Kriege ausgesetzt war, steckt ein richtiger Kern: Caillaux' außenpolitisches Programm ist in der Tat in einer Richtung aufgebaut, die man gemeinhin mit dem Schlagwort Kontinentalpolitik bezeichnet. Vor seinen politischen Augen stand und steht eine Gefahr, die von den ungeheuren Menschenmassen und Bodenschätzen des ferneren Ostens ihren Ursprung haben kann, eine Entwickelung, die Europa zu einem „kleinem Kap Asiens" machen könnte. Wenn Caillaux von Europa spricht, denkt er vornehmlich an das alte Europa, dessen Ostgrenzen an der Weichsel liegen, und setzt dies Gebilde in Gegensatz zu den weiten östlichen Landmassen, die in Asien gegründet sind und zu der Meerherrschaft Englands, das von seiner Insel aus Europa und Asien mit Stützpunkten seiner Macht umzingelt hat. Dies alte Europe wünscht Caillaux zur selbständigen gleichberechtigten dritten Macht der alten und ältesten Welt zu erheben — natürlich unter Frankreichs Führung! —

Wie Caillaux diese Zukunft vor dem Kriege sich gedacht hat, ist schwer zu beurteilen; auch er scheint den Krieg immer mit in seine Rechnung gezogen zu haben, nur daß er über den Zeitpunkt des Krieges anders dachte als seine aufgeregten chauvinistischen Zeitgenossen. Er sah ihn in weiter Ferne; er sah eine lange Geduld heischende Arbeit vor sich und ganz im Winkel seines Herzens hoffte er vielleicht durch den Erfolg seiner Politik den Krieg zu vermeiden. Es schien ihm vielleicht nicht ausgeschlossen, den Triumph Frankreichs durch Diplomatie vollständig zu machen und Deutschland durch friedliche Mittel zu zwingen, diesen Triumph anzuerkennen, sich mit Frankreich durch Rückgabe Elsaß-Lothringens zu verständigen und sich seiner Führung zu beugen. Wenn diese Hoffnung ein Traum war, nun gut, auch Caillaux war irgendwann einmal zum Kriege entschlossen. Einige der Bedingungen dieser Politik kennen wir heute. Im Vordergrund steht die Union der romanischen Rasse, der romanische Staatenbund unter Führung Frankreichs, der in der Welt seinen Platz behaupten sollte durch eine großzügige Kolonial- und Marinepolitik. Dieser romanischen Politik — hoffte Caillaux weiter — würde die enge geistige wirtschaftliche und politische Verbindung mit den südamerikanischen Staaten gelingen, die vor dem wirtschaftlichen Zugriff der angelsächsischen Rasse — sowohl der Engländer wie der Nordamerikaner — geschützt werden sollten. Wäre eine solche Politik in Ruhe verfolgt worden, sie hätte in der Tat Frankreich eine außerordentliche politische Macht gegeben, eine Führerstellung verschafft, so daß Deutschland in irgend einer Weise gezwungen worden wäre, sich zwischen den großen Machtsyndikaten der Welt zu entscheiden und seinen Platz hier oder dort zu nehmen. Gelang es, die Welt darüber aufzuklären, welchen Gefahren sich jede kontinental-europäische Macht aussetzte, die sich weltpolitisch zum Trabanten Englands machte, dann — meint Caillaux — hätte nicht ausbleiben können, daß sich auch Deutschland und Rußland auf die Dauer mit Frankreich verständigten. Und sollte Deutschland ohne Rußland, welches schon den Weg nach Paris gefunden hatte, für sich bleiben wollen, dann konnte immer noch, und mit ganz anderer Aussicht auf Erfolg als in den ungeklärten Jahren dieses zweiten Jahrzehnts, die letzte Entscheidung angerufen werden.

Nun hatte wider Erwarten der in Bundesgenossenschaft mit England geführte Krieg sehr bald einen solchen Verlauf genommen, daß auch Caillaux nicht an dem schließlichen glücklichen Ausgang für die Verbündeten zweifelte. Also mußte, nach seiner Meinung, die Politik, die er vorgezeichnet hatte, mit erhöhtem Nachdruck aufgenommen werden; mußte einmal Frankreich durch die Union der romanischen Rasse dem englischen Bundesgenossen gegenüber sich stark und unabhängig machen, und mußte zweitens der Friede so geschlossen werden, daß eine innere Verständigung mit Deutschland auf die Dauer möglich und, von Deutschland aus gesehen, notwendig würde und die „kontinentale Politik“ so zu ihrem Ziele käme. Dabei war Voraussetzung, von der auch Caillaux wie oben erwähnt, nicht abließ, die Rückgabe Elsaß-Lothringens und ferner, daß Deutschland und seine Verbündeten den größeren Teil der Lasten auf sich nähmen, die durch den Krieg der Welt entstanden waren. Wie der Caillauxsche Friede ausgesehen hätte, sehen wir am besten an der Kritik, die er an den Clemenceaus anlegt. Auf

das äußerste verurteilt Caillaux die Balkanisierung Europas. Die Aufteilung von Reichen, wie Oesterreich-Ungarn und Rußland waren, in eine Unzahl von nicht einmal territorialarrondierten Staatsgebilden zufälliger Grenzen hält er für den Selbstmord Europas. Die natürliche Entwicklung der Welt strebe in das Entgegengesetzte, zu *größeren* politischen Zusammenschlüssen, um die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erleichtern, die längst über die Staatsgrenzen hinausgewachsen wären. Caillaux schildert anschaulich, wie Mitteleuropa verurteilt ist, wirtschaftlich zu verkümmern, indem die Wirtschaften einzelner dieser Staaten von ihren natürlichen Basen abgetrennt worden sind, z. B. die große österreichische Eisenindustrie der Kohle beraubt ist, von der natürlich die Tschecho-Slowakei einen ganz egoistischen, weltwirtschaftlich unrentablen Gebrauch macht. Wozu dieser Wahnsinn? Caillaux glaubt, daß dem Wunsch der in Oesterreich-Ungarn lebenden Nationen nach politischer Selbständigkeit auch im Rahmen des alten Staates hätte Rechnung getragen werden können! Ebenso hält er den Raub wertvoller Wirtschaftsgebiete, der an Deutschlands Grenzen verübt worden ist, für ein weltwirtschaftliches Unglück, das Deutschlands Arbeitskraft, auf die niemand nach diesem Kriege verzichten kann, schwer beeinträchtigt, ohne zum Segen für die abgerissenen Gebiete *und für Frankreich* zu werden!

Ein Caillauxscher Frieden hätte an der politischen Karte von Europa wesentliches (vom europäischen Standpunkt aus gesehen) kaum geändert. Wäre es möglich gewesen, dieser Staatsmann hätte eine Vereinfachung der Karte vorgeschlagen, die allerdings nur durch eine Vernichtung der Selbständigkeit ganzer Reiche zugunsten eines europäischen Staatenbundes unter französischer Führung zu erreichen gewesen wäre. Diese politischen Forderungen sind nun wesentlich vom wirtschaftlichen Denken eingegeben, so daß das wirtschaftliche Friedensprogramm Caillaux's dessen eigentlichen Kern und Mittelpunkt ausmacht. Er bezeichnet kurz und knapp als die beiden wesentlichen Aufgaben des Friedens: Finanzielle Sanierung und wirtschaftliche Wiederherstellung. Was er über den ersten Punkt schreibt, ist so prägnant, daß es zweckmäßig ist, diese Partie in vollem Wortlaut zu verbreiten:

„Für die Sanierung der Finanzen gab es nur eine Methode, ohne Frage unter Schwierigkeiten nur zu bewerkstelligen, aber dennoch zu verwirklichen. Man mußte die europäische Schuld verdünnen, sie internationalisieren, und durfte sich dabei nicht schrecken lassen durch den allgemeinen Gesamtbetrag der Anleihen, durfte diesen phantastischen Ziffern kaum Beachtung schenken, durfte als Grundlage nur die Wirklichkeit annehmen, das heißt die jährliche Belastung durch die Zinsen und durch die Amortisierung, mußte diese *Gesamtbelastung* zunächst revidieren und aufs mögliche Maß zurückführen, *um sie dann auf alle Völker zu verteilen* nach Maßgabe ihrer Kräfte und ihrer Verantwortlichkeit, wobei von allen Ländern eine ungleiche, aber wirksame Beteiligung an der gemeinsamen Last durch gleichförmige oder doch in der Struktur gleiche Steuern zu erlangen gewesen wäre. Man mußte beispielsweise zu erlangen suchen, daß in der ganzen Welt eine Besteuerung der Transporte eingerichtet würde, zu verlangen selbst von den fernliegenden Ländern, die an der Erholung Europas interessiert sind.

Man mußte zum allermindesten die Verfügung treffen, daß alle Nationen des alten Kontinentes direkte Einkommen- und Vermögensteuern zu tragen hätten nach einem und demselben Verteilungssystem, in einer Verankerung, die Hinterziehungen vorgebeugt hätte, festzulegen auf verschiedene Ansätze, die auf den besiegten Völkern schwer gelastet, die Sieger und die Neutralen geschont hätten. Die solchergestalt geschaffenen Einkünfte wären dann gesammelt worden und wären verwandt worden für den Zinsendienst und die Sicherstellung der schleunigen Amortisierung sowohl der während des Krieges kontrahierten Schuld wie auch der anderen, die entspringen mußte aus den rechtmäßigen Wiederherstellungen, welche die Besiegten uns schuldig waren. Ein einfaches Schema, das unendliche Modalitäten mit sich zieht, dessen herrschende Ideen man jedoch im Auge behalten muß: Erschaffung einer europäischen Schuld, zusammengesetzt aus den Kriegsschulden und den Wiederherstellungsschulden — finanzielle Deckung, zu erlangen durch Beisteuern von allen Staaten, die so zu berechnen sind, daß die besiegten Völker eine merklich schwerere Last zu tragen haben als die Sieger. — Beteiligung der Neutralen."

Die wirtschaftliche Sanierung erwartet Caillaux von einer Verbesserung der Möglichkeiten zu arbeiten und zu produzieren. Zum mindesten hätten sofort alle wirtschaftspolitischen Vereinbarungen aus der Vorkriegszeit wieder aufleben müssen. Was an ihnen unzulänglich war, hätte verbessert werden sollen, besonders durch allgemeine Bestimmungen über unlauteren Wettbewerb oder mißbräuchliche Ausbeutung der tatsächlichen Monopole. Die Wirtschaftspolitik wenigstens der kontinentaleuropäischen Staaten wäre auf einen Nenner zu bringen gewesen, indem sie alle miteinander anstrebten, den kontinentaleuropäischen Freihandel so bald als möglich herzustellen. Es hätte weiter eine Organisation geschaffen werden können, durch die aus gemeinsamen Kräften der europäische Verkehr wieder hergestellt und auch zu einer reicheren Ausnutzung der in europäischer Erde liegenden Produktionsmöglichkeiten erweitert werden könnte. Die Rohstoffe der Welt überhaupt sollten in eine Art von gemeinsamer Verwaltung und Kontrolle genommen werden. „Im Jahre 1920 gehören die Realitäten der Welt, nicht mehr Europa an. Die Männer von 1870, besser gesagt, die Männer, welche sich die Denkart von 1870 bewahrt oder sie hingenommen haben, sollen sich nur die Augen auswischen. Die Welt angeschaut! Den Blick über die Gegenwart hinausgerichtet! Vielleicht werden sie dann begreifen, daß es Politiker gibt, deren Lehre der ihrigen widerspricht, weil diese Leute ihrem Gesichtskreis keine engen Grenzen gezogen, weil ihr Begriff von den Interessen ihres Landes zu weit ist, als daß sie diese Interessen in eine kurze Zeitspanne einfangen, auf einen engen Winkel in Europa konzentrieren könnten."

Caillaux' Traum spielt um die Entwicklungsmöglichkeiten der Welt, von denen Europa sich nicht durch diesen Frieden hätte ausschließen sollen; was es besaß, hätte Europa in den Dienst größerer Zusammenhänge stellen müssen, um an jenen Zusammenhängen im Wettstreit der großen Mächte zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean zu partizipieren.

Eine napoleonische Idee liegt allen diesen Kritiken und Absichten Caillaux' zugrunde. Sie unterscheidet sich von der des ge-

walttätigen Vorgängers durch den Glauben an die Notwendigkeit und die Möglichkeit politischer Verständigung durch wirtschaftliche Zusammenarbeit; aber sie strebt ebenso wie die Napoleons die Macht an, die Macht, welche Europa unter französischer Führung vereinigen soll. Caillaux ist trotz aller Verbitterung und Kritik am Frieden Clemenceaus Optimist. Er glaubt, daß die Stunde wiederkehren wird; zwar sei Frankreich schrecklich heimgesucht durch den unermeßlichen Menschenverlust; bei alledem verfüge es aber über eine solche Federkraft und es liege eine derartige Macht gebieterischer Ausdehnung in der Seele Frankreichs begründet, daß es immer noch imstande sei, die große ihm zugefallene Sendung zu erfüllen, „die Mission: West- und Mitteleuropa um sich zu scharen. Miteinander zerfallen werden die europäischen Staaten in den Todeskampf treten. Vereinigt unter der moralischen Führung der Lateiner, mit dem Stützpfeiler des an Hoffnung so reichen afrikanischen Imperiums, das Frankreich zu seinem Glück hat gründen können — so werden sie leben und der wirtschaftlichen und finanziellen Dienstbarkeit entgehen können, die sie umlauert; werden sie im wesentlichen ihre vergangene Größe wiedergewinnen können".

England — denkt Caillaux — wird im eigenen Interesse gezwungen sein, sich mit Frankreich auf der Grundlage der Gleichberechtigung zu verständigen, wenn Frankreich eine Politik des Maßhaltens und der Ueberredung verfolgt, mit der es siegen muß. Frankreich soll Gebrauch machen von dem „großen Aktionsmittel, von dem unvergleichlichen Hebel", den die französische Revolution ihm in die Hand gegeben. Unter Proklamierung der wahrhaft französischen Prinzipien, unter erinnerndem Hinweis auf das Ideal von 1791, von 1792, unter Angleichung seiner Taten an seine Worte soll Frankreich die Entfaltung der europäischen Demokratien unterstützen, die es durch „Aussöhnung", durch „Großmut" in seine Richtung, in den „Bannkreis des lateinischen Geistes" zwingen wird. Unzerstörbar ist Caillaux' Glauben an die Kraft, die Frankreich aus aller Welt zuströmen wird von den Ideen des 18. Jahrhunderts und der Revolution. Kein neues Evangelium wird sie „verdunkeln oder verwischen können, da das Evangelium, das unsere Ahnen verkündet haben, den Wesenskern oder den Keim allen Fortschritts enthält". Alle Sympathien, denen Frankreich in der Welt begegnet, bemessen sich nach den Sympathien für die französische Revolution, welche die Revolution der Menschheit war. Auf dem Wege von 1789 wird Frankreich siegen und die Welt nach seinem Bilde neuschöpfen! Trotz allem, was Versailles zerstört hat, kann die Entwicklung nicht aufgehalten werden, und alle Welt wird einem Frankreich dienen, wie es in der Welt sich abgezeichnet hat und wie die Welt es sich vorstellt — dem Frankreich der Revolution!

Ob unseren kontinental-politischen Schwärmern auch dann noch keine Zweifel an ihrem Programm aufsteigen, wenn sie sehen, wie die deutsch-französische Verständigung selbst nach Caillaux' des Gemäßigten Wunsch ausfallen würde? Wer trotzdem an diesem Zukunftsbild Kontinentaleuropas festhält, von dem könnte man beinahe annehmen, daß ihm die französische Führung in diesem neuen politischen Konzern recht sei, daß auch er sich dem „Geist der französischen Revolution" mit Vergnügen unterwerfe und Deutschland zu einer Provinz des romanischen Genius zu erniedrigen wünsche. Von

Gleichberechtigung Deutschlands ist auch in dem kontinental-europäischen Staatenbunde Caillaux' nicht die Rede; im Gegenteil, auch Caillaux träumt von unmittelbarer Erweiterung der französischen Herrschaft und Auflösung des deutschen Machtzusammenhanges. Dieser Politik, hofft er, würde es gelingen, nicht nur den Rhein als natürliche Grenze Frankreichs wiederzugewinnen, sondern auch das westliche Deutschland jenseits des Rheins wie eine Mauer treuer Vasallen des französischen Gedankens um das französische Herz schichten zu können! Der Rest von Deutschland und Mitteleuropa soll dann offenbar Kolonialland werden in einem Sinne, in dem einst das Imperium romanum diese Grenze bis an das Schwarze Meer und über die Donau vorgeschoben hat.

Das Buch von Caillaux beweist unwiderleglich, daß eine politische Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich vielleicht für immer, jedenfalls aber solange ausgeschlossen ist, als Deutschland durch den Frieden von Versailles zur Schwäche verurteilt ist. Erst wenn wir die Fesseln dieses Vertrages von uns abgestreift haben, erst wenn das Blatt der Weltgeschichte sich gewendet hat und wir wieder als souveränes Reich, stark durch die Masse gesunden Volkstums, durch die Kraft unserer Arbeit und durch den Willen zur Wehrhaftigkeit dastehen, wird man von Deutschland aus ein Wort der Verständigung mit Frankreich finden können. Vorher ist alles eitel, bringt jedes gute Wort, von Deutschland aus gesprochen, nichts als Verachtung von Paris heim, wird jeder Versuch zur Bereitwilligkeit ausgebeutet werden zu Betrug und Unterjochung, wird uns mit Haß von Clemenceau oder mit Milde von Caillaux — das ist gleichgültig — eine falsche Wahrheit beigebracht werden, für die der Deutsche nicht geboren ist, und in der er sich selbst verlieren würde.

Aber es sei doch einmal auch heut schon gestattet, die Frage zu untersuchen, ob denn die Einigung des *alten* Europa wirklich im Bereich unserer Wünsche und unserer Entwicklungsmöglichkeiten, ob sie im Zug der Weltgeschichte gelegen ist. Die Zukunft, an die viele der besten Deutschen denken, kennt Europas Grenzen an der Weichsel, von denen Caillaux spricht, nicht. Wir stellen diesem Caillauxschen Traum geradezu den entgegengesetzten gegenüber: während er das alte Westeuropa als selbständigen Block, getrennt vom weiteren Osten, herausarbeiten will, sehen wir auf die große festländische Masse, die mit Sibirien an die Küsten des Stillen Ozeans hinüberreicht und der westlich des Rheins von der Nordsee bis über die Alpen zur Adria hin die *Westgrenze* vorgezeichnet ist, die festländische Masse von Rußland, Mitteleuropa und Deutschland. Die Westgrenze, die — wenn mit freiem Willen der Grenzländer — ungefähr von Antwerpen bis Triest oder Durazzo ziehen wird, scheidet die festländische Masse von der Insel- und Halbinselwelt Europas ab. Was westlich dieser Grenze liegt, bleibt mit dem Ausmaß seiner Meeresküsten der englischen Herrschaft verfallen, was östlich davon sich ausdehnt, das alles ist durch gemeinsame Interessen verbunden zu einem Ganzen, in dem ein jeder Teil seine besonderen Funktionen hat. Die politische Aufgabe eines neu entstehenden russischen Reiches wird die sein, die ungeheuren sibirischen Schätze vor dem Zugriff der gelben Rasse zu retten, in deren Hand sie die Besiegelung ihrer Weltherrschaft bedeuten würden. Der Besitz dieser gewaltigen, bis an den Stillen Ozean reichenden Bodenschätze wird Rußland verpflichten, ein Produktions-

gebiet ohne Gleichen zu werden, zu dessen Erschließung die Arbeit Deutschland notwendig sein wird. Deutschland hat unmittelbar die Aufgabe das, was russische Erde darbietet, was gemeinsame Arbeit umgesetzt hat in Güter, in den großen Welthandel zu verteilen. Deutschland ist berufen, die große festländische Masse gegenüber der alten und neuen Welt zu vertreten. Deutschland wird das Hamburg des Festlandes werden, sein Fenster an den Weltmeeren, der Kopf dieses Riesenleibes, — das ist seine Zukunft!

Stellen wir uns einen Augenblick vor, wie dieses Bild sich verändern würde, wenn Frankreich in den großen festländischen Konzern einbezogen wäre. Frankreichs Lage am offenen Ozean ist ein zweifelloser Vorteil gegenüber Deutschland, das mit seinen Häfen im so und so oft verwünschten nassen Dreieck hängen bleibt. Der ungeheure Strom wirtschaftlichen Lebens würde zweifellos auf seinem Zug von Ost nach West bis zum Atlantik vorstoßen, wenn er bis dahin gewissermaßen im eigenen Bette bleiben kann, wenn keine Grenzwälle ihn in andere Richtung abdrängen. So würde Paris das politische Zentrum der kontinentalen Welt werden, und Deutschland würde sich mit der bescheideneren Rolle eines Mittlers zwischen Ost und West, eines Durchgangslandes, abhängig von Frankreichs Gnaden, begnügen müssen.

Die kontinentalpolitischen Schwärmer hängen an ihrer Idee hauptsächlich aus unerlöstem Gegensatz zu England. Es ist denkbar — auch wir sind der Meinung —, daß die Macht der Tatsachen einer friedlichen Entwicklung nicht genügen wird, um England zur Beschränkung seiner imperialistischen Ansprüche, zur Anerkennung der Gleichberechtigung, zur wirklichen Freiheit der Meere zu veranlassen. Es ist denkbar, daß eine außerordentliche Machtprobe, daß ein letzter Krieg gewagt werden muß. Wer an diesen Krieg denkt, hätte erst recht Veranlassung, über die Bedeutung Frankreichs und seiner Trabanten nachzudenken und sich zu überlegen, ob es sie auf deutsch-russischer oder englischer Seite zu sehen wünscht. Gesetzt den Fall, sie wären auf unserer Seite und wir siegten, der Sieg könnte sehr leicht ein französischer Sieg werden. Vor allem aber, wie sollen wir zu diesem Sieg kommen? In einem Krieg, der unter Wasser, in der Luft, der nirgendwo auf festem Boden sich abspielen wird mit festen Entscheidungen? Wie aber, wenn Frankreich auf Seiten Englands stünde, wenn es möglich wäre, England auf dem Kontinent zu besiegen, wenn es möglich wäre, die Halbinselwelt Westeuropas dem sicheren Zentrum der Masse siegreich anzugliedern? Gerade vom Standpunkt einer kommenden Antinomie gegen England ist die Frage, ob wir uns mit Frankreich auf die Dauer einigen sollen, sehr zu überlegen.

Wappnen wir uns also, sowohl gegen den räuberischen Angriff Clemenceaus und seiner Nachfolger ebenso wie gegen die Ueberredungskunst eines Caillaux. Wappnen wir uns gegen den Eroberungszug des französischen Geistes, des Geistes der großen Revolution mit seiner Pseudowahrheit der Gleichheit, über der sich die Macht Weniger erheben will. Es lohnte sich übrigens zu untersuchen, welche Veränderungen dieser Geist seit hundert Jahren durchgemacht hat und wie er sich im Denken Caillaux' und seiner politischen Partei offenbart. Zweifellos hat gerade Caillaux' Denken viel Elemente aufgenommen, die mit den Prinzipien und Tendenzen der

französischen Revolution wenig mehr gemein haben. Caillaux ist seit langem Anhänger des Wirtschaftsstaates, des technischen Staates, den er in und neben dem politischen zu errichten gedenkt. An die Seite des politischen Parlaments wünscht er das wirtschaftliche zu stellen, in dem Berufe und Stände zur Wahrung ihrer Sorgen das Wort haben sollen. Dieser Gedanke knüpft zweifellos an organische Zusammenhänge und genossenschaftliche Entwicklungen an, über die seinerzeit der atomistische Geist der französischen Revolution schrankenlos sich hinweggesetzt hat. Dasselbe Organisationsprinzip und dasselbe genossenschaftliche Denken zeigt sich auch in Caillaux' weltwirtschaftlichem Programm, in den oben skizzierten Gedanken von einer Steuergemeinschaft der Welt, einer kollektivistischen Verwaltung der Rohstoffe, einer Weltverbundenheit und Weltverpflichtung zum Wiederaufbau des Verkehrs und zur Erschließung von Gütern. All das lebt von einer älteren Tradition, als es die französische Revolution ist, und ist voll von Zukunft und verwandt mit vielem, was bei uns gedacht und versucht wird. Diese Gedankenbahnen Caillaux' sind auch für uns betretbar und werden so zu einer Brücke wenigstens weltwirtschaftlicher Verständigung, um die wir bei aller politischen Reserve freilich nicht herumkommen werden. Der Zustand der Welt ist so krank, daß auch Gegner und solche, deren Wege sonst weit auseinanderlaufen, sich vereinigen müssen, um Gefahren zu überwinden, an denen alle zugrunde gehen müssen. Während aber Deutschland mit gutem Willen mehr als das Menschenmögliche tut, um seinen Teil am Weltunglück wieder gutzumachen, verharrt Frankreich in der Pose des verzogenen und schmollenden Kindes, ohne ein Gefühl von Verpflichtung, ohne eine Spur von gutem Willen, eine andere Arbeit als die des Hasses zu ergreifen. Tatsächlich, die Haßflamme revolutionären napoleonischen Geistes ist das einzige Licht, das die verzerrten Züge dieser alten Nation beleuchtet. Von dieser Flamme lebt der Geist, den auch Caillaux anbetet, und der, wie auch seine Aeußerungen sein mögen, immer derselbe bleibt, radikal und aggressiv dank der von Caillaux gerühmten „Kraft gebieterischer Ausdehnung", die „in der Seele Frankreichs begründet" ist. Hüte dich, Deutschland!

Walther Schotte.

Entgegnung.

In seinem Aufsatze: „Die Hemmnisse der politischen Befähigung der Deutschen und ihre Beseitigung" (Juliheft) macht Herr Professor G. v. Below der Zentrumspartei schwere Vorwürfe! Es liege bei ihr die politische Befähigung brach, es fehle ihr eine eigene politische Haltung, sie verfolge nicht selbständige große politische Ziele, habe keine großen Aufgaben mehr und ließe sich nur von taktischen Gesichtspunkten leiten. Gewiß ist nun auch Taktik für eine politische Partei eine nicht unwichtige Angelegenheit, aber die Taktik ist bei einer politischen Partei nicht anders wie beim Heer die planvolle Durchführung der für den Kampf gegebenen Richtlinien. Was nützt alles Marschieren, Trainieren, Reiten, Schießen usw., wenn es nicht den strategischen Richtlinien untergeordnet, eingeordnet und angepaßt wird? Eine Partei ohne politische Ziele mit nur taktischen Gesichtspunkten erscheint mir wie ein ausgetrunkenes Ei. Wahr ist,

daß die Zentrumspartei hohe ideale politische Ziele verfolgt. Will man gerecht sein, so muß man davon ausgehen, was sie von sich selbst sagt, und dann erst mit der Kritik anfangen, daß diese Ziele von der Partei nicht verfolgt würden oder daß sie nicht dem Volkswohl dienten, ihre Erreichung unnütz, schädlich sei usw.

Was wollte das Zentrum, als Ende der 1880er Jahre der scharfe Kulturkampf aufhörte? Es wollte vollständigen Abbruch der Kulturkampfgesetze, vollständige Religionsfreiheit, welche wir noch lange nicht erreicht hatten, Berücksichtigung des katholischen Volksteils bei Besetzung auch der höheren Beamtenstellen usw.

Was will das Zentrum in der deutschen Republik und im preußischen Freistaat? Es will ein wachsamer Hüter der die Religionsfreiheit sichernden Verfassungsbestimmungen sein. Daß dies notwendig ist gegenüber der Linken, wird wohl zugegeben werden. Daß es auch notwendig ist gegenüber den rechtsstehenden Parteien, behaupten die Mitglieder der Zentrumspartei auf Grund mancher vorgekommenen Tatsachen. (Die Raumnot verbietet eingehendere Darlegungen.) Das Zentrum will mit Gewehr bei Fuß dastehen, um alle die freie Entfaltung christlich-katholischer Betätigung in Kirche und Schule hemmenden Einschränkungen abzuwehren.

Das Zentrum will eine christlich-demokratische Volkspartei sein. Es will die Fortführung und den weiteren Ausbau der sozialen Gesetzgebung im Sinne christlicher Solidarität und bodenständiger vaterländischer Gesinnung und in derselben Tendenz die Entwicklung der Agrar- und Steuergesetzgebung. Das Zentrum will den Ausbau der deutschen Reichsverfassung nach der Richtung der Erstarkung des Reichsgedankens, unbeschadet aller partikularen berechtigten Interessen.

Das Zentrum will, soweit es vereinbar ist mit seinen Grundsätzen, in gemeinsamer Arbeit zusammengehen mit anderen Parteien, nicht aber mit denen, die zum Schaden des Ganzen und zum Nutzen einzelner Vergangenes wieder beleben, und nicht mit denen, die, Feinde des christlichen Namens, unter dem Namen Freiheit unser deutsches Staatswesen zu einem Zuchthause gestalten wollen.

Bezüglich der Stellung zu den feindlichen Staaten und zu den auf Grund des Versailler Vertrages sich erhebenden Fragen will die Zentrumspartei — indem sie sich auf den Boden der Tatsachen stellt, wonach Deutschland sich in einer Art babylonischer Gefangenschaft befindet —, daß alle von Deutschland übernommenen Pflichten, quousque possumus, erfüllt werden, aber auch würdig und entschieden von den Feinden verlangt wird, daß sie ihre uns gegenüber übernommenen Pflichten erfüllen und uns gegenüber die Humanität, Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe betätigen, die sie im Munde führen.

Ziel ist, unter Zurückdrängung aller jetzt im deutschen Volke in die Erscheinung tretenden schlechten Säfte, den guten Kräften in unserem Volke (Arbeitsfreudigkeit, Sparsamkeit, Gottesfurcht — unitis viribus eorum qui bonae voluntatis —) zum Durchbruch zu verhelfen, damit unser Volk aus der Schuldknechtschaft bald erlöst, wieder wohlhabend und geachtet werde bei den anderen Völkern.

Münster. Landgerichtsrat a. D. H. Tophoff.

M. Schwarte: Die Technik im Weltkrieg. Mittler & Sohn. Berlin 1920.

Der Gedanke, die technischen Hilfsmittel des Krieges einem größeren Kreise verständlich zu machen, stammt noch aus der Zeit, wo Deutschlands Heer und Flotte auf der Höhe ihrer Macht standen. Die „Technik im Weltkrieg“ sollte das hohe Lied von deutscher Wissenschaft und Arbeit werden; sollte dem Leser einen Begriff davon geben, in welchem ungeheuren Ausmaß sich der moderne Krieg technischer Errungenschaften bedient; sollte vor allem zeigen, wie ein von allen Rohstoffen abgeschnittenes und entblößtes Volk immer wieder auf Grund seiner hochentwickelten wissenschaftlichen Arbeitsmethoden im rechten Moment sich neue Hilfsquellen erschließt. Mit Recht betont der Herausgeber im Vorwort, daß dieser Gedanke nach dem Zusammenbruch des deutschen Volkes nicht überflüssig geworden ist, sondern erhöhte Bedeutung gewonnen hat. In einer Zeit immer weiter zunehmender politischer und kultureller Zerklüftung unseres Volkes, der sinnlosen Zerstörung und Vernichtung wirtschaftlicher Kräfte und moralischer Werte ist die Erinnerung an die gewaltigen Leistungen, deren das einige deutsche Volk fähig ist, doppelt wichtig und notwendig.

Das Werk behandelt in drei Abschnitten die Kriegstechnik: Die Technik des Landkrieges, die Technik des Seekrieges und die Technik der Heimat. Naturgemäß kann bei der ungeheuren Fülle des Stoffes auf Vollständigkeit kein Anspruch gemacht werden, aber trotzdem scheinen einige Gebiete etwas schlecht weggekommen zu sein. So hätte z. B. das Nachrichtenwesen eine etwas ausführlichere Darstellung verdient. Auf die Bedeutung der Elektronenröhre als Verstärker und Schwingungserzeuger, die seit Ende 1917 fast das gesamte Nachrichtenwesen beherrschte und zu immer neuen Methoden der Nachrichtenübermittlung und des Abhörens führte, ist kaum eingegangen. Auch bei der Technik des Seekrieges vermißt man in einigen Punkten ein wirkliches Eingehen auf die Dinge, was bei dem Umfang der Darstellung doch wohl hätte möglich sein sollen. (Es sei vergleichsweise nur auf die trotz ihrer Allgemeinverständlichkeit technisch geradezu mustergültigen Aufsätze des nun leider nicht mehr erscheinenden Jahrbuchs für Deutschlands Seeinteresse hingewiesen.) Ähnliches gilt auch von der Technik der Heimat. Dem Interesse des Lesers hätte es sicherlich mehr entsprochen, wenn statt der Schilderung des Umfangs, des Kraftverbrauches usw. der großen chemischen Werke, die ja doch aus Zeitungsnotizen hinlänglich bekannt sind, auf die eigentlichen Verfahren der Stickstoffgewinnung und der anderen sehr wichtigen, durch den Krieg zu ungeahnter Höhe entwickelten elektrochemischen Verfahren eingegangen worden wäre. Bezogen auf den Gesamtinhalt des Buches, bedeuten, wie hier ausdrücklich betont werden soll, die erwähnten Ausstellungen nur kleine Mängel, durch deren Hervorhebung der Wert des Werkes in keiner Weise geschmälert sein soll. Vorzüglich sind die 24 Tafeln, die als Anhang beigegeben sind. Möge das Buch weiteste Verbreitung finden! A. H.

Rudolf Stammler, Sozialismus und Christentum. Felix Meiner, Leipzig 1920.

Das Buch kann fürs erste als eine gute Einführung in grundlegende Fragen der Sozialwissenschaft bezeichnet werden. Es behandelt kurz die bedeutsamsten geschichtlichen Erscheinungen der sozialen Bewegung sowie die allgemeine Bedeutung des Sozialismus und versucht eine Theorie der sozialen Frage an der Hand einer Kritik der Grundlagen des Marxismus. Darüber hinaus setzt es die Ideen des neueren wirtschaftspolitischen Sozialismus in Beziehung zu den sozialen Gedanken des Christentums und zu den auf dieses aufgebauten sozialethischen Fortbildungs- bezw. Realisierungsversuchen. Somit steht das vielfach anregende und belehrende Buch in engster Beziehung zu den Problemen, die das geistige Leben der Gegenwart erfüllen, und dürfte sich insbesondere den Dank der noch Werdenden erwerben.

J. Gr.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Beckhaus, Käte. Das Karussell. Globus-Verlag. Berlin 1921. Gebd. 25 M.

Briefs, Goetz. Untergang des Abendlandes. Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Verlag Herder. Freiburg i. Br. 1920. 7,50 M.

Bauer. Der große Krieg in Feld und Heimat. Osiandersche Buchhandlung. Tübingen 1921. 48 M.

v. Eckardstein, Frhr. Herm. Die Isolierung Deutschlands Paul List. Leipzig. Geh. 22 M., geb. 28 M.

Eulenberg, Herbert. Der Guckkasten. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1921. Geh. 30 M.

Federn, Karl. Dante und seine Zeit. Alfred Kröner. Stuttgart 1921.

Flaischlen, Cäsar. Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck. Egon Fleischel & Co. Berlin 1921. 12 M.

Freyer, Hans. Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken. Wilhelm Engelmann. Leipzig 1921. Geh. 26 M.

Girgensohn, Karl. Der Rationalismus des Abendlandes. L. Bamberg. Greifswald 1921.

Grisebach, Eberhard. Die Schule des Geistes. Max Niemeyer. Halle 1921.

Haas, Wilhelm. Die Psychische Dingwelt. Friedrich Cohen. Bonn 1921. 28 M.

Hefele, Hermann. Dante. Fr. Frommanns Verlag. Stuttgart 1921. Brosch. 25 M., gebd. 32 M.

Holitscher. Drei Monate in Sowjetrußland. Verlag S. Fischer.

Jahresberichte der Preuß. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1920. Ministerium für Handel und Gewerbe. Berlin 1921.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.